This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 65ST 9

HARVARD DEPOSITORY
BRITTLE BOOK

Digitized by Google

Kg 6
458

Digitized by Google

Digitized by Google

Lebensbilder

aus der

christlichen Kirchengeschichte.

Band II.

Berlin, 1870.

Verlag des Evangelischen Büchervereins.

Oranienstraße 106.

Für den Buchhandel

bei Wiegandt & Grieben in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

911
L442l
v. 2

Vorwort.

Wegen der Wahl der Lebensbilder aus der christlichen Kirchengeschichte, deren zweiter Band nun vollendet vorliegt, muß ein Wort der Rechenschaft demselben vorangeschickt werden. Es verstand sich von selbst, daß nur hervorragende Persönlichkeiten ins Auge gefaßt werden durften, deren Zahl sich nach den verschiedenen Zeiträumen in der Weise richtete, daß aus dem Mittelalter mehr genommen wurden als aus den ersten acht Jahrhunderten, und wiederum aus den letzten drei eine größere Schaar als aus denen zwischen Karl dem Großen und Martin Luther. Ferner wiesen die einzelnen Wendepunkte, Richtungen und Kräfte den Weg, wie sie zu den verschiedenen Zeiten gegeben wurden und jetzt vorliegen. Sie zeigten diejenigen, welche als Vertreter und Träger der großen Gedanken dessen, der die ganze Welt und die Kirche im besonderen regiert, eine Darstellung erheischten. Hierbei ist allerdings die wohlthuende Seite herausgekehrt worden; das Dunkel und die Mißbildung ward nur nebenbei besprochen. In einem Deutschen Buche dieser Art mußte sich aber endlich auch der Zug geltend machen, daß ohne gänzliche Vernachlässigung der andern Kirchengemeinschaften dennoch vornehmlich ausgezeichnete Glieder der Kirche Deutschlands mit Vorliebe geschildert wurden, ins-

Digitized by Google

besondere diejenigen, an deren Schriften wir uns noch immer erbauen.

Es liegt auf der Hand, wie nach solchen Grundsätzen die Zahl der zu wählenden Personen von andern anders bestimmt werden könnte, und ist sich dessen der Evangelische Bücherverein sehr wohl bewußt, daß verschiedene Wünsche in Bezug auf Ergänzung werden laut werden. Auch verschließt er sich der Einsicht nicht, daß es nur zum Vortheil des Werkes ausschlagen würde, wenn eine Vervollständigung statthätte. Demgemäß bittet er die Leser, mit dem, was sie vermissen, nicht zurückzuhalten, damit bei einer neuen Auflage erwogen werden könne, welche Zusätze noch zu machen wären.

Der HErr der Kirche aber, welcher sich in dem Gange seines Reiches ebenso wie in dem Leben jedes seiner Jünger verherrlicht, lasse auch diese Darlegung seiner Wege an vielen Herzen gesegnet sein!

Digitized by Google

Martin Luther.

In der Nacht vor dem 31. Oktober 1517 hatte Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, auf seinem Schlosse zu Schweinitz einen Traum, den er selbst also beschreibt: „Nach Mitternacht träumte mir, wie der allmächtige Gott einen Mönch zu mir schickte, der hatte zu Gefährten alle liebe Heiligen, die sollten dem Mönch ein Zeugniß geben, daß er ein wahrhaftiger Gesandter Gottes sei, und Gott ließ mir gebieten, ich sollte dem Mönch gestatten, daß er mir etwas an meine Schloßkapelle schreiben dürfe, es würde mich nicht gereuen. Ich ließ ihm nun sagen, er möchte schreiben, was ihm geboten wäre. Darauf fieng der Mönch an zu schreiben und machte so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweinitz — acht Stunden von Wittenberg — erkennen konnte. Er führte auch eine so lange Feder, daß ihr oberes Ende bis gen Rom reichte und einem Löwen, der zu Rom lag, in ein Ohr stach, auch die päpstliche dreifache Krone erschütterte, daß sie anfieng zu wackeln und herunterfallen wollte. Darüber brüllte der Löwe so greulich, daß alles herbeilief, um zu erfahren, was geschehen wäre, und der Papst begehrte, ich sollte dem Mönch wehren, weil er sich in meinem Lande aufhalte. Wir bemühten uns nun sehr, dieses Mönches Feder zu brechen; aber je mehr wir uns bemühten, desto mehr starrte und knarrte sie, wie wenn sie von Eisen wäre, also daß es mir in den Ohren wehe that und durchs Herz gieng. Endlich wurden wir müde und ließen ab, weil wir befürchteten, der Mönch könne mehr als Brot essen; doch ließ ich ihn fragen, wie er zu dieser festen Feder gekommen sei. Er ließ mir sagen, sie komme von einer hundertjährigen böhmischen Gans, daß sie aber so fest wäre, käme daher, daß

Digitized by Google

man ihr den Geist nicht nehmen noch die Seele herausziehen könne."

Was hier erzählt wurde, ist vielleicht eine Mischung von Wahrheit und Dichtung; aber auch was die Dichtung der Wahrheit hinzugefügt, ist eine Hülle höherer Wahrheit. Der Mönch mit der festen Feder ist unser Martin Luther, der mehr konnte als Brot essen, nämlich das Brot des Lebens allen geben, die danach hungerten im deutschen Lande, und so weit es ein christliches Volk giebt auf Erden. Ueber sein reiches Leben in Kürze zu berichten, ist freilich eine schwere Aufgabe, um so schwerer, als es nicht äußere in die Augen fallende Thaten sind, die er geübt in menschlicher Kraft, sondern Thaten des Geistes, die er vollbracht im Namen und in der Kraft des HErrn. Der aber Kraft gab, so großes und gewaltiges zu thun, wird auch den Schwachen stärken, in Einfalt davon zu berichten.

Luther war recht eigentlich ein Mann des Volks, schon seiner Geburt nach. Sein Stammbaum zeigt nicht Namen berühmter Ahnen. Luther selbst sagt: „Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen;" Bauern aus einem der kernhaftesten Stämme des deutschen Volks, dem Thüringischen. Im Dörfchen Möra bei Eisenach hatten seine Eltern gelebt, waren aber um des leichteren Erwerbes willen kurz vor Luthers Geburt von da nach Eisleben am Harz, im Gebiete der Grafen von Mannsfeld, gezogen, wo nun der Vater — Hans Luther — als Berghauer arbeitete. Da erblickte das Kind am 10. November nach Christi unseres Heilandes Geburt im 1483sten Jahre das Licht der Welt und wurde am andern Tage in St. Peters Kirche auf den Namen der heiligen Dreifaltigkeit christlich getauft und Martinus genannt, weil an diesem Tage St. Martins Fest war.

Luthers Jugend war eine harte. Denn so ehrbar, fromm und treu, so ernst und streng war der Vater Hans Luther und die Mutter Margarethe. Sie schonten beide der Ruthe nicht und straften und stäupten, wie Martin selber klagt, nicht immer so, daß — wie es sein soll — „der Apfel bei der Ruthe lag". Jedenfalls aber meinten sie es gut und treu, und da der Vater durch Fleiß und Sparsamkeit in eine bessere Lage kam, und, später nach Mannsfeld gezogen, daselbst um seines Verstandes

Digitized by Google

und seiner Rechtschaffentheit willen sogar Rathsherr wurde, so ward gewissenhaft dafür gesorgt, daß der Knabe etwas tüchtiges lernte. Wir finden ihn frühe in einer sogenannten lateinischen Schule, wo er die zehn Gebote, den Kinderglauben, das Vaterunser und manches feine geistliche Lied fleißig trieb und übte und zugleich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lernte. Im vierzehnten Lebensjahre wurde der Knabe in eine höhere Schule nach Magdeburg geschickt, wo er sich freilich gar mühselig behelfen und nach damaliger Sitte den „Brotreigen" singen mußte, d. h. als Chorschüler von Haus zu Haus gehen, um „ein Stück Brot um Gottes Willen" zu gewinnen. Nur ein Jahr blieb Luther zu Magdeburg; darnach wendete er sich nach Eisenach, wo die Mutter liebe Verwandte hatte, und triebs dort ebenso: fleißig in der Schulstube, emsig im Gesange auf der Straße, bis eine gottesfürchtige Matrone — Frau Kotta — den Knaben zu sich an den Tisch nahm, weil sie um seines Singens und herzlichen Gebetes willen, das sie in der Kirche beobachtet, eine mütterliche Zuneigung zu demselben trug. Vier Jahre weilte Luther zu Eisenach unter der geistigen Pflege eines wackeren Lehrers, Johannes Trebonius, den er später um seines Verstandes und seiner Lehre willen oft noch rühmte.

Im Jahre 1501 sendeten seine Eltern den achtzehnjährigen Jüngling auf die Hochschule zu Erfurt, welche damals in hohem Ansehen stand. Dennoch fehlte auch dort wie überall, wo Rom herrschte und römischer Geist, das eine, was noth ist. Die Wahrheit, welche frei macht, war gebunden durch die Fesseln einer falsch berühmten Kunst (1 Tim. 6, 20), einer Spitzfindigkeit ohne Tiefe, Verstandesspielerei ohne Herz und Leben. Dennoch übte sich Luther in den Formen und Formeln dieser Kunst, und auch das war ihm förderlich und dienlich, um später die Meister derselben zu überwinden. Seine Seele aber durstete nach reinerem und frischerem Wasser, und da er seine Arbeit täglich mit Gebet anfieng, so ließ der HErr dieselbe auch nicht vergeblich sein und führte ihn durch seinen Geist bald aus der Wüste in seinen Weinberg. Der strebsame Jüngling war häufig in der Universitäts-Liberei (Bibliothek). Da er nun einmal die Bücher fein nach einander besah, kam er über eine lateinische Bibel, die er zuvor bis ins zwanzigste Jahr seines Lebens nie gesehen. Da vermerkte er mit großem

Digitized by Google

Verwundern, daß viel mehr Text, Episteln und Evangelien darin waren, denn man in gemeinen Postillen und in der Kirche auf den Kanzeln pflegte auszulegen. Nun fieng er eilend mit herzlicher Lust und Freude an zu lesen, und weil ihm so vieles neu war, fieng er vom Grunde des Herzens an zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheeren. Und dieser Gott hat noch mehr gethan: Er hat ihn zum Meister dieses Buches gemacht, wie kein anderer vor ihm gewesen ist und auch keiner nach ihm. Dazu hat Er ihn bewahrt in mancher Gefahr und Anfechtung. So verfiel Luther um diese Zeit in eine schwere und gefährliche Krankheit, von der er nimmer zu genesen hoffte. Ein alter Priester aber, der ihn besuchte, sprach ihm tröstlich zu: „Mein Bakkalaurее," — so heißen die, welche den ersten Grad der akademischen Würden erlangt hatten — „seid getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute trösten wird."

Im Jahre 1505 erlangte Luther, dessen Geistesgaben die Verwunderung der ganzen Universität zu erregen anfiengen, die Magisterwürde und legte sich nach dem Rathe seiner Verwandten auf das Studium der Rechte. Aber Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, wollte dieses Rüstzeug anderswo benutzen. Wir wissen nicht genau, welche Mittel und Wege Er dazu gebraucht hat. Nur das scheint gewiß, daß Luther durch den gewaltsamen Tod eines Jugendfreundes in seinem Innersten tief bewegt und gewaltig zur Frage hingetrieben wurde: „Was soll ich thun, daß ich selig werde." Daß dieser Freund Alexius geheißen und an seiner Seite vom Blitz erschlagen worden sei, ist unverbürgt. Die schmückende Sage hat zur Geschichte mancherlei hinzugethan. Die Antwort auf die große Frage gab sich Luther selbst im Geiste seiner Zeit. Er that ein Gelübde: er wollte ins Kloster gehen, Gott allda dienen und Ihn mit Messehalten versöhnen und die ewige Seligkeit verdienen mit klösterlicher Heiligkeit. Nicht gern und willig, wie er selbst sagt, ward er ein Mönch, sondern mit Schrecken und Angst des Todes eilend umgeben gelobte er ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Mußte dem kühn aufstrebenden Jüngling dieser Schritt doch darum sehr schwer werden, weil er wußte, daß seine ganze Familie, besonders aber sein

Digitized by Google

Vater dagegen war. Der vergoß mit der Mutter Margarethe bittere Thränen, als der Sohn ihnen den Schritt anzeigte und dabei den Magisterring überschickte, an den so viele Hoffnungen geknüpft. Nur nach langem Widerstreben willigte der Vater endlich ein und sprach: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe!“

Im Kloster gieng es Luther gar hart. Die Mönche luden ihm als einem Neuling viel schmutzige und gemeine Arbeiten auf, daß er mußte Kustos und Kirchner sein und die Gemächer reinigen, gaben ihm auch einen Bettelmönch zu und sprachen unverholen: „Mit dem Sack durch die Stadt! Mit Betteln und nicht mit Studieren reichert man die Klöster.“ Eins aber ließ sich unser Martinus nicht nehmen — den Umgang mit der ihm so lieb gewordenen Bibel. Auf seine Bitte hatte er von den Mönchen eine solche erhalten, natürlich in lateinischer Sprache, und durch die Fürsprache des Augustiner-Provincials Dr. Johann Staupitz wurde ihm auch etwas Zeit zum Studieren. Da saß er nun oft tagelang bei dem theuren Buche, ließ sich auch im Forschen und Sinnen nicht irre machen, wenn die Klosterbrüder seine Liebe zum Wort nicht theilten und verstanden, und selbst sein Lehrer im Kloster, Dr. Usingen, zu ihm sagte: „Ei, Bruder Martine, was ist die Bibel! Man soll die alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Weisheit aus der Bibel gesogen. Die Bibel richtet allen Aufruhr an.“ Nachdem Luther sein Novizenjahr beendigt und sein Mönchsgelübde abgelegt hatte, ward er im Jahre 1507 zum Priester geweiht und las am 2. Mai, als am Sonntage Cantate, seine erste Messe. Der alte Vater war dabei gegenwärtig, aber mit sehr getheiltem Herzen, indem er meinte, daß das Gebot des HErrn: „Ehre Vater und Mutter!“ dem Sohne doch mehr hätte gelten müssen als alle mönchische Heiligkeit. Mit dieser nahm es übrigens Luther so ernst, daß er später von sich sagen konnte: „Wahr ists, ein frommer Mönch bin ich gewesen und so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein kommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben; denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.“ Weit entfernt aber, daß

Digitized by Google

sein ruheloses Herz mit solch eigenem Rennen und Laufen den Frieden erjagt hätte, kam er oft der Verzweifelung nahe, und das Gefühl des göttlichen Zorns drückte ihn schier zu Boden. Da war es gewiß ein großer Segen für unseren armen Mönch, daß ihm der treue Gott einen Mann wie Johann Staupitz als väterlichen Freund und Berather zur Seite gestellt hatte. Der zeigte ihm, daß die hohen und gewaltigen Anfechtungen, die ihn umstürmten, nur dazu dienten, ihn ganz in die Arme des Sünderheilands zu treiben. „Ihr wollt," sagte er zu ihm, „ihr wollt ein erdichteter Sünder sein und Christum für einen erdichteten Heiland halten. Gewöhnt euch daran, daß Christus der wahrhaftige Heiland und ihr ein wirklicher Sünder seid. Gott spielt kein Schattenspiel und scherzet nicht, da Er seinen Sohn uns sendet und für uns dahin giebt." Neben Staupitz erwähnte Luther oft mit großen Ehren und herzlichem Danke einen alten Klosterbruder, der, als er ihm seine Anfechtungen klagte, ihn auf das apostolische Glaubensbekenntniß verwies, wo es heißt: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden." Es traf dieses Wort wie der Pfeil eines Starken mitten in sein Herz hinein, und unter gewaltigen Kämpfen wurde und blieb das Wort die gute Wehr und Waffe seiner Ritterschaft: „der Gerechte wird seines Glaubens leben!" — Gewiß ist auch das als eine besondere Führung und Fügung des HErrn anzusehen, daß es gerade ein Augustinerkloster war, in welches Luther eintrat. War doch der alte Kirchenlehrer, von dem dieser Orden den Namen hat, gerade derjenige, der namentlich in seiner Auslegung der Psalmen und in dem Buche „vom Geist und Buchstaben" die reine evangelische Lehre von der Buße und dem Glauben, die Hauptpunkte der Heilsordnung, am reinsten und treusten bewahrt hat. So hat sich der HErr sein erwähltes Werkzeug auch zuzubereiten gewußt, um das Banner der freimachenden Wahrheit wieder aufzurichten zum Heil und Trost des christlichen Volks.

Das Licht, welches in der einsamen Klosterzelle in das Herz eines armen Mönches hineingefallen war, sollte nun bald auf einen Leuchter gestellt werden, um mächtig hineinzuleuchten in die Finsterniß der Zeit. Im Jahre 1502 hatte der Kurfürst Herzog Friedrich von Sachsen, den die Nachwelt mit dem Namen „des Weisen" geschmückt hat, vornehmlich durch Dr. Johann

Digitized by Google

Staupitz die Universität Wittenberg aufrichten lassen. Sie sollte besonders zur Neubelebung der tiefgesunkenen theologischen Wissenschaft dienen, und dazu schien Bruder Martinus, an dem der Provincial eine sonderliche Geschicklichkeit und ernstliche Frömmigkeit verspürt hatte, vor allen geeignet. So wurde er denn im Jahre 1508 ins Kloster nach Wittenberg versetzt, und ihm zunächst der Lehrstuhl der Weltweisheit angewiesen. Das war freilich nicht ganz nach dem Sinne Luthers. Viel lieber hätte er die Theologie gelehrt, welche „den Kern der Nuß, das Mark des Weizens und das Mark der Knochen erforscht". Aber Martinus wußte sich in Gottes Wege zu schicken: „Gott ist Gott," sagte er; „der Mensch gehet oft, ja allezeit mit seinem Urtheil fehl. Das ist unser Gott; Er leite uns selbst nach seiner Freundlichkeit in Ewigkeit!" So war denn auch wirklich die Weltweisheit für Luther nur ein kurzer Durchgang zur Gottesgelehrtheit. Schon im Jahre 1509 wurde er zum ersten theologischen Grade eines Meisters der Schriftauslegung zugelassen, und nun fieng er an die falsch berühmte Kunst der Weltweisen mit aller Kraft und Schärfe zu bekämpfen, so daß Dr. Mellerstadt, dem die Pflege der neuen Hochschule mit vertraut war, oftmals sagte: „Der Mönch wird alle Doktors irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Römische Kirche reformieren."

Vom Predigen hatte sich Luther bis dahin fern gehalten; denn es erschien ihm als eine gar schwere Sache „an Gottes Statt mit den Leuten zu reden", und nur der bestimmte Befehl seines Oberen Johann Staupitz konnte ihn dazu bringen. Das Kirchlein aber, in dem er seine Erstlinge darbringen mußte, war gar klein und dürftig. „Mitten im Augustinerkloster zu Wittenberg stand eine alte Kapelle von Holz, mit Lehm geklebt, sehr baufällig und von allen Seiten gestützt, etwa dreißig Schuh lang und zwanzig breit. Sie hatte ein kleines altes Emporkirchlein, worauf mit Noth zwanzig Menschen stehen konnten. An der Wand gegen Mittag war ein Predigtstuhl von alten ungehobelten Brettern, etwa anderthalb Ellen hoch von der Erde. In Summa, es hatte allenthalben das Ansehen, wie die Maler den Stall in Bethlehem malen, darin Christus geboren war. In dieser armen und elenden Kapelle nun hat Gott sein heiliges Evangelium und das liebe Kind JEsum lassen

Digitized by Google

neu geboren werden, auswickeln und aller Welt zeigen. Bald aber war diese Kirche zu enge, und es ward Luther befohlen, in der Pfarrkirche zu predigen, und also ward das Kind JEsus auch in den Tempel gebracht." So erzählt Luthers Freund Mykonius. Wir brauchen nicht erst zu berichten, was Luther der Gemeinde verkündete. Das Grundthema war: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" Es war ihm, als ob eine Stimme ihm fort und fort dieses eine Wort zuriefe, und es hat ihn dasselbe begleitet auf allen seinen Wegen, in allen seinen Arbeiten und Kämpfen. Zunächst auf dem Wege nach Rom, wohin er im Jahre 1510 von seinem Konvent in Klostergeschäften geschickt wurde. Dieser Weg war für sein ganzes Leben entscheidend. Er hatte sich noch immer nicht von dem Gedanken freigemacht, daß man durch den Besuch der heiligen Orte Trost und Ruhe für sein Gewissen finden könne, und als er zuerst die alte Weltherrscherin Rom erblickte, fiel er zur Erde nieder und sprach: „Sei mir gegrüßt, Du heiliges Rom!" Was aber fand er da? Eine gräuliche Mischung von frechem Unglauben und wüstem Aberglauben, Priester, die um die Wette die Messe lasen und dann bei üppigen Gelagen über das blinde Volk spotteten. Luther aber machte auch da heiligen Ernst. Um Gott den HErrn zu versühnen, rutschte er auf den Knieen die Stufen an der Pilatusstiege empor; aber mitten unter solchem Werke war ihm nicht anders zu Muthe, als wenn ihm eine gewaltige Donnerstimme zurief: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" Nach Wittenberg zurückgekehrt, ward es ihm nun immer gewisser, was Gerechtigkeit Gottes sei, und wie sie im Glauben zu ergreifen; und nun war es ihm, als sei ihm „eine weite Thür ins Paradies" aufgethan, und „die liebe heilige Schrift sah ihn ganz anders an denn zuvor." War ihm Christus früher als ein schrecklicher Richter erschienen, von dem er sagte: „Wenn ich Ihn erblickte am Kreuz, so dünkte mich, Er sei mir als ein Blitz; ich erschrak, wenn ich sein Bildniß sah und schlug die Augen nieder" — so sah er in Ihm nun seine Gerechtigkeit und gieng gehorsam in die evangelische Heilsordnung ein. Seine Predigten wurden immer gewaltiger; denn er verkündete nicht gelerntes sondern erfahrenes und gab der Gemeinde nicht Ansichten, Gedanken, sondern er gab ihr sein Herz,

Digitized by Google

in dem der Heiland selbst ruhte. So war Luther durch Gottes Führung bereitet und zugerüstet für den großen Kampf, der ihm bevorstand, in den er hineintrat nicht nach eigener Wahl sondern berufsmäßig, von seinem Gewissen gedrungen.

Es war dieser Kampf im Anfange keineswegs gegen die gesammte Römische Irrlehre oder gegen den Papst, am allerwenigsten aber gegen die Kirche als solche gerichtet; es handelte sich nur um einen Punkt, um die Lehre vom Ablaß. Zu der Zeit, als Luther unter ernstem Gebet und treuer Forschung immer mehr wuchs an Weisheit und Gnade, wurde in der Umgegend von Wittenberg von dem Dominikanermönch Tetzel auf die schaamloseste Weise Ablaß ausgeboten. Es ist gewiß, daß dieser Mönch mit seiner Predigt weit über die Lehre der Römischen Kirche hinausgieng. Die Kirche hat nie ausdrücklich gelehrt, daß die Sünde um Geld erlassen werde; sie hat gelehrt, daß auf Grund der von Christo gestifteten Versöhnung und in Kraft der von Ihm der Kirche verliehenen Macht die Schuld der Sünde erlassen werde, aber nicht zugleich auch die Strafe. Zwar verwandele Gott die vorige Strafe bei dem bußfertigen Sünder in göttliche Strafen, aber für diese müsse der Mensch genug thun durch gute Werke, wie der Priester im Namen der Kirche sie ihm auflege. Aber auch für diese Genugthuung könne die Kirche Ablaß ertheilen, und zwar auf Grund der Gemeinschaft, in welcher die Glieder der christlichen Kirche unter einander stehen. Nun sei in den Leistungen der sogenannten Heiligen, die mehr gethan hätten, als sie zu thun schuldig waren, ein Schatz solcher Leistungen vorhanden, und aus diesem Schatze könne die Kirche den einzelnen, die dessen bedürfen, mittheilen. Ja es könnten auch die Leistungen der Lebenden und der Ablaß den Verstorbenen im Fegefeuer zu Gute kommen, um für sie die Genugthuungen zu ersetzen, die hier nicht oder nicht in genügendem Maße geleistet wurden. Das war die eigentliche Lehre vom Ablaß, unevangelisch und schriftwidrig genug, wie man sieht; aber unter den unreinen Händen und Lippen der Ablaßkrämer wurde sie noch viel seelenverderblicher.

Ein Tetzel lehrte geradezu: „Der Ablaß mache den Menschen reiner als die Taufe, ja reiner als Adam im Stande der Unschuld gewesen; das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen

Digitized by Google

vermöge so viel wie Christi Kreuz." Er gab Brief und Siegel, daß auch die Sünde solle vergeben sein, die einer noch Willens wäre zu thun. Der Papst, sagte er, hätte mehr Macht denn alle Apostel, alle Engel und Heiligen, auch Maria die Jungfrau selbst; denn diese alle wären unter Christo, aber der Papst wäre Christo gleich. Ja nach der Himmelfahrt hätte nun Christus nichts mehr zu regieren bis auf den jüngsten Tag: sondern hätte solches alles dem Papste als seinem Statthalter befohlen. Das waren die gotteslästerlichen Reden jenes Dominikaners, und sie fanden bei dem gemeinen Haufen, der sich den schmalen Weg zum Leben so gern breit zu machen sucht, nur zu viel Anklang. Die Beichtstühle wurden leer, und die, welche dahin kamen, wollten nicht von Herzen Buße thun sondern beriefen sich ihrem Beichtiger gegenüber auf ihre „Papstbriefe und tetzelische Gnade und Ablaß." Daran aber wollte sich Luther nicht kehren sondern berief sich auf den Spruch: „Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle also umkommen!" St. Luc. 13, 3. Darüber ward Tetzel, der sich eben zu Jüterbogk aufhielt, gar zornig, wüthete, schalt und maledeiete gräulich auf den Predigtstuhl und drohte mit Ketzermeistern, und das waren ja seine Klostergenossen, die Dominikaner. Luther wandte sich seinerseits an den Erzbischof Albrecht von Mainz, auch Bischof von Magdeburg, ohne zu wissen, daß dieser selbst den Marktschreier Tetzel gedungen hatte und von dessen Krame auch seinen Seckel füllte. Natürlich erhielt er keine Antwort, und nun that er jenen Schritt, der unter Gottes Fügung der Anfang einer Bewegung wurde, welche die Kirche Roms bis in ihre Grundfesten hinein erschütterte und dem Reiche Gottes eine ganz neue Gestalt gab unter den Völkern der Erde.

Am Vorabend des Festes Aller Heiligen schlug er an die Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Sätze von der Kraft des Ablasses an, um darüber mit jedermann mündlich oder schriftlich zu disputieren. Dieser Tag — gewissermaaßen der Geburtstag einer neuen Zeit — war der 31. October 1517. Daß die Reformation gerade mit Verhandlungen über den Ablaß beginnt, ist nicht zufällig, als ob jede andere Frage eben so gut hätte Anlaß bieten können. Ein Blick auf die erste der Thesen zeigt das schon. Sie lautet: „Da unser Meister und HErr JEsus Christus spricht: Thut Buße! will

Digitized by Google

Er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße sein soll." Mit der Predigt: Thut Buße! hat Johannes der Täufer begonnen, hat der HErr selbst den Anfang seiner Kirche gemacht, mit diesem Rufe beginnt auch die Reformation der Kirche. Die für das Auftreten des Christenthums grundlegende Predigt ist auch grundlegend für seine Erneuerung. Mit dem Wesen der wahren Buße wird auch das Wesen des rechtfertigenden Glaubens verkannt, und diese Verkennung ist der Grundschaden der römischen Lehre. Von den übrigen Thesen dürften folgende die wichtigsten sein: 6. „Der Papst kann keine Schuld vergeben denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei." — 21. „Die Ablaßprediger irren, die da sagen, daß der Mensch durch des Papstes Ablaß von aller Strafe los und selig werde." — 32. „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein." — 50. „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß so sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut sein." 62. „Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes." — 92. 93. „Mögen daher alle Propheten hinfahren, die da sagen zur Gemeine Christi: Friede, Friede, und ist doch kein Friede; — den Propheten aber müsse es wohlergehen, die da sagen zur Gemeine Christi: Kreuz, Kreuz und ist doch kein Kreuz."

Das war der Anfang des Streits, wobei sich Luther noch nichts von einer künftigen Aenderung der Kirchengebräuche träumen ließ und nicht einmal den Ablaß ganz verwarf sondern nur auf Beschränkung des Mißbrauchs drang. Den Papst hielt er noch in vollen Ehren, wie er selbst sagt: „Ich räumte dem Papste in vielen und hohen Artikeln nicht nur viel ein sondern betete ihn auch mit rechtem Ernste willigliche an." „Wer war ich," rief er, „wer war ich elender, verachter Bruder, der dazumal mehr einer Leiche denn einem Menschen ähnlich, der sich sollte wider des Papstes Majestät setzen, für welchem nicht allein die Könige auf Erden und der ganze Erdboden, sondern auch Himmel und Hölle (daß ich so rede) sich entsetzten, und allein nach seinen Winken sich alle richten mußten." So war

Digitized by Google

es auch nicht Luthers Absicht und Wunsch gewesen, seine Sätze weit zu verbreiten; er wollte sie nur mit wenigen in seiner Nähe besprechen, um sie dann, je nachdem das Urtheil ausfiele, entweder zu vernichten oder herauszugeben. Aber Gott selbst nahm die Sache in seine Hand, und so kam es ganz anders. „Ehe vierzehn Tage vergiengen," erzählt Mykonius, „waren die Thesen das ganze Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenmeister und trügens vor aller Menschen Augen." Bald gewann auch Luther die feste und fröhliche Zuversicht, daß, was er in Gottes Namen angefangen, durch seinen Rath fortgehen werde. Als seine nächsten Ordensvorgesetzten über den Jammer klagten, den er über sich selbst und den ganzen Orden bringen würde, antwortete er: „Lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ists bald gefallen, ists aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselbigen machen." Auch schrieb er an seinen väterlichen Freund Staupitz: „Wer arm ist, fürchtet nichts; denn er kann nichts verlieren. Und nehmen sie mir mit Gewalt oder List meinen armen schwachen Leib, weil sie meinen, sie thuen Gott einen Dienst damit, so machen sie mich vielleicht um eine oder zwei Stunden meines Lebens ärmer. Ich habe an meinem süßen Erlöser und Mittler genug. Ihm will ich singen, so lange ich lebe. Will aber jemand nicht mit mir singen, was gehet es mich an, so mag er denn für sich allein heulen."

Bald erhoben sich nun von allen Seiten Vertheidiger des Ablasses: Tetzel, der in Frankfurt an der Oder schnell die akademischen Würden angenommen hatte; Sylvester Prierias, der oberste Büchercensor in Rom, der mit vornehmer Lässigkeit den unbekannten Mönch leicht zum Schweigen bringen zu können glaubte; Jacob von Hoogstraten, ein gefürchteter Ketzerrichter zu Cöln, der mit Feuer und Schwert gegen den kühnen Doctor zu verfahren drohte; endlich Dr. Johann Eck, Prokanzeler der Universität Ingolstadt, ein Meister in theologischen Spitzfindigkeiten und Klopffechtereien. Luther blieb keinem die Antwort schuldig; kurz, scharf und klar fertigte er einen nach dem anderen ab, und im Streite selbst wuchs und erstarkte in ihm die Erkenntniß der Wahrheit. Was that nun der Papst selbst in einer Sache, die ihn so nahe angieng? Leo der

Digitized by Google

Zehnte, aus dem berühmten Hause der Medicäer, war ein üppiger und bequemer Herr, der sich unter seinen Kunstschätzen und reich besetzten Tafeln gar wenig um das Heil der Seelen kümmerte und an dem Ablaß besonders nur darum Wohlgefallen fand, weil er seinen Seckel füllte. Darum meinte er anfangs, die Mönche könnten die Sache unter sich abmachen. Endlich wurde ihm der Handel aber doch bedenklich, und er gab deshalb dem General des Augustinerordens den Auftrag, Luther von seinem Vorhaben abzubringen und das angeschürte Feuer sofort zu dämpfen; später setzte er ein Gericht in Rom nieder, und Luther erhielt am 7. August 1518 eine Citation, binnen sechzig Tagen vor seinen Richtern zu erscheinen.

Hätte Luther derselben Folge geleistet, so war das Urtheil seiner Feinde schon geschrieben, und zwar mit Blut. Da erweckte Gott das Herz des Kurfürsten Friedrich, daß er sich zu Augsburg beim Kaiser und dem päpstlichen Legaten Thomas Vio de Gaëta (Cajetan) verwandte, daß Luthers Sache in Deutschland möge vorgenommen werden; auch erklärte die Universität Wittenberg in einem besonderen Schreiben nach Rom, in welchem sie Luther ihr edelstes Glied nannte, daß derselbe gewiß alles thun werde, was einem christlichen Theologen zustehe. Der Papst gestattete endlich, daß das „Kind der Bosheit", wie er Luther nannte, sich vor seinem Stellvertreter in Augsburg verantworte, und so zog denn der Gottesmann im September zu Fuß seines Wegs, predigte am Michaelisfeste in der Schloßkirche zu Weimar über die Worte: „Wer der Größte sei im Himmelreiche," und kam am 7. October in einer geborgten Mönchskutte im Augustinerkloster zu Augsburg an. Nachdem ihm durch seine Freunde vom Kaiser Maximilian freies Geleit ausgewirkt worden war, weil den Welschen nicht zu trauen sei, trat er am 12. October vor den Legaten. Dieser legte ihm drei Punkte vor, zu denen er sich unbedingt bekennen sollte: 1) daß er in sich gehen und seine Irrthümer widerrufen sollte; 2) daß er versprechen solle, in Zukunft davon abzustehen, und 3) daß er sich alles anderen enthalten sollte, wodurch Verwirrung in die Kirche kommen könne. Mit aller Demuth bat Luther, „der Cardinal möge Mitleid mit ihm haben und ihn eines Besseren belehren, nicht aber ihn zwingen, etwas zu widerrufen, dem beizutreten sein Gewissen ihn nöthige." Da

Digitized by Google

Luther weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegt werden konnte, dem Cardinal zu willfahren, ward derselbe zornig und sprach: „Geh' und komme mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß Du widerrufest."

So gieng Luther von dem Cardinal hinweg, und da ihm trotz der warmen Fürsprache von Johann Staupitz und Dr. Link kein anderer Bescheid wurde, verließ er, Gewalt fürchtend und der welschen Tücke nicht trauend, am 20. October des Nachts Augsburg und traf nach manchem Mühsal am 31sten gesund wieder in Wittenberg ein. Inzwischen hatte der Cardinal in einem Schreiben vom 25. October Luther bei dem Kurfürsten verklagt und seine Auslieferung oder Vertreibung gefordert. Um nun seinem fürstlichen Gönner unangenehmes zu ersparen, schrieb Luther an denselben: „Damit Euer Durchlaucht nicht um meinetwillen etwas übeles zustoße, was ich am allerwenigsten wollte, siehe, so verlasse ich Ihro Lande, um hinzugehen, wohin der barmherzige Gott will." Schon schickte er sich am 1. December zur Abreise an, als er von Spalatin, dem Hofprediger des Kurfürsten, einen Brief empfieng, der ihn in seinem lieben Wittenberg zurückhielt. Aber noch immer war er zum Gehen wie zum Bleiben bereit, nur über eins gewiß, daß Gott überall sei, um ihn zu schützen. Der hatte auch schon ein Mittel gefunden. Schon im October war der päpstliche Kämmerer, Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, als Nuntius vom Papste abgefertigt worden, um dem Kurfürsten die geweihte goldene Rose, das höchste Zeichen päpstlicher Gunst und Gewogenheit, zu überbringen, zugleich aber auch, um die Sache Luthers, „dieses Kindes des Satans und Sohns des Verderbens", zu untersuchen und gegen ihn und seinen Anhang zu verfahren. Mit diesem feinen Manne hatte Luther im Januar 1519 zu Altenburg eine eingehende Unterredung, die damit endete, daß „beiden Parteien verboten werden sollte, weiter von der Materia zu predigen, zu schreiben und zu handeln, und daß Luther, wenn er durch einen von dem Papst zu ernennenden Bischof eines Irrthums überführt worden wäre, er denselben gern widerrufen und der heiligen Römischen Kirche ihre Gewalt und Ehre nicht schmähen wolle". Wie weit es Miltitz mit seinem versöhnlichen Entgegenkommen redlich gemeint habe, muß dahin gestellt bleiben. Luther selbst traute

Digitized by Google

dem Höfling nicht, und als er ihn am Abende nach der Unterredung noch bei sich zu Tische gehabt, ihn mit Thränen ermahnt und mit einem Kusse entlassen hatte, hielt Luther diesen Kuß für einen Judaskuß und sagte, er habe sich an seinem Theile auch gestellt, als ob er diese welschen Kunstgriffe und Krokodillsthränen nicht verstünde. Jedenfalls hielt Luther seinerseits, was er dem Nuntius versprochen. Unter dem 3. März richtete er ein sehr demüthiges Schreiben an den Papst, worin er sein Bedauern darüber aussprach, daß, was er zur Ehrenrettung der römischen Kirche unternommen habe, ihn höchsten Orts selbst in den Verdacht einer Unehrbietigkeit gegen dieselbe gebracht habe. Er bekenne zu Gott, daß er der römischen Kirche oder päpstlichen Heiligkeit niemals habe zu nahe treten wollen, daß vielmehr dieser Kirche Gewalt über alles, und ihr im Himmel und auf Erden nichts vorzuziehen sei außer allein JEsus Christus, aller Herr. In der That lag eine Trennung von der Kirche ihm damals so fern, daß er von Herzen sagen konnte: „ob es wohl jetzt leider zu Rom nicht gut stehe, so sei das doch keine Ursache, sich von dieser Kirche zu scheiden; ja, je übler es da zugehe, desto mehr solle man ihr anhängen; denn durch Abreißen und Verachten werde es nicht besser."

Wenn Luther damals noch so viel von Rom hielt, wenn er es für möglich hielt, daß die Macht des freimachenden Worts neben der knechtenden Gewalt des Papstthums bestehen könne, so war das freilich eine Täuschung; aber eine Täuschung, die nur ein Beweis ist, wie sehr er Frieden und Einigkeit suchte, und daß es ihm um nichts zu thun sei als um der Seelen Seligkeit. Die Feinde selbst sorgten dafür, daß diese Täuschung schwinden mußte. Dr. Johann Eck, der gleich anfangs Luthers Sätze gegen den Ablaß hämisch angegriffen hatte, hatte zunächst Luthers damaligem Freunde, Dr. Karlstadt, den Handschuh hingeworfen, im Grunde aber war es Luther selbst, an dem er seine Disputierkunst erproben wollte. So war Luther nicht mehr an sein dem Miltitz gegebenes Wort gebunden: er mußte um der Wahrheit willen seine Sache vertheidigen und that dieses nun mit vollstem Ernst. „Bisher," sagte er „habe ich die Römische Sache nur scherzweise angegriffen, nun will ich mit Ernst gegen den Römischen Drachen losziehen." Der Kurfürst erlaubte Luther, an der Disputation Theil zu nehmen,

Digitized by Google

die auf Herzog Georgs Betrieb für den Sommer nach Leipzig ausgeschrieben ward, und zog am 24. Juni von mehr denn zweihundert Wittenberger Studenten und Professoren begleitet, in Leipzig ein. Nach einer feierlichen Messe und nach dem Gesange: „Komm heil'ger Geist, Herre Gott" begann am 27. Juni der geistige Wettkampf. Hier Martinus „von mittlerer Statur, mageren Leibes und von Sorgen und vielem Studieren so mitgenommen, daß, wenn man ihn in der Nähe ansah, man fast alle Knochen zählen konnte, dabei höflich, freundlich, klaren Auges und heiteren Angesichts". Dort ein gewaltiger Dominikaner, „stark gebaut und vierschrötig, mit einer vollen Stimme, die aus der breiten Brust erschütternd hervordrang, mehr einem Fleischer oder Soldaten, als einem Theologen ähnlich". Der Mittelpunkt des Streites war das göttliche Recht der Papstgewalt. Vergebens suchte Eck solches aus der heiligen Schrift zu begründen, da kam er gegen Luther nicht auf. Deshalb berief er sich auf die Concilien, namentlich auf die Beschlüsse des Concils zu Constanz. Hatte dieses doch den Hussitischen Satz: „Der Glaube an die Macht des Papstes sei nicht Bedingung des Heils," ausdrücklich verdammt. Da stand Luther vor der Entscheidung. Im Ablaßstreit hatte er geglaubt, den Papst für sich zu haben; dann, als der Papst gegen ihn entschied, sich auf ein Koncil berufen. Jetzt fragte es sich, ob er auch die Irrthumsfähigkeit eines Koncils behaupten wolle und völlig mit der Römischen Kirche brechen. Und Luther wagte es. Er erklärte, es seien unter den vom Koncil zu Konstanz verdammten Artikeln vollkommen christliche. Auf dieses Wort gieng eine gewaltige Bewegung durch die Versammlung auf der Pleißenburg. Herzog Georg, der eifrige Papist, stemmte die Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „Das walt die Sucht!" Luthers Feinde triumphierten, seine Freunde wurden besorgt. Von beiden Seiten fühlte man, daß nun Luthers Bruch mit der Kirche vollzogen sei. Man konnte jetzt seinen Gegner in Rom als vollendeten Ketzer anklagen und seine Verdammung betreiben. So gewann die Disputation am 16. Juli ein Ende, und die Wittenberger zogen wieder nach Hause, während Dr. Eck nach Rom eilte, um den Bannfluch gegen Luther über die Alpen herüber zu holen.

Die folgende Zeit bis zum großen Tag in Worms war

Digitized by Google

eben so reich an inneren und äußeren Kämpfen als an stillen gesegneten Arbeiten Luthers. Veranlaßt durch die Annäherung der Böhmen, die den Martinus als einen sächsischen Huß ansahen, schrieb er einen Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi, in welchem er forderte, daß man allen Menschen beide Gestalt gebe wie den Priestern; denn Christus habe beiderlei Gestalt eingesetzt, und die ganze Kirche in aller Welt viele hundert Jahre gebraucht. Hatte er es hier nur mit einem einzelnen Irrthum Roms zu thun, so ließ er in der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", vielleicht der kühnsten, die je geschrieben ist, den Blick über das Verderben der Kirche in seiner ganzen Weite und Breite ergehen und einen Nothschrei über das Verderben der Kirche, einen Aufruf zur Hilfe erklingen, wie er noch nicht vernommen worden war im deutschen Lande. „Die Zeit des Schweigens," so hebt sie an, „ist vorüber, die Zeit zu reden ist gekommen." Und nun werden die drei Mauern angegriffen, die Rom um sich gezogen, um jeden Angriff abzuwehren. Die erste, daß geistliche Gewalt sei über weltliche; die andere, es gebühre niemand die Schrift auszulegen denn dem Papste; die dritte, niemand könne ein Koncilium berufen denn nur er. „Nun helfe uns Gott," sagt er dann weiter, „und geb' uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umwerfen." So wird die erste Mauer niedergeworfen durch die Berufung auf das allgemeine Priesterthum der Christenheit; die andere durch das Recht eines jeden Christenmenschen, die Schrift zu forschen und nach seinem gläubigen Verstand zu fassen; die dritte Mauer fällt dann von selbst, weil kein Grund der Schrift da ist, daß dem Papste allein gebühre, ein Koncil zu berufen. Darum, wo es die Noth erfordert, und der Papst der Christenheit ärgerlich ist, soll dazu thun, wer es am ersten kann als ein treues Glied des christlichen Körpers, daß es ein freies Koncilium werde. In demselben Geiste war auch die Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft" geschrieben, geht aber noch mehr auf die inneren Schäden der Kirche als auf die äußeren Verunstaltungen derselben.

Während Martinus aber mit der einen Hand kämpfte,

Digitized by Google

baute er mit der anderen gar fein und still. Aus dem Kampfe gieng er in die Stille und holte mit emsiger Hand manch kostbares Kleinod aus den reichen Schachten des göttlichen Worts. Wir gedenken seiner Auslegung der zweiundzwanzig ersten Psalmen, die er dem Kurfürsten zueignete, und seiner köstlichen Erklärung des Briefes an die Galater, in der er besonders den Unterschied der äußerlichen und innerlichen Gerechtigkeit, der Werk- und Glaubensgerechtigkeit, klärlich darlegt. Ein wunderbares Buch voll Innigkeit und Friedens, den Geist des Evangeliums in seiner ganzen Fülle, Klarheit und Kraft entfaltend ist das: „Von der Freiheit eines Christenmenschen". „Ein Christenmensch," das ist die Summa, wie sie Luther gleich voranstellt, „ist ein freier Herr über alle Dinge und ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan. Frei ist er durch den Glauben, dienstbar durch die Liebe... Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibet immer in Gott und Gott in ihm." Hierher gehört endlich auch: „Ein tröstlich Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines jeden christgläubigen Menschen" und das „Büchlein von der Beichte". Solche Schriften voll heiliger Stille und seliger Ruhe schrieb Luther zu einer Zeit, als er eben den mächtigen Schlachtruf hatte ausgehen lassen an unser deutsches Volk, und als von Rom her schon der Bannstrahl zuckte, der ihn zerschmettern sollte. Das konnte nur ein glaubensstarkes, tief in Gott gegründetes Herz.

Unterdessen war die längst angedrohte Bannbulle in Rom zu Stande gekommen. Obgleich schon vom 11. Juni 1520 datiert, war Dr. Eck mit derselben doch erst im September in Sachsen erschienen, um seinen Gegner mit dem Blitz des Papstes zu treffen, den er mit dem Schwerte des Geistes nicht hatte bewältigen können. Ungefähr zu derselben Zeit ließ Luther auf dringendes Zureden des Kammerherrn von Miltitz noch ein Schreiben an den Papst ergehen, aber es war dasselbe so geharnischt, daß es unmöglich zur Beschwichtigung des erzürnten Kirchenoberhauptes dienen konnte. „Die Römische Kirche," heißt es da, „vor Zeiten die allerheiligste, sei nun geworden eine Mordgrube aller Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes

Digitized by Google

und der Verdammniß, daß nicht wohl zu denken sei, was mehr Bosheit hier möge zunehmen, wenngleich der Endechrist (Antichrist) selber käme. Es seien alle guten Christen, welche böse Römische seien" u. s. f. Wenn er dabei den Papst selbst ein Schaf unter den Wölfen nennt, wohl werth, in besseren Zeiten Papst zu sein, so klagt er dabei wenigstens eins an — seine Schwäche, seine Nachgiebigkeit gegen die bösen Schmeichler und süßen Ohrensinger, die da sagen, der Papst sei nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Von Widerruf war in dem Schreiben nicht die Rede, vielmehr erklärte Luther rundweg: „Daß ich aber sollt widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus, darfs ihm auch niemand vornehmen, er wolle denn die Sache in ein noch größer Gewirr treiben." So hätte denn nun über Luthers Haupt ergehen müssen, was in der Bulle geschrieben stand: „daß sein Gedächtniß gänzlich aus der Gesellschaft der Christgläubigen ausgerottet werde, daß niemand mit ihm oder seinen Anhängern Gemeinschaft habe, ja daß jedermann in deutschen Landen bei allen und jeden Pönen (Kirchenstrafen) geboten sei, Martinum und seine Anhänger persönlich zu fangen und an den Papst zu übersenden." Aber die Blitze des Papstes waren damals nur wie Theaterblitze, kaum fähig die Augen einiger Thoren zu blenden. An vielen Orten durfte die Bulle gar nicht angeschlagen werden, an anderen wurde sie von kühnen Händen sofort wieder herabgerissen. Luther aber schrieb eine gewaltige Schrift: „Wider die Bullen des Antichrist", protestierte aber noch kräftiger gegen dieselbe durch eine kühne That. Am zehnten Tage des Christmondes 1520 wurden alle Studenten in Wittenberg durch eine öffentliche Schrift zusammen gefordert, indem die antichristischen Dekretalien (Sammlungen des sogenannten geistlichen Rechts) sammt der Bulle Leonis des Zehnten um neun Uhr sollten verbrannt werden. Eine große Menge Studenten strömte zusammen; ein ansehnlicher Magister hatte die Brandstätte vor dem Elsterthore nahe beim Spital angelegt. Bald loderte eine lustige Flamme empor und mit den Worten: „Weil du den Heiligen des HErrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" warf Luther die Bulle sammt den alten Lügenschriften in die Gluth, und bald war alles ein Häuflein Asche. Am

Digitized by Google

nächsten Tage aber erklärte der kühne Mönch: „Daß die Dekretalien verbrannt worden wären, sei nur ein Kinderspiel; hoch von Nöthen sei es, daß der Papst, das ist der römische Stuhl sammt aller seiner Lehre und Gräueln verbrannt wäre.“ Mit dieser That war das letzte Band gerissen, welches Luther an Rom knüpfte. Nun gab es keinen Rückweg mehr; „vorwärts bis zum Sieg!“ hieß die Loosung.

Im Jahre 1521 hatte der neugewählte deutsche Kaiser Karl der Fünfte die Reichsstände in Worms um sich versammelt. Manche wichtige Frage lag vor, aber als die wichtigste erschien Freunden und Feinden die Sache Luthers. Der Kaiser schwankte. Sollte er den Gebannten ungehört verdammen und zum Bann die Acht und Aberacht hinzufügen? Dazu drängten die Römischen, insbesondere der päpstliche Nuntius Aleander. Oder sollte man ihn erst hören, unter Zusicherung freien Geleites herbeirufen und ihn fragen, ob er die Artikel, welche in seinen Schriften wider den heiligen christlichen Glauben streiten sollten, widerrufen wolle? So verlangte es die Mehrzahl der Reichsstände, und ihre Forderung drang durch. Luther war zum Gehen bereit und fröhlich. „Wenn ich gerufen werde,“ hatte er schon früher erklärt, „so will ich, so viel auf mich ankommt, krank dahinfahren, wenn ich gesund nicht kommen kann; denn ich darf nicht zweifeln, daß mich der HErr ruft, wenn der Kaiser es thut. Und dann, wenn sie Gewalt benutzen, wie es wahrscheinlich ist, so müssen wir die Sache dem HErrn befehlen. Er lebt und herrscht noch, der die Männer im Feuerofen des Königs von Babylon erhalten hat. Will Er mein Haupt nicht erhalten, so ist wenig daran gelegen, wenn man es mit Christo vergleicht, der mit so großer Schmach zu aller Aergerniß und vieler Verderben getödtet wurde.“ Als nun am Dienstag in der Marterwoche, den 26. März, der Kaiserliche Ehrenhold Caspar Sturm aus Oppenheim mit der Ladung des Kaisers erschien, nach welcher er innerhalb einundzwanzig Tagen vor demselben erscheinen sollte, befahl sich Luther allenthalben guter Leute Gebet und machte sich flugs und fröhlich auf den Weg. Obgleich dieser Weg für ihn zum Todesweg werden konnte, predigte er doch mit großer Kraft und Freimüthigkeit zu Erfurt, Gotha und Eisenach, und als ihn die Freunde, die er überall auf dem Wege fand, theilnehmend

Digitized by Google

warnten und an Hussens Schicksal erinnerten, sprach er in kühnem Gottvertrauen: „Und wenn sie gleich ein Feuer anmachten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so wolle er im Namen des HErrn doch erscheinen, wo man ihn fordere und dem Behemoth ins Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen und denselben walten lassen.“ Ebenso antwortete er seinem besorgten Freund Spalatin, der ihn noch im Angesichte von Worms warnen ließ: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt ich hinein!“ So hielt er am Dienstag den 16. April seinen Einzug in der kaiserlichen Stadt, nicht wie ein Gebannter sondern wie ein Sieger. Tausende folgten ihm bis zu seiner Herberge im deutschen Hof, wo ihn viele Fürsten und Herrn begrüßten, unter ihnen der Landgraf zu Hessen, der ihm beim Scheiden die Hand reichte und sprach: „Habt ihr recht, Herr Doctor, so helfe euch Gott.“ Die Feinde wollten den Kaiser überreden, gleich dem Kaiser Sigismund schmachvollen Angedenkens dem Ketzer sein Wort nicht zu halten. Der aber gab die löbliche Antwort: „Was man zusagt, das soll man halten.“

Am nächsten Morgen erhielt Luther durch den kaiserlichen Reichs-Erbmarschall Ulrich von Pappenheim den Befehl, daß er Nachmittag um vier Uhr vor Kaiserlicher Majestät, den Kurfürsten und anderen Ständen des Reichs erscheinen solle und anhören, warum und wozu er berufen und gefordert wäre, und nun warf er sich vor seinem Gott in den Staub und betete mit solcher Inbrunst und Demuth und klopfte mit seinem starken Glaubensworte so mächtig an Gottes Herzen an, daß sich dasselbe dem Flehen seines Knechts aufthun mußte. „Und sollte mein Leib“ — so schloß er — „der doch zuvor Deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, die Seele ist Dein und gehört Dir zu und bleibt auch bei Dir ewig. Gott helfe mir, Amen!“ Wegen der wogenden Volksmenge konnte Luther nur auf Umwegen und durch heimliche Gänge auf das Rathhaus geführt werden. An der Pforte des Reichssaals klopfte der Ritter Georg von Frundsberg ihn mit der Hand auf die Achsel und sagte: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste

Digitized by Google

auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost! Gott wird dich nicht verlassen."

Als nun Luther vor der glänzenden Versammlung stand, fieng der kaiserliche Orator Dr. Johann Eck (nicht mit dem bekannten heftigen Gegner Luthers zu verwechseln) mit hoher und vernehmlicher Stimme erst lateinisch, dann deutsch folgendermaaßen an zu reden: „Martin Luther, die heilige und unüberwindliche Majestät hat dich hierher berufen und erfordern lassen, dich um diese zween Artikel zu fragen: Erstlich, ob du bekennest, daß diese Bücher, — deren ein großer Haufen vorgezeigt ward — dein seien, und ob du dieselben für die deinen anerkennst oder nicht? Zum andern, ob du dieselben, und was darinnen ist, widerrufen oder auf denselben verharren und bestehen willst?" Als auf die Forderung des Dr. Hieronymus die Titel der Bücher verlesen worden waren, gab Luther ebenfalls erst lateinisch die Antwort: Erstlich, daß er die Bücher für die seinen erkennen müsse; was aber den Widerruf belange, so sei dieses eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit, und es würde vermessentlich von ihm gehandelt sein, etwas unbedächtiges anzuzeigen. Derhalben bitte er von Kaiserlicher Majestät aufs allerunterthänigste und demüthigste Bedenkzeit, auf daß er ohne Nachtheil des göttlichen Wortes und seiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragstücke richtig antworten möge. Nach kurzer Berathung wurde ihm dieselbe bis den nächsten Tag um dieselbe Stunde gewährt.

Als die Stunde gekommen war, führte der Ehrenhold Martinum in des Kaisers Hof, und als er nach längerem Harren endlich vorgelassen war, drang der kaiserliche Official in ihn, nach verlaufener Bedenkzeit endliche Antwort zu geben. Luther antwortete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Beständigkeit in Summa folgendes: „Seine Bücher wären nicht alle einerlei Art. In etlichen habe er vom christlichen Glauben und guten Werken so schlecht, einfältig und christlich gehandelt, daß auch die Widersacher bekennen müßten, sie seien unschädlich und würdig, von christlichen Herzen gelesen zu werden. Sie widerrufen hieße die Wahrheit verdammen. Die andere Art sei wider das

Digitized by Google

Papstthum und die Papisten gerichtet, als welche mit ihren bösen Lehren und Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. Wollte er diese widerrufen, so würde er nichts anderes thun als die Tyrannei stärken und einem so großen unchristlichen Wesen nicht allein die Fenster sondern auch Thür und Thor aufthun. Die dritte Art der Bücher sei die, welche er wider etliche einzelne Personen geschrieben habe, die sich unterwunden hätten, die römische Tyrannei zu beschützen und die gottselige Lehre, die er gelehrt, zu vertilgen. Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch dem tyrannischen Regiment in Rom seinen Beifall geben würde. Uebrigens sei er nicht unfehlbar, sage aber allen seinen Widersachern ins Angesicht: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei.“ Als Luther nun solches ausgeredet, fieng der kaiserliche Orator in sträflichem Tone an und sagte: „Es sei jetzt nicht Zeit zu disputieren; es werde von ihm eine schlechte und runde Antwort begehrt, ob er einen Widerruf thun wolle oder nicht.“ Da sprach Luther mit gehobener Stimme: „Weil denn Ew. Königl. Majestät und Gnaden eine schlechte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, dermaaßen: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, so bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe, und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“

Der Eindruck dieser Rede war ein gewaltiger, ja selbst der Feinde Herzen wurden bewegt. Der päpstlich gesinnte Herzog Erich von Braunschweig sandte dem kühnen Bekenner einen silbernen Krug voll Eimbecker und ließ ihm sagen, er möge sich daran erquicken. Luther trank auch und sprach: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, also gedenke unser Herr Christus seiner im letzten Stündlein!“ Noch mancherlei Versuche wurden angestellt, Luther durch Drohungen und Versprechungen zum Widerruf zu bringen, aber Luther stand fest, wie eine eiserne Säule oder eine eherne Mauer wider die Könige und Fürsten, wider die Priester und das Volk im

Digitized by Google

Lande (Jerem. 1, 18) und sah ruhig den Dingen entgegen, die nun kommen würden. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Am 25. April — Donnerstag nach Jubilate — erschienen Abgeordnete des Kaisers, Dr. Johann Eck an der Spitze, in Luthers Wohnung und zeigten ihm aus Befehl des Kaisers an: „Weil er von Kaiserliche Majestät, Kur- und anderen Fürsten des Reichs so oft und mancherlei Weise, aber vergebens wäre ermahnt worden, und er gleichwohl solches nicht wollte zu Herzen nehmen, sich nicht bessern, noch zur Einigkeit der Kirche begeben, noch sich mit ihr vergleichen, so müßte Kaiserliche Majestät als ein Advocat und Voigt des katholischen Glaubens procedieren und fortfahren. Darum wäre Ihrer Majestät Befehl, daß er inwendig einundzwanzig Tagen von dannen wieder in sein Gewahrsam sicher kommen möchte, in öffentlichem Geleite, das ihm auch frei sollte gehalten werden; doch daß er auf dem Wege weder mit Predigten, noch mit Schreiben das Volk erregte.“ Als Luther das hörte, sprach er in großer Demuth und Bescheidenheit: „Wie es dem HErrn gefallen, also ists geschehen; der Name des HErrn sei benedeiet.“

Am nächsten Tage — den 26. April — zog Luther unter kaiserlichem Geleite fröhlich von Worms hinweg, wie er gekommen. Sein Weg führte ihn wieder über sein liebes Eisenach, von wo er einen Abstecher nach seinem Heimathsdörfchen Möra machte, um die lieben Verwandten zu begrüßen. Als er von denselben Abschied genommen und sich auf dem Wege nach Waltershausen nicht fern von dem Schlosse Altenstein in einem hohlen Wege befand, brachen plötzlich Reisige aus dem Walde, setzten Luthers Begleiter mit verstelltem Ungestüm in Schrecken, rissen Luther aus dem Wagen, warfen ihm einen Reitermantel um und führten ihn zur nahen Wartburg, wo sie gen Mitternacht anlangten. Hier verschlossen sie ihn fest in ein einsames Gemach, und der Thorwächter wußte nicht anders, als daß irgend ein Uebelthäter auf der Straße aufgefangen worden sei. Luther mußte sich Haar und Bart wachsen lassen und Reiterkleider tragen und ward als Junker Jörg von einem Edelknaben bedient.

Luther nannte die Wartburg sein Pathmos; nicht Feindes- sondern Freundeshände hatten ihn dahin gebracht. Er war unter dem sicheren und starken Schutz seines Gönners Friedrich

Digitized by Google

des Weisen. Wie er in die Stille gekommen war, bleiben auch wir einen Augenblick stehen, um rückwärts und vorwärts zu schauen. Mit dem in Worms vor Kaiser und Reich abgelegten heldenmüthigen Bekenntnisse hatte Luther das erste Stück seines Werks vollbracht. Er hatte den Irrthum der römischen Kirche aufgedeckt und diesem Irrthum die evangelische Wahrheit in ihren Grund- und Hauptsätzen entgegengestellt. Das zweite Stück seiner Arbeit lag noch vor ihm, das schwerere, denn Aufbauen ist schwerer, als Niederreißen. Da gehört es nun gewiß zu den sichtlichen Gottesführungen im Leben Luthers, daß ihm gerade jetzt, bevor er das zweite schwerere Stück seines Werks in Angriff nehmen sollte, eine Zeit der Ruhe und stillen Sammlung zur Vorbereitung geschenkt wurde. Hier auf der Wartburg konnte er in der Stille Vergangenheit und Zukunft seines Werks noch einmal überblicken und, fast nur auf die heilige Schrift beschränkt, sich noch tiefer in Gottes Wort gründen. Ehe wir aber in seine einsame Zelle eintreten, um Zeuge zu sein seiner stillen Segensarbeit, müssen wir im Geiste nochmals nach Worms zurückkehren, um zu sehen, wie daselbst Luthers Feinde es trieben. Unmittelbar nach seiner Abreise im Monat Mai gieng das kaiserliche Edikt aus, darin Luther als ein von der Kirche abgesondertes Glied, ein verstockter Zertrenner und offenbarer Ketzer erklärt und geboten ward, es solle bei Vermeidung der Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Reiches Acht und Aberacht ihn niemand hausen, hösen, ätzen, tränken noch enthalten, noch ihm mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand noch Fürschub beweisen, sondern ihn, wo sie sein mächtig würden gefänglich annehmen und wohl bewahrt an Kaiserliche Majestät senden. Diese Acht traf auch Luthers Bücher, die „von aller Menschen Gedächtniß für immer abgethan und vertilgt sein sollten."

Was indessen mit Luther geschehen sei, wußte niemand. Von seiner Gefangennehmung hatte man freilich Kunde, ob er aber lebe oder — wie Luthers Freund, der Maler Albrecht Dürer, in seinem Tagebuche schreibt — von den Feinden „gemördert" sei, darüber war man ungewiß. Der Freund aber schaute aus seinem einsamen Gemach hinaus über die grünen Wipfel des Thüringer Waldes, dann aber hinein in seine lieben

Digitized by Google

Bücher; denn er studierte „in seiner Wüsten“ nicht nur fleißig, legte sich auf die griechische und hebräische Sprache, schrieb an seine Freunde viel gute und tröstliche Briefe, predigte auch an Sonn- und Feiertagen seinem Wirthe, dem Schloßhauptmann von Berlepsch, und vertrauten Leuten, sondern es giengen auch allerlei Schriften von ihm aus: „Die deutsche Auslegung der Episteln und Evangelien“, eine deutsche Schrift: „Vom Mißbrauch der Messen“, und eine lateinische: „Martini Luthers Urtheil von den geistlichen und Klostergelübden“. Das wichtigste Werk aber, welches Luther auf der Wartburg unternahm, war „Die Uebersetzung des Neuen Testaments in das Deutsche“. Es hatte bis auf Luther allerdings nicht ganz an deutschen Bibeln gefehlt: man zählte schon damals vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche Uebertragungen. Aber was für Uebersetzungen waren das! Abgesehen davon, daß sie nicht nach dem Grundtexte der heiligen Schriften sondern nur nach der lateinischen Bibel angefertigt waren, welches ungefüge, verzwickte und schwerfällige Deutsch! Volksbücher konnten diese Bibeln nie werden und sind es nicht geworden. Erst in Luther ist der Dollmetscher erschienen, der unserem Volke die Bibel in seiner Muttersprache gab. Er erst hat die Propheten und Apostel wirklich deutsch reden lassen. Die Sprache ist volksthümlich, gemein verständlich, zugleich aber edel und wohltönend, die erste Offenbarung der deutschen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, frommen und dichterischen Stärke in Donner und Blitz und lieblichem Gesäusel der Rede. So konnte nur der Mann übersetzen, der deutsch war durch und durch, und der selbst ganz in der Schrift und aus der Schrift lebte. So ist Luthers Bibel eine Volksbibel geworden, wie sie kein anderes Volk besitzt. Sie hat unserem Volke im wesentlichen die Sprache gegeben, die es heute redet, in der seine großen Denker geschrieben und seine Dichter gesungen haben, ein Einheitsband für das ganze Volk, doppelt wichtig bei der unseligen Zersplitterung, der unser Volk anheimgefallen ist. Erst seit Luther giebt es nicht bloß deutsche Mundarten sondern eine deutsche Sprache. Noch auf der Wartburg vollendete Luther das Neue Testament: es erschien bereits 1522 ohne Luthers Namen mit dem einfachen Titel: „Neues Testament, deutsch“.

Während Luther sich so auf der Wartburg in der Stille

Digitized by Google

sammelte zu neuem Kampf und zu neuer Arbeit, stand die Bewegung, die das Volk ergriffen, nicht still sondern schritt unaufhaltsam vorwärts. Eine Zeit lang in erfreulichster Weise! Das Wormser Edict hatte zwar für einen Augenblick Bestürzung hervorgerufen, aber auch nur für den Augenblick. Bald schlug die Bestürzung in desto größere Begeisterung für Luther in desto heftigere Erbitterung gegen seine Feinde um. Die Dinte auf dem Edikt sei noch nicht trocken, klagten die päpstlichen Gesandten, da wäre es schon überall zerrissen. An vielen Orten standen Prediger auf, die Luthers Lehren verkündeten, andere zogen als Wanderprediger von Ort zu Ort, mit volksthümlicher Beredtsamkeit die Menge von der Verkehrtheit und den Mißbräuchen der Römischen Kirche überzeugend.

Wie schwer mußte es einem Luther bei seinem Feuergeiste werden, sich still zu halten, während das von ihm angezündete Feuer mächtig fortbrannte. „Ach, wer doch zu Wittenberg wäre!“ seufzte er oft, und mitten in den dunkelsten und rauhesten Zeiten des Jahres, im November, konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen. Als ein Junker gekleidet, mit einem dicken Bart über Mund und Wangen, machte er sich auf den Weg und gelangte über Jena, wo er im schwarzen Bären einkehrte, glücklich nach seinem geliebten Wittenberg, wo er sich etliche Tage mit seinen Freunden besprach und erfreute; dann kehrte er insgeheim wieder nach seinem Pathmos zurück.

Bald aber traten Dinge ein, die den erwählten Streiter nöthigten, wieder öffentlich auf den Kampfplatz zu treten. Bis jetzt stand das äußere Kirchenwesen noch unversehrt. Verfassung, Formen des Gottesdienstes, Zucht der Kirche war noch die alte. Noch wurde überall Messe gelesen und Beichte gehört nach der alten Weise, Heiligenbilder und Reliquien schmückten die Kirchen und zogen Schaaren von Wallfahrern an mit Weihen, Fahnen und Processionen. Darin lag ein Widerspruch, der nicht lange bestehen bleiben konnte. Was gepredigt wurde, mußte auch ins Leben eingreifen, was man erkannt hatte, mußte auch zur That werden; es mußten neue Schläuche geschaffen werden für den neuen Most. Von Luther selbst aber gieng der Anstoß zu solcher Umwandlung nicht aus; er meinte und hoffte, der still waltende Geist werde sich schon von innen heraus seine Form schaffen.

Digitized by Google

Aber es gab andere Geister, die im Sturm alles wegschaffen wollten, was mit dem erwachten Geiste unvereinbar erschien. Der ungestümste unter ihnen war Karlstadt, ein nicht gewöhnlicher Mann von großer Gelehrsamkeit und vielem Wissen aber wenig Klarheit. Seine Predigt lautete: „Alles, was nicht in der heiligen Schrift steht, muß abgethan werden, das Gesetz Gottes muß allein gelten.“ Er forderte sogar, an die Stelle des bürgerlichen Gesetzes müsse das Mosaische Gesetz treten und eine Art von Gottesherrschaft aufgerichtet werden, nöthigenfalls auch mit Gewalt, denn Gottes Gesetz habe allein unbedingte Geltung. In Durchführung solcher Gedanken gieng Karlstadt nun auch thatsächlich vor. Ohne Beichte wurden die Gemeindeglieder zum Abendmahl zugelassen, denn die Jünger, hieß es, hätten auch nicht gebeichtet, als Christus das Abendmahl eingesetzt. Das Brot und der Kelch wurde jedem in die Hand gegeben, so habe der HErr auch gethan. Dann gieng es über die Bilder her. Die Klötze durften nicht länger in der Kirche geduldet werden; Gott habe in den zehn Geboten die Bilder verboten. Den Doktortitel legte Karlstadt ab, denn der HErr habe gesagt: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen.“ Seinen Zuhörern rieth er, ein Handwerk zu lernen oder den Pflug in die Hand zu nehmen, denn es stehe geschrieben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Er selbst zog einen Bauernkittel an, trieb Feldarbeit und ließ sich nur noch „Nachbar Andres“ nennen. Früher noch waren in Zwickau ähnliche Unruhen entstanden. Zwei Tuchmacher, Nicolaus Storch und Marcus Thomas, denen sich als dritter ein ehemaliger Wittenberger Student Marcus Stübner zugesellt, hatten ganz neue Dinge gepredigt. Luther gieng ihnen nicht weit genug, sie wollten ernstlicher reformiert haben. Was sollte man, sagten sie, sich immer an die Bibel halten! Der Geist, der Geist muß es thun. Gott muß unmittelbar mit uns reden. Auch behaupteten sie wirklich, Gesichte und Offenbarungen zu haben, und hielten, was der eigene Geist ihnen eingab, für Gottes Stimme. Wie die meisten Schwärmer alter und neuer Zeit verwarfen sie auch die Kindertaufe und forderten auf, von ihren Händen die rechte Taufe zu empfangen, um dem nahenden Gerichte zu entgehen.

Von Zwickau vertrieben, wandten sich diese neuen Propheten

Digitized by Google

nach Wittenberg, wo sie am dritten Weihnachtsfeiertage 1521 eintrafen. Nun brach ein Sturm los, den weder der Kurfürst hemmen noch Melanchthon beschwören konnte. Nur Luther konnte als ein Stärkerer über die Starken kommen, und als Geschrei um Hilfe in sein stilles Pathmos drang, ließ er sich nicht halten. Er schrieb an den Kurfürsten: „Ich habe nicht mehr Zeit und will selbst, so Gott will, schier da sein. Euer fürstliche Gnaden nehme sich um mein nichts an.“ Trotz der Abmahnungen des Kurfürsten ritt Luther von der Wartburg aus und langte vor dem Sonntag Invocavit 1522 in Wittenberg an. Unterwegs in Jena traf er im Gasthof zum schwarzen Bären mit zwei Schweizern, Johannes Keßler und Johannes Reutiner, zusammen, deren Ersterer uns in seinem Tagebuche gar anmuthig erzählt, wie sie da einen Reitersmann fanden in einem rothen Schlägli (Baret) und ein Schwert an der Seiten, der mit ihnen gar holdselig und freundlich redete, zugleich aber so klug und gelehrt, daß es ihnen wollte bedünken, er wäre eine andere Person denn ein gemeiner Reiter. Daß es aber Luther war, erfuhren die lieben Leute erst, als sie gen Wittenberg kamen und denselben Mann bei Philippus Melanchthon fanden, bei dessen Gesprächen ihnen das Herz entbrannt war wie einst den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus. Von dieser Reise aus schrieb Luther auch einen gar köstlichen Brief an den Kurfürsten, aus dem wir sehen, daß ein Streiter Gottes, mit dem der HErr ist und seine Heerschaaren, keines menschlichen Armes bedarf zum Schutz und Trutz wider alle seine Feinde. Am Schlusse dieses Briefes heißt es: „Solches sei Euer kurfürstlichen Gnaden geschrieben, daß Ihr wisset, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne, von Euer fürstlichen Gnaden Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wollt Euer fürstlich Gnaden mehr schützen, denn Ihr mich schützen könnt. Denn wer hier am meisten gläubt, der wird am meisten schützen.“

In Wittenberg angelangt, hielt Luther vom Sonntage Invocavit bis Reminiscere acht Predigten, in denen er dem christlichen Volke zeigte, daß die Reform von innen nach außen gehen müsse. Nicht mit dem äußerlichen Abthun der Mißbräuche müsse man beginnen, damit mache man die Gewissen nur irre und führe sie nicht auf den Weg zur Seligkeit, sondern mit der Predigt des

Digitized by Google

Worts müsse man anfangen und warten, bis das Wort die Herzen erfaßt, dann falle alles verkehrte von selbst! „Das Wort, das Wort muß es thun. Das Wort hat Himmel und Erde erschaffen, dasselbe Wort muß es auch hier thun und nicht wir armen Sünder.“ Was die Bräuche der Kirche betraf, so unterschied er zwischen den Dingen, die nothwendig sind, und denen, welche unnöthig sind und darum freizulassen, und handelte dabei besonders von dem Gebrauch der Bilder und vom Fleischessen. Ferner unterrichtete er seine Hörer über das Hochwürdige Sacrament und beiderlei Gestalt desselben, ingleichen, welche zum Empfang desselben geschickt seien, und worin die Frucht des Sakraments bestehe, endlich über die Beichte. Mit der Belehrung war die ernste Ermahnung zur Liebe und Geduld verbunden, und wie sie wohl zusehen möchten, daß Wittenberg nicht Kapernaum werde (St. Matth. 11, 21). Gelang es Luther mit seinem zweischneidigen Wort die Wittenberger zu beruhigen und auf den Weg des Friedens zu führen, so hatte er mit den herbeigekommenen Propheten einen weit schwereren Stand. Ihnen trat Luther noch viel zu leise auf: „Man muß härter zugreifen,“ sagten sie, „wo Christen sind, da sollen sie frei vor sich umhauen und niederwerfen, was wider Gott ist.“ Aber der Geist, der in Luther waltete und wirkte, war mächtiger als der, dessen sie sich rühmten. Er zeigte ihnen, daß sich nichts von dem, dessen sie sich rühmten, auf die heilige Schrift stütze, es seien nur Einfälle vorwitziger Gemüther oder wohl gar unsinnige und verderbliche Eingebungen eines trügerischen Geistes. Eine Einigung mit den Schwärmern war nicht zu erreichen. Mit eitelem Rühmen und Drohen verhießen sie wunderbare Dinge, womit sie ihre Sache beweisen wollten, bis Luther sie mit den Worten entließ: „Der Gott, den ich anbete und dem ich diene, wird eure Götter wohl wissen im Zaume zu halten, daß nichts von dem allen geschehe.“ Desselben Tages noch giengen sie aus der Stadt fort und sandten von Kemberg aus einen Brief voll Schmähungen und Verwünschungen an Luther. Nach Ostern reiste Luther zur völligen Stillung der durch Thomas Münzer und seinen Anhang angestifteten Unruhen nach Zwickau, woselbst er viermal predigte, in der Marienkirche, auf dem Schlosse und vom Rathhause herab. Gelang es ihm aber auch, hier die Flamme zu löschen, so entbrannte sie durch das

Digitized by Google

deutsche Land hin hier und da nur um so heftiger. Unser ganzes Volk war furchtbar erregt, und erst, als die Bewegung sich in den blutigen Bauernkriegen bis zum Wahnsinn gesteigert, wurde ihr mit dem Schwerte ein schreckliches Ende gemacht.

So lange Leo der Zehnte auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, waren die gegen Luther und sein Werk ergriffenen feindseligen Maßregeln nie mit ganzer Kraft durchgeführt worden. Als aber nach dem Tode des prunkliebenden Medicäers der weit strengere Hadrian der Sechste ans Regiment gekommen war, drang derselbe mit großer Entschiedenheit auf Vollziehung des Wormser Edikts, in dem es auf Ausrottung der neuen Ketzerei abgesehen war. Noch scheiterte Roms Macht an dem Widerstand der Reichsstände, die als Antwort ihre Beschwerden wider den päpstlichen Stuhl und die geistlichen Stände einreichten mit der Bemerkung, daß, wenn dieselben nicht in bestimmter Zeit abgestellt würden, sie auf andere fügliche Mittel und Wege denken müßten. Schlimmer stand es da, wo die Fürsten dem Zorn des Papstes nicht widerstanden. So wurden am 1. Juli 1523 zu Brüssel zwei Augustinermönche Heinrich Fuß und Johann Eschen um ihres evangelischen Bekenntnisses willen verbrannt und starben mit großer Freudigkeit. Luther aber erließ ein Sendschreiben an die Christen in Holland und Brabant, worin er sie selig preist, daß sie die ersten waren, die um Christi willen Schand und Schaden, Angst und Noth, Gefängniß und Fährlichkeit leiden mußten und das Evangelium mit ihrem eigenen Blute begossen und bekräftigt hätten. Zugleich besang er die zwei noch jugendlichen Märtyrer mit einem Liede, dessen Schluß gar herrlich lautet:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub' und Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden:
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Eben so ehrte er den frommen Märtyrer Heinrich Zütphen, welcher Ausgang des Jahres 1524 im Ditmarschen auf eine grausame Weise hingeschlachtet und verbrannt wurde. Wie

Digitized by Google

Luther aber die um des HErrn willen Gestorbenen selig pries, so hatte er mit allen leidenden und streitenden Gliedern ein herzliches Mitleid, und seine Trostbriefe giengen wie Friedenstauben in alle Lande und zu allen Seelen, an denen der Feind seine große Macht und List übte.

Der Feind aber war ja leider nicht bloß im Lager der Papisten sondern auch unter denen, die sich Freunde der Reformation nannten und zwar die eifrigsten. Es war das Treiben Karlstadts und der sogenannten Sakramentirer so wie die durch Thomas Münzer angestifteten Unruhen, welche Luther das größte Herzeleid bereiteten. Karlstadt hatte sich von Wittenberg nach Orlamünde begeben, sich dort ins Pfarramt eingedrängt und warf nun die Bilder aus der Kirche, verbreitete seine Irrlehre vom Abendmahl und hielt es mit den neuen Propheten, die in der Umgegend ihr Unwesen trieben. Vergebens predigte Luther in Jena wider den unverbesserlichen Schwärmer, vergebens verhandelte er mit dem Rath und der Gemeinde zu Orlamünde um Ausweisung des gefährlichen Mannes. Nur der bestimmte Befehl des Kurfürsten konnte den Hartnäckigen zum Gehen bewegen; er gieng aber nur, um in Straßburg sein Treiben fortzusetzen, und schleuderte von da die heftigsten Schmähungen gegen Luther, den er einen zwiefachen Papisten und Freund des Antichrist's nannte. Luther antwortete im Januar 1525 mit seiner Schrift: „Wider die himmlischen Propheten", und da unterdessen durch Thomas Münzer die gefährlichen Lehren unter das arme Volk gebracht worden waren und es zu wildem Aufruhr zugleich gegen die alten Ordnungen in Staat und Kirche entflammt hatten, mußte Luther zu den schärfsten Waffen greifen, um den Feind niederzuschlagen und wo möglich den Frieden zu machen. Im Mai erschien seine Schrift: „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben." Er strafte dabei nicht bloß das arme verblendete Volk sondern auch die gewaltigen Herren, Geistliche und Weltliche, die das Volk zur verzweifelten Selbsthilfe getrieben. „Die blinden Bischöfe, tollen Pfaffen und Mönche hätten nicht aufgehört zu toben und zu wüthen wider das heilige Evangelium und in weltlichem Regiment nichts gethan denn schinden und schatzen und ihnen Pracht und Hochmuth zu führen, bis es der arme Mann nicht

Digitized by Google

länger ertragen könne. Sie sollten nun wissen, es seien nicht die Bauern, die sich wider sie setzten, sondern Gott selbst setze sich wider sie, heimzusuchen ihre Wütherei. Darum möchten sie seine Warnung hören und sich zwar nicht vor den Bauern, wohl aber vor Gott fürchten, und mit den Bauern zuvor gütlich handeln, denn mit Güte verliere man nichts." Die Bauernschaft aber ermahnt er, nicht darauf zu sehen, wie mächtig sie wären, oder wie groß Unrecht ihre Unterdrücker hätten, sondern ein wie gut und recht Gewissen sie selbst hätten, wenn sie den christlichen Namen nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedfertigen und unchristlichen Fürnehmens machten, denn Christen stritten nicht für sich selbst mit dem Schwerte oder mit Büchsen sondern mit dem Kreuz und Leiden. Beiden aber, der Obrigkeit und Bauernschaft sagt er, weil auf beiden Seiten nichts christliches sei, und es sich nur um heidnisch oder weltliches Recht und Unrecht handele und um zeitliches Gut, sie auch beide Gott wider sich hätten, so sollten sie sich um Gottes willen rathen und helfen lassen und die Sache nicht mit Gewalt angreifen, damit sie nicht ein Blutvergießen anrichteten in deutschen Landen; es werde sie sonst Gott zu beiden Seiten verderben und einen Buben mit dem anderen stäupen.

Als aber die Bauern sich nicht bekehren ließen sondern mit Toben, Rauben und Plündern fortfuhren, schrieb Luther mit Flammenworten seine Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern", in welcher er ihnen ihre gräuliche Sünde vorhält, die dadurch nur um so strafbarer werde, daß sie dieselbe mit dem Evangelio deckten und sich christliche Brüder nennten, die Obrigkeit aber daran erinnert, daß ihr das Schwert über solche Buben befohlen sei, und daß sie sich eben so hoch vor Gott versündige, wenn sie nicht strafe und wehre, als wenn einer morde, dem das Schwert nicht befohlen sei. Weder diese gewaltigen Schriften noch die erschütternden Predigten, die Luther um diese Zeit oft unter Gefahr des Leibes und Lebens im Mansfeldischen und Thüringischen hielt, um die wilden Wogen zu dämpfen, brachten die Unseligen zur Besinnung. Es kam im Mai bei Frankenhausen zu einem blutigen Zusammentreffen, in welchen die Fürsten und Herrn unter Führung des Landgrafen Philipp von Hessen das Thüringische Bauernheer fast vernichteten. Thomas Münzer ward bei der

Digitized by Google

Einnahme von Frankenhausen gefangen genommen, und obgleich er sich durch einen Widerruf seiner Irrthümer zu retten suchte, hingerichtet, sein Haupt aber auf einer Stange im Felde aufgesteckt. Noch vor dieser Entscheidung war Kurfürst Friedrich am 5. Mai, nachdem er das Sakrament in beiderlei Gestalt empfangen, ganz sanft eingeschlafen, so daß der anwesende Arzt ausgerufen: „Er war ein Sohn des Friedens, und in Frieden ist er gestorben.“ Bei seiner Bestattung in der Schloßkirche zu Wittenberg am 9. und 10. Mai hielt Luther zwei Predigten über 1 Thess. 4, 13—18 und schrieb einen gar köstlichen Trostbrief an Herzog Johann Friedrich.

In dieser unglücklichen Zeit that Luther einen Schritt, welcher nicht bloß seinen Feinden Anlaß zu vielen Lästerungen gab sondern auch viele seiner Freunde bedenklich machte. Bereits im Jahre 1524 hatte er seine Mönchskappe ausgezogen und einen schwarzen Predigerrock zu tragen angefangen, wozu ihm Kurfürst Friedrich das Tuch geschenkt hatte. Noch wohnte er aber in dem fast verlassenen alten Augustinerkloster, da ihm seine bedrängten Verhältnisse nicht erlaubten, sich eine eigene Herberge zu beschaffen. Ans Heirathen hatte er nicht gedacht, weil, wie er an eine fromme Gönnerin schrieb, er täglich den Tod erwartete und das wohlverdiente Urtheil eines Ketzers, wohl aber hatte er die erzwungene Ehelosigkeit (den Cölibat) längst als eine unevangelische Menschensatzung erkannt, die abgethan werden müsse. Um Luther selbst in den Stand der heiligen Ehe einzuführen, bedurfte es besonderer Wege Gottes. Im Jahre 1523 waren nicht ohne Luthers Mitwirken neun Nonnen, meist adeligen Standes, aus dem Kloster zu Nimtschen bei Grimma entflohen, unter ihnen Katharina von Bora aus einem alten edlen Geschlechte. Sie hatten in Wittenberg Aufnahme und Schutz gefunden, und zwar Katharina im Hause des Magister Philipp Reichenbach, eines Mannes von hohem Ansehen, der später Stadtrichter, endlich aber Bürgermeister zu Wittenberg wurde. Dort hatte sie zwei Jahre still und häuslich gelebt, und Luther hatte versucht, sie anderweit zu verheirathen. Da seine Versuche nicht zu einem günstigen Ergebniß führten, so entschloß sich endlich Luther selbst, um ihre Hand zu werben. Am 13. Juni 1525 wurde der entscheidende Schritt gethan. Luther begehrte sie zur Hausfrau, und so sehr sie an-

Digitized by Google

fangs überrascht war, so willigte sie schließlich doch ein, und noch an demselben Tage wurde die Trauung von Bugenhagen vor einem kleinen Kreise von Zeugen vollzogen. Was ihm seine „Käthe“ geworden ist, sehen wir aus dem Lobe des Standes, in den er nach Gottes Willen getreten war: „Es ist keine lieblichere Gemeinschaft, keine freundlichere und holdseligere Verwandtniß denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Frieden und Einigkeit leben; die höchste Gabe Gottes ist ein fromm, freundlich und gottesfürchtig Gemahl, mit der du friedlich lebst, der darfst du all dein Gut und was du hast, ja Leib und Leben vertrauen. Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum wie andere fromme Weiber, bist du eine Kaiserin; erkenne es und danke Gott!“ Jedenfalls hat sich Gott sichtbarlich zu Luthers Wahl bekannt. Noch in seinem Testamente spricht er es aus, daß sie ihm nicht allein als eine Gattin sondern gar als eine Magd mit aller Treue habe gedient. Katharina war nicht bloß eine gute und umsichtige Hausfrau sondern auch eine treue Mutter. Im Jahre 1526 im Juni wurde der erste Sohn geboren; eine Stunde später erhielt er in der Taufe den Namen Hans. Das Kind war der Eltern Freude, und die Hoffnungen, welche bei der Geburt der Eltern Herz erfüllten, sind nicht zu Schanden geworden. Johannes studierte später Jura und trat zu Königsberg in die Dienste des Herzogs Albrecht. Von ihm stammen die Nachkömmlinge des Reformators, die im Jahre 1821 in Böhmen, katholisch geworden, aufgefunden und im Martinsstift zu Erfurt erzogen wurden. Die älteste Tochter Elisabeth starb kaum ein Jahr alt, und schon damals erfuhr Luther, wie schwer es sei, ein Kind hinzugeben. Die zweite Tochter Magdalena, geboren 1529, blieb den Eltern bis ins vierzehnte Jahr; da wurde sie ihnen nach kurzer Krankheit entrissen. Der Mutter wollte das Herz brechen; Luther aber sagte: „Ich habe sie sehr lieb gehabt; aber, lieber Gott, wenn es dein Wille ist, daß du sie willst dahin nehmen, so will ich sie gern bei dir wissen!“ Des Kindleins Grabschrift lautete:

„Hier schlaf ich, Lenchen, Dr. Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in meinem Bettelein,
Da ich in Sünden war geboren,

Digitized by Google

Hätt' ewig müssen sein verloren;
Nun leb' ich aber und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut."

Martin, das vierte Kind, studierte Theologie, hat aber wegen Leibesschwäche kein geistliches Amt annehmen können. Paulus, der dritte Sohn, studierte Medicin, diente später als Leibarzt bei zwei Kurfürsten und stand in hohem Ansehn; Margarethe, die jüngste Tochter, wurde 1534 geboren und heirathete später den Reußischen Rath von Kuhnheim. Das ist die Familie, die in den weitläufigen Räumen des alten Augustinerklosters, das Luther mit seinen Höfen und Gärten vom Kurfürsten zum Geschenk erhielt, die frommen Eltern umblühte, ein Vorbild christlicher Zucht und Sitte, täglich um Gotteswort und den Katechismus versammelt, den Luther selbst den Seinen auslegte. An Kreuz und Leid hat es in jener bewegten Zeit auch in diesem Segenshause nicht gefehlt, aber es hatte ja die rechte Loosung nicht bloß auf dem Wappen des Hausvaters sondern auch in den Herzen aller Hausgenossen. Das Wappen war ein rothes Herz unter einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, und Luther selbst hat dieses Wappen gedeutet mit den Worten: „Ein Christenherz auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht."

Folgen wir Luther aus seinem gottgeweihten Hause wieder auf seinen Bau- und Kampfplatz, so finden wir ihn erstlich bemüht, im Stillen neue gute Ordnungen beim Gottesdienst herzustellen, wo die alten gefallen waren. Schon im Jahre 1523 hatte er: „Eine Weise christliche Meß zu halten und zum Tische Gottes zu gehen" erscheinen lassen, woran sich später, im Jahre 1527, seine „deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes" anschloß. Zu deutscher Messe gehörte aber auch das deutsche Lied. Das hatte lange geschlummert im Herzen des Volks oder hatte wenigstens nicht beim öffentlichen Gottesdienste seine heiligen Klänge ertönen lassen können. Die Reformation löste den Bann, und nun brach die herrliche Sangesblüthe hervor, die das köstlichste Zeugniß ist von der Fülle, Kraft und Innigkeit des geistlichen Lebens in jener Zeit. „Gott hat unser Herz," sagt Luther, „fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen Er für uns zur Erlösung gegeben hat, wo Sünde, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst glaubet, der kanns nicht

Digitized by Google

lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzu kommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß ers nicht glaubet und nicht ins neue fröhliche sondern unter das alte faule unlustige Testament gehört." Luther mahnte aber nicht bloß zum Gesange sondern gieng selbst voran als Meister im heiligen Volksliede. Seine Lieder waren theils Bearbeitungen Davidischer Psalmen, wie: „Ach Gott vom Himmel sieh darein" (Ps. 12). „Ein feste Burg ist unser Gott" (Ps. 46). „Es woll' uns Gott genädig sein" (Ps. 67). „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir" (Ps. 130); theils Bearbeitungen einzelner Bibelstellen, wie: „Vater unser im Himmelreich" (St. Matth. 6, 9 — 13). „Vom Himmel hoch da komm' ich her" (St. Luc. 2, 9 — 14). „Mit Fried' und Freud' fahr ich dahin" (Luc. 2, 29 — 32). Oder es waren freie Uebertragungen lateinischer Hymnen aus der älteren Kirche, wie: „HErr Gott, Dich loben wir". „Wir glauben all' an einen Gott". „Gelobet seist Du, JEsu Christ". „Mitten wir im Leben sind"; oder endlich Nachklänge urdeutscher geistlicher Volkslieder, die im Mittelalter bei Bittgängen und Wallfahrten, so wie in den hohen festlichen Zeiten erklungen waren, als: „Gott der Vater wohn' uns bei". „Christ lag in Todesbanden". „Nun bitten wir den heil'gen Geist". Nur wenige Lieder waren von Luther frei gedichtet, als: „Nun freut euch, liebe Christen g'mein". „Vom Himmel kam der Engel Schaar". „Erhalt uns, HErr, bei Deinem Wort". Aber auch die umgedichteten Lieder waren so in das Blut und Leben des Sängers eingegangen, daß sie frisch und wie neugeboren aus seinem Herzen strömten. Es ist so, wie der alte Cyriacus Spangenberg in der Vorrede zu seiner Cithara Lutheri sagt: „Es fleußt ihm alles aufs lieblichste und artlichste voller Geist und Lehre, daß auch jedes Wort schier eine eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung giebt. Da ist nichts gezwungenes, nichts genöthigtes und eingeflicktes, nichts verdorbenes, sondern alles hat Kraft und Saft, herzet und kräftet, und ist fürwahr seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden." Von Luthers Gesang entflammt, stimmten auch andere reich begabte Sänger mit ein, und bald klangen ihre Lieder nicht nur in den Kirchen sondern in den Häusern, vor den Thüren,

Digitized by Google

in Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern in mannigfachen Weisen, aber in einem Geiste und gewannen wie im Sturmschritt mit einem Schlage ganze Städte für den evangelischen Glauben. Das erste evangelische Gesangbuch erschien im Jahre 1524 zu Wittenberg unter dem Titel: „Etlicher christlicher Lieder Lobgesang und Psalmen, dem reinen Worte Gottes gemäß in der Kirche zu singen". Es enthält freilich nur acht Lieder, unter denen einige (wie das echt evangelische: „Es ist das Heil uns kommen her") von Paulus Speratus, aber unter den tausend und abertausenden, die später auf dem Boden unserer Kirche erwachsen sind, kommen nur wenige an Kraft und Fülle, an Einfalt und Tiefe jenen Erstlingen gleich, dargebracht auf dem Altar des HErrn.

Mit der deutschen Bibel und dem deutschen Kirchenliede, zu denen noch der Katechismus kam, hat Luther zugleich auch der Schule die Quellen eröffnet, aus denen ihr bis auf heute die Ströme des Lebens zufließen. Die Reformation mußte auch Reformation der Schule werden; sie erneuerte die gelehrten Schulen und schuf die Volksschule. Luther hatte erkannt, daß der Kirche ihr Unterbau fehle, wenn die Schule vernachlässigt würde. „Ich bitte dich," schrieb er an einen Freund, „daß du bei den Deinen vor allem auf die Frage des Jugendunterrichts dringest; denn ich sehe, dem Evangelio drohe ein großer Fall, wo man die Kinder vernachlässigt. Es ist dieses Ding das nothwendigste." Von heiligem Eifer für die so große Angelegenheit beseelt, schrieb er seine Schrift: „An die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten", so wie später (1531) seinen „Sermon, daß man die Kinder zur Schule anhalte". Da bittet er um Gottes und der armen Jugend willen, die Sache nicht so gering zu achten, da Christo und aller Welt gar viel daran liege, daß dem jungen Volke gerathen und geholfen würde. Eben so hatte er bei seiner Schriftauslegung, bei seinen Predigten und Sendschreiben allezeit die liebe Schule vor Augen und im Herzen. Freilich hat man ihm oft zum Vorwurf gemacht, daß er besonders die lateinische Schule theils mit einem neuen Geiste zu beseelen theils ins Leben zu rufen suchte. Die (alten) Sprachen erschienen ihm in jener Zeit, wo es galt, die Bollwerke Römischer Verdummung zu brechen, die Männer der Wissenschaft

Digitized by Google

für seine heilige Sache zu gewinnen und dem Evangelium nach allen Seiten hin schneidige und siegreiche Waffen zu bereiten, als das geeignetste Mittel. Sie waren ihm „die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt, der Schrein, darin man das Kleinod des Evangeliums trägt, die Vorrathskammer, darinnen diese Speise liegt, und wie das Evangelium selbst zeigt, die Körbe, darinnen man diese Brot, Fische und Brocken behält". Ja, er meint: „Wo wirs versehen, daß wir die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren sondern auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden und schreiben können." Wie wenig würde man aber Luther kennen, wenn man meinen wollte, daß ihm der Sinn fürs Vaterländische und Volksthümliche gefehlt habe, oder daß er sich in eitlem Gelehrtendünkel vom gemeinen Volke habe absondern wollen. Wie hätte ein Mann, der die heilige Schrift in das geliebte Deutsch übertrug, die deutsche Predigt und Messe (Liturgie) in die Kirche einführte und den Katechismus, diese echte „Laienbibel", abfaßte, der so ganz im Herzen seines Volks wurzelte und aus demselben herausredete, nicht auch der Volksschule als solcher gedenken sollen! Er wußte, daß zum Volke in dessen Herzenssprache, in der Muttersprache, und zu den Kindern in der Kindersprache geredet werden müsse. „Und lasse sich," sagte er, „hie niemand zu klug dünken und verachte solch Kinderspiel! Christus, da Er Menschen ziehen wollte, mußte Er Mensch werden; sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden."

Wie groß die Unwissenheit des christlichen Volks und seiner Führer und Hirten war, erkannte Luther besonders bei der Kirchen-Visitation, die im Jahre 1527 auf Luthers dringende Anregung in den Meißnischen und Thüringischen Landen abgehalten wurde. Es war dabei vielerlei ins Auge zu fassen: einmal die äußere bedrängte Lage der Pfarrhöfe und Schulen. Die eingezogenen Stifter und Klostergüter waren zum guten Theil ein Raub des Adels geworden, und nach Aufhören des päpstlichen und priesterlichen Zwangs wollte niemand die Mühe und Arbeit der Geistlichen mit irdischem Lohne vergelten. Da mußte Rath geschafft werden. Dann die noch viel schreiendere geistliche Noth! „Hilf, lieber Gott," rief Luther aus, „wie

Digitized by Google

manchen Jammer habe ich gesehen, daß der arme Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zum Lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und die heiligen Sakramente genießen; können weder Vaterunser noch den Glauben oder zehn Gebot, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das liebe Evangelium gekommen ist, haben sie nur gelernt, alle Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." Zu dem Werke der Visitation hatte Melanchthon ein besonderes Büchlein geschrieben: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen", aber die eigentliche Seele der Visitation war doch immer Luther, dem das eigentliche Kursachsen angewiesen war. Als ein rechter Bischof verhörte er die armen Bäuerlein im Beten und befragte sie im Katechismo fein säuberlich und mit Geduld. Aber es war ihm nicht genug die Schäden und Mängel aufzudecken, sondern er heilte sie auch. Um den bei der Visitation erkannten schreienden Nothständen abzuhelfen, schrieb er seine beiden Katechismen, den größeren für die Lehrer, den kleineren für die Schüler. Den kleinen kennen die lieben Leser alle von Kindheit auf und haben ihn hoffentlich nicht bloß auswendig sondern inwendig gelernt. „Er ist eben so kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost für jede Lage des Lebens, nur hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genugthut". Von den zarten und alten Gesellen aber, die dieses Büchlein gering achten, weil sie alles können und nichts mehr bedürfen, sagt Luther, der selbst zeitlebens ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben wollte: „Wohlan, solches ist auch ein gewiß Anzeichen, daß sie beide, ihr Amt und des Volks Seelen, ja dazu Gott und sein Wort verachten und dürfen nicht fallen, sondern sind schon allzu gräulich gefallen, dürften daher wohl, daß sie Kinder würden und das ABC anfangen zu lernen, das sie meinen längst an den Schuhen gerissen zu haben."

So nahm die neu gewordene Kirche ihre Stellung zur Schule; wie aber zum Staate und zur weltlichen Gewalt? Da ist das, was wir haben, nicht ein freies Erzeugniß des

Digitized by Google

evangelischen Geistes sondern im Drange der Zeiten unter der Macht der Umstände geworden. Der Abschied des Reichstags von Speier 1526 setzte fest, daß in Sachen das Wormser Edict belangend jeder Reichsstand „so leben, regieren und es halten sollte, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue." Mit diesem Beschlusse wurde zwar der Reformation freie Bahn gemacht, sie wurde aber nicht Sache des ganzen Reichs sondern jedes einzelnen Reichsstandes. So kam es nicht zu einer evangelischen Kirche des gesammten Deutschlands sondern zu einer Menge von einzelnen Landeskirchen. Wer sollte nun in denselben Vertreter der höchsten geistlichen Gewalt sein? Das alte römische Bischofsamt war abgethan, und ein neues evangelisches Oberhirtenamt hatte sich noch nicht gebildet. Da gab es für den Augenblick keinen anderen Weg, als daß die von dem Evangelium erfaßten Fürsten das Regiment der Kirche als „ein Amt der Liebe" (denn „nach weltlicher Obrigkeit" waren sie es nach Luthers Ansicht nicht schuldig) übernahmen und als „Nothbischöfe" die rechten Prediger schützten. Wenn in späterer Zeit aus diesem Nothbisthum die höchste geistliche Gewalt (der Summepiskopat) der Fürsten, ja der höchst gefährliche und unevangelische Grundsatz abgeleitet worden ist: „Wem das Land gehört, dem gehört auch die Religion", so ist daran wahrlich Luther nicht schuld. Wie gern hätte er auf der einen Seite ein starkes evangelisches Bischofsamt, auf der anderen auch in der Verfassung eine echte Christengemeinde gesehen, in der sich der Gedanke des allgemeinen Priesterthums verwirklichte. Da sich aber die alten Bischöfe der Reformation widersetzten, und neue sich nicht füglich machen ließen, da ferner lebendige Christengemeinden, wie sie Luther für den Neubau einer Kirchenverfassung forderte, nicht da waren, so mußte sich Luther bei der Hoffnung beruhigen, daß sich der rechte Geist auch die rechte Form noch schaffen werde; daß ihm aber die später herrschend gewordene Vermischung der weltlichen und geistlichen Macht allzeit ein Greuel gewesen sei, sehen wir aus seinem öfter wiederholten Worte: „Satan hört nicht auf Satan zu sein; unter dem Papste mischte er die Kirche mit dem Staate, in unserer Zeit aber will er den Staat mit der Kirche vermengen."

Digitized by Google

Ehe wir Luther auf seinem Kampfeswege weiter begleiten, wird es nothwendig sein, auch derer zu gedenken, die an anderen Orten und zum Theil auf anderen Wegen eine Neugeburt der Kirche erstrebten. Das sind vor allen die Schweizer Reformatoren, als deren Haupt wir Ulrich Zwingli anzusehen haben. Er war eine anders angelegte Natur als Martin Luther. Dieser voll gemüthlicher Innigkeit und Tiefe, jener mehr ein Mann des Verstandes und der Berechnung; dieser in heißen Kämpfen aus einem tiefen Sündenbewußtsein zur Gewißheit der freien Gnade hindurch gedrungen, dieser in ruhiger Entwickelung nach immer klarerer Erkenntniß strebend; jener durch den Geist des HErrn oft mit Widerstreben auf seiner Bahn immer vorwärts getrieben, dieser planvoll den Weg vorher bestimmend, den er gehen will und ihn innehaltend. Da der Geist, wie Luther selbst aussprach, bei beiden ein so verschiedener war, so konnte es nicht fehlen, daß auch der Gegensatz in Lehre und Leben sich bald genug kund that, und zwar zunächst in Bezug auf die Lehre von den Gnadenmitteln. Für Zwingli gab es keine Gnadenmittel im Sinne der Lutherischen Kirche. „Wie nichts kreatürliches," sagt er, „uns Wahrheit, Ruhe und Leben geben kann, so auch Wort und Sakrament nicht; der Heilige Geist muß uns innerlich und unmittelbar des Heils gewiß machen." Das äußere Wort soll uns nur antreiben, Christum zu suchen, damit er durch seinen Geist innerlich in uns spreche und wirke; es ist nur ein Sporn, der zwar antreibt, aber nicht die Kraft giebt zu laufen. So sind ihm auch die Sakramente nicht Dinge, welche uns die Gnade, die sie abbilden, auch darreichten und gäben; denn wären sie, so lauten seine Worte, was sie bedeuten, so wären sie nicht Zeichen, denn Zeichen und das, so bezeichnet ist, können ja nicht ein Ding sein. So hält er die Taufe, wie die des Johannes, nur für eine Wassertaufe, ganz verschieden von der Geistestaufe, die dem Menschen unabhängig von ihr bald vorher, bald nachher, bald auch gar nicht ertheilt wird, wie Gott will, nicht für ein Gnadensiegel Christi, sondern für ein Pflichtzeichen auf Christum, das den, der sie empfängt, zur Buße und zum neuen Leben im Glauben verpflichtet. So wird auch dem Sakrament des Altars der Charakter eines Gnadenmittels völlig abgesprochen. Es bringt dem Menschen nichts, keine

Digitized by Google

Stärkung des Glaubens, noch weniger Sündenvergebung, sondern das alles muß der Mensch schon haben und mitbringen, wenn er zum Abendmahl geht; er kommt nicht, es da zu suchen sondern dafür zu danken. Die Handlung hat also durchaus nur einen sinnbildlichen — symbolischen — Charakter, und in diesem Sinne werden auch die Einsetzungsworte ausgelegt. Wenn Christus sagt: „Das ist mein Leib!" so darf man darunter nur verstehen: „Das bedeutet meinen Leib!" Die Gegenwart des Leibes und Blutes im Abendmahl wäre eben so unnütz als unmöglich: unnütz, denn ein Leib könne nichts für den Geist bewirken; unmöglich, denn Christus sitze zur Rechten Gottes und könne also nicht mit seinem Leibe hier auf Erden sein.

Man sagt, Luther sei gegen Zwingli und die Schweizer gar zu hart und scharf einhergefahren; aber man bedenkt zu wenig, um was es sich bei jenem Kampfe handelte. Es ist das allerheiligste, das schlagende Herz der Kirche, um welches man kämpfte. Da konnte ein Luther nicht schweigen, da mußte er einstehen für die Ehre des verklärten Heilands. Er that dieses in mehreren geharnischten Schriften: „Sermon vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwärmer"; ferner in einer größeren Schrift: „Daß die Worte „„das ist mein Leib"" noch feste stehen", endlich in „dem großen Bekenntniß vom Abendmahl". Durch alle diese Schriften gieng die feste und fröhliche Ueberzeugung hindurch, daß das Abendmahl eine lebendige und lebendig machende Speise sei für den geistlichen und leiblichen Genuß, und daß der verklärte Leib Christi unseren Todesleib mit Kräften der zukünftigen Welt erfülle, daß er ewiglich lebe und am jüngsten Tage auferstehe zur Seligkeit.

Um diesen tiefgehenden Zwiespalt zu schlichten, veranstaltete Landgraf Philipp von Hessen eine Unterredung zwischen beiden Theilen zu Marburg. Sie fand am 1. October 1529 zwischen Luther und Oekolampadius, Melanchthon und Zwingli statt, führte aber zu keiner Einigung. Hier Luther mit seinem „Das ist", welches er mit Kreide auf den Tisch geschrieben, um es immer vor Augen zu haben; da Zwingli mit seinem Verstandesgrübeln an dem großen seligen Geheimniß herumtastend und Friede vorgebend, wo doch kein Friede war. Es

Digitized by Google

half nichts, daß Zwingli mit Thränen im Auge sagte: „Es sind keine Leut auf Erden, mit denen ich lieber wollte eins sein, denn mit den Wittenbergern.“ Luther zürnte nicht seiner Person, aber der Wahrheit konnte er um des Gewissens willen nichts vergeben, und wer hat ein Recht, ein mannhaftes Einstehen für seine Ueberzeugung gleich als Hartnäckigkeit und Lieblosigkeit hinzustellen? Gewiß ist es, daß wenn Luther damals nicht felsenfest gestanden hätte, uns die kostbarste Perle in unserer Krone fehlen würde; denn unsere Krone ist die reine unverfälschte Lehre und das heilige Sakrament nach Christi Einsetzung. Darum halten wir fest, was wir haben, geben aber, wie Luther es auch that, denen, die nicht mit uns gehen und glauben können, die Hand des Friedens und der Liebe, und bitten mit ihnen zusammen „Gott den Allmächtigen fleißig, daß Er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstande bestätigen wolle,“ denn mit diesen Worten schließt der Artikel, der zu Marburg von den Streitenden um des Friedens willen festgestellt wurde. Da „brüderliche Einigkeit“ nicht zu erreichen war, sollte wenigstens „gütige, freundliche Eintracht“ gehalten werden.

War in dem Streite mit den Schweizern nur mit geistlichen Waffen gekämpft worden, so handelte es sich in jener Zeit um die Frage, ob der Christ, wo es sich um Glaubenssachen handelte, auch zum Schwerte von Eisen greifen durfte. Es war damals (im Jahre 1529) die ganze Christenheit von den Türken hart bedroht, die mit Plündern und Sengen bis Wien vorgedrungen, die alte Kaiserstadt belagert hatten, aber (am 16. Oktober) unverrichteter Sache wieder abgezogen waren. Da schrieb Luther seine „Heerpredigt wider die Türken“, in welcher er sagte, daß wider den Türken, der zugleich unseres HErrn Gottes zornige Ruthe und des wüthenden Teufels Knecht sei, zwei Männer zu kriegen hätten, der eine heiße Christianus, der andere Kaiser Karolus. Christianus das sei der frommen, heiligen, lieben Christen Haufe, der habe mit Buße und Gebet zu kämpfen; der Kaiser Karolus aber sei, als Obrigkeit von Gott gesetzt, schuldig, die Seinen mit dem Schwerte zu vertheidigen, nicht aber um Ehre, Ruhm und Gut zu gewinnen, noch weniger als Haupt der Christenheit, Beschirmer der Kirche und Beschützer des Glaubens, denn die Kirche und der Glaube

Digitized by Google

müßten einen andern Schutzherrn haben als Kaiser und Könige, und des Kaisers Schwert habe nichts zu schaffen mit dem Glauben. So wie der Türke die ganze Christenheit, so bedrohte der Herzog Georg von Sachsen die Bekenner des reinen Evangeliums mit Feuer und Schwert. Durch einen seiner Räthe, Dr. Otto von Pack, war dem Landgraf Philipp von Hessen die Kunde geworden, es sei von den papistisch gesinnten Ständen wider ihn und den Kurfürsten ein Bündniß geschlossen. Als nun die beiden bedrohten Fürsten ein Gegenbündniß aufrichteten, so riethen Luther und Melanchthon in vielen Schriften und Gutachten auf alle Weise zum Frieden. „Krieg gewinnt nicht viel," heißt es da, „verleuret aber viel und waget alles; aber Sanftmuth verleuret nichts, waget wenig und gewinnt alles." Eben so in einem späteren Bedenken: „Wollten wir Christen sein, so müsse Christi Kreuz getragen werden; die Welt wolle es nicht tragen sondern auflegen, darum müßten wir Christen es tragen, damit es nicht ledig daliege." Wohl aber hielt es Luther für billig und recht, daß man gegen jede Maaßregel, die zur Beschränkung der Glaubensfreiheit dienen sollte, vor Gott und Menschen männiglich und einmüthig protestiere. So geschah es von Seiten der evangelischen Stände in Folge der Verhandlungen des Reichstags zu Speier (den 10. April 1529). Hier war von der Mehrzahl der versammelten Fürsten und Herren beschlossen worden, daß das sogenannte Wormser Edikt, in welchem Luther und seine Sache verpönt und mit Acht und Aberacht belegt worden war, verbleiben, jedenfalls aber bis auf ein allgemeines christliches Konzil jede Neuerung in Glaubenssachen vermieden werden sollte. Da jeder Widerspruch der Evangelischen vergeblich war, so legten sie gegen den Reichsabschied eine feierliche Protestation ein und tragen nun seit jener Zeit den Namen Protestanten, einen Namen, der nicht den Grund bezeichnet, auf dem unsere Kirche steht, sondern nur die Waffe, mit der sie, stehend auf dem einigem Grunde, der gelegt ist, kämpft gegen ihre Feinde.

So war das Jahr 1530 herbeigekommen, in welchem es den Evangelischen vergönnt ward, ihr Banner offen zu entfalten und ein gutes Bekenntniß abzulegen vor vielen Zeugen, ein Bekenntniß, welches man mit vollem Recht den „Augapfel des Protestantismus" genannt hat. Die Veranlassung zur Abfassung

Digitized by Google

desselben gab der von Kaiser Karl dem Fünften auf den achten April ausgeschriebene Reichstag, auf welchem nächst der Türkenangelegenheit der in Betreff des Glaubens ausgebrochene Zwiespalt gütlich verglichen werden sollte. Gemäß des Kaiserlichen Ausschreibens, in welchem eine schriftliche Darlegung der streitigen Punkte verlangt worden war, beauftragte der Kurfürst Johann der Standhafte seine Wittenbergischen Theologen, Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Bugenhagen, mit der Anfertigung einer Schrift, die beides, die Hauptartikel des Glaubens und die bestrittenen äußerlichen Kirchengebräuche bündig und übersichtlich enthalten sollte. Sie übergaben am gesetzten Tage siebenzehn Artikel christlicher Lehre zu Torgau (deshalb die Torgauschen Artikel genannt). Am Sonntage Judica — den 3. April — brach der Kurfürst mit seinem Gefolge von Torgau auf, nachdem Luther vor ihm noch ein Mal über St. Matth. 10, 32: „Wer mich bekennt vor den Menschen" gepredigt hatte. Luther, weil mit dem päpstlichen Bann und der kaiserlichen Acht belegt, ward zu Coburg auf der Ehrenburg zurückgelassen, von wo aus er mit seinem erprobten Rath, seinem gewaltigen Gebet und Felsenglauben die bedrängten Evangelischen in den herrlichsten Briefen, die seinem Herzen entquollen, unterstützte und aufrichtete. Indessen überarbeitete Melanchthon, den der HErr der Kirche mit seinem milden Herzen und scharfen Geiste gewiß nicht ohne weise Absicht neben den gewaltigen streitbaren Glaubenshelden gestellt hat, mit der größten Umsicht und Sorgsamkeit unter steter Hinzuziehung Luthers jene Torgauer Artikel so lange, bis sie sich in der deutschen und lateinischen Fassung der Zustimmung aller gegenwärtigen evangelischen Theologen und Stände zu erfreuen hatten. Daß Luther in Augsburg nicht mit bekennen konnte, war ihm freilich sehr leid, aber desto treuer und anhaltender hat er für die heilige Sache in Coburg gebetet. Veit Dietrich, der daselbst Luthers Genosse war, hat darüber an seinen Lehrer Melanchthon nach Augsburg geschrieben: „Ich kann mich nicht genugsam verwundern über dieses Mannes treffliche Beständigkeit, heiteren Muth, Glauben und Hoffnung in so trauriger Zeit; er nährt dieselben aber auch ohne Unterlaß durch eine sorgfältige Betrachtung des göttlichen Worts. Es vergeht kein Tag, daß er nicht zum wenigsten drei Stunden, so zum Stu-

Digitized by Google

dieren am bequemsten, aufs Gebet verwendete. Einmal glückte es mir, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glauben war in seinen Worten! Mit solcher Ehrfurcht betete er, daß man sah, er redete mit Gott, und doch wieder mit so kindlichem Glauben und fröhlicher Hoffnung, daß es schien als redete er mit einem Vater oder Freunde." Nach dem Worte Jacobi aber (Jac. 5, 13): „Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand gutes Muths, der singe Psalmen," verband er mit dem Bitten und Flehen auch das Lobpreisen des HErrn mit geistlichen und lieblichen Liedern. So sang er täglich mit der Laute am Fenster stehend das „Wiegenlied der evangelischen Kirche": „Eine feste Burg ist unser Gott", eine meisterhafte Umdichtung von Psalm 46 (in den ältesten Gesangbüchern unter der Ueberschrift: Ein Ruhmpsalm von der gewaltigen Hilfe und sieghaftem Beistand Gottes, den er beweiset allen, die sich Ihm gänzlich vertrauen und an seinem Worte halten, wider alle Macht und Wüthen der tobenden Welt). Selbst mächtig getröstet konnte Luther in jener entscheidenden Zeit auch andern ein Tröster sein, so namentlich Melanchthon, der in Augsburg gar viel gezittert hat. „Drum bin ich," schreibt er, „ein ganz ruhiger Zuschauer und achte das Dräuen und Wüthen der Papisten für nichts. Fallen wir, so fällt Christus mit, Er, der Regierer der Welt. Und immerhin mag Er fallen, ich will lieber mit Christo fallen als mit dem Kaiser stehn."

Die Kunde von dem, was am 25. Juni zu Augsburg geschehen, erfüllte Luther mit großer Freude. Das Wort, welches das Motto unsrer Augsburgischen Konfession bildet: „Ich redete von deinen Zeugnissen vor Königen und wurde nicht beschämt", war zur Wahrheit geworden. Dasselbe Glaubenszeugniß, das neun Jahre vorher ein einzelner unbedeutender Mönch vor dem ganzen Reiche abgelegt, stand nun hoch aufgerichtet da, als ein reiner Wiederhall der Offenbarung, ein Stein des Anstoßes den Feinden, ein Fels des Heils den Freunden, ein unverwüstlicher Bau für alle Zeiten, weil die Wahrheit, die da bezeugt wurde, eine einige ist, und weil JEsus Christus, der ihren Kern und Stern bildet, gestern und heute und in alle Ewigkeit derselbe ist. Luther blieb in seiner Veste zu Coburg, bis die Augsburger Freunde im September von ihrer Zeugen- und Kampfesstätte zurückkehrten, um ihnen, wie

Digitized by Google

er sagte, nach diesem heißen Bade den Schweiß abzutrocknen. Während seiner Abwesenheit von Wittenberg war ihm auch (am 5. Juni) die Kunde von dem Tode seines greisen Vaters zugekommen, dem er noch kurz vorher ein herzlichen Trostbrief geschrieben. Mit dem Schmerz des Kindes war die Freude darüber verbunden, daß der Vater diese Zeit noch erlebt und das Licht der Wahrheit habe sehen können. Die Mutter Margarethe starb etwa ein Jahr später, den 30. Juni 1531, von ihrem Sohne, der nicht an ihr Sterbelager treten konnte, in einem köstlichen Schreiben ebenfalls aus Gottes Wort lieblich getröstet.

War mit dem Tage zu Augsburg die Sache der Reformation auch zu einem großen und wichtigen Abschlusse gekommen, so konnte doch das Schwert des Geistes noch nicht aus der Hand gelegt werden. Die Vertheidigung der Konfession gegen eine sogenannte Widerlegung der papistischen Theologen war freilich Melanchthons Aufgabe, und er hat dieselbe in seiner: „Apologie der Augsburgischen Konfession" als ein Meister des Wortes trefflich gelöst. Als aber Kaiser Karl in dem Reichstagsabschiede vom 19. November die Konfession für widerlegt erklärte und mit strengster Vollziehung des Wormser Edikts drohte, mahnte Luther zwar die evangelischen Stände vor jedem gewaltsamen Widerstand gegen die Kaiserliche Majestät, trat aber dem Edikt selbst mit einer geharnischten Schrift entgegen: „Auf das vermeintliche Kaiserliche Edikt nach dem Reichstage des 1530sten Jahres, Glosse Dr. M. Luthers". Wäre übrigens die Sache nur auf Menschen gestellt gewesen, so hätte man um ihren Fortgang gerade damals bange werden können. Der Kaiser erklärte sich entschieden als Schutzherr der Römischen Kirche, der nicht länger dulden werde, daß der alte Glaube angegriffen werde, und das Haupt der evangelischen Fürsten, Kurfürst Johann, wurde am 16. August 1532 plötzlich zu Schweinitz hinweg gerafft, und es schien fraglich, ob ein Fürst von so treuem Herzen und starkem Arm zu ersetzen sei. Aber der HErr hatte dem frommen, glaubensmuthigen Vater einen ebenbürtigen Sohn gegeben: Johann Friedrich (geb. 1503 zu Torgau), dem die Nachwelt den Namen des Großmüthigen gab.

Unter allen Arbeiten und Kämpfen, die eine volle Manneskraft in Anspruch nahmen, hatte Luther das Hauptwerk seines

Digitized by Google

Lebens, die Ueberſetzung der heiligen Schrift, niemals aus den Augen verloren. Und wahrlich, er hat ſich die Sache nicht leicht gemacht. Er ſagt ſelbſt in ſeinem damals geſchriebenen „Sendbrief vom Dolmetſchen“: „Ach, es iſt Dolmetſchen ja nicht eines jeglichen Kunſt, wie die tollen Heiligen meinen; es gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtſam, chriſtlich, gelehrtes, erfahren, geübt Herz. Darum halte ich, daß kein falſcher Chriſt noch Rottengeiſt treulich dolmetſchen könne.“ Tage, ja Wochen lang ſuchte er mit ſeinen Freunden und Gehilfen, unter ihnen Magiſter Philippus Melanchthon, oft ein einziges Wort und konnte ſich niemals vollkommen genügen. So kam endlich das theure Buch zu Stande, welches wir recht eigentlich als das „güldene Kleinod“ unſerer Kirche anſehen können, und erſchien im Jahre 1534 als: „Biblia, das iſt die ganze heilige Schrift, deutſch. Mart. Luther. Wittenberg. Begnadet mit Kurfürſtlicher zu Sachſen Freiheit. Gedruckt durch Hans Luft.“ Nun hatte das Wort des HErrn erſt ſeine ganze Erfüllung gefunden: „Ich will den Durſtigen geben von dem Brunnen des lebendigen Waſſers umſonſt“; denn nun konnte jeder hingehen und ſelbſt nehmen und ſchöpfen, und ſo lange unſere Kirche an der Looſung hält: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn“, werden ſie auch die Pforten der Hölle nicht bewegen.

Die nächſten Jahre (1535 und 1536) waren reich an Verſuchen, den Riß zu heilen, welcher durch die Schuld derer, welche die Stimme der Wahrheit nicht hören wollten, durch das Herz der Kirche hindurchgieng. Da man aber nur Friede! Friede! rief, wo doch kein Friede war, ſo wurde die Kluft wenigſtens nach der einen Seite hin immer nur größer. Das war die Seite Roms. Von da kam im November der vom Papſt Paul den Dritten abgeordnete Legat Paul Vergerius nach Wittenberg, um mit Luther und Bugenhagen wegen Berufung eines allgemeinen Koncils zu unterhandeln. Obgleich Luther ſah und es offen ausſprach, daß die Päpſtlichen daſelbſt von nichts handeln würden, als von „Kappen, Platten, Eſſen, Trinken und dergleichen anderem Narrenwerk, nicht aber vom Glauben, Rechtfertigkeit und anderen wichtigen Sachen“ ſo war er doch, um nicht ſeinerſeits als ein Feind des Friedens zu erſcheinen, zu kommen bereit und antwortete dem Legaten: „Nun wohlan, habt ihr Luſt zu einem Koncil, ſo machet eins;

Digitized by Google

ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet." So schrieb denn der Papst im Juni 1536 auch wirklich ein Koncil aus, welches sich im Mai 1537 in Mantua versammeln sollte. Aber es schien nothwendig, daß die Evangelischen sich darüber vereinigten, „wie ferne man den Papisten weichen könne und wolle, und worauf man gedächte, endlich zu beharren und zu bleiben." Das geschah auf dem Tage zu Schmalkalden im Februar 1537. Luther selbst setzte die Artikel auf, die unter dem Namen der „Schmalkaldischen" eine Stelle in unseren Bekenntnißschriften gefunden haben. Obgleich mit der Augsburgischen Konfession auf demselben Glaubensgrunde ruhend, tragen sie doch ein anderes Gepräge. Dort wurde noch mit Johannëischer Milde Frieden gesucht, hier ist es das Schwert Pauli, welches den Feinden der Wahrheit mannhaft entgegengehalten wird; die Schrift ist von dem gesalzenen Feuergeist des Gottesmannes durchzogen, der alles mit dem Richtmaaße der Rechtfertigung allein durch den Glauben schlichtet und richtet, in so großartigen Zügen, wie sie nur eine Meisterhand von hoher Warte herab zu entwerfen vermag. Diese Artikel wurden von dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem sie mit ihrer unverrücklich festen, nicht einen Fuß breit von der Wahrheit weichenden Stellung ganz aus dem Herzen geschrieben waren, den zu Schmalkalden versammelten Ständen und Theologen vorgelegt und von ihnen allen anerkannt und feierlich unterschrieben. Das Koncil kam damals nicht zu Stande, und als sich nach Jahren ein solches zu Trident versammelte, hatte es für die evangelische Wahrheit nur Bannflüche. Während der Verhandlungen zu Schmalkalden erkrankte Luther am Sonntage Invocavit, nachdem er vor einer überaus zahlreichen Versammlung eine herrliche Predigt gehalten, an einem Steinleiden so heftig, daß er sich seines Todes versah und sich, wenn auch bekümmert darüber, daß der liebe Gott in der Fremde und fern von den Seinigen mit ihm aus diesem Leben eilen wollte, dennoch still in seine Hände legte mit den Worten: „Dir befehle ich mich, HErr, Du getreuer Gott; ich will gerne sterben, wann und wo und auf welche Weise es Dir gefällt; denn Dein Wille ist der allerbeste!" Aber der HErr brauchte seinen Streiter noch auf Erden, und das Trostwort, welches der Kurfürst an seinem Krankenlager sprach, wurde

Digitized by Google

wahr: „Unser lieber HErr Gott wird um seines Worts und Namens willen uns gnädig sein und euch, lieber Vater, euer Leben fristen.“ Noch schwer krank wurde er unter der Pflege treuer Hände nach Gotha gebracht, da aber wurde ihm, obgleich er schon sein Begräbniß angeordnet, durch Gottes wunderbare Gnade Genesung, und bald stand er wieder zu Wittenberg auf seinem Kampfplatz, um zu vollenden, was ihm sein HErr aufgetragen.

War durch die Schmalkaldischen Artikel eine Verständigung mit Rom so gut als unmöglich geworden, so hatten die Versuche, mit den Schweizern und Süddeutschen eine Einigung im Artikel vom Abendmahle zu Stande zu bringen, einen bessern Erfolg. Da war es besonders Martin Buzer aus Straßburg gewesen, der von der tieferen Anschauung Luthers immer mächtiger erfaßt sich dem Bekenntnisse desselben immer mehr genähert hatte und in der sogenannten Konkordia (oder Einigung) von Augsburg im Namen seiner süddeutschen Glaubensgenossen erklärt hatte, wie man geneigt sei, sich mit den Wittenbergern in der Lehre vom Abendmahle zu vergleichen. Da offenbarte es sich, wie schmerzlich auch Luther der Zwiespalt war, und wie unrecht die Feinde haben, wenn sie meinen, eine dauernde Einigung sei nur an seiner Hartnäckigkeit gescheitert; denn als er von der Gesinnung der Süddeutschen hörte, schrieb er an den Rath und die Prediger der Stadt Augsburg: „Wenn diese Konkordia befestigt ist, will ich mit Freudenthränen singen: HErr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren! Weil ich dann den Kirchen den Frieden nach mir lasse, das ist die Ehre Gottes, die Strafe des Teufels und die Rache allen Feinden und Widerwärtigen.“ Martin Luther und seine Freunde bekannten, „daß im heiligen Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des HErrn wirklich gegeben und empfangen werde und nicht allein Brot und Wein; auch daß dieses Uebergeben und Empfangen wahrhaftig geschehe, und nicht bloß erdichteter Weise.“ Nur ein Punkt blieb noch schwankend, die Frage, ob auch die Gottlosen (Unwürdigen) den verklärten Leib und das verklärte Blut wirklich empfiengen, aber nicht zum Leben, sondern zum Gericht. Am 24. Mai, dem Himmelfahrtstage, empfiengen die so Geeinten nach einer gewaltigen Predigt Luthers, bei der es war, als „redete er

Digitized by Google

nicht allein sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen JEsu Christi gemeinsam das Sakrament des Altars", und am 29. wurde die von Melanchthon entworfene Eintrachtsformel von den anwesenden Theologen unterschrieben. Leider hat der Erfolg gezeigt, daß, wenn auch damals eine Eintrachtsformel gefunden wurde, doch eine innige, wahrhafte Einigung nicht erzielt ward. Luthers früher ausgesprochenes Wort hat sich als wahr erwiesen: „Es ist besser, von zwei Uebeln das geringere zu wählen, und lieber den kleinen Zwiespalt zu ertragen, als durch eine falsche Vereinigung noch größeren Streit anzurichten." So war es damals, so ists noch heute bei jeder menschlich gemachten Einigung.

Eine bleibende Freude sollte unserem Luther, dessen Lebenstag sich zu neigen anfieng, noch dadurch werden, daß die Reformation nach heftigem Widerstande endlich im ganzen Sachsenlande siegte, wo ihre Wiege war. Und das geschah gerade zu einer Zeit, wo die Feinde am rührigsten waren, die junge Saat wieder zu zertreten. Es ward zu Nürnberg unter den römisch gesinnten Fürsten ein Bündniß gegen die Protestanten geschlossen, an dessen Spitze die Herzöge Ludwig von Baiern und Heinrich von Braunschweig standen. Die Seele desselben aber war Herzog Georg der Bärtige von Sachsen, Luthers alter, unversöhnlicher Feind. Gerade diesen aber nahm der HErr durch den Tod hinweg, ehe er seine bösen Anschläge ausführen konnte. Er starb plötzlich am 17. April 1539, nachdem ihm seine beiden Söhne und Erben innerhalb zwei Jahren unerwartet in der Blüthe ihres Lebens entrissen worden waren. Luthers Wort hatte sich an dem Stamme des Mannes erfüllt, der aus Feindschaft gegen das Evangelium seinen Bruder Herzog Heinrich in Freiberg nicht geschont sondern aufs härteste bedrückt hatte: „Gott wird das Blatt umwenden und den Erbereichen verdorren, den Verdorrten aber durch seinen Segen wachsen lassen." Heinrich nahm die Erblande seines Bruders mit den Hauptstädten Dresden und Leipzig ungestört in Besitz, und nun siegte die in den Herzen schon längst vorbereitete Reformation mit wunderbarer Schnelligkeit. Am heiligen Abend vor Pfingsten hielt Luther zu Leipzig in der Hofkapelle in der Pleißenburg eine Predigt über St. Joh. 14, 23—31, darin er aus den Worten: „Wer mich liebt, der wird mein

Digitized by Google

Wort halten", zeigte, was und wo die wahre Kirche sei. Am ersten heiligen Pfingsttage fuhren die evangelisch gesinnten Fürsten in die St. Nicolai-Kirche, wo der Gottesdienst Vormittag von Justus Jonas, zur Vesperzeit von Luther in deutscher Sprache gehalten, Lieder Luthers gesungen und alle Gebete in deutscher Sprache verrichtet wurden. Dabei war eine solche Menge Volks versammelt, daß viele nicht in die Kirche kommen konnten sondern außen an den Fenstern Leitern anlegten und durch die zerbrochenen Fensterscheiben zuhörten. Tausende fielen an diesem Tage auf die Kniee und dankten Gott mit Thränen für die väterliche Erlösung. Wie Luther vor Jahren gesagt: „Ich sehe, daß Herzog Georg nicht aufhören will, Gottes Wort, seine Predigt und die armen Lutheraner zu verfolgen. Aber ich wills erleben, daß er und sein ganzer Stamm untergehen soll, und ich will noch Gottes Wort in Leipzig predigen", so war es durch Gottes Gnade geschehen, ein Wunder vor aller Augen.

Wir haben nun bloß noch von Luthers letzten Arbeiten, von seinem Stillleben im Hause und seinem seligen Heimgange zu berichten. Bei allen seinen Schriften hatte Luther das Wort St. Johannis im Herzen gehabt: „Ich muß abnehmen, dieser aber muß zunehmen." Sie sollten nur dazu dienen, in die heilige Schrift hineinzuführen, damit ein jeglicher selbst möge aus der frischen Quelle trinken. Deßhalb gieng er nur schwer daran, seine zahlreichen Schriften zu sammeln und bat jedermann fleißig, daß, wer seine Bücher haben wolle, sie sich ja nicht ein Hinderniß sein lassen solle, die Schrift zu studieren. Dagegen war ihm die sorgfältigste Durchsicht seiner Bibelübersetzung ein Werk von der allerhöchsten Wichtigkeit. Mit großem Ernst, Fleiß und Gebet übersah er nicht bloß für sich die Arbeit vom Anfange bis zum Ende, sondern berief „ein eigen Sanhedrin" (einen geistlichen Rath) von den besten und gelehrtesten Leuten, so damals vorhanden, Dr. Johann Bugenhagen, Justus Jonas, Kreuziger, Melanchthon, Aurogallus und andere, welche wöchentlich etliche Stunden zusammenkamen und nach Anrufung des heiligen Geistes nach dem Urtexte jedes Wort sorgfältig erwogen. So entstand die „aufs neue zugerichtete" Ausgabe von 1541, der später die nochmals revidierte

Digitized by Google

von 1545 folgte, deren Text im großen und ganzen unangetastet geblieben ist bis auf unsere Tage.

Im Jahre 1541 war von Seiten des römischen König Ferdinand im Namen des Kaisers nochmals ein Konvent ausgeschrieben worden, um über den Frieden der Kirche zu handeln. Der Hauptvertreter der Evangelischen sollte dabei Dr. Philipp Melanchthon sein. Dieser aber erkrankte auf der Reise dahin so schwer, daß sein Tod gewiß schien. Da ward Luther herbeigerufen und fand den Freund schon sprach- und bewußtlos. Aber „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist". Luther redete und rang, wie er selbst sagt, so gewaltig mit Gott, daß Er ihn erhören mußte, wenn er anders seinen Verheißungen trauen sollte. Dann ergriff er den todtkranken bei der Hand und sprach mit lauter Stimme auf Lateinisch: „Sei gutes Muthes, Philippe, du wirst nicht sterben". Der Kranke erwachte aus seinem todtähnlichen Schlummer und bat um Gottes willen, er wolle ihn nicht länger aufhalten, er sei jetzo auf einer guten Fahrt, er solle ihn lassen hinziehen, es könne ihm doch nichts besseres widerfahren. „Mit nichten," sagte Lutherus, „Philippe, du mußt unserm HErrgott noch weiter dienen!" Und so geschah es. Melanchthon genas und bekannte später, daß er in Wahrheit sagen könne, er sei durch göttliche Kraft aus dem Tode ins Leben zurückgerufen worden, und daß, wenn Luther nicht gekommen wäre, er gestorben sein würde.

Eine der letzten Schriften, die Luther ausgehen ließ, ehe sein Feierabend kam, war das ernste und gewaltige Buch: „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet." „Ich habs," soll er gesagt haben, „auf den Namen und das Wort JEsu Christi mit dem Papste angenommen und mich wider seine Gräuel und abgöttischen Lügen eingelassen, mit ihm will ichs auch beschließen."

Ehe wir nun den theuren Mann auf seinem Todeswege begleiten und an sein Sterbebett hintreten, blicken wir noch ein Mal in seinen Hausstand und sein Familienleben. Wir wissen schon, daß Luther in seiner Käthe ein „fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl" gefunden hatte; da er nun zugleich die Loosung Josuas zu der seinigen gemacht: „Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen", so konnte

Digitized by Google

in solchem Hause der Segen und Frieden Gottes nicht fehlen. Wie sein Gemahl liebte er die Kinder, die ihm Gott gegeben, gar herzlich und hielt sie für den größten Segen Gottes. „Je mehr Kinder," sagte er mit dem gemeinen Sprichworte, „je mehr Glück." Aber freilich kommt Glück nur durch gottselige Kinder, und darum war es seine größte Sorge, daß die seinigen in der Zucht und Vermahnung zum HErrn herangezogen würden. „Gehe hin und bis fromm," so segnete er einmal eins seiner Kinder, das eine Muhme auf den Armen trug, „Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott will ich dir lassen, der wird dich nicht lassen. Bis nur fromm, da helfe dir Gott zu. Amen!" Mit dem Ernst der Zucht war aber auch die innigste Freude verbunden an der Kinder Thun und Treiben, und sein Brief an sein Söhnchen Hans, von Coburg aus geschrieben in ernstester Zeit, ist das lieblichste, was je ein zärtlicher Vater zu seinen lieben Kindern geredet. Da erzählt er von einem hübschen lustigen Garten, da viele Kinder inne gehen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen und springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit gülbenen Zäumen und silbernen Sätteln. Aber nur die Kinder kommen in den Garten, die gern beten, lernen und fromm sind. Daran schließt sich denn die Mahnung an das liebe Hänsichen, daß er lerne und ja getrost bete und solches auch dem Lippus und Josten sage, daß sie mit einander in den Garten kommen.

Bei aller Zärtlichkeit und Herzlichkeit war aber Luther auch sehr streng gegen seine Kinder, wie er solches erfahren in seiner Jugend, denn er wollte lieber einen todten als einen ungerathenen Sohn haben. Auch sein Gesinde ermahnte er, daß sie ihm im Hause kein Aergerniß anrichteten; denn, sagte er, der Teufel hat ein scharf Auge auf mich, damit er meine Lehre verdächtig mache oder ja einen Schandfleck anhänge. Dagegen hielt er treue Diener, wie seinen Wolfgang Sieberger, in Ehren, und wenn sie Krankheit oder Alters halben aus seinem Hause scheiden mußten, trug er Sorge, daß sie bis an ihr Ende keine Noth litten.

Beiden aber, Kindern und Dienstboten, leuchtete er als Muster vor in der Arbeit und im Gebete. Er feierte nie,

Digitized by Google

arbeitete oft selbst über Tisch, auf Reisen und unter den Gesprächen seiner Freunde. Mit dem Arbeiten aber gieng das Beten Hand in Hand. Wie nachhaltend und inbrünstig er in seinem Kämmerlein betete, haben wir oben vernommen, aber auch in der Gemeinde fehlte er nie; denn es kam ihm, wie er sich vernehmen ließ, das Beten im Gotteshause noch viel sanfter an als daheim. Wenn er aber auf Reisen an einem Kirchlein vorüberkam, und die Glocke rief zum Gottesdienste, zog er nimmer vorüber sondern stieg mit seinen Gefährten ab, um etwas geistliche Reisekost mit auf den Weg zu nehmen, und begnügte sich dann auch mit dem schlichtesten Worte, wenn nur Christus geprediget wurde, denn er sagte: „Man hat nicht allein güldene und silberne Geschirr in Mosis Tabernakel sondern auch kupferne und eiserne; doch dienen sie alle dem einigen Sohne Gottes." Bei dem ernstesten Streben nach Heiligung war Luthers Christenthum durchaus ein fröhliches. Er war gern unter Freunden bei harmlosem Scherz und heiterem Gespräch und hielt sich auch in den trübsten Tagen an das: „Freuet euch in dem HErrn allewege". „Ich soll und muß heute fröhlich sein," sagte er einmal, „denn ich habe böse Zeitung gehört. Dawider dienet nichts besser denn ein starkes Vaterunser und guter Muth; das verdreußt dem melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein." Seine Tischgespräche, die seine Freunde und Kostgänger Würze der Mahlzeit zu nennen pflegten, weil sie ihnen besser schmeckten als alle Würze und köstliche Speise, sind uns durch die Hand jener Freunde aufbewahrt worden und sind eben so reich an gottseligen Gedanken als an schlagendem Witz und feinem Salz der Rede. Zur Erhöhung der Freude diente Luther besonders auch die edle Musika, die er über alles liebte und pflegte. Der Kurfürstliche Kapellmeister Johann Walther erzählt von ihm, daß er gar manche Stunde mit ihm gesungen und gesehen habe, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste geworden sei, daß er des Singens schier nicht hätte können müde und satt werden." Darum schrieb er auch einem von Traurigkeit schwer Angefochtenen: „Wenn ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß dem HErrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal; denn die Schrift lehrt mich, Er höret gern fröhlichen Gesang

Digitized by Google

und Saitenspiel, und greift frisch in die Claves und singet darein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thaten." Dabei wußte er immer auch den Segen des heiligen Kreuzes zu würdigen und that von demselben auch bei Tische viel schöne und tröstliche Reden. „Nach dem Kreuze Christi", sagte er einmal, „ist das heilige Kreuz im Hause der höchste Schatz auf Erden. Denn es erklärt uns die Schrift und stärket den Glauben, lehret recht und ernstlich beten, dämpfet unser sündlich Fleisch und macht uns Gottes Wort süße, und Gott pflanzet dadurch große Tugend in uns." Item: „Wers Kreuz fleucht, der verliert den Weg zum ewigen Leben". Item: „Unser HErr und Gott hat eine hebräische (d. h. gar schwer verständliche) Sprache; endlich erkennt man erst seinen gnädigen Rath und Willen".

Geld und Gut galt unserm Luther gar wenig, wie selbst seine Widersacher bezeugen mußten. Einer sagte freilich, man solle ihm etliche hundert Gulden in den Hals stecken, dann würde er wohl schweigen; aber ein anderer antwortete: „Es hilft nichts an ihm; die deutsche Bestie achtet keines Geldes und will keins nehmen, wenn mans ihm schon anbeut." Ehrengeschenke von christlichen Freunden, namentlich von dem lieben Kursächsischen Hause nahm er wohl entgegen, aber nur als Zeichen und Band der Liebe. Dagegen wollte er von seinen Büchern durchaus keinen Gewinn haben: „Wenn ich mirs nicht ließe von Herzen sauer werden," sagte er, „um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so sollte mir die Welt nicht können Geldes genug geben, daß ich ein Buch schreiben oder etwas in der Bibel verdolmetschen wollte. Ich will von der Welt meine Arbeit unbelohnt haben, sie ist zu gering und arm dazu." So schwer er ans Nehmen gieng, so willig und fröhlich war er zum Geben. Sein Grundsatz war: „Ihm sei niemand etwas schuldig als Nahrung und Kleidung, er aber sei allen alles schuldig." Deshalb gab er nicht von seinem Reichthum sondern von seiner Armuth. Auf eine Zeit klagte ihm ein Armer seine große Noth; weil er nun keine Baarschaft hatte, kam er seiner Hausfrauen, die in den Wochen lag, übers Pathengeld, und als man ihn darüber anredete, sagte er: „Gott ist reich, Er wird anderes bescheeren." Und der hat es ihm und den Seinen auch nie an einem fehlen

Digitized by Google

lassen, und sein Gebet erhört: „Reichthum und Armuth gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil dahin nehmen!“

Das sind die Hauptzüge aus Luthers Leben. Die Schrift aber ermahnt uns ganz besonders, das Ende der Gläubigen anzuschauen und sie in ihre Sterbestunde hinein zu begleiten, welche der Probierstein des Lebens ist. Ehe wir jedoch die erbauliche Erzählung von seinem seligen Abscheiden vernehmen, wollen wir zuvor zu sehen, wie der treue Streiter sein ganzes Leben hindurch zum Tode gestanden hat. Davon berichtet uns sein treuer Freund und Mitarbeiter Justus Jonas: „Das ist nun eine besondere Erkenntniß und Gnade Gottes von dem Manne gewesen, daß er sich zum Abschied und Tode bereitet hat ein ganzes Jahr zuvor und hat in sein Psalterium oder Betbüchlein, das er stets mit sich genommen, über zwanzig Trostsprüche geschrieben, der Meinung, als wollte er sagen: Ich will dermaleinst in meiner Todesstunde der Sprüche einen ergreifen und wider den Satan und alle Pforten der Hölle gerüstet sein.“ Einer seiner liebsten Sprüche, den er den Leuten, wenn sie eine Handschrift von ihm begehrten, in die Bibel zu schreiben pflegte, war das Wort Christi: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht schauen ewiglich!“ Daran knüpfte er folgende Betrachtung: „Sterben müssen wir und den Tod erleiden, aber das ist ein Wunder, daß wer sich an Gottes Wort hält, der soll den Tod nicht fühlen sondern gleich wie in einem Schlaf dahinfahren, und soll von ihm nicht mehr heißen: ich sterbe, sondern es bringt mich zum Schlafe. Aber wer sich außer dem Worte Gottes finden läßt, der muß mit Aengsten sterben. Darum ist das das beste: nur nicht disputiert sondern gesprochen mit ganzem Herzen: Ich glaube an JEsum Christum, den Sohn Gottes. Mehr weiß ich nicht und will nicht mehr wissen.“

Besonders während der letzten Arbeit seines Lebens, der Auslegung des ersten Buchs Mosis, die er den Schwanengesang seiner Pilgerfahrt nannte, beschäftigten Luther fortwährend ernste Todesgedanken und am Schlusse seiner letzten Vorlesung, am siebzehnten November 1545, sagte er zu seinen Zuhörern: „Das ist nun die liebe Genesis, unser Gott gebe, daß es andere nach mir besser machen. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach; bittet Gott für mich, daß Er mir ein gutes seliges Stündlein ver-

Digitized by Google

leihe!" wie er auch, da er dieses Buch angefangen, gesagt hatte: „Das wird meine letzte Arbeit sein, damit will ich, ob Gott will, mein Leben beschließen." Die Sehnsucht abzuscheiden und bei seinem lieben HErrn zu sein, sprach sich besonders in Luthers letzter Predigt in Wittenberg aus (am zweiten Epiphanien-Sonntage über Röm. 3, 3 ff. gehalten). Am Schluß derselben bat er seine Zuhörer, daß, wenn das Gerücht zu ihnen käme, daß er krank liege, so möchten sie Gott für ihn bitten nicht um längeres Leben sondern um die Wohlthat eines sanften Todes. „Die Welt," sprach er, „ist mir müde, so bin ich ihrer müde, wir werden uns leicht trennen, gleichwie ein Gast die Herberge nicht ungern verläßt."

Es war dem Pilger nicht vergönnt, in seiner Heimath das müde Haupt zur letzten Ruhe niederzulegen. Er mußte noch ein Mal hinaus in der Welt Streit und Händel, um Frieden zu stiften. Es hatten sich zwischen den Grafen und Herrn zu Mansfeld viele große Irrungen und Gebrechen etliche Zeit her erhalten. Deshalb haben die Grafen sämmtlich Dr. Martin, als aus ihrer Gnaden Herrschaft gebürtig, gebeten, sich mit der Unterhandlung zu beschweren und zu befleißigen, so viel möglich die Sachen zu vergleichen. Obschon nun Luther sich in solche Händel einzulassen nicht gepflegt, so hat er doch seines Vaterlands halben, damit dasselbe zur Einigkeit gebracht werde, diese Reise nicht verweigern wollen und ist deshalb am 23. Januar 1546 mit seinen drei Söhnen und seinem Diener Ambrosius in dem Namen des Allmächtigen nach Eisleben abgereist. In Halle hielt er bei seinem Freunde Justus Jonas einige Tage Rast und predigte allda in unserer Lieben Frauen Kirche über St. Pauli Bekehrung. Am 28. Januar fuhr er mit seinen Begleitern, denen sich noch Justus Jonas zugesellt, nicht ohne Gefahr über das angeschwollene Wasser der Saale. Als die Wellen den gebrechlichen Kahn umrauschten, sprach Luther zu Dr. Jonas: „Lieber Doktor, wäre das nicht dem Teufel ein fein Wohlgefallen, wenn ich Dr. Martinus mit drei Söhnen und euch in dem Wasser ertränke?" An der Grenze des Mansfeldschen wurde der Reisende mit hundertdreizehn Pferden würdig empfangen, wurde aber auf dem Wege hart vor Eisleben so schwach, daß man sich seines Lebens besorgte. Doch als man ihn in der Herberge mit warmen Tüchern gerieben, aß und trank er den Abend und beklagte sich nicht mehr. Aber

Digitized by Google

zuvor auf dem Wagen, als ihn die Krankheit befiel, sagte er: „Das thut mir der Teufel immer, wenn ich etwas großes vor habe und ausrichten soll, daß er mich zuvor also versucht.“

Von dem 29. Januar an bis auf den 17. Februar einschließlich ist Luther zu Eisleben bei der Verhandlung gewesen, außerdem hat er vier Predigten gehalten und auch eine Schulangelegenheit mit großer Liebe und Treue gepflogen. Zweimal empfieng er die Absolution und kommunicierte darauf; bei der anderen Kommunion, nämlich Sonntags am Tage Valentini (vierzehnten Februar) ordinierte er zwei Priester nach apostolischem Brauch. Auch wurden in dieser Zeit gar viel feine und tröstliche Reden von ihm gehört, da er oft seines Alters gedacht, und daß er daheim, wenn er wieder nach Wittenberg komme, sich zur Ruhe legen würde, auch viel wichtige tröstliche Sprüche der Schrift im Beisein der Grafen und anderer ausgelegt. Alle Abend aber, die einundzwanzig Tage hindurch, ist er aus der großen Stube vom Tisch in ein Stüblein gegangen, um acht Uhr oder früher, hat eine gute Weile im Fenster gestanden und sein Gebet zu Gott so ernstlich und emsig verrichtet, daß sich seine Freunde deß verwunderten. Darnach hat er sich aus dem Fenster umgewandt, fröhlich, als hätte er eine Last abgelegt, und gewöhnlich noch eine halbe Stunde mit den Freunden geredet. Mittwoch aber, den 17. Februar, hatten die Herren und Grafen und die anderen alle Luther gebeten, er wolle Vormittag nicht in die große Stube zu den Verhandlungen gehen sondern ruhen. Da lag er denn in seinem Stüblein auf einem ledernen Bett, gieng auch auf und nieder und betete; doch war er immer fröhlich, ließ auch zuweilen ein Wort hören, als: „Dr. Jona, ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hie bleiben sollte?“ Die letzte Abendmahlzeit hielt er noch in der großen Stube mit den Freunden, indem er sagte: „Alleinsein bringt nicht Fröhlichkeit!“ Da sprach er noch viele wichtige Reden und Worte vom Tode und ewigen Leben, begab sich dann in sein Stüblein und legte sich seiner Gewohnheit nach an das Fenster zu beten.

Bald danach fieng er an zu klagen, daß ihm bange werde und wehe um die Brust. Alsbald kamen alle seine Freunde herzu und rieben ihn mit warmen Tüchern, was ihm wohl zu thun pflegte. Auch brachte Graf Albrecht eine berühmte Arznei. Da schenkte ihm

Digitized by Google

Gott eine Stunde (von neun bis zehn Uhr) süßen Schlummer. Als er erwachte, erhob er sich vom Ruhebettlein und gieng in die Kammer hart an der Stube: beim Ueberschreiten der Schwelle sprach er mit nach oben gerichtetem Blick: „In deine Hände befehl ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, HErr, du getreuer Gott!“ Nachdem er sein sorgfältig zubereitetes Ruhebett wieder aufgesucht, reichte er den Umstehenden die Hand und sprach: „Betet für unseren HErrn Gott und sein Evangelium, daß ihm wohlgehe, denn das Koncilium zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm.“ So verfloß ein guter Theil der Nacht, abwechselnd unter wenig erquickendem Schlummer und brünstigen Gebeten, bei denen das „Vater, in deine Hände“ noch zwei Mal wiederkehrte. Nach ein Uhr wurden alle Freunde, die gräflichen Herrschaften und mehrere Aerzte herbeigerufen. Die Gemahlin des Grafen Albrecht befleißigte sich, den immer schwächer werdenden theuren Kranken mit allerlei Würze und Labsal zu erquicken, aber bei dem allen sagte der Doctor: „Lieber Gott, mir ist sehr wehe und angst, ich fahre dahin, ich werde nun wohl zu Eisleben bleiben.“ Da tröstete ihn Dr. Jonas und Magister Cölius und sprachen: „Ehrwürdiger Vater, ruft unsern HErrn JEsum an, unsern Hoheupriester, den einigen Mittler, Ihr habet einen großen, guten Schweiß gelassen. Gott wird Guade verleihen, daß es wird besser werden.“ Da antwortete er und sprach: „Ja, es ist ein kalter Todesschweiß, ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehret sich.“ Und nun sprach er ein gar gesalbtes Gebet, das mit den Worten schloß: „O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweg gerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei Dir ewig bleiben werde und aus Deinen Händen mich niemand reißen kann.“ Dazu noch die beiden Sprüche: „Also hat Gott die Welt geliebet“, und Psalm 68: „Wir haben einen Gott des Heils und einen HErrn, der mitten aus dem Tode uns führet.“ Als er nun seinen Geist in die Hände Gottes, des himmlischen Vaters, befohlen hatte, fieng er an still zu sein; man rüttelte, rieb, kühlte und rief ihn, aber er that die Augen zu und antwortete nicht. Als es nun so still war um das Sterbebett, rief ihm Dr. Jonas und Magister Cölius mit starker Stimme zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf

Digitized by Google

Christum und die Lehre, wie ihr die geprediget, beständig sterben?" Da sprach er, daß man es deutlich hören konnte: „Ja!" Mit dem wandte er sich auf die rechte Seite und fieng an zu schlafen fast eine Viertelstunde, daß man auch der Besserung hoffte. Aber die Aerzte sagten, dem Schlafe wäre nicht zu vertrauen und leuchteten ihm fleißig unter das Angesicht. Das ward immer bleicher, Füße und Nase wurden ihm kalt; dann ein tief, doch sanft Odemholen, mit welchem er seinen Geist aufgab in Stille und großer Geduld, und konnte niemand merken (so zeugen die, welche ihm die Augen zudrückten, vor Gott auf ihr Gewissen) einige Unruhe, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes, sondern entschlief friedlich und sanft im HErrn, wie Simeon singet.

Man ließ den Leib fünf ganze Stunden, von vier Uhr an bis nach neun, auf dem Bette liegen, und viele Bürger kamen und sahen ihn liegen mit vielem Weinen, auch eine große Anzahl von adeligen Herren und Frauen, die den Entschlafenen im Leben gekannt und geehrt. Danach kleidete man den Leichnam in einen neuen schwäbischen Kittel und legte ihn in die Kammer auf Stroh, bis ein zinnerner Sarg gegossen und er darein gebettet ward. Am 19. Februar wurde die Leiche unter dem Geleite der Grafen und Herrn und vieles Volks in die Hauptpfarrkirche zu St. Andreas getragen, wo Dr. Jonas unter heißen Thränen eine Predigt über 1 Thess. 4, 13 ff. hielt. Auf Befehl des Kurfürsten, der noch an diesem Tage eingieng, sollte die feierliche Beisetzung in der Schloßkirche zu Wittenberg stattfinden. Der Zug dahin zeugte dafür, was Luther seinem Volk gewesen war. Fast in allen Dörfern längs des Weges ertönte Glockengeläute, und Männer, Weiber und Kinder liefen herbei und gaben Zeichen ihres herzlichen Mitleids. In Halle, wo er gerastet auf seinem letzten Lebenswege, ward der Leichnam in die Kirche zu Unserer lieben Frauen getragen, und das Volk, das noch vor wenigen Wochen des Gewaltigen Stimme vernommen, sang oder weinte vielmehr mit kläglichen gebrochenen Stimmen das Lutherlied: „Aus tiefer Noth". In Wittenberg war die Nachricht von Luthers Tode schon am 19. angelangt, und Melanchthon hatte seine Mittheilung davon an die Studenten mit den Worten geschlossen: „Ach, er ist dahin, der Träger und Reuter Israels,

Digitized by Google

der in dieser letzten betrübten Zeit die Kirche regiert hat; denn nicht durch menschlichen Scharfsinn ist die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Glauben an den Sohn Gottes entdeckt worden, sondern sie ist uns von Gott durch diesen Mann, den er erweckt, offenbart worden." Am 22. Februar kam die Leiche unter Begleitung zweier Grafen von Mansfeld und vieler Edlen nach Wittenberg und wurde unter wärmster Betheiligung der gesammten Universität nach der Schloßkirche gebracht. Dort hielt zuerst Dr. Bugenhagen eine Predigt über 1 Thess. 4, 13. 14, dann Melanchthon eine lateinische Leichenrede, beide nicht den Menschen lobend sondern den HErrn verherrlichend, der seiner Kirche ein solches Rüstzeug erweckt. Etliche gelehrte Magister, welche dazu verordnet waren, senkten die Leiche in die Gruft, nicht fern von dem Predigtstuhle, wo er im Leben so gewaltig gezeugt von dem Grunde und Wege der Seligkeit, wie St. Paulus ersten Corinther funfzehn spricht: „Gesäet in Schwachheit, daß er aufgehe an jenem Tage in ewiger Herrlichkeit."

Die Stelle, wo er ruht, bezeichnet eine Metallplatte mit folgender Inschrift:

> „An dieser Stelle ist der Leib Martin Luthers, der heiligen Theologie Doctors, begraben, der im Jahre 1546 den 18. Februar zu Eisleben in seinem Vaterlande gestorben ist, nachdem er gelebt hatte 63 Jahre 2 Monate 10 Tage."

Luther gehörte recht eigentlich zu denen, von welchen es heißt: „Ihre Gebeine grünen noch immer, da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Kindern, auf welche er geerbet ist" (Sir. 46, 14. 16) und wiederum: „Sie reden noch, obwohl sie gestorben sind" (Hebr. 11, 4).

Digitized by Google

Ulrich Zwingli.

Ulrich Zwingli wurde am 1. Januar 1484 am östlichen Ende des Thales Toggenburg im hochgelegenen Dorfe Wildhaus geboren. Seine jugendliche Seele empfieng dort in der großartigen Natur der Schweiz die ersten Eindrücke von der Größe und Erhabenheit Gottes. In der Schule zeichnete er sich bald vor allen Mitschülern aus. 1515 sehen wir den einundzwanzigjährigen Jüngling in Basel zu den Füßen seines Lehrers Wittenbach und hören ihn seiner Weissagung lauschen: „Die Zeit ist nicht mehr fern, daß die scholastische Theologie abgeschafft und die alte Kirchenlehre auf dem Grunde des Wortes Gottes wiederhergestellt wird. Der Ablaß ist ein römischer Betrug, der Tod Christi ist die einzige Bezahlung für unsere Sünden." Das war Speise für seine Seele. Dabei bewahrte ihn Gottes Gnade vor den Verirrungen der Jugend. „Ich bekenne mich zwar als einen großen Sünder vor Gott, aber schändlich habe ich nie gelebt, so daß man mich niemals wegen einer Sünde hat strafen müssen; Gott hat mir vergönnt, von meinem Knabenalter an der Erforschung göttlicher und menschlicher Dinge obzuliegen." Zweiundzwanzig Jahr alt tritt er sein Pfarramt in Glarus an. „Ich will wahr und aufrichtig sein gegen Gott und gegen die Menschen in allen Lebensverhältnissen, in die mich Gottes Hand führt —" das war sein erstes Gelübde und sein zweites, sich unausgesetzt ernsten Studien zu widmen. Man lernte ihn bald als einen Meister in der Schrift kennen. Ernst und treu meinte er es mit seinem Amte. „So jung ich auch war, hat doch alle Tage, da ich Priester gewesen bin, das Wächteramt mein Gewissen mehr mit Furcht erfüllt, als daß es mich gefreut hätte, da ich weiß, daß der Schäflein Blut, so

Digitized by Google

sie durch meine Schuld umkommen, von meiner Hand gefordert werden." Es war die Zeit seiner innern Entscheidung. Er erkannte sein Elend in den Kämpfen wider die Lüste des Fleisches und rang nach Frieden. Er vertiefte sich immer mehr in Gottes Wort. Ein Gedicht von Erasmus, des Mannes, der selbst sein Herz dem Heilande nicht entschieden geben wollte, erfüllte seine Seele mit lebendigem Troste, ein Gedicht, „in welchem sich JEsus gar mit schönen Worten beklagt, daß man nicht alles gute bei Ihm suche, da Er doch die Quelle alles guten sei, ein Heiland, Trost und Schutz der Seele. Hier habe ich gedacht: Warum solchen nur Hilfe bei der Kreatur!" In dieser Glaubensfreudigkeit trat er 1516 sein Amt in Einsiedel an, und das Wort: „Und nun konnten mich keine Gewalt noch Drohungen dahin bringen, daß ich menschlichem, so sehr es sich auch blähete und herrlich scheinen wollte, gleichen Glauben geschenkt hätte wie dem göttlichen", war die Richtschnur seines Auftretens und Handelns. Seine Predigten wirkten gewaltig. Samson, der Tetzel in der Schweiz, konnte im Kanton Schwyz mit seinem Ablaßhandel fast nichts ausrichten; Zwingli vertrieb ihn mit dem einen Worte: „JEsus Christus, der Sohn Gottes, hat gesagt: Kommt her zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Es ist also eine rein verwegene Thorheit und unsinnige Frechheit, im Gegentheil zu sagen: Laufe nach Rom, kaufe Ablaßzettel, gieb den Mönchen, so viel bringe den Priestern; wenn du das thust, so spreche ich dich von den Sünden los. Nein, JEsus Christus ist das einzige Opfer, die einzige Gabe, der einzige Weg." Ein solcher Zeuge konnte nicht lange im verborgenen bleiben. Der HErr berief ihn zu größeren Aufgaben. Am 27. December 1518 begann er sein Amt als Leutpriester am Münster in Zürich. Schon sein erstes Auftreten vor seiner Behörde war von gewaltiger Wirkung. Als man ihm einschärfte, ganz besonders dafür zu sorgen, daß die Einkünfte des Stiftes sich vermehrten, erklärte er, er werde die Geschichte JEsu Christi nach dem evangelischen Matthäus erzählen, Vers für Vers erklären, alles Gott und Seinem einzigen Sohne zu Lob und Ehre und zum rechten Heil der Seelen, zur Unterrichtung im rechten Glauben, damit das Volk nicht länger wie bisher zum größten Nachtheile für die Ehre Gottes und für die Seelen der nach Ihm genannten

Digitized by Google

Christen Christum nur dem Namen nach kennen lerne, während ihm Seine Geschichte und Sein Heilswerk ganz unbekannt bleibe." In diesem Geiste begann er seine Predigten am Neujahrstage 1519 und verkündete der Gemeinde, daß er sie zu Christo, dem wahren Born des Heiles führen wolle, dieweil Sein Evangelium eine Kraft Gottes sei, selig zu machen alle, die daran glauben." Nehmen wir dazu „den schönen Mann, das volle klare Auge, die wohlklingende männliche Stimme, den fesselnden Vortrag, die einfache, volksthümliche und würdige Sprache" und vor allem den zündenden Geist, in dem er das neue und doch alte Evangelium verkündigte, so wird es uns nicht wundern, wenn mehrere schon nach der ersten Predigt sagten: „Gottlob, das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit, der wird unser Moses sein, der uns aus Egypten führt", wenn Stadt und Land sich zu seinen Predigten drängte, wenn er selbst am Ende des Jahres 1519 schreiben kann, es seien mehr als zweitausend Seelen mit der Milch der evangelischen Wahrheit so weit gestärkt und genährt, daß sie schon festere Speise zu ertragen vermöchten und auch sehnlichst nach solcher verlangten, wenn endlich der Rath von Zürich schon 1520 allen Geistlichen befiehlt dem Beispiele Zwinglis zu folgen.

Befehlen ist leicht, das Befehlen beharrlich durchzuführen ist schwerer. Die Mönche protestierten dagegen und gottlose Rathsherren, die mit ihnen zechten, bestärkten sie darin. In der ersten Rathssitzung wurde beschlossen, die Mönche in Ruhe zu lassen. „Da that die Rathsstube einen großen Knall." Der Knall fruchtete wenig. Zwingli wurde ermahnt, den Frieden nicht zu stören. Er antwortete: „Ich kann dieß Gebot nicht annehmen. Ich will das Evangelium frei und ohne Einschränkung predigen." Dieß Wort zündete. Der Rath befahl, das Evangelium solle gepredigt werden. Seine Feinde warteten auf eine Gelegenheit, ihm entgegenzutreten. Bei dem Volke konnten sie nichts ausrichten; ihm selber, der bei aller Entschiedenheit sehr besonnen war und seine Pflichten gewissenhaft erfüllte, konnten sie nichts anhaben. Aber endlich fand sich doch ein Haken. In Folge einer Predigt Zwinglis über die Schriftwidrigkeit der Fastengebote übertraten nicht wenige dieselben. Zuerst untersuchte der Rath, dann kam der Weihbischof von Konstanz. Mit Zwingli selbst wollte er nicht

Digitized by Google

reden, aber jener wußte sich nicht allein Zugang zu verschaffen sondern auch den Herrn Weihbischof zu nöthigen, ihm zuzuhören, und — dieser mußte unverrichteter Sache abziehen. Zwinglis Schriften vom „Erkiesen und von der Freiheit der Speisen" rief einen vierfachen Kampf gegen sich hervor: ein Chorherr in Zürich, der Bischof von Konstanz und die weltliche Obrigkeit der Eidgenossenschaft erhoben sich nach einander wider ihn. Der Erfolg war für Zwingli und für die Wahrheit ein glänzender. Die Feinde richteten nicht nur nichts aus, sondern ein großer Theil der Geistlichen in der Schweiz schaarte sich mit Zwingli unter das Panier des Wortes: „Nichts andres zu predigen, als was im Worte Gottes enthalten ist. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." In diesem Glauben wußte er sich mit dem großen Reformator Luther völlig eins. Er vertheidigte sich freilich mit Macht gegen den Vorwurf „er sei lutherisch"; denn ich habe, bevor noch ein Mensch in unserer Gegend etwas von Luthers Namen gewußt, angefangen, das Evangelium Christi zu predigen im Jahre 1516; aber er bezeugt von ihm: „Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit großem Ernst die Schrift durchforscht, als seit tausend Jahren irgend einer auf Erden gewesen ist. Mit dem männlichen unbeengten Gemüthe, mit dem er den Papst angegriffen hat, hat es keiner gethan, so lange das Papstthum gewährt hat, alle andern unbescholten." „Was ich von seinen Schriften gelesen habe, insoweit es Lehren und Meinungen der Schrift betrifft, das ist gemeiniglich so wohl geprüft und begründet, daß es nicht leicht jemand umstoßen kann. Predigt Luther Christum, so thut ers gerade wie ich; wiewohl, Gott sei Dank, durch ihn eine unzählbare Menge, mehr als durch mich und andere, denen Gott ihr Maaß größer oder kleiner macht, wie Er es will, zu Gott geführt wird. Es kann kein Mensch sein, der Luther höher achtet, denn ich." Daher warnte er auch in einer Schrift den Papst vor Gewaltmaaßregeln gegen Luther; „denn die Wahrheit und die Lehre Christi werden doch jedenfalls siegen."

Große Männer im Reiche Gottes bedürfen auch großer und schwerer Züchtigungen, damit Gott allein die Ehre behält. So erfuhr es auch Zwingli. Es kam die Zeit des Kreuzes, leiblich und geistlich. 1519 nöthigte ihn seine angegriffene

Digitized by Google

Gesundheit, ein Bad zu besuchen. Da brach die Pest „der große Tod", die ihren schrecklichen Leichenzug durch Europa hielt, auch in Zürich aus. Zwingli eilt nach Hause, hält nicht nur gewaltige Predigten sondern bringt den Kranken und Sterbenden den Trost des Evangeliums und arbeitet unerschrocken unter den Pfeilen des Todes, die rechts und links um ihn herum 2500 niederstrecken. Auch er wird ergriffen. Er geht scheinbar dem Tode entgegen. Er erfährt auch dabei innere Anfechtungen, wie er es selbst beschreibt:

„Zwar seh' ich wohl mit kühner Hand
Den Teufel auf mich dringen
Und bin zu schwach zum Widerstand,
Doch soll's ihm nicht gelingen
Dieweil mein Glaube steif und fest
Sich, HErr, auf Deine Macht verläßt,
So mag die Hölle wüthen."

Aber der HErr läßt ihn wieder genesen. Freilich hat er lange mit den Nachwehen zu kämpfen. Sein Gedächtniß, sein Geist ist angegriffen. Er verliert den Faden in der Predigt. In seinen Gliedern bleibt eine Todesschwäche. Dazu kam äußerliche Noth, da er Geschenke beharrlich zurückwies. Und endlich kam dazu die wachsende Feindschaft der Mönche und der Söldnerkrieger. Zwingli war, wie alle großen Männer und Streiter Christi, auch ein begeisterter Patriot. Er liebte sein Vaterland glühend, und deshalb erhob er seine Stimme gegen die Söldner, die seinem Vaterlande nur Schande bereiteten. Diese Leute gebrauchten dieselben Waffen gegen ihn, die zu jeder Zeit gegen den gläubigen Geistlichen gezückt werden, die Waffen der Verläumdung. Zwingli sollte Vater dreier Kinder sein, sollte in einer Predigt gesagt haben: „Ave Maria!" hieße soviel als: „Gott grüße dich, Greth", sollte sogar gepredigt haben, der Ehebruch sei unter gewissen Umständen erlaubt. Die Lüge half, es fehlte nicht an solchen, welche ihr glaubten. Aber man gebrauchte noch andere Waffen. Ein Freund schrieb ihm: „Tödtliches Gift liegt bereit, um dich aus dem Wege zu räumen. Außer deinem Hause darfst du nirgends mit Sicherheit etwas genießen." Man versuchte ihn zu Kranken und Sterbenden zu rufen, in der Absicht, ihn zu knebeln und heimlich wegzuführen. Man warf ihm nicht nur die Fenster ein, sondern Meuchelmörder giengen ihm nach, ihn aus der

Digitized by Google

Welt zu schaffen. Das war Demüthigung genug; um so reicher tröstete ihn der HErr durch die Liebe seiner Freunde, durch den Lauf des Evangeliums, durch den Segen, der von Zürich ausgieng, durch das Vertrauen, in welchem man zu der Zeit, da Luther auf der Wartburg war, auf Zürich hinblickte, und in welchem deutsche und französische Flüchtlinge ihre Schritte nach Zürich wandten; sonderlich aber durch Sein Wort und durch Seine Tröstungen. „Das Evangelium Christi hat vom Blute Christi her die Eigenschaft, daß es unter Verfolgungen am wirksamsten sich erweist und ausbreitet. Christus hat Sein Blut um unseres Heiles willen vergossen. Nun ist das ein feigherziger Krieger, der für seinen HErrn und Hauptmann nicht sein Blut vergießen will und zurückweicht, wo sein HErr vor ihm und für ihn den Tod erlitten hat; die rechten Streiter Christi sind bereit, sich für ihren HErrn den Kopf zerschmettern zu lassen."

Je mehr aber die Mönche wider Zwingli tobten, desto mehr rückte er ihnen zu Leibe. Sein Werk war es, daß der hohe Rath von Zürich auf den 29. Januar 1523 ein Religionsgespräch festsetzte. Ueber sechshundert Personen waren versammelt. Zwingli fast allein an einem Tische, auf welchem lateinische, griechische, hebräische Bibeln lagen. „Gottes Geist hat mich zu sprechen gedrungen, er weiß auch, warum Er mich Unwürdigen dazu auserwählt. Wohlan denn in Gottes Namen. Hier bin ich —" Das war sein Gruß an die Versammlung. Die Versammelten werden wiederholt aufgefordert, wider Zwingli aufzutreten. Niemand wagt es. Des Bischofs General-Vicar verstummt, als Zwingli ihn unermüdlich drängt, die Anrufung der Heiligen aus der Schrift zu beweisen. Niemand ergreift weiter das Wort. Man geht zum Mittagessen, und als man sich wieder versammelt, legt der Große Rath seinen Beschluß vor, „daß Magister Huldreich Zwingli fortfahren und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes nach bestem Vermögen verkündigen solle." Das Gespräch war zu Ende, die Feinde verstummt, Zwingli glänzend gerechtfertigt. Sein reformatorischer Beruf trat immer mehr ans Licht. Das Chorherrenstift wurde reformiert, die reichen Pfründenherren erhielten keine Nachfolger, mit ihrem Einkommen wurden Prediger des Evangeliums besoldet, die faulen Mönche und Nonnen wurden entlassen, die Klöster in Kranken-

Digitized by Google

und Erziehungsanstalten verwandelt, die Geistlichen verheiratheten sich, auch Zwingli, dem der HErr in der Wittwe eines Herrn von Kronau ein Weib gab, welches ihn in seinem Glaubens- und Leidensmuth verstand und mit ihm sich zu gleicher Glaubensfreudigkeit erhob.

Am 26. October 1523 waren mehr als neunhundert Personen auf dem Rathhause versammelt, um einem zweiten Religionsgespräche über Messen und Bilder beizuwohnen. Zwingli hatte die unbesonnenen Bilderstürmer getadelt. „Es läßt sich das Kind nicht von der Bank, bis daß du ihm einen Stuhl hast dargestellt, daran es sich halte, so lange es nicht ohne fremde Hilfe gehen kann. Ich bin weit entfernt, Kunstgemälde und schöne Bildsäulen, wenn dieselben nicht der abergläubischen Verehrung dienen, zu verwerfen, da wohl niemand sie lieber sieht als ich; ja ich erkenne die Maler- und Bildhauerkunst als Gaben Gottes. Aber alle Bilder sollen entfernt werden, welche der abergläubischen Verehrung dienen.“ Die Disputation über die Bilder war bald beendet. Dem alten Chorherrn Conrad Hoffmann, der zuerst auftrat und seine Rede mit dem Worte schloß: „Ich will dem Bischofe gehorsam sein und darnach dem Papste und, wenn sie auch, davor Gott sei, Buben wären,“ ohne aber Schriftbeweise anzuführen, wurde Stillschweigen geboten, und die sehr kurze Verhandlung schloß der Vorsitzende mit dem Worte: „Da wir nun aus dem göttlichen Worte, wie es überzeugend ist, dargethan gefunden haben, daß die Bilder und Götzen nicht unter dem Christenvolke geduldet werden dürfen, so sollt ihr nun, meine gnädigen Herren, kein Bedenken mehr tragen, dieselben zu entfernen.“ Bedeutsamer war am folgenden Tage die Disputation über die Messe. Es fand sich freilich auch hier niemand, der aus der Schrift dieselbe beweisen konnte. Der Große Rath erklärte sich mit Zwingli völlig einverstanden, und als der Comthur Schmidt die Obrigkeit ermahnte, die Sache tapfer und christlich anzugreifen, antwortete ihm der Vorsitzende: „Gebenedeiet sei die Rede deines Mundes!“

Eins war bei diesen Gesprächen recht offenbar geworden; die entsetzliche Unwissenheit der Pfarrherren am Worte Gottes. In wenigen Tagen arbeitete Zwingli eine christliche Einleitung für sie aus, in welcher er erklärte, was Sünde, Gesetz und Evange-

Digitized by Google

lium sei, und wiefern das Gesetz durch das Evangelium aufgehoben sei, und was für ein Bewandniß es mit den Bildern und der Messe habe. Am grünen Donnerstage 1525 wurde in Zürich zum ersten Male das heilige Abendmahl nach der Einsetzung des HErrn und mit einer von Zwingli ausgearbeiteten Liturgie ausgetheilt. Nach derselben, in welcher die Männer und Weiber abwechselnd respondierten, und nach der Consekration übergab der Pfarrer Brot und Kelch den Diakonen, und diese reichten es den in ihren Kirchenstühlen knieenden Kommunikanten. Von der Kanzel wurden während dessen die letzten Reden des HErrn JEsu vorgelesen. Der Eindruck war ein erhebender. „Friede weilt in unsrer Stadt, kein Zwist, keine Heuchelei, kein Neid, kein Streit. Woher kann eine solche Eintracht kommen als vom HErrn und von unsrer Lehre, welche uns friedfertig und gottselig macht." Es wurde nun auch der ganze Gottesdienst umgewandelt: „Gehabt euch nun wohl, Tempelgemurmel und verhöhnte Laiengebete, ihr sollt uns nicht mehr schaden; genutzt, das weiß ich wohl, habt ihr uns niemals," sagte Zwingli. An die Stelle der Frühmesse und der Vesper trat eine Bibelstunde, um neun Uhr — in der Woche — war die Neune-Predigt. Sonntags wurde Vor- und Nachmittags gepredigt.

Das also gepredigte Wort mußte aber auch seine Kraft im Leben beweisen. Das faßte Zwingli als Seelsorger ins Auge. Die ganze Stadt, die Obrigkeit an der Spitze, beugte sich unter der Zucht des Wortes. Die Beichte wurde abgeschafft, aber um so gewissenhafter wurde die Seelsorge geübt. Die Ehe wurde nicht mehr für ein Sakrament gehalten; aber die Kirchenzucht sorgte für die Wahrung ihrer Würde und ihrer Heiligkeit; die vielen Heiligen und Festtage wurden abgeschafft; aber um so nachdrücklicher wurde die Heiligung des Sonntags und der hohen christlichen Feste hervorgehoben. Spielen, Völlerei, Kleiderpracht, Maskeraden, Fastnachtsscherze wurden verboten, Winkelwirthschaften desgleichen, um neun Uhr Abends wurden die Wirthshäuser geschlossen. Wer unordentlich wandelte, wurde zuerst vom Pfarrer, dann von ihm und den Vorstehern verwarnt und endlich von der weltlichen Obrigkeit aller kirchlichen und bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt. Vor allem aber wurde Zucht unter den Geistlichen selbst gehalten. Auf den halbjährlichen Synoden wurde jeder geprüft in Lehre und

Digitized by Google

Wandel und diejenigen bestraft, die sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen.

Daß der Segen einer solchen Wirksamkeit nicht auf Zürich beschränkt bleiben konnte, versteht sich von selbst. Nicht nur erhielt Zwingli von allen Seiten Briefe von solchen, die von der Wahrheit ergriffen waren, und er beantwortete sie alle auf das eingehendste, sondern auch ein Kanton nach dem andern wurde in den Kampf der Wahrheit hineingeführt und von dem Feuer des heiligen Geistes ergriffen. Wir übergehen dasjenige, was Gottes Gnade durch Zwingli in den Kantonen Glarus, Toggenburg, Appenzell, Graubündten, Schaffhausen, St. Gallen ausrichtete; wir erzählen nur, daß 1518 Zwingli in Bern nicht allein durch sein Auftreten auf dem dort stattfindenden Religionsgespräche sondern mehr noch durch seine beiden Predigten wirkte, die er dort hielt. Als er in der ersten Predigt über das heilige Abendmahl sprach, warf ein Priester, der eben vor einem Altare Messe lesen wollte, das Meßgewand fort mit den Worten: „Ruht die Messe nicht auf festerem Grunde, so will ich weder jetzt noch nimmermehr solche halten.“ Durch den Sieg in Bern brach sich das Evangelium Bahn in die französische Schweiz, und der Feuergeist Farel schloß sich mit Begeisterung an Zwingli an. Kurz, es war nicht übertrieben, wenn ein Zeitgenosse und Mitstreiter ihm zurief: „Du bist das Auge und der wahre Bischof des ganzen Vaterlandes, ja der ganzen christlichen Kirche.“ Aber seine Wirksamkeit erstreckte sich noch weiter. In den freien Reichsstädten am Rhein, in Westphalen und den Niederlanden zündete sein Wort. Deutsche Flüchtlinge wandten sich zu ihm. Ulrich von Hutten, der letzte deutsche Ritter, eilte krank und elend zu ihm, um seine letzten Tage bei ihm zu verleben. Ein Brief Zwinglis an Peter Sebilla, Pfarrer von Grenoble, durchflammte die Herzen des französischen Volkes, dem Könige Franz dem Ersten widmete er sein Hauptwerk: „Kommentar über die wahre und falsche Religion,“ ein Augustinermönch in Komo erzählt seine Bekehrung, wie eine Stimme zu ihm gesagt: „Gehe zu Ulrich Zwingli, und er wird dich lehren, was du thun sollst. O, herrliches Wort, das meine Seele mit unaussprechlichem Frieden erfüllt! Du oder vielmehr Gott wird durch dich mich dem Stricke der Jäger entreißen.“

Digitized by Google

Weder der Teufel noch der Papst konnte solchen Siegen des Evangeliums ruhig zusehen. Zuerst waren beide einfältig genug zu meinen, ein Mann wie Zwingli lasse sich durch die Herrlichkeit der Welt zum Schweigen bringen: „Ich könnte so groß werden wie nicht jeder, wenn mir nicht die Armuth Christi besser gefiele als die Pracht der Päpste.“ Des Papstes Kommissarius war bevollmächtigt, ihm alles, mit Ausnahme des päpstlichen Stuhles, anzubieten. „Aber ich habe den Boten nach Verdienst abgefertigt, indem ich ihm offen gezeigt, daß der Römische Papst ein Antichrist sei.“ Niemand wurde durch diese Zurückweisung tiefer gekränkt als der Generalvicar Faber, Zwinglis ehemaliger Jugendfreund, derselbe, der seinen besseren Ueberzeugungen ins Angesicht schlagend, in Rom sich Geld und Ehrenstellen erworben hatte. Um so bereitwilliger bot er nun seine Hand dar zu dem Plane, den Reformator und sein Werk, wenns möglich war, zu vernichten. Der Plan wurde schlau angelegt. Die Kantone, in welchen noch die unwissende und verdorbene Geistlichkeit die Leute beherrschte, sollten die Henkersknechte werden. Man beschloß auch wirklich seine Verhaftung, wo man ihn außer Zürich träfe. Ein Strohmann wurde auf dem Richtplatze als Ketzer verbrannt. Die Verfolgung sollte aber ernster werden. 1519 fiel in Luzern das Haupt des ersten Märtyrers, des Schuhmachers Hottinger, weil er von den Züricher Predigern gesagt, sie predigten nichts als das lautere Wort Gottes. Eine Gesandtschaft der katholischen Kantone ersuchte den Rath von Zürich, Zwingli abzusetzen; eine zweite wiederholte dieses Gesuch mit der Drohung, die Anhänger der neuen Lehre würden gefangen genommen und mit Gut, Leib und Leben bestraft werden; auch sollten die Züricher Gesandten nicht mehr zur Tagsatzung zugelassen werden. „In Glaubenssachen werden wir uns allein nach dem Worte Gottes richten,“ war des Rathes würdige Antwort. Ein Landvogt ließ einen evangelisch gesinnten Pfarrer ins Gefängniß setzen. Das Volk will ihn befreien. Schlechtes Gesindel findet sich dazu. Die reiche Karthause Ittingen wird gesprengt, geplündert, niedergebrannt. Das war Oel ins Feuer gegossen. Die Katholiken schrieen nach Rache. Einige Züricher Ehrenmänner, angeklagt, den Brand angestiftet zu haben, wurden als Gefangene nach Baden geführt, auf die Folter gespannt, gehöhnt, verspottet und endlich

Digitized by Google

hingerichtet. Je weniger sich Zwingli durch all dieses Wetterleuchten irre machen ließ, desto wüthender wurden seine Feinde, deren es auch in Zürich gab. In einer Familie sagte ein Großvater, er wolle helfen, daß Zwingli ausgeliefert würde. „Warum paßt doch niemand demselben in einem Winkel auf und schlägt ihm mit der Axt den Kopf entzwei?“ Man schlug einen andren Weg ein, um sich der Person Zwinglis zu bemächtigen. Er wurde durch Faber und durch den wohlbekannten Dr. Eck, der schon wider Luther gestanden, nach Baden im Aargau zu einem Religionsgespräch eingeladen und ihm freies Geleit zugesichert, so er sich geleitswürdig bewiese. Zwingli gieng natürlich nicht in die Falle. Aber die Feinde ruhten nicht. Bei der Erneuerung des Bundesschwures durfte Zürich nicht erscheinen. Ein liederlicher Mönch, Murner, gab einen Schmachkalender heraus, welchen er schloß mit den Worten: „daß alle Anhänger Zwinglis ohnmächtige, ehrlose Bösewichte, Diebe, Lecker, Schelme und Buben seien, und daß man die Ketzer verbrennen und im Rauche dem Teufel zusenden solle.“ Die Behörden belobten ihn und sorgten dafür, daß solche Schandschriften möglichst verbreitet wurden.

Bedenklicher als dieses alles war der Vertrag, den König Ferdinand mit den Katholischen 1523 schloß, in welchem sich Oesterreich verpflichtete, 6000 Mann Fußvolk, 400 Reiter und Geschütze zu schicken und den reformierten Kantonen die Lebensmittel abzusperren. Zwingli ließ sich so wenig einschüchtern, daß er nur um so fröhlicher ausrief: „Wir wollen darüber vielmehr frohlocken, denn dieser vielfältige Widerstand ist ein offenbares Zeichen, daß wir dem gelobten Lande nahe sind. Es pfeifen die Päpstler aus dem letzten Löchlein, darum sind sie so ungestüm.“ Viel schmerzlicher wurde er bewegt durch die Feinde und Widersacher im eigenen Lager. Denn während durch die Feindschaft der Römer der Glaubensmuth nur um so freudiger bei den Bekennern der Wahrheit wurde, drohte durch jene innern Feinde die Gefahr der Verirrung und Verführung bei denen, die nicht fest im Glauben gegründet waren. Thomas Münzer, aus Sachsen verbannt, kam in die Schweiz. Mehrere unlautere und schwankende Geistliche verbanden sich mit ihm, eine Partei Züricher Unzufriedener, denen Zwingli nicht gefällig genug gewesen war, schloß sich ihnen an, und es entstand

Digitized by Google

eine Gemeinde der Wiedertäufer. Die Kindertaufe nannten sie ein Hundsbad, das Abendmahl feierten sie bei nächtlichen Gelagen, Prediger und Obrigkeit wurden von ihnen verworfen, Steuern verweigerten sie, und Güter- und Weiber-Gemeinschaft predigten und übten sie aus. „In ihrer makellosen Kirche kommt Unzucht, Ehebruch, Meineid, Diebstahl, Betrug und was sich immer schlechtes denken läßt, weit häufiger vor als bei denen, die sie spottweise Fleisch und Teufel nennen.“ Auch Zürich wurde von diesen Schwarmgeistern aufgesucht. Unter Fackelschein durchzogen sie die Straßen, kleideten sich in Säcke, umgürteten sich mit Stricken und riefen: „Wehe, wehe über dich, Zürich, in vierzig Tagen wirst du untergehen.“

Zwingli wollte keine Gewaltmaaßregeln. Am 6. November 1525, nachdem ein erstes schon vorhergegangen war, fand in Zürich ein dreitägiges Gespräch mit den Wiedertäufern statt. Der Erfolg war ein glänzender. Als Zwingli sie alle aus Gottes Wort widerlegt, trat einer hervor mit der Miene eines Geisterbanners und sprach: „Zwingli ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gotte, rede die Wahrheit!“ Dieser erwiderte in großer Ruhe: „Die sollst Du hören: Du bist ein tölpischer, aufrührerischer Bauer, so einfältig, als unsre Herren im Lande einen haben.“ Der Schwärmer mußte sich unter allgemeinem Gelächter zurückziehen. Damit war die Ruhe freilich nicht hergestellt. Die Schwärmer versagten in fünf Landbezirken der Obrigkeit den Gehorsam, so daß Gewalt gegen sie gebraucht werden mußte. Zwingli, dem diese Schwierigkeiten viel Schmerz bereiteten, so daß er den Kampf gegen das Papstthum hiergegen nur ein Kinderspiel nannte, wurde nicht müde dawider zu zeugen und überall hin seinen Einfluß auszuüben. Er arbeitete nicht vergeblich. Mehr und mehr zeigte sich der Widerwille des Volkes gegen die Schwärmer, besonders seitdem zu Fastnacht 1526 nach einem Gastmahle ein entsetzliches Verbrechen verübt worden war. Ein Schwärmer trat mit der Galle des Kalbes, das sie gegessen, zu seinem Bruder Leonhard und mit den Worten: „So bitter wie die Galle ist der Tod, den Du erleiden sollst. Knie nieder, Bruder!“ ergriff er das Schwert, schlug seinem Bruder den Kopf ab und sprach: „Der Wille des Vaters ist vollbracht,“ lief dann im Hemd und Beinkleidern mit dem blutigen Schwerte zum Bürgermeister und schrie:

Digitized by Google

„Ich verkündige Dir den Tag des HErrn.“ Damit war denn aber auch dem Faß der Boden eingeschlagen. Die Kirche gieng geläutert aus diesem Kampfe hervor, wenn auch durch den Einfluß der Römer manche Seelen, die von der Wahrheit ergriffen gewesen, jetzt irre geworden waren und von der evangelischen Wahrheit sich wieder abwandten.

Man denkt sich die großen Männer in Staat und Kirche gewöhnlich als solche, denen die Theilnahme und die Gabe für das stille Glück der Familie fehlt. Man irrt darin sehr oft. Bei den Reformatoren war es anders. Luthers Familienleben ist bekannt. Nicht anders war es bei Zwingli. Der Umgang mit seiner Gattin, der „Gehülfin eines Apostels“, die Freude an seinen Kindern, an deren Wiegen er oft mit seiner Laute saß, Kinderlieder singend, war die Beschäftigung seiner Mußestunden. Sein Haus stand gastlich jedem offen. Unter seiner Leitung fanden Hauskoncerte statt. Der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden aus der Nähe und Ferne gab seiner Gastlichkeit die rechte geistige und geistliche Würze.

Aber über alles gieng ihm der tägliche Gebetsumgang mit Gott. „Er ermahnte beständig zum Gebete und betete selbst sehr viel. Nur weniger Worte bedarf es beim Gebete, aber großer Andacht, tiefen Gefühles.“ Er bedurfte auch des Gebetssegens in hohem Maße. Es warteten seiner noch ernste Kämpfe. Sein Feierabend sollte bald kommen; aber an dem Feierabende gabs noch heiße Arbeit. Die päpstlich gesinnte Partei in der Schweiz, jene fünf Kantone, verbanden sich, ihren alten Patriotismus verleugnend, mit dem alten Erbfeinde der Schweiz, dem Oesterreichischen Kaiserhause, um mit Gewalt gegen ihre evangelischen Landsleute aufzutreten. Immer drohender wurden die Gewaltmaaßregeln. Geistlichen wurden die Zungen geschlitzt, einen Pfarrer überfiel man und führte ihn zum Scheiterhaufen. Zwingli, ein ebenso gewandter Staatsmann und begeisterter Patriot als ein gesalbter Diener am Wort, veranlaßte ein Schutzbündniß mit den evangelischen Kantonen und mit Süddeutschen Städten, und als der anderen Gebahren den höchsten Grad erreicht hatten, erklärte ihnen Zürich den Krieg. Dreißigtausend Mann standen bei Cappel auf jeder Seite. In dem Heere der Evangelischen herrschte die ernsteste Mannszucht, und täglich wurde Gottes Wort betrachtet und

Digitized by Google

gebetet. Dieß Mal kams nicht zum Krieg. Es gelang den Friedensvermittlern einen Friedensvertrag durchzusetzen, nach welchem nicht allein Religionsfreiheit jedem zugesichert wurde, sondern auch die katholischen Kantone sich verpflichteten, das Bündniß mit Oesterreich aufzuheben, die Kriegskosten zu bezahlen und die Soldkriege und die bisher von Papst und Fürsten bezogenen Jahrgelder abzuschaffen.

Wie wenig aber Zwingli diesem Frieden traute, erhellt aus seiner Aeußerung: „Der zu Cappel geschlossene Friede wird bringen, daß wir nicht über lang die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen müssen." Das war im Jahre 1529. Er hatte freilich in Folge dieses Friedens die Freude, das Evangelium weiter ausgebreitet zu sehen. Es schien sogar ein Mal, als sollte auch zu den fünf Kantonen eine offene Thüre sich zeigen. Große Synoden von fünfhundert Geistlichen fanden statt, auf welchen es ihm gelang, seine ernsten Grundsätze in Betreff der Kirchenzucht durchzusetzen. In Zürich selbst veranlaßte er im Jahre 1530 die Obrigkeit bei einer Theurung, mit unnachsichtlicher Strenge gegen Korn- und Geld-Wucherer aufzutreten. Die bittre Frucht des Hasses sollte er freilich in Folge dieses kräftigen Auftretens noch kennen lernen. Die katholischen Kantone hielten den Friedensvertrag nicht: sie seien mit dem Frieden von Cappel übereilt und in ihren Freiheiten verkürzt worden, sagten sie. Die Söldnerpartei wurde immer übermüthiger. Zwingli sah nur zwei Mittel sie zu demüthigen. Entweder ein kriegerischer Einfall in die fünf Kantone, oder aber Aufkündigung des Bundesverhältnisses und Theilung der gemeinen Herrschaften nach der Volkszahl der regierenden Orte. Die Berner schlugen Sperrung der Märkte vor, Zürich war entschieden dagegen, weil dadurch auch Unschuldige leiden müßten. Am 15. Mai 1531 wurde der Berner Vorschlag zum Beschluß erhoben. Zwingli war darüber tief betrübt: aber er konnte es nicht mehr hindern. Ein Schrei der Entrüstung drang durch die Schweiz. „Das ist unchristlich gehandelt," war das allgemeine Urtheil. Die fünf Kantone standen wie ein Mann. Sie hielten Andachten und Wallfahrten und rüsteten sich zum Kriege. In Zürich nahm das Parteiwesen zu. Zwingli wurde von vielen als die Ursache des Krieges angesehen, ein Landenberg und ein Geßler genannt. Seine

Digitized by Google

Wirksamkeit war gestört. Am 26. Juli trat er vor den Großen Rath und forderte seine Entlassung: „Ihr wollt der Wahrheit nicht folgen und dennoch mich für alles Unheil verantwortlich machen.“ Der Rath war bestürzt. Man bat ihn zu bleiben. Nach drei Tagen Bedenkzeit erklärte er: „Weil sie Besserung versprochen haben, will ich bleiben und bis in den Tod mit Gottes Gnade sein Bestes thun.“ Aber der Parteigeist ließ nicht nach. Man kam zu keiner entschlossenen Entscheidung. Ein schwerer Druck lag auf den Gemüthern. Ein großer Komet erhöhte die Angst. „Was bedeutet wohl dieser Stern?“ fragte jemand Zwingli. „Mir und manchem Biedermanne, der in der Eidgenossenschaft gerne das Recht und die Wahrheit siegreich sähe, wird er zum Grabe leuchten.“ In dieser Zeit hielt er eine gewaltige Bußpredigt. „Strafen willst Du sie nicht, darum werden sie Dich strafen. Es wird aber Gott Sein Wort dennoch erhalten, und ihre Herrlichkeit wird bald ein Ende nehmen. Gott walte sein und schütze Seine Kirche.“

Die fünf Kantone begannen darauf den Krieg. Mit zwanzigtausend Mann brachen sie auf. In Zürich noch immer dieselbe Charakterlosigkeit! Endlich am elften Oktober kam es zum Aufbruch. Zwingli sollte als Feldprediger mitgehen. „Ich stehe unerschrocken auf alles gefaßt, denn Gott ist meine Stütze.“ Sein Roß, das er besteigen wollte, bäumte sich und wich zurück. „Er wird nicht wiederkommen,“ sagten seine Freunde. Nur siebenhundert Mann zogen aus. Um drei Uhr waren sie in Cappel. Auf dem Wege hatte Zwingli mit großer Inbrunst an einsamer Stelle gebetet. Die Geschütze der Züricher waren denen der Katholiken überlegen. Diese wichen zurück. Aber ein verrätherischer Hauptmann benutzte die Vortheile nicht. Es trat eine Pause ein. Auf beiden Seiten wurde Kriegsrath gehalten. Dann giengs in den Kampf. Zwingli rief den Kriegern zu: „Biedre Leute, seid getrost und fürchtet Euch nicht! Müssen wir gleich leiden, so ist doch unsre Sache gut. Befehlet Euch Gott, der unser und der Unsern pflegen kann. Gott walte sein!“ Ob auch die keine tausend Mann den achttausend Katholiken gegenüber mit der Begeisterung christlicher Helden kämpften — mehr denn fünfhundert fielen als „köstliche Aehren“, und die andern mußten das Schlachtfeld räumen. Zwingli ist

Digitized by Google

im Begriff, einem Sterbenden den ewigen Troſt im Leben und im Sterben zu ſagen. Ein Stein ſtreckt ihn zu Boden; er rafft ſich auf; ein Speer verwundet ihn zum Tode. „Was iſts denn für ein Unglück! den Leib mögen ſie tödten, die Seele nicht“ — das waren ſeine letzten Worte. So lag er, an einen Birnbaum gelehnt bis in die Nacht hinein mit gefalteten Händen, die Lippen betend, das Auge gen Himmel. „Willſt Du beichten, ſollen wir einen Prieſter holen?“ ſo fragen ihn plündernde Krieger. Sein Haupt ſchüttelt: „Nein.“ „So rufe doch die Mutter Gottes und die lieben Heiligen im Herzen an!“ Sein Haupt ſchüttelt wieder: „Nein!“ „So ſtirb, verſtockter Ketzer!“ und damit empfieng Zwingli den letzten Todesſtreich. Seine Leiche wurde geviertheilt, zu Aſche verbrannt und mit Schweinsaſche vermengt. Mit ihm fielen noch neunundzwanzig Geiſtliche. Seine edle Gattin hatte ein ſchweres Kreuz zu tragen. Sie verlor an dieſem Tage ihren Gemahl, ihren Sohn, ihren Bruder, Schwager und Eidam. Sie hielt ſich aufrecht in der Kraft Gottes und ihres Heilandes, zu dem ihr Zwingli ſie hingeführt. Sieben Jahre überlebte ſie ihn, treu gepflegt von dem edlen Kullinger, um dann mit ihm in Ewigkeit wieder vereinigt zu ſein.

Digitized by Google

Philipp Melanchthon.

Philipp Melanchthon ist im Jahre 1497 in dem badischen Städtchen Bretten, wo sein Vater Waffenschmied war, geboren. Seine Eltern waren fromme, gottesfürchtige Leute, die Gott mit Ernst dienten. Der Vater stand öfter um Mitternacht auf, um sein Gebet zu Gott auf den Knieen zu thun. So hielt er denn auch sein Haus zu einem frommen und rechtschaffenen Leben an. Den Sohn ließ er etwas tüchtiges lernen. Derselbe mußte sich bald an die lateinische Sprache machen, wobei er viel Eifer und Geschick bewies. Doch starb der Vater, da der Sohn noch im elften Jahre war, und sprach vor seinem Ende: „Ich wünsche, daß meine Kinder Glieder der Kirche seien, daß sie die Erkenntniß Gottes haben und endlich das ewige Leben ererben mögen!" Für seinen Sohn Philipp bat er noch besonders, daß Gott ihn regieren wolle.

Dieser setzte nun seine Studien auf der Schule zu Pforzheim fort, wo ihm der gelehrte Reuchlin, einer seiner Verwandten, Beistand leistete. Hier erlernte er auch schnell und leicht die griechische Sprache, die damals sehr wenig gekannt war, und Reuchlin freute sich seiner Fortschritte, schenkte ihm ein griechisches Testament und setzte ihm einstmals im Scherz einen rothen Doktorhut auf, um anzuzeigen, was er von ihm erwarte. Er nahm denn auch ganz ungewöhnlich an Kenntnissen zu, so daß er, erst siebenzehn Jahre alt, die Magisterwürde erhielt und auf der Universität Vorlesungen zu halten anfieng. So lieb er indeß die Bücher der alten Römer und Griechen und alle gelehrten Wissenschaften hatte, blieb er doch von Herzen fromm: er hielt sich fleißig zur Kirche und pflegte dabei wohl seine Bibel mitzunehmen und darin nachzuschlagen.

Digitized by Google

Da geschah es im Jahre 1518, daß der Kurfürst von Sachsen für seine Universität Wittenberg einen tüchtigen Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache suchte. Er wandte sich an Reuchlin, und dieser schlug ihm Melanchthon vor. „Ich weiß," so schrieb er, „unter den Deutschen keinen, der über ihn wäre, ausgenommen Erasmus, und der ist ein Holländer." Durch diese Fügung Gottes wurde nun Melanchthon nach Wittenberg gerufen, und sein väterlicher Freund segnete ihn beim Scheiden mit den Worten, die Gott zu Abraham sprach: „Gehe aus deinem Vaterland und deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in das Land, das ich dir zeigen werde, und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und will dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein. Dieß saget mir der Geist, und diese Hoffnung habe ich von dir, mein Philippus, du, mein Werk und mein Trost!"

In Wittenberg traf Melanchthon mit Luther zusammen, und beide wurden bald innige Freunde, die einander liebten und ehrten und gemeinsam für die Besserung der Kirche arbeiteten. Luther hielt Melanchthon hoch wegen seiner außerordentlichen Sprachenkenntniß, wegen seines unermüdlichen Fleißes und vor allem wegen seines aufrichtigen Strebens nach der göttlichen Wahrheit. Melanchthon hingegen ehrte Luthers ungewöhnliche Geistestiefe und seinen hohen Muth, wenn es den Kampf um die heilige Sache galt. Luther hatte die ruhige Milde und Sanftmuth Melanchthons nöthig, und Melanchthon bedurfte des andern als Stütze, wenn ihn die Sorge um die Kirche quälte und der Kleinmuth über ihn kam. Luther selbst erkannte diesen Unterschied zwischen ihnen beiden wohl und sagte davon: „Ich bin rumorisch und stürmisch; ich muß mit Rotten und Teufeln kriegen und zu Felde liegen; ich muß Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken wegräumen und Bahn machen. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Ich ordne mich ihm gern unter. Ich will ihn nicht loben, er ist eine Kreatur Gottes, nichts mehr, aber ich verehre in ihm Gottes Werk."

Melanchthons Wirksamkeit an der Universität ward bald eine ganz ungewöhnliche. „Es wurde hier lebendig, wie in einem Ameisenhaufen," wie Luther sagte. Er lehrte die

Digitized by Google

lateinische, griechische und hebräische Sprache, erklärte die alten Schriftsteller und bald auch Bücher der heiligen Schrift, zum Beispiel den Brief an die Römer, und Luther meinte, daß niemand die Meinung des Apostels besser treffe, so daß er die Vorlesungen heimlich drucken ließ. Die Zahl der Zuhörer wuchs immer mehr: oft waren es gegen 2000 und unter ihnen Fürsten, Grafen und Gelehrte aus aller Herren Länder. Man gab ihm den Ehrennamen: Präzeptor Germaniä, das ist Deutschlands Lehrer. „An einem Tische," schrieb Melanchthon in dieser Zeit an einen Freund, „gab es heute elf Sprachen: Latein, griechisch, hebräisch, deutsch, ungarsch, italienisch, türkisch, arabisch, indisch und spanisch." Sein wichtigstes Buch aus dieser Zeit ist die erste evangelische Glaubenslehre, welches die Hauptartikel des christlichen Glaubens enthielt, und von welchem Luther sagte: „Es ist kein besseres Buch nach der heiligen Schrift denn dieses."

Obwohl Melanchthon ein Mann des Friedens war und am liebsten in der Stille pflanzte und baute, wurde er doch bald in den Kampf um die Reformation der Kirche hineingezogen. Die ungerechten Angriffe, die in mancherlei Schriften auf Luther gemacht wurden, nöthigten ihn, sich des Geschmähten anzunehmen. Als nach dem Wormser Reichstag die Universität Paris, die sich damals das Orakel der Welt dünkte, Luthers Schriften verdammte, schrieb er eine tapfere Schutzschrift für ihn, in der er nachwies, daß seine Lehre die uralte, reine der heiligen Schrift sei, für welche er bisher in Geist und Kraft des Elias gekämpft habe. Während Luther auf der Wartburg war, lag die Sorge und Arbeit um den Fortgang der Reformation auf seinen Schultern, und als die Schwärmer und Bilderstürmer Wittenberg beunruhigten, war er froh, daß Luther zurückkehrte, da er wohl inne ward, daß er allein ihnen nicht zu widerstehen vermochte. In der dann folgenden Zeit half er ihm bei der Uebersetzung der Bibel wie bei der Visitation der Kirchen und Schulen, wie denn überhaupt beide Männer alle wichtigen Schritte gemeinsam thaten.

Die Lage der Kirche wurde nun immer ernster: die Evangelischen hatten auf dem Reichstag zu Speier gegen gewaltsame Unterdrückung protestieren müssen, und zum Jahre 1530 hatte der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, auf

Digitized by Google

welchem die Religionshändel geschlichtet werden sollten. Hierzu mußten die sächsischen Theologen eine Bekenntnißschrift aufsetzen, in welcher kurz und klar gesagt werden sollte, was die Evangelischen glaubten und lehrten. In Torgau traten sie zusammen, um Raths zu pflegen: sie waren im Hause des Pfarrers und befahlen noch ein Mal mit Gebet und Seufzen ihre Sache Gott. Da wurde Melanchthon herausgerufen, um einen Boten abzufertigen. Müde und vom vielen Sorgen um die Kirche traurig gieng er. Da kam er in ein Gemach, wo die Frauen des Pfarrers und der beiden Diakonen mit ihren Kindern beisammen waren: einige tranken noch an der Mutterbrust, andere ließen sich von den Müttern im Katechismus und Gebet verhören. Er steht eine Weile stille und sieht mit großer Lust und Verwunderung, wie die Kinder mit stammelnder Stimme beten; da gedenkt er an Psalm acht: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zugerichtet." Am meisten rührte ihn, wie er sah, daß die eine Frau ihr Kind an der Brust hatte und dabei zugleich Rüben für ihren Mann zum Mittagessen einschnitt, während sie das andere Kind seine Gebete hersagen ließ. „O, das sind ja," rief er aus, „drei heilige und gottwohlgefällige Werke." Fröhlich und getrost tritt er nun mit heiterem Angesicht wieder in die Versammlung. „Was ist mit dir vorgegangen, Philippe," redete Luther ihn an, „daß du so fröhlichen Muthes wieder zu uns kommst, giengst du doch eben noch so traurig hinaus?" „Liebe Herren," antwortet er, „wir wollen nicht kleinmüthig sein; eben habe ich die gesehen, die für uns streiten, die auch wider alle Gewalt bestehen werden." „Und was sind das für tapfere Streiter?" „Die Frauen und Kinder unserer Pfarrer und Diakonen: ich habe eben ihre Gebete gehört, und Gott wird nicht taub sein, sie zu hören, ja der Vater unseres HErrn JEsu Christi hat sie nicht verschmäht und wird sie, hoffen wir, auch künftig nicht verschmähen." Da wurden sie alle getrost und freudig, und setzten siebenzehn Artikel von ihrem Glauben auf.

Als die Zeit des Reichstages nahte, machte sich Melanchthon zugleich mit seinem Kurfürsten auf die Reise, während Luther in Koburg blieb. In Augsburg arbeitete und sann er beständig über der Schrift, die da vorgetragen werden sollte:

Digitized by Google

er änderte und besserte, indem er auch Luthern durch Briefe um seinen Rath befragte. Als sie fertig war, schrieb Luther über sie an den Kurfürsten: „Die Schrift gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern und zu ändern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser HErr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen.“ Die evangelischen Fürsten und Stände stimmten nun auch zu, und so kam die Augsburgische Konfession zu Stande, welche am 25. Juni vor Kaiser und Reich öffentlich vorgelesen wurde, von welcher Begebenheit der kurfürstliche Rath Spalatin damals mit Recht schrieb: „An diesem Tage geschahe der allergrößten eines, das je auf Erden geschehen.“

Bei den langen, schwierigen Verhandlungen, die in Folge dessen in Augsburg gepflogen wurden, bewies Melanchthon bei aller Milde und Friedensliebe in der Hauptsache eine rühmenswerthe Festigkeit. Mit den Zwinglischen Reformierten wollte er unverworren sein; sehr treffend schrieb er darüber: „Wir haben solche Artikel, deren wir durch Gottes Gnade gewiß sind, und können darob mit gutem Gewissen leiden, welches ein großer Trost in aller Gefahr ist; aber der Zwinglischen Sache können wir nicht gewiß sein, denn wir haben dazu kein klar Gotteswort. Ich wollte lieber sterben, als daß sich die Unsrigen mit der Zwinglischen Sache verunreinigten.“ Auf der andern Seite wollte der päpstliche Kardinal, der seine große Friedensliebe kannte, ihn durch schöne Worte zum Nachgeben bewegen. Melanchthon antwortete: „Wir können nicht weichen und die Wahrheit verlassen, wir bitten aber um Gottes und Christi willen, daß die Gegner uns zugestehen, was wir mit gutem Gewissen nicht aufgeben können.“ „Ich kann nicht, ich kann nicht,“ rief der Kardinal, „die Schlüsselgewalt kann nicht irren.“ Melanchthon antwortete unerschrocken: „So befehlen wir unsere Sache Gott. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Von dem Sohne Gottes, deß die Sache ist, wollen wir Hilfe erbitten, an unserem Orte alle Mühseligkeiten ertragen, kämpfen und sterben, wenn es Gott gefallen sollte!“ Gegen das Bekenntniß der Evangelischen hatten die päpstlichen Theologen eine Widerlegung geschrieben, welche sie Konfutation nannten, aber Melanchthon schrieb dagegen alsbald eine Vertheidigung

Digitized by Google

der Augsburgischen Konfession, in welcher er sehr ausführlich und gründlich aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern bewies, daß ihr Glaube und ihre Lehre recht und richtig seien. Diese vortreffliche Schrift ist später unter dem Namen der Apologie unter die Bekenntnißschriften unserer Kirche aufgenommen worden. Zwar erhielten die Evangelischen vom Kaiser einen harten und ungünstigen Reichstagsabschied, aber unbesiegt und ihres Glaubens gewiß kehrten sie in ihre Heimath zurück.

Melanchthon war nun wieder in Wittenberg und setzte die ihm so liebe Beschäftigung, den Unterricht der Jugend, fort. Doch wurde er in mancherlei Streitigkeiten, die nun unter den Evangelischen selbst in der Lehre ausbrachen, verwickelt und hatte darüber viel Bekümmerniß. Desto größer war seine Freude, als im Jahre 1536 in der Lehre vom heiligen Abendmahl eine Einigung mit den Süddeutschen, die sich bisher der Lehre der schweizerischen Reformierten zugeneigt hatten, zu Stande kam. Ihre Theologen waren nach Wittenberg gekommen und bekannten nun auch, daß mit dem Brot und Wein der wahre Leib und das wahre Blut Christi empfangen werde, von den Würdigen zur Seligkeit: ob von den Unwürdigen zum Gericht, blieb unentschieden. Da priesen alle einmüthig mit gefalteten Händen den barmherzigen Gott, der solche große Dinge an ihnen gethan habe. Auch hier war es wieder Melanchthon, der die Eintrachtsformel, „Wittenberger Konkordia" genannt, aufzusetzen hatte. Auch ein Theil der Schweizer trat ihr bei. In den folgenden Jahren wurde dann Melanchthon nach dem Herzogthum Sachsen und in die Mark Brandenburg gerufen und half auf den Wunsch der Fürsten, daß auch in diesen Ländern die Reformation eingeführt wurde. Desgleichen mußte er auf Befehl des Kaisers ein Religionsgespräch mit den Römischen führen, welches sich in lange, erfolglose Verhandlungen verlief. Mit dem Wunsche, daß er allen Welthändeln entgehen und sich in seine Schule verbergen könnte, kehrte er 1541 nach Wittenberg zurück. Aber immer von neuem ward er in die Bewegungen und Kämpfe der Kirche hineingezogen. Er mußte nach Köln, um dem greisen Kurfürsten bei der Einführung der Reformation in seinem Lande beizustehen, aber das gute Werk wurde durch das Widerstreben des Domkapitels und der Geistlichkeit gehindert.

Digitized by Google

Das betrübenste aber war dieß, daß in dieser Zeit das herzliche Einvernehmen zwischen ihm und Luther gestört ward und die Liebe zu einander Schaden litt, weil es den Anschein hatte, als ob Melanchthon jetzt die Lehre der Reformierten vom heiligen Abendmahl, wie sie von Calvin aufgestellt war, angenommen habe, wie er denn auch den zehnten Artikel der Augsburgischen Konfession zu ihren Gunsten geändert hatte. Diese Lehre aber war offenbar eine Abschwächung des bisher gelehrten und bekannten, und Luther konnte und wollte sie in keiner Weise in der deutschen Kirche gestatten. Trotz dieser Mißstimmung blieb indessen zwischen beiden Friede und Freundschaft, und als Luther in Eisleben gestorben war, brachte Melanchthon in Wittenberg unter Thränen seinen Zuhörern die Trauerkunde, indem er sprach: „Ach, der Wagen Israels und seine Reuter ist dahin, — er, der in dieser letzten Weltzeit die Kirche regiert hat. Denn nicht durch menschlichen Scharfsinn ist die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Glauben an den Sohn Gottes entdeckt worden, sondern Gott hat sie durch diesen Mann uns geoffenbart, und wir sehen, daß Gott ihn dazu erweckt hat. Darum wollen wir sein Gedächtniß und die von ihm uns überlieferte Lehre lieb behalten, wir wollen demüthig sein und uns auf die schweren Drangsale und großen Veränderungen, welche auf den Tod dieses Mannes folgen werden, gefaßt machen. Dich aber, Sohn Gottes, Du unser für uns gekreuzigter und auferstandener Immanuel, bitte ich, Du wollest Deine Kirche regieren, erhalten und schützen. Amen.“ Sein Schmerz war so groß, daß alle Briefe, die er in diesen Tagen schrieb, in Thränen getaucht waren.

Nach Luthers Tode brach der Religionskrieg, dessen Eintritt seit lange gefürchtet war, wirklich aus, und die Unruhen und Zerrüttungen, die er für Kirche und Land mit sich brachte, schmerzten den friedliebenden Lehrer Deutschlands tief. „Wenn ich so viele Thränen vergießen könnte, als der Elbstrom in seinen Ufern Wasser dahinrollt, so könnte ich doch meinen Schmerz über diesen Krieg nicht ausweinen. O, daß der Kaiser ihn nie erregt hätte!“ so schrieb er öfter an seine Freunde. Er nannte ihn eine Strafe Gottes und ein Gericht, das am Hause Gottes anfange, und ermahnte zum Gebet wie zur Opferwilligkeit: alle Frommen sollten daran gedenken, daß jeder

Digitized by Google

nach seinem Stand und Vermögen zur Erhaltung rechter Lehre beizutragen schuldig sei: darum lebten wir vornehmlich und könnten nichts besseres in diesem Leben thun.

Als in diesem Kriege die evangelischen Fürsten besiegt und gefangen genommen wurden, mußte er aus seinem geliebten Wittenberg fliehen. Die Universität war aufgelöst und schon fürchtete er, daß es mit dem stillen Leben der Wissenschaft ein Ende habe. Alle Berufungen an andere Universitäten schlug er aus, sein Herz hieng an dem Nestlein der Elbe und an den Freunden, die er dort hatte. Als daher der Herzog Moritz die Universität wieder einrichtete und ihn dahin zurückrief, konnte er nicht widerstehen, obwohl eben dieser Fürst es war, der im Bunde mit dem Kaiser den frommen Kurfürsten Johann Friedrich — jenen standhaften Bekenner und Beschützer der evangelischen Lehre — seines Landes und seiner Kurwürde beraubt hatte. Er glaubte, daß die Universität zum Bestande der Kirche durchaus nothwendig sei: sie mußte erhalten werden, — die Gefühle der Liebe und Verehrung für seinen gefangenen Herrn mußten zurückstehen.

Der siegreiche Kaiser war nun Herr des evangelischen Deutschlands geworden, und sein Wille war, die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Er richtete das Augsburger Interim ein, eine Lehr- und Kirchenordnung, welche von den Evangelischen bis zum Austrag der Streitigkeiten durch ein allgemeines Koncil beobachtet werden sollte. Weil aber darin mancherlei falsche und gefährliche Lehre enthalten war, konnten die Evangelischen nicht darein willigen, und selbst Melanchthon, dem sonst die Einigkeit der Kirche so sehr am Herzen lag, erklärte sich gegen dasselbe, so sehr auch der Kaiser ihm zürnte und seine Auslieferung verlangte. Er bezeugte wiederholt: „Wenn auch Krieg und Zerstörung gedroht ist, so sollen wir dennoch Gottes Gebot höher halten, nämlich daß wir die erkannte Wahrheit des Evangeliums nicht verleugnen. Keine Kreatur hat Macht, göttliche Wahrheit zu ändern. Fliehet die Abgötterei — das ist Gottes ewiger und unwandelbarer Befehl."

Seine Standhaftigkeit nöthigte den Kaiser zum Nachgeben, und nach vielen, langwierigen Verhandlungen, die dem nach Ruhe verlangenden Manne neue Reisen und Verdrießlichkeiten brachten, kam das Leipziger Interim zu Stande. Dieses

Digitized by Google

focht zwar die rechte Lehre von Sünde, Gnade und Rechtfertigung, Verehrung der Heiligen und dergleichen nicht an, ordnete dagegen allerlei Ceremonien, als Kleidung der Geistlichen und bischöfliches Regiment, wodurch die äußere Einheit hergestellt werden sollte, an. Indeß brachte das Nachgeben in diesen Stücken Melanchthon viel neue Noth und Aergerniß. Die Evangelischen in Hamburg, Berlin und Magdeburg machten ihm dieserhalb bittere Vorwürfe, auch Calvin schrieb einen tadelnden Brief an ihn: man beschuldigte ihn des Abfalls zum papistischen Wesen.

Während dieser ärgerlichen Kämpfe berief der Papst ein Koncil nach Trient, und Melanchthon mußte für dasselbe wieder ein Bekenntniß von Glauben und Lehre der Evangelischen aufsetzen. Indeß wurden die Aussichten immer trüber, es schien, als wollte der Kaiser die Evangelischen mit Gewalt unter das päpstliche Joch zurückbringen. Da erhub sich Moritz von Sachsen: er, der bisher dem Kaiser gegen die Evangelischen beigestanden hatte, wandte ganz unerwartet die Waffen gegen ihn. Durch einen schnellen kühnen Kriegszug zwang er den Kaiser, die gefangenen Fürsten freizulassen, und der fromme Kurfürst Johann Friedrich kehrte nun wieder in sein Land zurück. Melanchthon schrieb an ihn einen Brief, in welchem er Gott dankte, der ihn wie Daniel von den Löwen befreit habe, auch die Nachwelt werde hieran erkennen, daß Gott die Gebete der Seinen erhört. Nun wurde auch die Sache der Evangelischen wieder besser; einmüthig erklärten die Stände, daß sie das Interim des Kaisers nicht annehmen könnten, und daß sie bei der Augsburgischen Konfession vom Jahre 1530 stehen blieben, weil in ihr die einige, ewige Uebereinstimmung göttlicher Schrift und der rechten katholischen Kirche Christi enthalten sei. So brachte denn das Jahr 1555 den ersehnten Religionsfrieden, in welchem den Evangelischen freie Uebung ihres Glaubens zugestanden wurde.

Aber für Melanchthon selbst war noch kein Friede gekommen. So sehr er sich nach Ruhe sehnte und allen theologischen Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen suchte, so daß er einmal äußerte: „ich will lieber zu Hause sein und mit meinen Enkelkindern Gebete sprechen als zu den Synoden und Religionsgesprächen reisen!“ war ihm auch für die letzten fünf

Digitized by Google

Jahre seines Lebens kein Frieden beschieden. Seine Feinde — fast alles frühere Schüler von ihm — beschuldigten ihn bald hier bald dort des Abfalls von der reinen Lehre, und mehrere Male wurden ihm kränkende Erklärungen, die einem Widerrufe ähnlich waren, abverlangt. Immer sehnlicher verlangte er nach dem Frieden des ewigen Lebens. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren ein Blättchen mit der Ueberschrift: „Ursachen, warum man sich vor dem Tode nicht entsetzen soll", darunter stand in zwei Reihen zur linken und rechten folgendes:

Links.	Rechts.
Du wirst von Sünden los werden.	Du wirst zum Licht kommen.
Du wirst vom Elend und der Wuth der Theologen befreit werden.	Du wirst Gott sehen.
	Du wirst den Sohn Gottes schauen.
	Du wirst die wunderbaren Geheimnisse lernen, die Du in diesem Leben nicht verstehen konntest.
	warum wir geschaffen sind; welches die Verbindung der zwei Naturen in Christo sei.

Um Ostern des Jahres 1560 nahte sein Ende. „Wenn es Gottes Wille ist, so wollte ich gern sterben, ich begehre zu wandern und bei meinem lieben HErrn Christus zu sein," sprach er zu einem Freunde, der ihn verlassen mußte. Sein Leib wurde von Tage zu Tage schwächer, so daß er auf dem Lager liegen bleiben mußte. Als eins seiner Enkelkinder vorübergieng, rief er es zu sich und sprach: „Liebes Kind, ich habe Dich herzlich lieb gehabt, sei Deinen Eltern gehorsam und fürchte Gott, der wird Dich nicht verlassen." Auch mit den andern Kindern redete er freundlich, hieß sie fromm sein und fleißig beten. Zu seiner verheiratheten Tochter sprach er: „Liebe Tochter, Gott hat Dir einen frommen Mann beschеert, den halt lieb und werth, und ziehet eure Kinder auf in der Furcht Gottes." Am letzten Tage kamen die Geistlichen der Stadt zu ihm; sie lasen ihm Abschnitte der Bibel vor, sprachen ihm Trostsprüche zu und beteten mit ihm. Als einer ihm zurief: „So ist nun nichts verdammliches an denen, die in

Digitized by Google

Christo JEsu sind," antwortete er: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung," und wiederholte oft die Worte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!" oder: „Ach HErr, erbarme Dich mein!" Sein Eidam wollte ihn mit einer Speise oder sonst etwas erquicken und fragte ihn, ob er etwas begehre. Er antwortete: „Nichts als den Himmel, darum laßt mich hinfort mit solchen Fragen zufrieden." Etliche Stunden danach ist er unter dem Gebet der Umstehenden mit betenden Lippen sanft und stille eingeschlafen.

Wie alle großen Lehrer der Kirche hat auch Melanchthon die Wahrheit seiner Lehre mit einem gottseligen Wandel bezeugt. Lehre und Leben stimmten zusammen. Als er nach Wittenberg kam, nahm er ein Weib und gründete einen Hausstand. Seine Gattin, die Tochter des Bürgermeisters der Stadt, war eine fromme und fleißige Hausfrau und half ihm treulich die Trübsale, von der auch ihre Ehe nicht frei blieb, tragen. Sie war mitleidig und freigebig gleichwie er, beide konnten nicht leicht einem Bittenden etwas abschlagen, so daß sich die Freunde oft über die große Willfährigkeit ärgerten. Er selbst sagte einmal von seinem Hausstande: „Ich konnte im Golde sitzen, wenn ich die Theologie zum Gegenstande des Gewinnes machen wollte, aber das mag ich um keinen Preis. Ich suche weder Schätze, noch Ruhm, noch Wohlleben; die Arbeit sei mein Theil!"

An kleinen Kindern hatte er große Freude. Einst kam ein französischer Gelehrter zu ihm, um ihm einen Besuch zu machen, und wunderte sich nicht wenig, als er ihn im Zimmer fand, mit der einen Hand die Wiege schaukelnd, in der andern ein Buch. Melanchthon aber setzte ihm die Pflicht eines christlichen Hausvaters und das Wohlgefallen Gottes an den Kindern so rührend aus einander, daß dieser erbaut hinweggieng. Der Kinder Wesen rührte ihn sehr. Als einst seine Tochter Anna ihn früh Morgens in Thränen fand und ihm mit ihrem Händchen die Backen trocknete, so gieng ihm das durchs Herz und dünkte ihm sehr bedeutungsvoll. Ebenso als ein ander Mal eine seiner Töchter länger von Hause weggeblieben war, und er sie fragte, was sie der Mutter antworten werde, die sie deshalb derb ausschelten werde, antwortete das Kind in seiner Einfalt, sie wolle gar nichts antworten. An das Wort gedachte

Digitized by Google

er öfter und meinte, er wolle es bei den Schmähungen seiner Feinde auch so halten.

Gern hatte er Gesellschaft und fröhliche Unterhaltung mit Freunden, besonders bei Tische. „Was ist das Leben," sagte er einmal, „ohne die gegenseitige, freundschaftliche Mittheilung? Wollt ihr Menschen sein, so lebt wie Menschen. Irenäus sagt, Polycarp habe oft die Worte des Apostels Johannes angeführt, welcher gesagt habe, wie so holdselig der HErr Christus mit den Leuten geredet habe."

Auch in seinen theologischen Streitigkeiten zeigte er große Bescheidenheit, Milde und Demuth, und nichts war ihm mehr zuwider, als wenn jemand aus Ehrsucht und Rechthaberei über göttliche Dinge stritt. Beleidigungen und Kränkungen, die ihm reichlich zu Theil wurden, ertrug er mit großer Sanftmuth. „Wie oft empfange ich Streiche," schrieb er, „nicht bloß von Widersachern sondern auch von den Unsrigen: wir wollen es tragen und durch Mäßigung mildern. Auf Schmähungen werde ich nichts antworten, sondern nach dem Worte des Psalms: „„sie lästern, ich aber bete"" handeln."

Groß war seine Frömmigkeit; selbst die Theologie und alle Wissenschaft trieb er, um, wie er selbst sagte, sich selbst zu veredeln und sein Leben zu bessern. Auch der Unterricht der Jugend war ihm heiliger Gottesdienst, und er meinte, wie über allen Kirchen müsse auch über den Schulen der Spruch: „Mein Haus ist ein Bethaus" stehen.

Den öffentlichen gemeinsamen Gottesdienst hielt er sehr hoch und ermahnte gern zum fleißigen Besuch der Kirche. Gegen die, welche da meinten, am Kirchengehen sei nichts gelegen, es sei papistisch und Aberglauben, pflegte er zu sagen: „Nein, es ist vielmehr eine Barbarei, die Kirche zu versäumen. Es giebt nichts schöneres als ehrbare und heilige Zusammenkünfte, in denen die Menschen von Gott belehrt werden, und wo gemeinsame Anrufung und Danksagung geschieht. Darin hat man ein Bild des ewigen Lebens, wo wir vor dem Angesicht Gottes und Seines Sohnes sitzen und über die größten Wunder belehrt werden." Schöne, liebliche Gebräuche und schmuckvolle Ceremonien hatte er gern; schon als Kind, sagte er, habe er sie mit Freuden und Segen mitgemacht.

Er führte sein Leben in beständigem Gebet, und als ihm

Digitized by Google

seine Freunde wegen der vielen schweren Sorgen, die er um die Kirche hatte, Vorwürfe machten, antwortete er: „Wenn ich nicht sorgte, würde ich nicht beten. Durch die Sorgen werde ich zum Gebet getrieben, und mit dem Gebet vertreibe ich die Sorgen.“ Dabei war dieser große gelehrte Mann so kindlich, daß er es nicht zu gering achtete, feststehende Gebete mit denselben Worten zu gebrauchen. Täglich betete er drei Mal das apostolische Glaubensbekenntniß und sein regelmäßiges Morgengebet lautete also:

„Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unseres HErrn JEsu Christi, Schöpfer Himmels und der Erden, zugleich mit Deinem Sohne, Deinem Wort und Ebenbild, und mit Deinem heiligen Geiste, erbarme Dich unser und vergieb uns unsere Sünden um Deines Sohnes willen, den Du nach wunderbarem Rath zum Mittler gemacht hast, und heilige uns mit Deinem heiligen Geiste, der ausgegossen worden über die Apostel; verleihe uns, daß wir Dich wahrhaft erkennen und preisen in alle Ewigkeit!“

Johannes Calvin.

Das Kind gebildeter Eltern — sein Vater war Syndikus bei dem geistlichen Gerichte — erblickte Johannes Calvin am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Pikardie das Licht der Welt. Die bedeutenden Gaben des Geistes zeigten sich bei ihm ebenso früh als die Gebrechlichkeit des Leibes; nicht weniger die Entschiedenheit des Charakters. Herr von Mommor, in dessen Haus der Knabe aufgenommen wurde, um an dem wissenschaftlichen Unterrichte der Kinder Theil zu nehmen, ernannte den Zwölfjährigen zum Kaplan, um ihn dadurch mit Geldmitteln für seine Fortbildung zu versehen. Zwei Jahre später

Digitized by Google

finden wir ihn in Paris als Schüler des ebenso rechtschaffenen wie gelehrten Matarinus Cordier, seines spätern Schülers, Freundes, Leidensgefährten, Gehilfen. Bei ihm lernte er Latein, bei einem Spanier lernte er denken und that die ersten Blicke in die Weltweisheit. Der Achtzehnjährige wurde Pfarrer zu Paris, zwei Jahre später in seiner Heimath, aber nicht um sein geistliches Amt zu verwalten sondern die Einkünfte für seine weiteren Studien zu benutzen. Sein Vater, in dieser Beziehung dem Vater des Origines sehr verwandt, war die Ursache. Er brannte vor Begierde, seinen Johannes ebenso gelehrt wie berühmt zu sehen. Deshalb sollte er auch nicht Geistlicher sondern Rechtsgelehrter werden, nur in diesem Stande könne man reich und mächtig werden. Es war aber Gottes Weg; denn auf diesem Wege fand er die eine köstliche Perle. Er gieng nach Orleans, später nach Bourges. Seine Fortschritte im Wissen waren bedeutend. „Er ragte über alle Mitschüler hervor durch die Fähigkeit des Begreifens und durch die Stärke des Gedächtnisses". Seine Lehrer ließen sich oft durch ihn vertreten. Neunzehn Jahre alt schmückte ihn der Doktorhut. Sein Fleiß war eisern, sein schwacher Leib mußte unbedingt dem Geiste gehorchen. Neben seinen eigentlichen Studien las er täglich die heilige Schrift. Der scharfe Blick seines Geistes erkannte wohl manche Wahrheit, aber noch nicht das Elend seines Herzens. In Bourges führte ihn sein griechischer Lehrer Melchior Wolmar tiefer in das Verständniß der Schrift. In dieser Zeit starb sein Vater. Des HErrn Hand nahm ihm den Vater, damit niemand ihn hinderte, in den ihn von Gott angewiesenen Beruf einzutreten. 1529 finden wir ihn wieder in Paris. Er wollte im Griechischen sich weiter ausbilden und mit „dem geistigen Mittelpunkt der Nation in Berührung treten". Sein erstes Werk, eine Erklärung der Schrift Senekas: „Ueber die Gnade" war nur ein gelehrtes Werk. Die religiösen Eindrücke waren wieder in den Hintergrund getreten. Sein Hauptziel war ihm, einen Namen und Geld zu erlangen.

Aber es kam nun die Zeit, wo auch er von der reformatorischen Bewegung ergriffen werden sollte, welche in Frankreich schon 1512 durch den gelehrten und gottseligen Lefèvre ihren Anfang genommen. Zehn Jahre später „drang die

Digitized by Google

Nachricht von Luthers Auftreten gleich einem Posaunenstoße in die Gemüther aller evangelisch Gesinnten und weckte die Geister auf durch ganz Frankreich hin". In Meaux sammelten sich um den Bischof Briçonnet alle reformatorisch gesinnten Männer, und ob dieser verleugnete, der Scheiterhaufen des Wollkämmerers Jean Leklerk sprühte die Funken evangelischer Wahrheit nach allen Richtungen aus. Das Blut der Märtyrer wurde der Same der Kirche. Der König Franz der Erste, ein schwacher Charakter, täuschte die Hoffnung der Gläubigen auf das bitterste; aber 1533 erwählte sich der HErr ein andres Werkzeug: es war das Jahr der Bekehrung Calvins. „Wenn ich dieß alles — gute Werke, Opfer, Fürbitte — gethan hatte, so genoß ich doch höchstens einen kurzen Augenblick der innern Ruhe, und war im Grunde meines Gewissens so fern wie je, von einem dauernden Frieden. So oft ich in mein Inneres einkehrte oder meine Gedanken zu Dir emporheben wollte, durchdrang mich immer wieder eine unnennbare Angst, die keine Sühne, kein genugthuendes Werk mehr stillen mochte. Und je klarer mir mein Zustand vor Augen trat, von um so schärferen Stacheln wurde mein Gewissen gepeinigt, so daß mir kein anderes Trostmittel mehr übrig blieb als die unselige Täuschung des Selbstvergessens." In diesem Zustande lernte er in Paris die Gläubigen kennen, und besonders der reiche Kaufmann Etienne de la Forge wurde der Ananias seiner Seele. „Nachdem mein Herz schon lange zubereitet war zur ernstesten Prüfung hat mir die volle Erkenntniß der Wahrheit mit einem Male wie ein helles Licht den unaussprechlichen Abgrund der Verirrungen gezeigt, in den ich mich gewälzt, die Sünde und Schande, mit der ich mich befleckt." Aber diese Traurigkeit wurde bald in große Freude verwandelt. Er konnte das Heil in Christo in lebendigem Glauben umfassen. Sein Wappen: eine Hand, die ein brennendes Herz darreicht, war der Ausdruck seiner entschiedenen Uebergabe in Gott. „Gott hat sie plötzlich gewirkt, plötzlich mein Herz dem Gehorsam Seines Willens unterworfen." Seitdem hat er nie einen Zweifel gehabt über die Gewißheit seines Gnadenstandes.

Dieser neue Calvin war es, um den sich alsbald das Häuflein der Gläubigen schaarte. „Der Mann, den Gott zum Reformator geschaffen, begann den Augen der andern sich zu offen-

Digitized by Google

baren; er selber war noch weit davon entfernt, seine Bestimmung zu ahnen". Er kam auch zu rechter Zeit. Die Gefängnisse füllten sich mit „Lutheranern" und „Sakramentierern". Die Gemeinde versammelte sich zur Nachtzeit. Seine Predigten stärkten ihren Glauben gewaltig. Aber für jetzt war seines Bleibens nicht. Eine Rede, die der Rector der Universität unter seiner Mitwirkung ausgearbeitet hatte, nöthigte beide zur Flucht. Er sollte, gleich einem Paulus und einem Luther, erst noch in die Stille gehen. In Angouleme, der „Grotte Calvins", fand er seine Wartburg. In dieser Zeit legte er seine geistlichen Würden nieder und verzichtete auf die kirchlichen Pfründen; in dieser Zeit begegnete er, der Fünfundzwanzigjährige dem achtzigjährigen Lefèvre, der prophetisch ihn als das Werkzeug erkannte, durch welches der HErr Sein Reich aufrichten werde in Frankreich. „Er war dazu berufen," wie ein großer Geschichtschreiber sagt, „die Burg des HErrn auszubauen, nachdem Luther sie gegründet."

Sein Stillleben setzte er in Basel fort. Er fühlte sich hier wohl in der Mitte eines geordneten evangelischen Gemeinwesens, umgeben von frommen, gelehrten Leuten. Capito ward sein Lehrer im Hebräischen, die Studierstube bei Frau Katharina Klein, seiner ihn hochverehrenden Hauswirthin, sein liebster Aufenthalt. Und wie Luther auf der Wartburg sein größtes Werk, die Uebersetzung der heiligen Schrift, vollendete, so schrieb Calvin in jener stillen Studierstube sein berühmtestes Buch: „Der Unterricht in der christlichen Religion". Die nächste Veranlassung dazu war die bedrängte Lage der Evangelischen in Frankreich. König Franz der Erste hatte sie schmählich betrogen. Er nannte die Gläubigen politische Unruhestifter und Sakramentsschänder. „Ich wäre mir vorgekommenen wie ein Verräther, wenn ich diesen Lügen nicht auf die allerentschiedenste Art mich widersetzt hätte." Daher schrieb er jenes Buch mit einer Zuschrift an den König selbst, in welcher er auf fünfundzwanzig Quartseiten ebenso ruhig wie entschieden, ebenso gelehrt wie biblisch und einfältig dem Könige ihren und seinen Standpunkt klar macht. Es war die Stimme des Reformators nicht an den König allein sondern an die ganze Kirche. Ob auch eine hohe Schule dieses Buch durch Henkershand verbrennen ließ — der Erfolg war ein glänzender, und

Digitized by Google

dieser Erfolg ist durch alle Jahrhunderte derselbe geblieben. Das Buch ist der Abdruck seines eigenen innern Lebens. Wie die dritte Ausgabe wohl gewonnen hat an Form und Umfang, aber unverändert geblieben im Gedankeninhalt, so ist es auch bei ihm von Anfang an zu einem Ganzen gekommen in der Aneignung des Heils. Gewachsen ist er wohl, aber niemals hat er von dem, was er früher geschrieben, etwas zurückzunehmen gebraucht. Es zeigt sich das ganz besonders in der Lehre von der Vorherbestimmung und vom heiligen Abendmahle. Abgesehen von diesen beiden entschieden ihm eigenthümlichen Punkten ist die ganze Auseinandersetzung der Heilslehre so evangelisch, daß auch die lutherischen Reformatoren mit derselben sich vollkommen einverstanden erklären konnten. Die zweite Arbeit Calvins in Basel war seine nicht unbedeutende Mitarbeit an der französischen Uebersetzung der heiligen Schrift, deren zweite Auflage er mit einer Einleitung „an alle Kaiser, Könige, Fürsten und Völker" versah, „die unter Christi Herrschaft standen". So vorzüglich aber auch diese Bibelübersetzung ist, das dürfen wir nicht leugnen, daß sie der Lutherischen bei weitem nachsteht; denn diese ist ein Werk aus einem Gusse, von dem einen Meister Luther, und jene ist das Werk mehrerer, und Calvins Verdienst ist nur dieses, daß er von Ausgabe zu Ausgabe sich bestrebte, die bessernde und feilende Hand anzulegen.

Im Herbst 1535 begab er sich über die Alpen nach Italien an den Hof des Fürsten von Ferrara, dessen ebenso gelehrte wie lebendig gläubige und charakterfeste Gemahlin Renata der Mittelpunkt einer ausgewählten, aus französischen Flüchtlingen bestehenden Gemeinde war. Bald war er der Hirte und Seelsorger dieser Gemeinde. Ihm hatte es die Fürstin besonders zu danken, daß ihre Erkenntniß des Evangeliums an Klarheit gewann. Ihr Seelsorger blieb er während seines ganzen Lebens. Er durfte sie strafen wie die geringsten Gemeindeglieder, und bei ihren vielfachen Kämpfen und Versuchungen fand sie jederzeit bei ihm, ihrem Vater in Christo, Trost, Aufrichtung und Stärkung. Als sie später, um ihres Glaubens willen von ihrem Gemahl wie eine Gefangene gehalten, wankend werden wollte, rief Calvin ihr zu: „Die Versuchungen werden noch weiter gehen, aber halten Sie Sich vor Augen, was Sie Dem schuldig sind, der Sie so theuer erkauft hat, und

Digitized by Google

der Sie täglich zubereitet zu Seinem himmlischen Erbe." Er warnte und strafte sie rückhaltslos, als sie geneigt schien, als Wittwe nach Frankreich zu ihrem papistisch gesinnten Schwiegersohn, dem Herzog von Guise, zurückzukehren. Er sprach ihr aber auch seine Freude aus, als sie am Französischen Hofe sich entschieden zum Evangelium bekannte, stand ihr in allen Nöthen brieflich helfend zur Seite und schrieb ihr einen seiner köstlichsten Briefe, als ihr Schwiegersohn meuchlings erschossen wurde, und sie sich bei ihm beklagte über die Freude der Reformierten an dem Falle dieses Feindes Gottes. Sein letzter französischer Brief, den er dictierte, war an die Herzogin von Ferrara gerichtet.

Ein halbes Jahr nur konnte er in Ferrara bleiben. Die Umwandlung des Herzogs vertrieb ihn. Er gedachte, nachdem er noch ein Mal in seiner Vaterstadt gewesen, nach der Stille Basels zurückzukehren. Aber Gottes Stunde hatte für ihn geschlagen. Der Krieg zwischen Franz den Ersten und Karl den Fünften versperrte ihm den Weg durch Lothringen; er suchte einen andern Weg und wandte sich nach Genf.

Wie sah es in Genf aus! Früher hatten die umwohnenden Grafen an den Freiheiten der Stadt gerüttelt. Der Bischof rief gegen sie die Herzöge von Savoyen zu Hilfe. Diese gewannen immer mehr Einfluß. 1526 versuchten sie Genf ihrem Lande einzuverleiben. Das Volk wehrte sich tapfer. Die Stadt rettete ihre Freiheit. Auch gegen den Bischof wendete sich das Volk. Er und seine Klerisei führten ein gottloses, sittenloses Leben. Polizeibeamte mußten geraubte Mädchen den Klöstern, dem bischöflichen Pallaste entreißen. Da kam auch nach Genf die Kunde der Reformation. Die politisch Freien wollten auch geistlich frei sein; aber es war nur der Protest gegen Priesterherrschaft, nicht aber das Evangelium. Aber es sollte bald seinen Einzug halten. Mitte September 1532 betrat Wilhelm Farel, ein französischer Flüchtling, die Stadt. Er merkte bald wie es mit den Genfern aussah: „Sie hassen die Priester und aßen an den Festtagen Fleisch." Bald sammelte sich um ihn ein kleiner Kreis. Durch die Geistlichen vertrieben, kehrte er bald mit Viret zurück. Ihre Predigten zündeten gewaltig. Ein nächtlicher Ueberfall des Bischofs mißlang, die Prediger des Evangeliums schürten

Digitized by Google

nur um so mehr das Feuer des heiligen Geistes. Der achte Juni 1535, der Tag des öffentlichen Religionsgespräches, entschied den Sieg der Reformation. Der Magistrat erklärte am 25. August „die päpstliche Religion für abgeschafft und die Annahme der reformierten Religion, die auf das Evangelium sich gründet". Das war freilich leichter gesagt als ausgeführt. Weder der Rath noch der sonst so vortreffliche Farel waren dieser Aufgabe gewachsen. Er war ein Mann der Erweckung, aber nicht des Bauens und Pflegens. Mit den Genfern sahs noch gar traurig aus. Einer ihrer Mitbürger sagte zu ihnen: „Ihr klagt die Priester und Mönche an, weil sie Spieler, Wüstlinge, Trunkenbolde sind, aber seid Ihr es nicht gerade so wie sie?" Er hatte Recht. Farel that, was er thun konnte, aber gottloser, denn je, schien die Stadt zu werden. Statt der Freiheit in Christo regierte die Frechheit der Sünde. Farel erlag fast darunter. Er schrie nach Hilfe, und der HErr erhörte sein Gebet.

In den letzten Tagen des August 1536 erfährt er in später Abendstunde, Calvin sei in Genf. Er weiß: „Das ist der Mann, den Gott uns sendet". Er eilt zu ihm, er schüttet ihm sein Herz aus, er bittet ihn zu bleiben. Alles vergebens! Calvin hat tausend Gründe dagegen: er sei zu jung, er müsse erst noch mehr studieren, er sei zu schwach, er habe nicht die Gabe dafür. Da kam über Farel ein heiliger Zorn. Er hob die Hand zum Fluchen auf und der Beschwörung im Namen Gottes: „Du redest von Deinen Studien und Deiner Ruhe," so rief er mit seiner Donnerstimme, „nun wohl, ich erkläre Dir im Namen des lebendigen Gottes, daß, wenn Du in so großer Noth der Kirche Deine Hilfe uns versagst und Dich selbst mehr suchst als Christum, daß dann Gott Deine Studien und Deine Ruhe verfluchen wird." Das Wort entschied. Zwanzig Jahre später schrieb Calvin: „Es war mir, als sähe ich die furchtbare Hand Gottes, die mich vom Himmel her ergreife und zurückhalte." Er brachte seinen Bruder Anton nach Basel, und Anfang November begann er seine Wirksamkeit in Genf; freilich zuerst sehr zurückhaltend als Privatlehrer, bis man ihn einige Monate später zum Prediger ernannte. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit. Zu seinen Predigten strömten die Hörer immer zahlreicher. Sein Katechismus, der Genfer Katechismus genannt, wirkte mit

Digitized by Google

Sauerteigskraft unter dem Volke. Der Rath nahm ihn als Grundgesetz des Staates an. Wer ihn nicht unterschrieb, verlor sein Bürgerrecht. Calvin kannte keinen andern Staat als den des religiösen Bekenntnisses. Diesem fügte er eine Kirchenordnung und eine Ordnung des Lebens an. Das Abendmahl sollte sonntäglich gefeiert werden und zwar mit strengster Kirchenzucht. Der Gemeindegesang sollte eingeführt, der Unterricht der Kinder im Katechismus gründlich ertheilt werden und eine besondere Behörde für die ehelichen Angelegenheiten eingesetzt werden. Nicht alles, aber das meiste nahm der Rath an, dazu auch die Heiligung des Sonntags, das Verbot des Spieles und der liederlichen Gesänge. Gegen die Uebertreter wurde strenge, rücksichtslose Kirchenzucht gehandhabt ohne Ansehen der Person. Selbst ein Mitglied des obersten Rathes mußte sich einer schweren Buße unterziehen. Das Volk beugte sich so sehr darunter, daß nach einem halben Jahre schon das Schwerste überstanden zu sein schien. Es war eine große Zeit. Calvin, Farel, Viret arbeiteten in einem Geiste, sich harmonisch einander ergänzend. Farel, der feurige, bekenntnißmuthige Petrus; Viret, der liebliche, tiefsinnige Johannes; Calvin, der alles umfassende, glaubensfeste, charakterstarke, Paulus.

Das dauerte freilich nur ein Jahr. Viret kehrte nach Lausanne zurück. Es nahten Tage des ernsten Kampfes. Caroli, ein ehemaliger römischer Priester, war die Veranlassung des ernsten Kampfes. Er war jetzt Prediger in Lausanne. Nachdem jene drei ihn mit vieler Geduld getragen, erhob er gegen sie die Anklage der Ketzerei im Betreff der heiligen Dreinigkeit. Ein Vorwand wars ihm nur, um seinem Ehrgeize zu fröhnen. Am 11. Mai 1537 trat er auf der Synode zu Lausanne als ihr öffentlicher Ankläger auf. Er stand in solcher Verachtung, daß Calvin, der freilich oft sehr derb in seinen Worten war, sagte: „Vor Gott und diesen Brüdern bezeuge ich, daß Du nicht mehr Glauben hast als ein Hund oder ein Schwein.“ Es half ihm nichts, daß er seinen Glauben an die Dreieinigkeit feierlich aussprach. Caroli verlangte Unterschrift der drei allgemeinen Symbole. Das wollte Calvin nicht. Die Synode erkannte seine Rechtgläubigkeit an. Caroli wurde bald nachher seines Amtes entsetzt und kehrte in den Schooß der Römischen Kirche zurück. Ernster noch schien der Kampf mit den Wie-

Digitized by Google

dertäufern zu werden, die mit ihrer Lehre von der Freiheit des Fleisches in Bern einen sehr empfänglichen Boden fanden. Ein öffentliches Religionsgespräch, das Verbannungs-Dekret des Raths und Calvins und Farels Hausbesuche schlugen für dieß Mal den Feind aus dem Felde: aber ein böser Same blieb zurück. Der schlimmste Kampf entbrannte 1538. Die Partei, welche mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden war, hatte sich nach und nach so verstärkt, daß es ihr gelang, an die Stelle der abgehenden Beamten die entschiedensten Feinde Calvins zu wählen. Der Magistrat wurde schwankend, die Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit nahm unter dem Volke bedenklich zu. Es fehlte nur der Anlaß zum offenen Ausbruche des Kampfes. Auch dieser sollte kommen. Der Rath von Bern verlangte von den Genfern in ihrer Kirchenordnung einiges zu ändern und nach Bernischem Ritus einzurichten. Der Rath wollte nachgeben. Calvin widerstand. Er appellierte an die fürs nächste Jahr in Zürich zusammenberufene Synode. Der Rath befahl Gehorsam. Am Osterfeste sollten Calvin und Farel sich den Berner Gebräuchen anschließen. Beide blieben unerschütterlich. Am Tage vor Ostern verbot der Rath Calvin die Kanzel zu besteigen. In der Nacht vor Ostern lärmte und tobte das Volk auf den Straßen. Calvin predigte dennoch und erklärte mit Farel, sie würden das heilige Abendmahl nicht austheilen. Am folgenden Tage wurden sie abgesetzt; in drei Mal vierundzwanzig Stunden sollten sie das Gebiet der Stadt für immer verlassen. So sehr sie sich freuten von der Folter der letzten Zeit erlöst zu sein, so sehr lag ihnen doch das Heil der armen, verblendeten Stadt, das Werk der ganzen Reformation am Herzen. Sie baten um Berns Vermittelung. Die Genfer wiesen sie höhnisch zurück. Sie erschienen auf der Züricher Synode. Diese legte für sie ein Fürwort ein; eine Berner Gesandtschaft brachte sie bis vor die Thore Genfs. Calvin und Farel durften nicht hinein. Die Vermittelung der Gesandtschaft war vergebens. Das Volk wurde nur noch wüthender. In die Rhone wollte man sie werfen und in einen Kessel mit siedendem Oel. Nach Bern zurückgekehrt, trennten sich die beiden Gottesmänner: Farel gieng nach Neuenburg, Calvin eilte dem lieben, stillen Basel zu.

Ein Vierteljahr Ruhe stärkte und erquickte ihn an Leib

Digitized by Google

und Seele. Da rief ihn der HErr nach Straßburg. Am zweiten September hielt er an der dortigen französischen Gemeinde seine Antrittspredigt. Es war dieß also Gottes Weg. Hier trat er auch geistlich aus dem Jünglingsalter ins Mannesalter; hier erst entwickelte er sich zum Reformator. Als ein anderer sollte er drei Jahre später nach Genf zurückkehren. Weil er aber in Straßburg gesegnet wurde, sollte auch von ihm ein reicher Segen auf Straßburg ausströmen. Als Prediger und Seelsorger nicht nur, auch als Professor an der Akademie wirkte er im Segen, und junge Leute aus allen Gegenden schaarten sich zu seinen Füßen. Den Studenten ward er ein treusorgender Vater und Freund. Ueber einen von der Pest dahingerafften jungen Mann schreibt er: „Den ich lieb hatte wie mein eigenes Kind, und der seinerseits mich wiederum mit so zärtlicher Anhänglichkeit erfreute wie einen zweiten Vater.“ Hier unternahm er die Umarbeitung seines „christlichen Unterrichts“, hier begann er die Reihe seiner ausgezeichneten Schrifterklärungen mit dem Briefe an die Römer. Durch diese Arbeiten hat er unsagbar großes gewirkt. Seine Gabe, die Gedanken der heiligen Männer Gottes wiederzugeben und ebenso wissenschaftlich tief, wie klar und erbaulich zu erklären und seine Zeit und die Zukunft der Kirche durch das Schriftwort zu beleuchten, ist selbst von Katholiken anerkannt. „Aus seinen Schriften konnte alle Welt lernen,“ hat einer der ihrigen gesagt. Hier entwickelte sich in ihm der große Gedanke der Einheit der gesammten evangelischen Christenheit bei aller sonstigen Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit. War Zwingli mehr ein politisch christlicher Nationaler, Calvin hatte bei aller Liebe zu seinem Vaterlande die Nation des Volkes Gottes mehr im Auge und verstand daher bei aller Bekenntnißtreue den Artikel von der Gemeinschaft der Heiligen mehr zu würdigen und die Gaben anderer anzuerkennen, wie er denn von einer so großen Verehrung gegen Luther erfüllt war, daß er später einmal äußerte: „Ich habe schon oft gesagt, daß, wenn er mich auch einen Teufel schelten sollte, ich ihn doch immer ehrfurchtsvoll als einen großen Diener Gottes anerkennen würde.“ Desgleichen schrieb Melanchthon in Luthers Namen: „Calvin steht sehr hoch in Gnaden.“ Hier schrieb er auch sein Büchlein über das heilige Abendmahl, dessen Inhalt sich

Digitized by Google

zusammen fassen läßt in den Gedanken: „Bei gläubigem Empfange des Sakramentes werden wir der Substanz des Leibes und Blutes Christi in Wahrheit theilhaftig.“ Es steht diese Auffassung in der Mitte zwischen Zwingli und Luther; aber es hat dieselbe insofern mehr gemeinschaftliches mit der Lutherischen, als das Wunderbare des Geheimnisses mehr betont wird. Wenigstens hat Luther selbst sich in dieser Beziehung über ihn viel anerkennender geäußert als über Zwingli. Die Schweizer dagegen waren verstimmt gegen ihn und nannten ihn einen Diener der Augsburgischen Konfession, die er allerdings getrost auf dem Reichstage zu Regensburg unterschrieb, ja in Deutschland hielt man ihn sogar längere Zeit für einen Lutherischen Theologen. In dieser Zeit knüpfte er das Band der Freundschaft mit Melanchthon, unterhielt mit ihm einen vertrauten und herzlichen Briefwechsel, ließ sogar des Letzteren Hauptwerk ins Französische übersetzen und empfahl es lebhaft in der Vorrede, und ob auch eine Zeitlang in Folge theologischer Meinungsverschiedenheit eine gewisse Erkaltung eintrat, ihre Herzen wandten sich doch einander wieder zu, und Calvin schreibt in dem letzten uns erhaltenen Briefe an ihn: „Laß uns die Bruderfreundschaft treu bewahren, deren Band keine Listen des Satans je zerreißen werden.“ Und als Melanchthon heimgegangen, ruft er ihm nach: „O Philippe Melanchthon, der Du nun mit Christo lebest bei Gott und uns dort erwartest, bis wir dereinst mit Dir werden zu jener seligen Ruhe versammelt sein. Wie hundert Mal hast Du gesagt, wenn Du müde von Deiner Arbeit und von Deinen Sorgen erdrückt Dein Haupt an meinen Busen legtest: „„O daß ich doch an diesem Herzen sterben dürfte.““ Und ich meinerseits habe tausend Mal gewünscht, daß es uns doch geschenkt werden möchte, zusammen zu leben.“ Sein Leben in Straßburg war überhaupt mehr ein Leben des Friedens, den Schmerz abgerechnet, der ihm durch den hier wieder auftauchenden unlauteren Caroli bereitet wurde, ein Schmerz freilich, der ihn auf das tiefste ergriff und ihn sogar aufs Krankenbette warf. Dafür bereitete ihm Gott die Freude, daß er nicht wenige Wiedertäufer und unter ihnen die Angesehensten zur Kirche zurückführen konnte.

Das erfreulichste Ereigniß seines Privatlebens war hier

Digitized by Google

seine Verheirathung im September 1546 mit Idelette von Buren, der Wittwe des von ihm selbst zur Kirche zurückgeführten Wiedertäufers Johannes Storder aus Lüttich. Was Calvin an Farel geschrieben: „Die einzige Schönheit, die Eindruck auf mich macht, ist die, wenn eine Frau sanft sich zeigt, keusch, bescheiden, haushälterisch, geduldig, und die Pflege ihres Mannes ihr die Hauptsache ist," war in ihr wirklich vereinigt. Wie glücklich ihn diese Ehe gemacht, das hat er selbst bezeugt, wenn er nach ihrem Tode von ihr sagte: „Ich habe nie eine Tugend an ihr vermißt, sondern alles von ihr empfangen, was nur ein Mann von der besten Frau empfangen kann." Seine Ehe war freilich eine ganz andere als die Luthers. Luther scherzte in fröhlichem Lebensmuthe mit seiner Käthe und spielte mit seinen Kindern, Calvin redete mit seiner geistvollen Idelette über die Angelegenheiten des Reiches Gottes. Sie war ihm Gehilfin seines Berufes, dabei aber auch seine liebevolle Pflegerin, wenn sein schwacher, elender Leib litt oder gar zusammenbrechen wollte. Drei Kinder, die sie ihm gab, starben bald nach der Geburt. Das war für beide eine schwere Heimsuchung, aber als die Römischen darin ein Gericht Gottes sahen, konnte er ihnen getrost erwiedern: „Ja, der HErr hat mir einen Sohn gegeben und ihn wieder genommen; mögen sie mir das nun zur Schmach machen, wenn es ihnen gefällt. Zähle ich denn nicht meine Söhne zu Zehntausenden auf dem ganzen christlichen Erdkreis!" Am 6. April 1549 nahm ihm der HErr dieses edle Weib; aber ihr Sterben war ihm ein köstlicher Trost. „O herrliche Auferstehung. O Gott Abrahams und aller unserer Väter! O Du Hoffnung der Gläubigen seit Anbeginn der Welt, auf Dich hoffe auch ich! — Lasset uns beten, wir alle, betet, betet auch für mich." Das waren ihre letzten Worte. Wie tief Calvin durch diese Heimsuchung ergriffen wurde, drückt er, der sonst sehr wenig über sich äußerte, später in einem Briefe an einen in gleicher Weise heimgesuchten Freund aus! „Ich weiß es aus eigner Erfahrung, wie schmerzhaft und brennend die Wunde sein muß, die der Tod Deiner trefflichen Frau Dir verursacht hat. Wie schwer ist es mir doch geworden, meines Schmerzes Meister zu werden. Unser Haupttrost wird immer die wunderbare Vorsehung Gottes sein, durch die unsere Trübsale zu unserm Heile dienen,

Digitized by Google

und Er uns von den Personen, die wir lieben, nur trennt, um uns mit ihnen wieder zu verbinden in Seinem himmlischen Reiche."

Calvin sollte in Straßburg nicht bleiben. Seine Aufgabe in Genf war nicht vollendet. Sein Herz hieng noch an der undankbaren Stadt. Mit den Gläubigen blieb er in inniger Gemeinschaft: „Die Menschen sollen das Band nicht zerreißen können, das uns verbindet. Denn ich weiß es gewiß, daß Gott Selber es gewesen ist, der durch Seine Berufung uns zusammenführte." In Genf sah es sehr betrübt aus. Die Nachfolger der Verbannten waren zum Theil unfähig, zum Theil unbekehrt. Die Gläubigen hielten sich vom heiligen Abendmahl zurück. Calvin strafte sie deshalb in seinem Briefe, aber mit tiefem Schmerze vernahm er von der wachsenden Gottlosigkeit der ihm am Herzen liegenden Stadt. Dem Magistrate fehlte die Kraft, die Kirchenordnung aufrecht zu erhalten: seine Glieder huldigten selbst dem Treiben der Freigeister. Der vertriebene Bischof, gerade jetzt zum Kardinal erhoben, faßte Muth. In einer schmeichelnden Zuschrift wurden die Genfer ermahnt, zur alleinseligmachenden Kirche zurück zu kehren. Ein Genfer Geistlicher sollte darauf „höflich" antworten. Calvin übernahm es für ihn. Seine Antwort wirkte entscheidend. Der Rath ließ sie drucken. Der Bischof verlor den Muth. Er ist der letzte Bischof in Genf gewesen. Dazu kam etwas anderes. Die Hauptgegner Calvins hatten das Vaterland politisch verrathen wollen. Die Bürgerschaft merkte es. Dieselben drei, welche Calvin vertrieben hatten, fielen durch das Gericht Gottes. An ihrer Stelle wurden Calvins Freunde gewählt. Die Kirchenordnung sollte wieder in Kraft treten. Aber die Prediger genossen keine Achtung. Man fieng an, sich nach Calvin und Farel wieder zurückzusehnen. „Ich werde in keinem Falle folgen. Hundert Mal lieber will ich sterben, als mich an dieß Kreuz schlagen lassen, auf dem man täglich aus tausend Wunden verblutet," schrieb Calvin an Farel. Am 21. September 1540 beschloß der Magistrat beide zurück zu rufen. Farel wurde von Neuenburg nicht entlassen. Calvin wollte nicht. „Und doch," schreibt er an Farel, „je mehr ich mich geneigt fühle, mit Abscheu von der ganzen Sache mich abzuwenden, um so verdächtiger werde ich mir selber." Genf

Digitized by Google

beruhigte sich nicht. Am zwanzigsten Oktober sprach die allgemeine Bürgerversammlung den Wunsch aus, „daß man zur Beförderung der Ehre Gottes alles aufbieten müsse, um den gelehrten Calvin zum Pfarrer in dieser Stadt zu gewinnen". Boten über Boten wurden abgesandt. Aber vergeblich! 1541 erklärte das Volk am 1. Mai Calvin, Farel und Saunier sollten zurückkommen ohne alles Sorgen und Bedenken. Die Straßburger wurden im Namen des HErrn gebeten, ihnen den Prediger zurückzugeben. Calvin war nicht zu bewegen. „Ich liebe die Genfer von ganzem Herzen; und doch muß ich sagen: Lieber über das Meer, lieber an jedem andern Orte, als zu ihnen." Er weinte mit den Abgeordneten, aber er konnte sich nicht entschließen. Aber Gottes Wille war stärker als der seinige. Straßburg erklärte sich bereit, ihn ziehen zu lassen, Buzer erinnerte ihn an den Propheten Jonas, Farel drang in ihn, die Züricher bestürmten ihn, der Genfer Prediger Bernhard legte ihm ans Herz, seine Zurückberufung sei eine unmittelbare Gebetserhörung, Calvin wurde schwankend. Anfang August 1541 schreibt er an Farel: „Weil ich mich erinnere, daß ich nicht mir selbst angehöre, so opfre ich mein Herz und bringe es ganz und gar dem HErrn zur Gabe dar. Und ich meinestheils bezeuge dir, daß ich nichts anderes im Sinne habe, als jede Rücksicht auf mich selber daranzugeben und allein auf das meinen Blick zu richten, was die Herrlichkeit Gottes und den Aufbau seiner Kirche befördern kann." Wir sehen daraus bestätigt, daß er von Natur überaus schüchtern war, daß die Gnade ihn sehr schüchtern gemacht; daß er aber auch dann mit voller, rücksichtsloser Entschiedenheit auftrat, wenn er es als den Willen Gottes erkannt hatte. Es war aber auch hier das letzte Mal, daß seine Schüchternheit sich zeigen durfte.

Im Triumph wurde er am 13. September in Genf empfangen. Auch äußerlich sollte jetzt besser für ihn gesorgt werden: „Acht Sonnenthaler, um dem Meister Calvin einen Rock machen zu lassen. Fünfhundert Gulden jährlich, zwölf Maaß Getreide und zwei Maaß Wein." Zweiunddreißig Jahre erst war er alt; aber seine Gesundheit war erschüttert, und nur die Kraft des Geistes war es, die ihn stark machte, in diese Riesen-Aufgabe wieder einzutreten.

Was Calvins eigentliche Loosung gewesen bisher, daß er

Digitized by Google

treu blieb bis ans Ende, jemand hat es am besten so ausgedrückt: „Die Verherrlichung Gottes durch die wirkliche volle Herrschaft Seines Wortes im Leben der Christenheit.“ Mit dieser Loosung trat er wieder in Genf auf. Wie er dieß auf den einzelnen Menschen anwandte, so auch auf Kirche und Staat. Beide sollen die Menschen erziehen zum rechten Glauben und zum Halten der göttlichen Gebote. Christus ist auch der König des Staates. Die Kirche macht den Staat zum christlichen Staate und die Obrigkeit zur christlichen Obrigkeit. Einen christuslosen, rein bürgerlichen Staat kennt Calvin nicht. Der Staat soll das von der Kirche erzeugte innere Leben schützen. Diese Kirche bedarf der äußeren Einrichtung und geordneten Leitung. Christus hat die oberste Leitung sich vorbehalten. Diese seine Macht hat er seinem Worte gegeben; zum Dienste dieses Wortes hat er die Aemter bestellt. Das erste Amt haben die Lehrer und Hirten. Ihre Richtschnur ist nur das Reich Gottes. Das zweite Amt haben die Diakonen, als Gehilfen der Seelsorger unter Armen und Kranken; das dritte Amt haben die Aeltesten, die Regierer, die Pfleger der Zucht und des Rechtes. Das ist das Amt der Schlüssel. Der Glaube an den Heiland ist die Seele der Kirche. Die Zucht sind ihre Nerven. Die Geistlichen sind natürlich die ersten Aeltesten. Diese Aemter hat nicht der Staat sondern die Gemeinde zu besetzen. In welcher Weise, hängt von den Umständen ab; aber keinenfalls darf die unreife und unverständige Masse regieren. Er suchte eine Gemeinde heranzubilden, die ohne Flecken sei und ohne Runzel. Es war daher auch sein erstes, daß er den Rath bewog, eine Kommission zu ernennen, mit welcher er über die Ordnung der Kirche verhandeln könne. In vierzehn Tagen war dieselbe mit hundertachtundsechszig Artikeln fertig. Sie traten am 2. Januar 1542 in Gesetzes-Kraft. Die Hauptgrundzüge waren folgende: „Der Pfarrer, der wissenschaftlich gebildet und bekehrt sein muß, soll vorher erst einige Jahre Vikar sein. Das Kollegium der Geistlichen wählt ihn, die Obrigkeit bestätigt ihn, die Gemeinde hat das Recht des Einspruchs. Die Geistlichen versammeln sich jede Woche zu ihrer eignen Zucht. Neben den Geistlichen steht das Konsistorium, die Verwalter des Vermögens der Kirche und des Sittengerichtes, und zwar mit den ausgedehntesten Befugnissen.

Digitized by Google

Jedes Haus durften sie betreten zu jeder Zeit. Halfen die Kirchenstrafen nicht, dann wurden die Schuldigen der Obrigkeit übergeben. Wählbar und Wähler des Konsistoriums waren die regierenden, bürgerlichen Räthe. Dazu trieb ihn der Drang der Noth. Am Sonntage Haupt- und Jugendgottesdienst! Die Konfirmation geschah im sechszehnten Jahre; die Konfirmanden und Kommunicanten wurden vor dem heiligen Abendmahle ernstlichst geprüft. Keine Haustaufe sondern in der Kirche vor versammelter Gemeinde! Das Konsistorium hatte das Recht, beim Eingehen von Ehen mitzusprechen. Die Trauungen durften nur in der Kirche verrichtet werden. In der Kleidung durfte niemand über seinen Stand hinausgehen; das gesellige Leben ward in Schranken eingeschlossen. Die Zahl der Gäste und Speisen wurde bestimmt. Was in unserer Zeit nicht möglich ist, konnte damals ausgeführt werden. Das Volk nahm alles an. Zweihundert Männer bekannten sich freiwillig zu diesen Satzungen.

Was Calvin früher nicht hatte durchsetzen können, jetzt, da das Genfer Volk ihm reumüthig zu Füßen lag, konnte er siegen. Der Rath trug ihm noch ein anderes Werk auf. Er sollte in seiner Jugend nicht vergebens die Rechte studiert haben. Er arbeitete ein neues bürgerliches Gesetzbuch aus. Zwei Jahre arbeitete er daran. Er beschränkte das Volksregiment. Der kleine Rath bestellte die Räthe der Sechshundert und Zweihundert. In seiner Hand lag die ganze Regierung. Manche aus dem Volke murrten; aber ohne diese Einrichtung hätte Genf den auswärtigen Drängern gegenüber seine Selbstständigkeit nicht bewahrt. Dazu kam das gesammte Kriminal- und Civil-Recht und der Verwaltung aus Calvins Feder. Sein Grundsatz war: „Alles vor Gott strafbare muß auch vor dem Gesetze strafbar sein.“ Die höchste Strafe war der Feuertod. Die Wirkung dieser Gesetze war gewaltig. „Ein heiliger Eifer schien in Betreff der Sittenstrenge, besonders nach Calvins Tode, alle zu ergreifen und zu beherrschen.“ „In Genf wollte ich lieber der letzte sein, als an einem andern Orte der erste,“ sagte Farel. „An keinem Orte habe ich gesehen, daß sich die Reformation auf die sittlichen und religiösen Verhältnisse zugleich in dem Maaße erstreckte, wie in Genf,“ schrieb der Schotte Knox. „Entfernte mich nicht der Unter-

Digitized by Google

schied der Religion von Genf, so hätte mich die Harmonie der Sitten an diese Stadt gefesselt" schrieb hundert Jahre später der große lutherische Theologe Valentin Andreä. „Calvin war nicht nur ein tiefsinniger Theologe sondern auch ein vortrefflicher Gesetzgeber," sagt endlich noch ein Neuerer.

Es gehörte freilich Calvins eiserner Wille dazu, um dieses Werk durchzuführen. „Wir wollen mit den Waffen, die Gott in unsere Hände giebt, den Kampf durchfechten als entschlossene und unerschütterliche Kriegsleute. Unter seinem Panier müssen wir jederzeit den Sieg behalten." Eine große Glaubensstärkung war ihm in dieser Zeit das Wort des sterbenden ersten Bürgermeisters Amy Pordel, der nach einem herrlichen Bekenntnisse den Geistlichen sagte, sie sollten nach rechter Standhaftigkeit und Festigkeit trachten: „Wie laut auch das thörichte Volk schreien mag, fürchtet euch nicht und verlieret nicht den Muth." Die Wichtigkeit dieser Worte sollte er bald erfahren. Seine Kollegen arbeiteten heimlich gegen ihn. „Ich kann keinem von ihnen trauen, auch wenn ich es noch so gern wollte. Keiner von ihnen hat ein Herz für das, was wir in Gottes Auftrag wollen." Einige Zeit lang stand ihm der treue Viret zur Seite. Nach seiner Abreise setzte er die Wahl neuer Geistlichen durch; aber auch diese bereiteten ihm Schmerz. Nicht anders erfuhr er es in den Landgemeinden. Erst 1546 wurde es in dieser Beziehung besser. Um so mehr hatte er allein zu thun; selbst die Landgemeinden besuchte er von Zeit zu Zeit. Er arbeitete den Katechismus aus, er sorgte für eine tüchtige Schulbildung, er besorgte eine neue Bearbeitung der Bibelübersetzung, er vervielfältigte die Gottesdienste und sorgte besonders für den Gesang. Jeden Freitag fand ein Gottesdienst statt, in welchem die Geistlichen der Reihe nach ein kurzes Wort biblischer Erklärung gaben. Zum Besuchen der Gottesdienste wurde jeder streng angehalten. Wer den Gottesdienst verachtete und verhöhnte, wurde streng bestraft. Ein Fräulein, das nach einem Psalm ein weltliches Lied sang, mußte von seinen Eltern ausgepeitscht werden. Ein vornehmer Herr mußte die Gemeinde knieend um Verzeihung bitten, weil er auf die Frage, warum er nicht in der Kirche sei, geantwortet hatte: „Ist denn Platz darin für mein Pferd und mich?"

Einen Gehilfen sandte der HErr dem Reformator, nämlich

Digitized by Google

die Pest. 1542 im Herbst trat sie mit furchtbarer Heftigkeit auf. Von den Geistlichen zeigte sich außer Calvin nur einer noch in dieser Zeit treu, und dieser eine wurde hinweggerafft. Mit Unterbrechungen dauerte diese Heimsuchung bis 1546. Es war ein Segen dieser Zeit, daß in diesen fünf Jahren das Konsistorium nur funfzig Verurtheilungen auszusprechen hatte. Das Volk beugte sich um so williger, als die Vornehmsten nicht anders behandelt wurden als die Geringsten. Ein Geistlicher, der einem Mädchen Gewalt gethan, mußte das Schaffot besteigen. An die Stelle des Wirthshauslebens richtete Calvin Zünfte ein, denen die Beamten abwechselnd beiwohnen mußten, und die sich als die besten Pflanzschulen patriotischen Sinnes erwiesen. Calvin war es, der für die Reinlichkeit der Stadt sorgte, für das Konfiscieren alles unreifen Obstes, dafür, daß jedes Fenster ein Geländer habe; er war es, der die Tuch- und Sammetweberei einführte; an ihre Stelle traten später die Uhr-Fabriken. Er schaffte die Bettelei ab, er beförderte die Wohlthätigkeit und brüderliche Aushilfe. Für die Armen und Kranken wurden die größten Opfer gebracht.

Aber der Kampf sollte nicht ausbleiben. Als der Rath erneuert werden mußte, traten mehrere ein, denen Calvin nicht traute. Im Volke wurden Schmähungen gegen ihn vernommen. Seine Kollegen machten ihm das Leben sauer. Dazu kam häusliche Trübsal und Elend seines eigenen Leibes. Aber das alles war nicht das schlimmste. In Genf hatten wieder Freigeister Boden gefunden, Leute, welche den persönlichen Gott leugneten und alle Thatsachen der Offenbarung als bildliche Einkleidungen von Gedanken auffaßten. Die Anwendung auf das Leben blieb nicht aus: alles ist sittlich gleichgültig; der Naturtrieb ist Gottes Ruf. In Genf fanden sie bald Eingang. „Entweder Calvinist oder Libertiner" hieß bald die Loosung. Außerhalb Genfs hatte ihr Gift schon gewirkt. Die Königin Margaretha von Navarra wurde ihre gehorsame Schülerin. Es erschien Calvins Schrift gegen sie. Die Königin war beleidigt. Aber Calvin schrieb ihr einen ernsten und freimüthigen Brief: „Ein Hund, gnädige Frau, bellt, wenn er sieht, daß man seinen Herrn angreift; welch ein Feigling würde ich sein, so ich stumm bliebe und keinen Laut von mir gäbe, wenn die Wahrheit Gottes in solcher Weise angegriffen wird!" Der Erfolg dieses

Digitized by Google

Briefes war, daß die Verführer den Hof des Königs verlassen mußten. 1546 brach der Kampf in Genf aus. Peter Ameaux, ein vornehmer Mann, und seine Gattin, ihm ebenbürtig an Verachtung des Wortes Gottes und an Sittenlosigkeit, wurden durch das Konsistorium geschieden. Er sann auf Rache. Bald darauf wurde er Mitglied der Regierung. Calvin drang darauf, daß er offenbar Abbitte leisten müsse. Seine Stimme drang durch. Ameaux Ernennung wurde kassiert. Die Bewegung des Volkes war bedenklich. Sie wuchs durch eine Predigt des Predigers Cop gegen das Schauspiel, noch mehr durch die Verordnung gegen das Tanzen. Die vornehme Familie Perrin war es besonders, die davon betroffen das Volk wider Calvin aufreizte. Der alte Favre und seine Tochter, Frau Perrin, wurden verbannt. Ein Papier auf der Kanzel verkündigte Calvin und seinen Kollegen den Tod. Der Urheber wurde ermittelt. Man fand bei ihm noch schlimmere Papiere. Er wurde enthauptet, weil er sich als Landesverräther erwiesen hatte. Des Volkes Erbitterung hatte einen sehr hohen Grad erreicht. Auf der Straße hetzte man die Hunde gegen Calvin. Man nannte ihn Cain. Die Libertiner überboten sich an Zuchtlosigkeit. Ami Perrin, der Gatte der Verbannten, erregte einen Aufstand, in dem Calvins Leben bedroht war, und nur dessen große Milde und Versöhnlichkeit bewirkten zunächst wieder Ruhe. Neun Monate dauerte diese Ruhe. 1547 trat Perrin an die Spitze der Regierung. Gleichwohl blieb es nicht nur ruhig, sondern Calvin setzte es durch, daß der Rath aufs neue sich für die Ordnungen der Kirche erklärte. Die Kirchen waren besuchter denn je. Im nächsten Jahre begann der Unfug der Libertiner von neuem. Calvin ertrug alle persönlichen Beleidigungen mit „stiller christlicher Ergebung und einer unüberwindlichen Geduld.“ „Sie sind in offenbarer Verschwörung gegen uns,“ schreibt Calvin, „sie werden einen Aufstand erregen; eine überaus schwere Last liegt auf meinen Schultern. Offenbar will der HErr von aller menschlichen Hilfe uns lösen, damit wir auf ihn allein uns verlassen.“ Was der Empörung noch entgegenstand, war die Ausschließung aus der Gemeinde, deren Schande beim Volke noch einen großen Eindruck machte. Auf ihre Beseitigung richtete man also jetzt sein Augenmerk. Ein Anlaß fand sich bald. Berthelier, ein Libertiner, war vor

Digitized by Google

anderthalb Jahren vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen worden. Der Rath verlangte auf Perrins Veranlassung 1553 seine Zulassung zum Sakrament. Calvin erklärte natürlich seinen Protest. Der Abendmahlssonntag kam. Die Kirche war gedrängt voll. Calvin predigte ruhig und fest. Er schloß: „Wohlan denn, wenn einer zu diesem Tische herantreten wollte, dem das Konsistorium es verbot, so bezeuge ich hiermit zum Voraus bei meinem Leben, daß ich mich zeigen werde wie ich muß, und es mir befohlen ist.“ Berthelier blieb zurück. So still und feierlich gieng alles vor sich, als ob die Majestät des HErrn selbst sichtbar zugegen gewesen wäre, in der Mitte seines Hauses. Der Rath nahm alles zurück, und Calvin, der schon an Verbannung gedacht, konnte unangefochten weiter arbeiten an seinem großen Werke.

Ein Ereigniß ganz anderer Art hat dieses Jahr — 1553 — besonders in der Geschichte Calvins gekennzeichnet und ihn in den Augen vieler gebrandmarkt. Aber mit großem Unrecht! Man hat geurtheilt ohne die Geschichte zu kennen. Servet, ein Arzt, ein zuchtloser Geist, Spanier von Geburt, war von der Bewegung der Reformation ergriffen, aber bald zur Schwärmerei übergegangen. Vor allem wollte er die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit beseitigen. Den dreieinigen Gott nannte er einen dreiköpfigen Höllenhund. Die großen Männer seiner Zeit behandelte er wie unwissende Schüler. Als er sich in Basel in den Händen des Gerichts sah, widerrief er. Unstät und flüchtig irrte er umher. Von den Wiedertäufern ließ er sich taufen; den Katholiken schloß er sich an. Seit 1540 überfluthete er Calvin mit seinen theils demüthigen theils hochherfahrenden Briefen. Calvin antwortete nicht mehr. Nun fieng er an zu schimpfen und zu lästern. Bald nachher schrieb er an einen Kollegen Calvins und warnte ihn vor dem durch diesen zerrütteten Evangelium. Ein Buch voller Schwarmgeist und Unsinn, das er herausgab, sollte das „verderbte“ Christenthum wieder herstellen. Gotteslästerlich redete er in demselben von der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er war kühn genug, das Buch Calvin zuzusenden. Gedruckt erschien es in Lyon, dort verhaftet, leugnete er seine Urheberschaft. Calvin, darum gebeten, gab einem Genfer Freunde einige handschriftlichen Blätter Servets. Damit war seine Schuld bewiesen.

Digitized by Google

Servet widerrief alles. Er war der treuste Sohn der römischen Kirche. Er entfloh aus dem Gefängnisse. Er kam nach Genf. Als er abreisen wollte, wurde er verhaftet. Er hatte vorher mit den Libertinern verkehrt. Calvin gesteht selbst, daß er seine Verhaftung veranlaßt habe. Er wollte nur seine Frechheit brechen. Servet bekannte sich hier zu allen seinen Büchern und nahm nichts zurück. Er erklärte: „Die Gottheit sei auch in den Teufeln. Alles sei mit ihr angefüllt. Dieser Schemel ist die Substanz Gottes." Dazu trat er gegen Calvin mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit auf. Dann schien eine bessere Zeit zu kommen. Er wurde milder, weicher. Calvin versuchte, die gelindesten Wege einzuschlagen. Er ließ es sich gefallen, daß die Schweizer Kirchen entscheiden sollten. Es kam nur darauf an, daß Servet sich mäßigte. Da veränderte er seine Stellung und begab sich auf den Boden der politischen Parteikämpfe. Einige Libertiner hatten sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Er verlangte, Calvin solle mit dem Tode bestraft werden. Mündlich und schriftlich überhäufte er Calvin mit den gemeinsten Schimpfworten. Die Gutachten der Schweizer Kirchen fielen natürlich gegen Servet aus. Das Gericht wurde gehalten. Nach den alten Gesetzen der Republik entschied die Mehrheit „um seiner entsetzlichen Lästerungen willen gegen den Sohn Gottes, gegen die heilige Dreieinigkeit, gegen die Kindertaufe" für seine Hinrichtung durch Feuertod. Calvin wurde tief betroffen. Er bat um Milderung des Urtheils. Er richtete aber nichts aus. Servet brach fast zusammen. „Erbarmen, Erbarmen, Erbarmen", rief er aus. Am andern Tage war er stiller. Farel war sein Seelsorger. Calvin bat er um Vergebung. Man wartete auf Widerruf. Er wollte nicht. „Ich leide unschuldig, ich werde als ein Opfer des Hasses zum Tode geführt." Dabei blieb er; damit starb er; denn sein letzter Ausruf: „JEsu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein," war nichts als ein Protest gegen die Lehre der heiligen Dreieinigkeit.

Das Feuer des Scheiterhaufens Servets war leichter zu löschen als das Feuer der Leidenschaft der Libertiner. Ihre Erbitterung richtete sich 1559 vornehmlich gegen die französischen Flüchtlinge, die um des Glaubens willen vertrieben in Genf ein Asyl fanden. Ihre Frömmigkeit, ihr Ernst, ihre Arbeit-

Digitized by Google

samkeit, ihre sittliche Zucht empörte sie. Man mißhandelte sie, wo man nur konnte. Man beschuldigte sie sogar eines geheimen Bündnisses mit dem Könige von Frankreich. Ihre Verleumdungen halfen nichts. Sie mußten endlich schweigen. Calvin hatte wieder einen Sieg errungen. Bald darauf errang er den noch größeren, daß nach den eingeholten Schweizer Gutachten die bisherige Ordnung festgehalten und die geistliche Gerichtsbarkeit ausschließlich dem Konsistorium zuerkannt wurde.

Calvins Freunde hatten wieder die Majorität im Rathe. Dazu erhielten sechszig Flüchtlinge das Bürgerrecht. Den Libertinern blieb nichts übrig als Gewalt. Am 18. Mai des Abends erscholl der Ruf: „Zu den Waffen." Das Rathhaus sollte gestürmt werden. Das Volk war gegen sie. Die einen flohen aus der Stadt, die andern wurden gefangen genommen. Damit war aber ein großer Sieg errungen. Das alte Genf war überwunden. „Der HErr hat geholfen, da die Noth am größten war. Während wenig fehlte, daß wir alle mit dieser Stadt untergiengen, sind jetzt die Feinde untergegangen, und wir haben die Hände frei," sagte Calvin und das war sein Trost bei all den Schmähungen, die jetzt von den Ueberwundenen, die auch von Bern gegen ihn ergiengen. Nach zwei Jahren hatte er die Freude, seine in großer Geduld und Energie fortgesetzten Bemühungen gekrönt zu sehen und ein neues Bündniß zwischen Genf und Bern zu Stande zu bringen.

Nun war Friede, und Calvin konnte seinem Werke die letzten Schlußsteine einfügen. Die Gemeine baute sich in Frieden und wandelte in der Furcht des HErrn. Eins lag dem Reformator noch am Herzen: eine Anstalt für höhere wissenschaftliche Bildung und namentlich für Heranbildung von Dienern des Evangeliums. 1552 wurde ein Gebäude angekauft. Calvin hielt allein einige Vorlesungen. 1558 kollectierte er selbst dafür 10024 Goldgulden. Zu derselben Zeit gewann Calvin auch Lehrer in einigen Waadtländischen Geistlichen von hoher Begabung, unter ihnen besonders Theodor Beza. Am 5. Juni 1559 wurde die Anstalt eröffnet. Neunhundert junge Männer besuchten schon im ersten Jahre diese Akademie; fast ebensoviel wurden zu Evangelisten und Bibellehrern ausgebildet. Bis zum achtzehnten Jahrhundert ist diese Akademie die Hochschule des reformierten Europa geblieben. Genf selbst wurde

Digitized by Google

dadurch eine welthistorische Stadt. Wir können's begreifen, daß von ihm gesagt ist: „Es grenzt ans wunderbare, welch eine Fülle von Geschäften er auf sich nahm und bewältigte, wenn wir dazu setzen, daß Calvin der bedeutendste Staatsmann Genfs war.“ Savoyen, Spanien und der Papst hatten einen Bund geschlossen, „die Ketzerburg zu zerstören.“ Calvin war es, der den Rath der Genfer belebte: der Angriff wurde vereitelt. „So lange dieser Mann an der Spitze der Republik steht,“ schreibt ein Bischof, „wird es unmöglich sein, sie zu überraschen; er hat Dämonen in seinem Solde, um alle guten Pläne zu vereiteln.“ Daher jubelte man in Rom, als Calvin heimgieng; aber man bedachte nicht, daß Calvins Werk auf einem Felsen gebaut war.

Calvin lebte aber nicht allein für Genf. Sein Vaterland Frankreich lag ihm sonderlich am Herzen. Er wirkte für die um des Glaubens willen Verfolgten, indem er die Schweizer Kantone, ja sogar deutsche Fürsten, vor allem den Kurfürsten von der Pfalz zur Fürsprache aufforderte, und erreichte nicht selten Milderung ihres Looses, ja sogar Untersuchung der Angelegenheiten und Anerkennung ihres Glaubens. Er schrieb einen Trostbrief nach dem andern an die gefangenen Brüder, und nicht eben kurze Billets sondern Seiten lange Briefe voll der köstlichsten Gedanken. Er sorgte dafür, daß die der Haft Entlassenen nach Genf übersiedelten; er übte die eingehendsten Seelsorge aus an seinen französischen Glaubensbrüdern, die sich in Freiheit befanden, in den verschiedensten Gegenden, besonders sind es vornehme Familien, mit denen er einen lang und fortgesetzten Briefwechsel unterhielt; unter ihnen der Admiral von Coligny „der berühmteste Mann der damaligen Welt.“ Hätte Calvin nur diesen einen Mann zum Schüler gehabt, so wäre er ein mächtiges Werkzeug geworden zur Vorbereitung der Wahrheit, sodann König Anton von Navarra und seine Gemahlin Johanna von Albort, „eine Deborah des Evangeliums,“ die wahre Hugenotten-Königin. Er war in Wahrheit der Bischof der französischen Kirche. In den Jahren von 1562 bis 1564 bitten ihn zweiundsiebenzig Gemeinden und hochgestellte Männer um Geistliche. „Vier bis sechstausend Geistliche, wenn er sie hätte, könnte er unterbringen,“ meint er. Gemeinden, die im Entstehen sind und schon entstanden sind, geht

Digitized by Google

er mit Rath und That zur Hand. Und als es 1562 zum Kriege kam, war er es wieder, der auf die evangelischen Kämpfer einwirkte, seine Stimme gegen alle Ausschreitungen erhob und für sie Interesse an den Tag legte, daß durch das Verhalten der Evangelischen der Sache des Glaubens kein Schade zugefügt wurde. Auch auf die italienische reformatorische Bewegung erstreckte sich seine Thätigkeit. Die Zügel der polnischen Reformation nahm er in die Hand — Johannes von Lasco, der größte polnische Theologe, gehörte zu seinen Mitarbeitern. Der englischen und schottischen Reformation widmete er seine Kraft. Die Angelegenheiten der ganzen Schweiz trug er auf dem Herzen; mit dem größten Antheil begleitete er alles, was sich in Deutschland zutrug. Auch an das Werk der Mission dachte er; aber freilich die Zeit der Reformation war dafür kein fruchtbarer Boden. Der Versuch mißlang vollständig. Wir nehmen endlich dazu seine außerordentliche Thätigkeit als theologischer Schriftsteller, und wir werden die Kraft Gottes bewundern müssen, die sich so wunderbar mächtig zeigte in der gebrechlichen Hülle des Reformators.

Wir eilen seinem Ende zu. Sein Tagewerk war vollbracht. Er hatte viel, sehr viel gearbeitet. Mehr als vier Stunden schlief er nicht. Begeben wir uns im Geiste zu ihm und beobachten wir ihn zu Hause, wenn wir absehen von den vielen Reisen, die er machen mußte. Zuerst stille Morgenandacht, um fünf Uhr beginnt das Studium; um acht Uhr predigt er, es folgen die Vorlesungen und Unterredungen. Er legt sich aufs Bette, um liegend zu studieren; aber Korrecturen, Briefe, Besuche, Besprechungen mit den Behörden unterbrechen ihn. Bis dahin hat er noch nichts genossen. Es folgt das Mittagessen. Auf dem Bette arbeitet, schreibt, diktiert er weiter, dann kommt die Zeit der Haus- und Krankenbesuche und Sitzungen; ist Zeit übrig, dann gehorcht er dem Arzte und geht ein wenig spazieren. Bei anbrechender Nacht setzt er sich an den Studiertisch bis nach Mitternacht. Ein Ei oder eine Tasse Fleischbrühe ist sein Abendbrot. Sein sonst wunderbares Gedächtniß, seine ebenso eminente Gabe, ohne Vorbereitung predigen und Vorlesungen halten zu können, seine Leichtigkeit im Arbeiten, seine Gabe, die Zeit auszukaufen, sein gänzlicher Mangel in Bedürfnissen eines Lebens, das außerhalb

Digitized by Google

seines Berufes und seiner Gemeinschaft mit seiner Gattin und seinen Freunden war, das alles machte ihm freilich diese großartige Thätigkeit leichter; aber bei allem war es eben doch eine Gabe, die sich in sehr seltenen Fällen so wiederfindet und die bei der Schwäche seines Leibes ihre Erklärung nur findet in der Kraft Gottes, in seiner Glaubensfreudigkeit und in der Stärke seines Charakters.

Sein äußerliches Leben hat man „ein armes Leben" genannt. Dabei wies er alle Geschenke zurück. Als man ihm in seiner letzten Krankheit ein Geschenk von fünfundzwanzig Thalern machte, verweigerte er die Annahme. „Er wolle nichts; er könne nichts mehr verdienen." Dabei beherbergte er viele Flüchtlinge, sorgte für die Armen, unterstützte seine Kollegen. Cardinal Sadolet wollte es nicht glauben, als er in Genf nach Calvins Pallaste fragte und man ihm ein kleines Häuschen zeigte. Sein Vermögen bestand nach seinem Tode in seiner Bibliothek und einem silbernen Becher.

Seine letzten Lebensjahre wurden ihm noch mannigfach getrübt. Seine Verwandten bereiteten ihm vielen Kummer. Am meisten Leiden bereitete ihm sein elender Leib. In seinen Arbeiten durfte ihn das nicht hindern. Podagra und Stein, Kolik und Hämorrhoidal-Schmerzen waren seine Leiden. Ein Wechselfieber 1558 war der Anfang seiner Auflösung. Daß er noch einige Jahre lebte, war das Wunder seiner geistigen Natur. In den letzten zehn Jahren aß er nicht mehr zu Mittag. Von 1562 an erreichten seine Leiden den höchsten Grad. Seine Füße waren gelähmt durch die Gicht. Seine Schmerzen wurden furchtbar; aber seine Thätigkeit unterbrach er nicht. Hatte er zu predigen, trug man ihn in die Kirche. 1564 am 2. Februar hielt er seine letzte Predigt. Bei seinen Schmerzen sagte er nie ein Wort der Ungeduld. Als man ihn bat, sich zu schonen, erwiederte er: „Wollt ihr, daß der HErr mich müßig findet, wenn er kommt?" Am 10. März verordnete der Rath einen Bettag für seine Wiederherstellung. Am 24. März hielt er noch einmal Konferenz mit den Geistlichen. Am 27. März dankte er auf dem Rathhause dem Rathe für alle ihm erwiesenen Wohlthaten und sagte ihm Lebewohl; am 2. April empfieng er in der Kirche das heilige Abendmahl und sang mit zitternder Stimme mit: „HErr, laß deinen Diener

Digitized by Google

in Frieden fahren." Nachdem er sein Testament gemacht, läßt er am 26. April den Rath zu sich kommen, hält ihnen noch eine ergreifende Anrede und schließt mit einem herzinnigen Gebete; am 28. April versammelt er die ganze Geistlichkeit um sich, bekennt demüthig seine Sünden, besonders seine Heftigkeit, aber eben so sehr die Festigkeit seines Glaubens, legt ihnen die Heiligkeit ihres Amtes dringend ans Herz und sagt ihnen Lebewohl, jedem die Hand drückend. Bald nachher hat er noch die Freude, den achtzigjährigen Farel umarmen zu können, der zu ihm geeilt war, um ihn noch ein Mal zu sehen. Am 19. Mai endlich grüßte er noch einmal die Geistlichen, die in seinem Hause ein brüderliches Mahl hielten. Seit diesem Tage blieb er liegen. Er schien so mager, „daß außer seinem Gesichte nur noch Geist und Athem da war." Am 27. Mai, Abends 8 Uhr, kam die Erlösung. In vollem Bewußtsein, aber ganz still und allmählich, ohne Zuckungen athmete er aus, um zu erwachen bei seinem HErrn, dem er hier so treu gedient hatte.

Die Trauer der Stadt war unbeschreiblich. Alle wollten ihn noch ein Mal sehen. Man ließ alle hinein. „Die Republik beweinte den weisesten ihrer Bürger, die Kirche ihren treuesten Hirten, die Schüler ihren unvergleichlichen Lehrer, alle ihren gemeinsamen Vater, nächst Gott ihren einigen Fürsorger und Tröster." Ohne Gepränge wurde er begraben; aber fast die ganze Stadt begleitete ihn zu seiner Ruhestätte. Sein Grab ist ohne Inschrift. Er hat sie nicht gewollt; aber der HErr selbst hat sie eingegraben in die Blätter der Geschichte seiner Kirche. Bei ihm, dem HErrn der Kirche, hat er sich hingesetzt zu einem Luther, Melanchthon und Zwingli und sie haben alle dem Meister gedankt, daß sie ihm dienen konnten mit der Gabe, die ein jeder von ihnen empfangen.

Digitized by Google

John Knox.

John Knox war im Jahre 1505 in Haddington in der schottischen Landschaft Ost-Lothian geboren. Der Tag seiner Geburt ist nicht bekannt. Seine Eltern gehörten dem Mittelstande der ländlichen Bevölkerung an. Er studierte Theologie auf den Universitäten Glasgow und St. Andrews und beschäftigte sich außer mit der heiligen Schrift besonders auch mit Augustin und Hieronymus. John Mair, der Theolog und Weltweise, übte auf der Universität besonderen Einfluß auf ihn. Knox erhielt die Priesterweihe bevor er fünfundzwanzig Jahre zählte und war bereits Lehrer der Weltweisheit in St. Andrews, als in Schottland die reformatorische Bewegung begann, von der besonders der schottische Adel ergriffen wurde. Er wirkte danach noch eine Zeit lang als Hauslehrer in den Häusern von Adligen und trat im Jahre 1545 als Vorkämpfer der Reformation in Südschottland auf. Nach der Ermordung des Kardinals Beatoun begab er sich mit Lord Douglas, bei dem er Hauslehrer gewesen war, zu den Verschworenen nach St. Andrews, die sich, durch 150 Mann verstärkt, fünf Monate lang dort vertheidigten. Hier wurde er, nachdem die katholische Kirche ihn bereits seiner priesterlichen Würde verlustig erklärt hatte, von der im Schlosse versammelten protestantischen Gemeinde zu ihrem Prediger berufen. Als man ihm die Nachricht davon brachte, war er sehr ernst und innerlich bewegt und zog sich in sein Zimmer zurück, wo er vor seinem Gott im Gebete die Sache überlegte und endlich die Wahl als einen göttlichen Ruf annahm. In den Predigten, die er seitdem hielt, betonte er besonders, daß der Katholicismus mit seiner Messe, seiner Bilder- und Heiligenverehrung Götzendienst, der Papst aber

Digitized by Google

der Antichrist sei. Der Gottesdienst müsse nach dem Muster der heiligen Schrift geregelt werden, alles, was damit nicht stimme, sei zu beseitigen. Nach fünf Monaten wurden die Verschworenen durch französische Truppen aus St. Andrews vertrieben, das Schloß, in dem ein Erzbischof ermordet war, ward, weil verflucht, dem Erdboden gleich gemacht, die Protestanten aber gefangen und auf die Galeeren nach Nantes gebracht. In dieser Gefangenschaft setzte Knox ein Bekenntniß seines Glaubens und seiner Lehre auf, das er auch nach Schottland sandte. Als er aber schon nach achtzehn Monaten befreit wurde, begab er sich nach England, wo unter Eduards des Sechsten Regierung (1547—1553) der Erzbischof Cranmer die Reformation der Kirche betrieb. Dieser nahm ihn sehr freundlich auf und verlieh ihm eine Predigerstelle in Berwick, wo Knox sich mit Marjory Bowes, der Tochter eines angesehenen protestantischen Mannes daselbst, verehelichte. Als ihm diese später im Jahre 1560 durch den Tod entrissen wurde, heirathete er in zweiter Ehe eine Tochter des Lords Ochiltree. In Berwick war er mit thätig an der Abfassung des allgemeinen Gebetbuchs, konnte sich aber mit der englischen bischöflichen Kirchenverfassung, da sie nicht schriftgemäß sei, nicht befreunden. Namentlich tadelte er an ihr den Mangel an Kirchenzucht und die vielen Ceremonieen, lehnte auch ein Bischofsamt, das ihm von Cranmer angeboten wurde, ab.

Im Jahre 1553 starb König Eduard der Sechste, und Maria, die Katholische, seine Schwester, bestieg den englischen Thron. Sie war eine eifrige Katholikin und Gemahlin des katholischen Philipp des Zweiten von Spanien, und so wurde das kaum begonnene Reformationswerk in England wieder umgestürzt. Es erhob sich eine blutige Verfolgung der Protestanten, Knox ward seiner Stelle entsetzt, verlor sein Gehalt und mußte, indem er seine Familie zurückließ, damals schon achtundvierzig Jahre alt, nach Genf fliehen. Bei seiner Abreise hinterließ er ein langes „Ermunterungsschreiben an die wahren Bekenner des Evangeliums in England", worin er sie zum muthigen Ausharren unter den Verfolgungen aufforderte. Zu gleicher Zeit verfaßte er den sogenannten „ersten Trompetenstoß wider das Regiment der Weiber", worin er sagte, daß solche Weiberherrschaft durchaus wider Gottes klare Ord-

Digitized by Google

nung sei, denn nach der Schrift sei das Weib zur Unterthänigkeit unter den Mann bestimmt, da es von Natur unvollkommen und schwächer sei. Er verglich Maria die Katholische von England mit der Jesabel des alten Testaments, den deutschen Kaiser Karl den Fünften dagegen mit Nero. Die in diesem Trompetenstoß ausgesprochenen Ansichten sind dieselben, wie er sie später gegen Maria Stuart in Schottland geltend machte.

In Genf war der Umgang mit Calvin von besonderer Wichtigkeit für ihn. Von ihm ward er noch mehr gegen die bischöfliche Kirchenverfassung der englischen Kirche eingenommen, denn seiner Natur sagte die calvinische Lehre von der Selbstbestimmung der Gemeinde, von dem allgemeinen Priesterthum der Gläubigen und der Gleichheit aller Christen im kirchlichen Leben ganz besonders zu. Und da er ebenso wie Calvin sehr nüchtern und ohne Sinn für Poesie und Kunst war, so verkannte er die Macht der letzteren auf empfängliche Gemüther und suchte auch die schottische Kirche davon frei zu halten.

Beide, er sowohl wie Calvin, waren strenge Naturen von unbeugsamer Willenskraft, ausgezeichnet durch heiligen ernsten Eifer für Gottes Gesetz, ohne Schwärmerei und Phantasterei. Beide drangen auf Kirchenzucht und feste Ordnung nach Gottes Wort, das ihnen auch im neuen Testament wesentlich Gesetz ist. Dieser göttlichen Ordnung muß nach ihrer Lehre auch die höchste bürgerliche Obrigkeit weichen. So sind beide Begründer ähnlicher Kirchen geworden, nur daß die schottische Kirche viel mehr das Gepräge der rauheren Sitten und der mangelhafteren Bildung des schottischen Volkes an sich trägt.

Im Jahre 1554 wurde Knox von Genf als Prediger nach Frankfurt am Main gerufen, wo eine Gemeinde aus englischen und französischen Flüchtlingen bestand, die ihren Gottesdienst ganz nach englischem Muster geordnet hatte. Knox schaffte auch hier die Ceremonieen und Responsorien ab und wollte die Gemeinde nach apostolischem Urbilde, nach dem Muster der heiligen Schrift ordnen. Als aber Dr. Cox, der ehemalige Lehrer und Beichtvater Eduards des Sechsten, von England nach Frankfurt herüberkam, mißbilligte dieser solche Neuerungen und führte das allgemeine Gebetbuch wieder ein. Dadurch entstand nun ein offener Bruch zwischen den Anhängern der anglikanischen Kirche und den sogenannten Presbyterianern oder

Digitized by Google

Puritanern, der damit endete, daß die Letzteren mit Knox nach Genf übersiedelten, wo sie die Genfer Kirchenordnung annahmen.

Während Knox so im Auslande weilte und sich auf seinen reformatorischen Beruf vorbereitete, hatten sich die Verhältnisse in seiner Heimath vielfach verändert. Der König Jacob der Fünfte war im Jahre 1542 gestorben, als Maria Stuart, seine Tochter, die Thronfolgerin, erst sieben Tage alt war. Heinrich der Achte von England hatte die Absicht, dieselbe einstens mit dem Prinzen von Wales zu vermählen und so beide Königreiche zu vereinigen. Indessen nach dem Tode Heinrich des Achten warfen sich die Schotten immer mehr Frankreich in die Arme. In einer Versammlung des Adels zu Stirling 1547 wurde beschlossen, die junge Königin mit dem Dauphin von Frankreich zu vermählen, und sie dem Vater des Bräutigams, Heinrich den Zweiten, zur Obhut und Erziehung zu übergeben. Dafür beanspruchten die Schotten ihrerseits Hilfe gegen England, mit dem sie Krieg führten. Heinrich der Zweite ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein neues Königreich für seinen Sohn zu erwerben, und Maria Stuart, damals erst sechs Jahre alt, wurde, ehe sie noch eine Ahnung davon hatte, was das Wort „Ehe" bedeute, an einen kränklichen, geistesbeschränkten Knaben als Gattin gewissermaaßen verkauft. Dadurch wurde der Grund zu ihrem Unglücke gelegt, das nachher immer dunkler sich über ihrem Haupte zusammenzog.

Maria von Guise, die Königin-Mutter, hatte diesen Anschluß an Frankreich ganz besonders betrieben, und wurde dafür zur Regentin ernannt. Diese, obwohl im Herzen Katholikin, zeigte sich anfangs sehr nachsichtig gegen den protestantischen Adel, um ihre Stellung zu befestigen, und so wurde, da das Feld zur Einführung der Reformation günstiger erschien, Knox im Herbst 1555 von Genf durch den Adel nach Edinburgh zurück gerufen. In seinen öffentlichen Predigten forderte er Lossagung von der Messe und theilte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nach apostolischer Weise und zwar sitzend aus. Zugleich erließ er in einem würdigen, aber streng mahnenden Tone ein Schreiben an die Regentin über die Nothwendigkeit der Reformation. Wie wenig Lust aber dieselbe hatte, darauf einzugehen, zeigte sich darin, daß sie es dem neben ihr stehenden Bischof von Glasgow gab mit der Frage, ob er

Digitized by Google

Lust habe eine Schmähschrift zu lesen. Knox veröffentlichte darauf dieses Schreiben mit noch schärferen Zusätzen. Da indessen für ein durchgreifendes Wirken die Umstände noch immer nicht geeignet erschienen, so begab er sich im Juli 1556 wieder zurück nach Genf, wo er an der von ihm gebildeten englischen Gemeinde wirkte. Man hat ihm das verdacht, als habe er Furcht vor dem Märtyrerthum gehabt; daß Knox jedoch ein Mann ohne Furcht war, werden wir aus seinem späteren unerschrockenen Auftreten deutlich erkennen, wir können es vielmehr nur für sehr weise halten, daß er sein und der Seinigen Leben nicht durch einen unzeitigen Reformations-Versuch auf das Spiel setzen wollte. Wie sehr man ihm damals nach dem Leben trachtete, geht daraus hervor, daß die katholische Geistlichkeit, da sie seiner nicht habhaft werden konnte, seinen Körper im Bilde den Flammen übergab, seine Seele aber der ewigen Verdammniß zusprach. Der protestantische Sinn gährte indessen auch während der Abwesenheit des Reformators in Schottland fort.

Im September 1556 sollte das Fest des heiligen Aegidius mit einer feierlichen öffentlichen Prozession in Edinburgh gefeiert werden. Die Regentin verherrlichte dieses Fest durch ihre Gegenwart. Sobald sie sich aber entfernt hatte, stürzten sich mehrere protestantische junge Leute auf die Bildsäule des heiligen Aegidius und zertrümmerten sie in Stücke. Es entstand dadurch eine große Verwirrung in der Stadt, Maria aber konnte den Unruhstiftern nichts anthun.

Im Herbst 1557 aber wurde Knox von den Adligen wieder nach Schottland zurückgerufen. Sie ließen ihm sagen, sie wollten Gut und Blut für die Sache des Evangeliums einsetzen, aber kaum war er nach Dieppe gekommen, so erhielt er die Nachricht, er solle nur wieder umkehren, da die Zeit zur Reformation noch nicht günstig sei. Da erließ Knox einen Brief an die Adligen, worin er sie dringend ermahnte, kräftiger aufzutreten, ihre Unterthanen und Brüder gegen jede Unterdrückung zu schützen, auch die Unruhen, die nothwendig daraus folgen würden, nicht zu scheuen. Das hatte denn zur Folge, daß die protestantischen Adligen noch in demselben Jahre einen Bund, die sogenannte „Kongregation Christi" schlossen, gegenüber der Römischen Kirche, die sie die „Kongregation des Satans"

Digitized by Google

nannten. Sie verpflichteten sich dadurch gegenseitig das Evangelium und die evangelische Kirche zu schützen, sagten sich von der römischen Kirche los und führten Hausandachten in ihren Häusern ein. Damit war ein sehr entscheidender Schritt geschehen!

Jedoch erst im Mai des Jahres 1559 kehrte Knox nach Schottland zurück, um nunmehr das Werk der Reformation in Verbindung mit dem schottischen Adel durchzuführen. Welchen Eindruck seine Ankunft auf die katholische Geistlichkeit machte, zeigt uns folgender Vorfall. Mehrere evangelische Geistliche standen an dem Tage seiner Ankunft zu Edinburgh vor Gericht, der Ketzerei angeklagt, sie sollten in acht Tagen hingerichtet werden. Da trat plötzlich ein Mönch, der in der Stadt betteln gegangen war, bleich vor Schrecken, eiligen Schrittes in das Sessionszimmer, warf sich auf die Erde nieder und rief: „John Knox, John Knox, John Knox ist angekommen, er hat diese Nacht schon in Edinburgh zugebracht." Das war für das geistliche Kollegium wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Eilig wurde die Sitzung aufgehoben, und in wilder Flucht zerstreute man sich, der eine hier, der andere dorthin.

Knox, damals 54 Jahre alt, hielt zuerst eine gewaltige Predigt in Perth wider den römischen Götzendienst, vor einem großen Auditorium, zu dem auch der Erzbischof und viele katholische Geistliche gehörten. Die Folge davon war, daß ein wilder Sturm gegen die Kirchen, Klöster und Heiligenbilder losbrach, zu dem Knox allerdings nicht gradezu aufgefordert, das er aber doch als ein gerechtes Gericht Gottes betrachtete. Zu Stirling, Glasgow, St. Andrews wurden die Klöster zerstört, es fielen die Abteien von Melrose, Dumferlin und andere. Die stolze Abtei von Scone sammt dem bischöflichen Pallast wurden dem Erdboden gleich gemacht. Manches Kunstwerk alter Zeit wurde dabei vernichtet. Die Bürger von Glasgow schützten indessen ihre Kathedrale vor der Hand des aufgeregten Volkes.

In Folge dieser inneren, von dem protestantischen Adel genährten Unruhen, entspann sich nun ein förmlicher Krieg zwischen diesem, der alle seine Vasallen aufgeboten hatte, und der Königin, Regentin Maria von Guise. In diesem rief Knox die Königin Elisabeth von England, die unterdessen auf Maria die Katholische gefolgt war, zu Hilfe. Es war das freilich

Digitized by Google

ein Fehlgriff, daß er zu einem Weibe seine Zuflucht nahm, da er in dem erwähnten Trompetenstoß gegen das Regiment der Weiber so gewaltig geeifert, aber die Noth drängte dazu. Elisabeth sandte denn auch die erbetene Hilfe, weniger um die evangelische Religion zu schützen, als damit Schottland nicht den Franzosen in die Hände fiele. Die Engländer rückten mit den schottischen Protestanten in Edinburgh ein, die Königin Regentin ward abgesetzt und eine provisorische Regentschaft gewählt, zu der auch Knox gehörte. Die Regentin starb noch in demselben Jahre 1560. Zu gleicher Zeit starb aber auch Franz der Zweite von Frankreich, der Gemahl Maria Stuarts. Im folgenden Jahre, am 19. August 1561, kehrte diese in ihre Heimath zurück. Maria war streng katholisch erzogen und hatte kein Verständniß für die Lehren der Reformation. Der Adel dagegen hatte ihr durch eine Gesandtschaft, die er nach Frankreich an sie absandte, sagen lassen, daß die Abhaltung einer einzigen Messe in Schottland schlimmer sein würde als die Ankunft von zehn tausend Mann Franzosen. Bei ihrem feierlichen Einzug in Edinburgh führte man sie unter einen Triumphbogen, wo aus einer Oeffnung gleichsam vom Himmel herab ein Knabe hervorkam, der ihr eine Bibel, einen Psalter und die Schlüssel der Stadt nebst einem protestantischen Gedichte überreichte. Dann stellte man die Strafgerichte Gottes gegen die Götzendiener vor ihr dar, wie Korah, Datan und Abiram in dem Momente ihres abgöttischen Opferdienstes von der Erde verschlungen wurden. Schon am Sonntag nach ihrer Landung wollten sie indessen eine Messe halten lassen; Knox eiferte dagegen, indem er ausrief: „Soll jenes Götzenbild, die Messe, in diesem Lande wieder sein Haupt erheben?“ Das Volk wollte sogar die Priester tödten; so mußte die Messe für dieses Mal unterbleiben.

Maria mußte bald nach ihrer Ankunft das Parlament zusammenberufen lassen, das auch die kirchlichen Angelegenheiten berathen sollte. Dasselbe verbot die römische Messe, und bedrohte sie sogar mit strenger Strafe. Zugleich wurde ein von Knox und drei anderen Geistlichen Winum, Row und Douglas entworfenes Glaubensbekenntniß angenommen. Darauf fand am 20. December 1561 eine protestantische Kirchenversammlung statt, die ein sogenanntes Disciplinbuch verfaßte,

Digitized by Google

durch welches die neugegründete Kirche eine presbyterianische Kirchenverfassung nach dem Muster der heiligen Schrift erhielt. Die Kirche wurde als vollständig unabhängig vom Staate erklärt, sie erkannte auf Erden kein Haupt über sich an, ihr König war JEsus Christus. Dieser Gedanke von dem höchsten Königreich JEsu Christi fand in dem kräftigen Volke der Schotten eine natürliche Liebe, für ihren König JEsus Christus zogen sie gegen den irdischen König in den Kampf. Bei dieser Ordnung der Dinge war aber der fühlbare Mangel, daß jegliche Vermittelung zwischen der Kirche und dem Staate fehlte, weshalb auch die erstere häufig ihre Grenzen überschritt. Die höchste irdische Instanz der Kirche bildete die allgemeine Kirchenversammlung, die aus Abgeordneten der gesammten Geistlichkeit und einer gewissen Anzahl von weltlichen Aeltesten zusammengesetzt war. Die Gemeinden konnten ihre Hirten frei wählen, es wurden auch für die erste Zeit eine Anzahl von Superintendenten gewählt, die herumreisen, die neuen Kirchensprengel ordnen und durch Reisepredigt das Evangelium verbreiten sollten. Neben den Hirten der Gemeinde bestand als zweites Hauptamt das der Lehrer, die in der Schule die Religion, auf der Universität die Theologie zu lehren hatten. Das dritte Amt war das der regierenden Aeltesten, welche diejenigen, die in Wort und Lehre arbeiteten, in der Zucht und Regierung der Kirche zu unterstützen hatten. Das vierte Amt bildeten die sogenannten Diakonen, denen die Sorge für die Einkünfte der Kirche und für die Armen oblag. Außerdem wurden noch Bibelleser und Ermahner angestellt. Der Pastor, die Aeltesten und die Diakonen bildeten den Kirchenvorstand, der alle Woche ein Mal sich versammelte. Die schottische Kirche unterscheidet sich außerdem noch dadurch von andern christlichen Kirchengemeinschaften, daß sie gegenüber den vielen Festtagen der römischen Kirche außer dem Sonntag, den sie vorzugsweise Sabbath nennt, keine anderen Festtage feiert.

Ein ganz besonders schwieriger Punkt war die Ausstattung der neuen Kirche mit Einkünften. Nicht weniger als die Hälfte des schottischen Grund und Bodens war nach und nach in die Hände der römischen Geistlichkeit gekommen, so daß der weltliche Adel ärmer als sie war. Da nun die katholischen Bisthümer und Pfarren größtentheils eingiengen, so wäre es am

Digitized by Google

natürlichsten gewesen, wenn die eingezogenen Pfründen für protestantische Kirchenzwecke verwandt worden wären. Die presbyterianische Geistlichkeit verlangte daher, daß dieselben einerseits zu ihrem anständigen Unterhalt, andererseits zur Gründung von Schulen und Kollegien sowie zur Unterstützung der Armen vertheilt werden sollten. Hier zeigte aber der schottische Adel seine Habsucht und seine keineswegs redliche Gesinnung, woraus leider erhellte, daß seine Theilnahme an der Reformation nicht eine durchaus lautere sondern eine mehr oder weniger eigennützige gewesen war. Nur ein Drittel aller eingezogenen Kirchengüter wurden an die protestantische Geistlichkeit abgegeben, so daß die Prediger nur etwa 39 Thaler jährlich erhielten, und zum Dank dafür, daß sie die Reformation durchführen halfen, ein kümmerliches Dasein fristen mußten; zwei Drittel beanspruchte der schottische Adel für sich, indem er vorgab, daß seine Vorfahren der Kirche viele Güter geschenkt hätten, die jetzt zurückgegeben werden müßten. Knox war über diese Geldgier des schottischen Adels so entrüstet, daß er öffentlich in einer Predigt sagte: „Zwei Drittel der kirchlichen Einkünfte seien dem Teufel gegeben worden, und ein Drittel werde noch zwischen Gott und dem Teufel getheilt.“ Ueberhaupt mußte er von der Treulosigkeit des schottischen Adels traurige Erfahrungen machen. Viele seiner Mitglieder ließen sich durch die persönlichen Reize der jungen Königin, durch ihr gewandtes, gefälliges Benehmen so bezaubern, daß sie ihr nicht nur die römische Messe gestatteten sondern auch in die leichtfertigen französischen Sitten, die an ihrem Hofe herrschten, miteinstimmten.

Das von Knox entworfene Disciplinbuch verlangte dagegen eine strenge Kirchenzucht, der alle Stände ohne Ausnahme unterworfen waren. Es wurde namentlich die Unkeuschheit, Vernachlässigung des öffentlichen und Privat-Gottesdienstes, Fluchen, Schwören, Sabbathschändung, Pflichtwidrigkeit gegen die Eltern und andere Verwandte, Vernachlässigung der Kindererziehung, Trunksucht, Verläumdung, Afterreden, sogar Schelten vor das Gericht der Kirchenzucht gezogen. Eine Anzahl von Aeltesten wurden zu Schiedsrichtern ernannt für streitende Parteien und hatte dieselben vor dem Genuß des heiligen Abendmahls vor-

Digitized by Google

zuladen und zu versöhnen. Auch die Geistlichen, Aeltesten und Diakonen wurden jährlich von einander beurtheilt und ermahnt. Es herrschte hierbei eine gewissenhafte Aengstlichkeit, die mit daraus zu erklären ist, daß es in Schottland damals fast keine Gesetze und keine Rechtspflege gab, vielmehr alles von der Willkühr der Barone abhieng, die, den Raubrittern ähnlich, das Verbrechen oft schützten. Der Adel fügte sich daher auch schwer den Sittlichkeitsvorschriften des Disciplinbuches, zumal der Hof Maria Stuarts mit dem Beispiel leichtfertiger Sitten vorangieng. Sie nannten das Buch einen frommen Einfall, einen abentheuerlichen Entwurf, der allerdings die guten Absichten der Reformation zeige aber ganz unpraktisch sei.

Eine besondere Vorliebe hatte Knox und die schottischen Reformatoren für die Schriften des alten Testaments, namentlich die Propheten, wodurch auch die schottische Reformation ihr besonderes Gepräge erhielt. Wie die Propheten wider die gottlosen Könige Israels und Judas im Namen des HErrn auftraten, so äußerten sie sich über die Handlungen ihrer Könige, die den Rechten der Kirche widersprachen, öffentlich von der Kanzel. Als Knox dieses in Folge der von der Königin angeordneten Form der Messe gethan hatte, ließ sie ihn zu sich rufen. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er das Volk aufwiegele, und daß die Reformation den Fürsten zuwider mit dem Schwerte eingeführt sei. Er verwies auf die Beispiele der Israeliten unter Pharao und der ersten Christen unter den römischen Kaisern, die auch um Gottes willen ihren Fürsten widerstanden hätten. „Aber sie widerstanden nicht mit dem Schwerte," erwiederte die Königin. „Gott, Madame, hatte ihnen dazu nicht die Macht und die Mittel gegeben," sagte Knox. „Glaubt Ihr denn," fragte die Königin, „daß Unterthanen, welche die Macht haben, ihren Fürsten Widerstand zu leisten, dieses auch thun dürfen?" „Wenn Fürsten," erwiderte der Reformator, „die ihnen von Gott bestimmten Grenzen überschreiten, so darf ohne Zweifel ihnen Widerstand geleistet werden und selbst mit Gewalt. Denn Königen ist keine größere Ehre gegeben, als Gott geboten hat, Vater und Mutter zu geben. Aber der Vater kann von Tollheit befallen werden, so daß er seine Kinder in derselben erschlagen würde. Nun, Madame, wenn die Kinder aufstehn, sich zusammenthun, den Vater ergreifen, ihm sein

Digitized by Google

Schwert abnehmen, seine Hände binden und ihn einsperren, bis die Tollheit vorüber ist, glaubt Euer Majestät, daß die Kinder Unrecht thun? Ebenso ist es mit Fürsten, wenn sie die Kinder Gottes tödten wollen, die ihnen unterthan sind." Man muß die Kühnheit des Reformators seiner Fürstin gegenüber bewundern und kann doch das gefährliche dieser Grundsätze nicht verkennen. Es erklärt sich diese Art und Weise aber aus den damaligen Zeitverhältnissen. Die Macht der Königin war eine sehr beschränkte, war mehr oder weniger in der Hand des hohen Adels, der eine große Selbständigkeit errungen und das Volk hinter sich hatte. Dazu war die Regierung bei dem häufigen Wechsel der Regenten immer in schwachen unsicheren Händen gewesen. Und das Blut der Märtyrer, das unter ihren Augen und mit ihrer Billigung von der katholischen Kirche vergossen war, hatte das Volk im höchsten Grade erbittert. Als die Königin sich nun weiter in Betreff ihrer Vorliebe für die katholische Religion auf ihr Gewissen berief, erwiederte ihr Knox: „Gewissen fordere Wissen, Erkenntniß und Belehrung, und diese habe sie noch nie am rechten Orte, in der heiligen Schrift, gesucht." Oeffentlich betete Knox für die Königin, daß Gott ihr Herz wenden möge, das jetzt gegen ihn und sein wahres Wort verhärtet sei. Wenn aber sein heiliger Wille anders wäre, so möge er die Herzen und Arme seiner Auserwählten stärken und kräftigen, der Wuth der Tyrannen zu widerstehen.

In seiner Reformationsgeschichte, die nach seinem Tode gedruckt wurde, ruft er aus: „HErr! erlöse uns von der Tyrannei dieser Ehebrecherin!" Wenn man auch wünschen möchte, daß der Reformator weniger hart seiner Königin gegenübergetreten wäre und vielleicht auch durch Milde und Güte ihr Herz zu gewinnen und auf den rechten Weg zu lenken gesucht hätte, so wollen wir ihn doch nicht darum richten. Knoxs Härte erklärt sich zudem noch aus dem harten Charakter der Schotten überhaupt, der den wilden Gebirgen und den reißenden Bergströmen ähnlich ist, in deren Umgebung dieses Volk aufwächst. Sie erklärt sich aber auch aus dem ganzen Benehmen Marias. Nicht nur, daß sie falsch und doppelzüngig in ihren Versprechungen war, daß sie die Unsittlichkeit an ihrem Hofe begünstigte und dadurch im Lande Rohheit und Lüderlichkeit verbreitete, was ihr in den Augen des streng sittlichen

Digitized by Google

und für Gottes Wort und Ehre eifernden Reformators alle Achtung rauben mußte, sondern sie vermied es auch nicht, die Protestanten gradezu zu reizen. Als sie die Nachricht von der Niederlage der französischen Protestanten in dem Blutbad zu Vassy erhielt, veranstaltete sie Festtänze. Knox rügte das öffentlich in der Predigt, indem er sagte: „Obgleich er das Tanzen in der heiligen Schrift nirgends gepriesen, auch bei weltlichen Schriftstellern mehr als Geberde eines Verrückten denn eines nüchternen Mannes bezeichnet finde, so verdamme er es doch nicht schlechthin, falls einer nicht entweder seinen Hauptberuf darüber versäume oder seine Freude an dem Mißgeschick des Volkes Gottes damit ausdrücken wolle." Die Königin ließ ihn nach dieser Predigt wieder zu sich rufen, worauf er ihr dieselbe noch einmal hielt. Scheinbar ergriffen davon, verlangte sie von ihm, daß er ihr künftig so etwas unter vier Augen sagen solle. Knox aber erklärte, daß es sein Amt und seine Zeit nicht erlaube jedes Mal zu ihr zu kommen und dann in dem Vorzimmer zu warten, bis er vorgelassen werde.

Knox war in seinem Amte als Prediger von St. Giles in Edinburgh außerordentlich thätig, ebenso auf Provinzialsynoden und Visitationsreisen. Er predigte gewöhnlich zwei Mal des Sonntags und drei Mal an Wochentagen. Sein Freund Melville schildert seine Predigtweise folgendermaaßen: „Bei Eröffnung des Textes war er ruhig, etwa eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendnng übergieng, machte er mich so zittern und beben, daß ich die Feder, die ich, um Bemerkungen zu machen, gewöhnlich bei mir führte, nicht mehr zum Schreiben halten konnte." Er war nicht weichlich im Gefühl und Ausdruck, aber von innerer Wärme beseelt, dabei klar, bestimmt, sicher und kräftig. Nur eine Predigt aus dem Jahre 1565, die ihm den Vorwurf der Majestätsbeleidigung zuzog, ist von ihm veröffentlicht worden. Außerdem besitzen wir von ihm eine Geschichte der schottischen Reformation, die er während derselben niedergeschrieben hat. Dieselbe ist aber deshalb ohne rechte Ordnung, oft in bitterem, mitunter höhnischem, schadenfrohem Tone, aber lebendig, anschaulich und natürlich kräftig in der Sprache; sie umfaßt vier Bücher bis zum Jahre 1564, das fünfte, das bis 1567 reicht, ist nicht ganz von ihm. Auch Briefe an die Mutter seiner ersten Frau

Digitized by Google

Marjory Bowes sind uns aufbehalten, die von der Wärme und Tiefe seines Gemüthes beredtes Zeugniß geben. Bei seiner gewaltigen Kraft und Thätigkeit besaß er eine schwache Konstitution und war von Statur klein, aber während er seine Leibeskräfte im Dienste des HErrn aufzehrte, alterte und ermüdete sein Geist niemals.

Unterdessen giengen bei Hofe seltsame Dinge vor. Maria hatte ihren papistischen Vetter Darnley (Lord Hermich Stewart) im Jahre 1565 geheirathet, nachdem eine päpstliche Dispensation wegen verbotenen Verwandtschaftsgrades erlangt war. Darnley war vier Jahre jünger als sie, ein ausschweifender leichtsinniger Mensch, gegen den sie aber von dem ersten Augenblick an, da sie ihn sah, von heftiger Liebe entbrannt war. Zugleich war er der nächste Erbe sowohl zur schottischen als zur englischen Krone, und hoffte Maria so einst beide Königreiche mit einander zu verbinden. Knox mißbilligte diese Heirath, da Darnley Papist sei, aufs äußerste. In einer Predigt äußerte er sich über die Gefahren dieser Vermählung mit einem papistisch Gesinnten, wodurch sich Maria aufs tiefste beleidigt fühlte. Die Zusammenkunft, die sie danach mit ihm hatte, war stürmischer wie die früheren. „Niemals wäre ein Fürst so behandelt worden," rief sie leidenschaftlich aus, „sie hätte alle seine strengen Reden ertragen, sie hätte durch alle Mittel seine Gunst gesucht, und doch," sagte sie, „kann ich Euch nicht los werden; aber bei Gott! ich werde noch einmal gerächt werden!" Bei diesen Worten brach sie in einen Strom von Thränen aus. Nachdem sie sich wieder etwas beruhigt hatte, begann Knox mit großem Gleichmuthe seine Vertheidigung, indem er unter anderem sagte, auf der Kanzel sei er nicht sein eigener Herr sondern verpflichtet Dem zu gehorchen, der ihm befohlen habe, sein Wort freimüthig zu verkünden, ohne aus irdischen Rücksichten dem Fleische zu schmeicheln. „Und daher," fuhr er fort, „sage ich Euer Majestät selbst, was ich öffentlich sagte, wenn je der Adel dieses Königreiches in Eure Vermählung mit einem Ungläubigen einwilligt, so ist das ebensoviel, als wenn er Christum verläugnet, seine Wahrheit verwirft und die Freiheit dieses Königreiches verräth, wovon das Ende vielleicht Euer eignes Unglück sein wird." Als er hierbei die Königin noch immer Thränen vergießen sah, betheuerte

Digitized by Google

er, „daß er niemals an dem Kummer irgend eines Geschöpfes Freude habe, es sei ihm schwer, seine eigenen Knaben weinen zu sehen, wenn er sie züchtige, um so weniger könne er sich über Ihrer Majestät Thränen freuen, aber da er ihr keine gerechte Ursache zum Verdruß gegeben sondern ganz allein seine Pflicht erfüllt habe, so sei er genöthigt, wenngleich sehr ungern, ihre Thränen zu ertragen, als sein Gewissen zu verletzen und das Wohl der Kirche wie der Natur durch sein Schweigen zu verrathen."

Die Königin, durch diese Entschuldigung noch mehr aufgebracht, gebot ihm, sich augenblicklich zu entfernen und ihre Befehle in dem Vorgemach zu erwarten. Dort redete er die Hofdamen an, welche in ihren reichen Anzügen in dem Zimmer saßen: „O, schöne Damen, wie lustig wäre das Leben, wie Ihr es führt, wenn es immer so dauern wollte, und wenn wir dann am Ende mit allem diesen schönen Putze in den Himmel eingehen könnten! Aber ehe wirs uns versehen, erscheint der garstige Tod, der über uns herfallen wird, wir mögen wollen oder nicht; und wenn er einmal angreift, so werden schändliche Würmer mit diesem Fleische ihr Werk beginnen, mag es noch so schön und zart sein, und die arme Seele, fürchte ich, wird so schwach sein, daß sie weder Gold und Geschmeide, weder Troddeln noch Perlen oder Edelstein mit sich forttragen kann."

Nachdem dann die Vermählung Marias mit Darnley vollzogen war, und der König bald darauf den Protestanten zu Gefallen dem Gottesdienste in St. Giles beiwohnte, äußerte Knox sich in seiner Predigt darüber, wie Ahab von Gott gestraft worden sei, weil er sein abgöttisches Weib Jesabel nicht zu bekehren gesucht habe. Der König, sich dadurch getroffen fühlend, verließ voll Wuth die Kirche, und Knox mußte auf Zureden der Seinigen Edinburgh eine Zeit lang meiden.

Maria lebte mit Darnley nicht glücklich, der Königstitel war ihm nicht genug, er beanspruchte gleiche Rechte mit der Königin. Da er ihr auch nicht die eheliche Treue bewahrte und sie ziemlich gleichgiltig behandelte, so begünstigte sie eine Zeit lang ganz besonders den Italiener Rizzio, der eine Hauptstütze des Papismus am schottischen Hofe war. Sie ernannte denselben zu ihrem Privatsekretär, wodurch er vollkommen in ihr Vertrauen gezogen wurde.

Digitized by Google

Eines Abends, es war am 9. März 1566, sitzt die Königin in Holyrood zu Tische, ihr zur Seite Rizzio, die Gräfin von Argyle und eine oder zwei andere Personen. Man ißt, man trinkt, man unterhält sich, man lacht und denkt nur an Vergnügungen. Da tritt plötzlich Darnley mit Lord Ruthven ein, im Hintergrunde zeigen sich bewaffnete Männer. Der König, ohne jemand zu grüßen, wirft einen Blick der Rache auf Rizzio. Ruthven fordert Rizzio auf seinen Platz zu verlassen. Der Italiener ergreift den Saum des Kleides der Königin und fleht sie um ihren Schutz an. Während Darnley ihn von der Königin entfernt, zieht Georg Douglas seinen Degen und stößt auf Rizzio ein. Man trägt den Italiener in das Vorzimmer und trotz der Bitten der Königin tödtet man ihn völlig mit sechsundfunfzig Stichen. Sein Blut bedeckte den Erdboden. Als die Königin seinen Tod erfuhr, sagte sie: „Gut! ich werde meine Thränen trocknen und auf Rache sinnen!“ Sie ersah sich dazu den Grafen Bothwell. Im folgenden Jahre in der Nacht vom 9. zum 10. Februar 1567 ward ganz Edinburgh durch eine Explosion erschreckt, die in dem Hause, in dem der König wohnte, ausbrach. Darnley fand dabei seinen Tod, und der Verdacht desselben fiel auf Bothwell. Maria aber heirathete in dritter Ehe den noch blutigen Mörder ihres Gemahls, mit dem sie schon vorher ein unerlaubtes Verhältniß unterhalten hatte. Bothwell, der bereits verheirathet war, wurde unter dem Vorwande verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen ihm und seiner Frau durch ein erzbischöfliches Ehegericht geschieden. Man fiel vor Maria auf die Kniee, um ihr den Schimpf, den sie dadurch über sich bringen würde, und zugleich die Gefahr für ihren Sohn, den sie vor Darnleys Tode geboren hatte, vorzustellen. Der Verdacht der Theilnahme an dem Morde ihres Gemahles werde dadurch bestärkt werden, zugleich würde sie alle Aussicht auf den englischen Thron verlieren. Aber alle Bitten und Warnungen waren vergebens, sie war zu sehr in Bothwells Macht. Da erhob sich das Volk wider seine Königin. Ein großer Heerhaufen mit einer Fahne, auf welcher der ermordete König und sein Kind um Schutz bittend abgebildet war, rückte gegen die Schlösser, wo die Neuvermählten sich aufhielten. Bothwell, von seinen eigenen Leuten verlassen, mußte fliehen und lebte seitdem als Seeräuber in den nordischen

Digitized by Google

Meeren. Maria aber ward von den Lords in das Schloß Lochlevin als Gefangene gebracht. Zu Gunsten ihres Sohnes, des nachmaligen Jacobs des Sechsten, leistete sie Verzicht auf den Thron. Zwei Superintendenten und ein Bischof setzten dem Kinde die Krone auf, die die anwesenden Lords zum Zeichen ihrer Beistimmung berührten. Maria schwur im Namen des neuen Königs Jacob des Sechsten, daß er die in Schottland jetzt geltende Religion aufrecht erhalten und alle Feinde derselben bekämpfen werde. Knox hielt bei dieser Krönung zu Stirling die Predigt. Er forderte laut die Hinrichtung Marias wegen Ehebruchs und Gattenmordes. Diese aber entfloh aus Lochlevin. Durch Haiden und Wälder, über Stock und Stein, ohne irgend einen weiblichen Dienstboten, nur von Haferbrot lebend, setzte sie Tag und Nacht ihren Weg bis an die Küste fort, wo sie sich auf einem kleinen Boote nach Carlisle in England einschiffte. Sie wollte sich Hilfe holen, ward aber statt dessen neunzehn Jahre lang in England gefangen gehalten. Hier fand sie dann bekanntlich am 8. Februar 1587, weil sie wiederholentlich Verschwörungen gegen die Königin Elisabeth angestiftet hatte, ihren Tod auf dem Schaffot. Nur mit schwerem Herzen entschloß sich Elisabeth das Todesurtheil zu unterschreiben und vollstrecken zu lassen. Das war das traurige Ende Maria Stuarts, jener Frau, der gegenüber Knox die Ehre Gottes und seines Evangeliums zu vertheidigen hatte.

Nachdem sie Schottland verlassen, wurde der Graf Murray, ihr Bastardbruder, ein natürlicher Sohn Jacobs des Fünften, zum Regenten ernannt, der unter dem Namen des guten Regenten bekannt ist. Auf seine Veranlassung wurde im Jahre 1567 eine Parlamentsakte erlassen, die alle Beschlüsse des Parlaments von 1560 in Betreff der Reformation, welche Maria noch immer nicht sanktioniert hatte, bestätigte. Dadurch wurde erst der Schlußstein zu dem gesegneten Reformationswerke gelegt, und die presbyterianische Kirche für immer in Schottland befestigt. Aber Murray starb bald, er wurde 1570 auf Anstiften des Erzbischofs Hamilton von St. Andrews ermordet, der dafür durch den Strang hingerichtet wurde.

In demselben Jahre 1570 ward Knox vom Schlage gerührt. Seine Freunde brachten ihn nach St. Andrews, da man für sein Leben besorgt war. Seine Feinde wollten ihn ebenso

Digitized by Google

wie Murray aus dem Wege räumen. Als er eines Abends in seinem Zimmer saß, den Rücken gegen das Fenster gelehnt, erfolgte durch dasselbe von der Straße her ein Schuß. Die Kugel zerschmetterte jedoch nur den vor ihm stehenden Leuchter. 1572, nachdem Graf Mar die Regentschaft angetreten hatte, konnte Knox wieder nach Edinburgh zurückkehren; aber seine Stimme war so schwach geworden, daß er nicht mehr in St. Giles predigen durfte. Man suchte ihm daher eine kleinere Kirche aus. „Jeden Sonntag sah ich ihn," schreibt sein Freund Melville, „langsam von seinem Hause zur Pfarrkirche schreiten, einen Marderpelz um seine Schultern, einen Stab in seiner Hand, geleitet von seinem guten frommen Diener Richard Ballanden. Zwei Männer pflegten ihn auf die Kanzel zu führen, wo er sich gewöhnlich beim Anfang der Predigt anlehnte, aber ehe er zu Ende kam, war er so thätig und rüstig, daß es schien, als wolle er die Kanzel in Stücke schlagen und heraus fliegen." Als im Jahre 1572 die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit nach Schottland kam, und der französische Gesandte Lerroc in der Kirche zugegen war, forderte er ihn öffentlich von der Kanzel auf, seinem Herrn Carl dem Neunten zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, der göttliche Zorn werde von ihm und seinem Hause nie weichen, sein Name werde bei der Nachwelt verflucht sein, und kein Nachkomme, der aus seinen Lenden entsprossen sei, werde sein Königreich in Frieden besitzen. Der französische Gesandte verließ alsbald zürnend das Land.

Nachdem Knox darauf, da er sein Ende nahe fühlte, seinen Nachfolger Lewson am 9. November 1572 in seiner Gemeinde eingeführt hatte, hauchte er am 24. November desselben Jahres in einem Alter von 67 Jahren seinen Geist aus, an demselben Tage, an dem der neue Regent Morton sein Amt antrat. Auf seinem Sterbebette sagte er: „Ich weiß wohl, daß manche mich als zu strenge getadelt haben und noch tadeln, aber Gott weiß, daß ich in meinem Herzen nie die Personen derer haßte, gegen die ich Gottes Gerichte donnerte. Ich haßte nur ihre Sünden und arbeitete nach meinen Kräften sie Christo zu gewinnen. Daß ich niemanden, wer es auch war, schonte, das that ich aus Furcht vor meinem Gott, der nach seiner Gnade mich in dieses Predigtamt eingesetzt, und der von mir Rechenschaft darüber fordern

Digitized by Google

wird. Ich betheuere daher vor Gott und vor seinen heiligen Engeln, daß ich niemals mit dem heiligen Worte Gottes feilschte, niemals Menschen zu gefallen strebte, niemals mit meinen eigenen oder anderer sündlichen Neigungen Nachsicht hegte sondern treu die Schätze austheilte, die mir zur Erbauung der Kirche des HErrn anvertraut waren."

Indem er sodann seine Freunde zum treuen Ausharren in dem ihnen verordneten Kampfe ermahnte, wies er alle ihre Lobreden zurück, da das Fleisch schon an sich überstolz sei. Seine schwerste Anfechtung auf dem Todtenbette war die, daß der Teufel ihn bereden wolle, er habe durch eigene treue Dienste den Himmel schon erworben. Mit großer Freudigkeit erwartete er jedoch sein Ende und fühlte sich schon vorher in die himmlischen Freuden versetzt.

Lazarus Spengler.

Unter denjenigen Männern aus der Zeit der Reformation, die den großen Segen derselben klar und deutlich erkannten und entschieden dafür eintraten, nimmt Lazarus Spengler eine der hervorragendsten Stellen ein. Ihm ist es vorzugsweise zu verdanken, daß das Evangelium in der alten Reichsstadt Nürnberg so schnell und ohne Hindernisse seitens der weltlichen Macht eine offene Thüre fand, in jener Stadt, auf die damals so vieler Blicke gerichtet waren, und die durch ihr Beispiel auch andere zur Nachfolge reizte. So reicht die Bedeutung Spenglers über Nürnbergs Mauern hinaus, wie er denn auch mit Luther, Melanchthon und den anderen Führern der Reformation innig befreundet war. Verfolgen wir den Lebenslauf dieses Mannes, der, wiewohl nicht Theolog sondern Jurist, ein

Digitized by Google

rechter Gottesmann und ein rechter Jurist zugleich war, dessen Wort klar, dessen Weg recht und schlecht nach Gottes heiligem Rechte sich richtete.

Sein Vater, Georg Spengler, stammte aus Donauwörth und war mit einer Agnes Ulmar verheirathet. Beide Geschlechter gehörten zu den ansehnlichen damaliger Zeit, die den Titel „ehrbar" führten. Der Vater war ein fleißiger, gewissenhafter, charakterfester Mann, zuerst Landschreiber bei Markgraf Albrecht von Brandenburg, deren Titular-Chorherr zu Onolzbach, ohne wirklich Priester zu sein, seit 1475 aber Landesgerichtsschreiber zu Nürnberg, woselbst er 1496 starb. Unter den einundzwanzig Kindern dieser Ehe war Lazarus das neunte, geboren am 13. März 1479. Im Jahre 1494 bezog er die Universität Leipzig, um sich den Rechts-Studien zu widmen. Hier bewahrte er mitten unter den Versuchungen des Studentenlebens ein warmes Herz für Gottesfurcht und Frömmigkeit und für die Erkenntniß der heiligen Wahrheit. Im Jahre 1501 heirathete er zu Nürnberg Undila Sulmeister, von der er neun Kinder hatte, die aber schon frühe starb. Da sein Vater schon gestorben war, mußte er die Mutter nebst den jüngeren Geschwistern mitversorgen, wodurch seine äußeren Mittel sehr in Anspruch genommen wurden. Dennoch half ihm Gott der HErr auch durch diese schweren Zeiten glücklich hindurch. Lazarus bekleidete seit dem Jahre 1506 das Amt eines Rathsschreibers oder Syndikus in der Stadt Nürnberg und wurde seit dem Jahre 1516 auch in den großen Rath der Stadt, den Stand der Genannten aufgenommen. In diesem Amt blieb er bis an seinen Tod, indem er die vom Kaiser Maximilian ihm angebotene Stelle eines Reichssekretärs ausschlug.

Nach dem Tode seiner Frau führte ihm Julianna Tucher, Wittwe seines verstorbenen Bruders Georg, die Hauswirthschaft, die er auch in seinem Testamente besonders bedacht, und deren Sohn, Franz Spengler, das Geschlecht der Spengler fortgepflanzt hat, während mit den Söhnen unseres Lazarus sein Stamm ausstarb. Auf die Erziehung der Kinder verwandte Spengler viel Mühe, gerne hätte er es gesehen, wenn sie sich dem Studium gewidmet hätten, aber es war leider zum großen Schmerze des Vaters kein Sohn dazu befähigt.

Digitized by Google

Als Luther im Jahre 1517 auftrat, war Spengler 39 Jahre alt. Sobald er Luthers Schriften gelesen, stand es ihm fest: „Das ist der Mann Gottes, dessen wir bedürfen!“ Es war auch in Nürnberg ein großes Verlangen nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, ein Hunger und Durst nach dem wahren Worte Gottes, dem reinen beseligenden Evangelium.

Die Stadt Nürnberg war wegen ihres Reichthums gewöhnlich von den Ablaßkrämern ganz besonders heimgesucht. Im Jahre 1436 kamen zwei Ablaßprediger nach einander dorthin; 1451 zog ein Kardinal ein, um der Stadt die Gnade des Jubeljahres zuzuwenden. Er verkündigte: „Wer so viel Geld zahle, als er auf der Reise nach Rom zum Jubeljahre verzehrt hätte, außerdem beichte, sieben Mittwoche kein Fleisch esse, sieben Mal fünf Kirchen in der Stadt besuche und mehrere Pater Noster und Ave Marias spreche, solle von aller Schuld und Strafe frei sein.“ Er verließ die Stadt mit einer Summe von 300,000 Gulden — einer für jene Zeit ganz ungeheuren Masse Geldes. 1489 wurde das Ablaßwesen noch ärger getrieben. Am 1. October 1517 erwirkte der Rath von Nürnberg sogar selbst noch eine Ablaßbulle vom Papste, die jedem Vergebung verhieß, der so viel, als er an einem Tage verzehrte, dem Spital schenken würde.

Spengler war mit diesem Unwesen nicht einverstanden, daher fiel er sogleich der Reformation und der Lehre Luthers zu. „Das weiß ich ungezweifelt,“ sagte er, „daß mir in meinem ganzen Leben keine Lehre oder Predigt so stark in meinen Verstand eingedrungen ist, ich habe auch keinen Menschen mehr begriffen als Luther und seine Lehre.“ Als Luther im Jahre 1518 als Mönch zum Verhör vor Kajetan nach Augsburg reiste und in Nürnberg bei Wenceslaus Link, dem Generalvikar der Augustiner, einkehrte, lernte Spengler ihn persönlich kennen, und schon im Jahre 1519 trat er in einer Schrift: „Warum D. Martin Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern mehr für christentlich gehalten werden sollte,“ öffentlich für ihn auf! Dr. Eck, der mit Luther in der Disputation den kürzeren gezogen hatte und bei dem Papste eine Bannbulle gegen Luther auswirkte, brachte es dahin, daß in dieser Bulle auch Spengler und Pirkheimer, der ebenfalls für

Digitized by Google

Luther sich erklärt hatte, mitgebannt wurden, und verlangte von dem Rath zu Nürnberg die Ausführung dieser Bulle. Das bewog Pirkheimer zum Widerruf, aber Spengler ließ sich dadurch nicht einschüchtern, und der Rath sandte ihn sogar im Jahre 1520 auf den Reichstag nach Worms als Vertreter der Stadt. Spengler hat über diesen Reichstag einen besonderen Bericht an seinen Verwandten Leonhard Tucher in Nürnberg geschrieben, der uns noch aufbehalten ist. Er spricht in diesem Bericht mit großer Ehrfurcht von dem Kaiser Karl den Fünften und seiner Frömmigkeit, und erzählt, wie er in aller Demuth am grünen Donnerstage vierzehn Knaben die Füße gewaschen habe, dagegen hätten die Reichsstände und Prälaten bis in die Nacht hinein gezecht und gespielt. Von Worms kam Spengler noch mehr für das heilige Werk der Reformation entflammt zurück. Im Jahre 1522 trat auch der Rath entschiedener dafür auf, dessen Spitzen für alles edle und wahre empfänglich waren und sich durch keine Gefahr schrecken ließen. Man berief evangelische Prediger. 1522 kam auch der Reichstag nach Nürnberg, auf dem Papst Hadrian der Sechste Absetzung der evangelischen Prediger verlangte, aber vergeblich, denn sie standen in zu hoher Achtung. Osiander reichte sogar der Schwester des Kaisers, der Königin Isabelle von Dänemark, in Nürnberg das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt, während der päpstliche Legat Campejius noch dort war. Der Rath mußte freilich, um dem Kaiser nicht widerspenstig zu sein, von Zeit zu Zeit Luthers Schriften verbieten. Als aber das Kaiserliche Edikt über die Auslieferung der Bücher Luthers an die Kirchthüren angeschlagen wurde, wurde es von denselben mehrmals abgerissen und zerschnitten. Statt dessen schrieb man darauf: „Selig sind die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“

Der Rath gieng bei der Einführung der Reformation allmählich mit weiser Vorsicht vorwärts. Zuerst sollte ohne Abschaffung der Ceremonieen die Lehre klar, einfach und grundlegend gepredigt werden, dann würde alles, was mit dem Worte Gottes nicht vereinbar sei, von selbst fallen. Die Seele der ganzen Sache war Spengler. Er und Dr. Scheurl leiteten sechs Tage lang in Gegenwart des ganzen Rathes und sechshundert angesehener Bürger eine Versammlung auf dem Rath-

Digitized by Google

hause, auf welcher über zwölf von dem Rath gestellte Artikel des christlichen Glaubens zwischen Katholischen und Evangelischen disputiert wurde; das Ende dieser Versammlung war, daß die katholische Partei fortblieb und der Beschluß gefaßt wurde, die Reformation durchzuführen.

Auf Spenglers Veranlassung wurde auch ein evangelisches Gymnasium in Nürnberg gegründet, zu welchem Zwecke Melanchthon am 12. November 1525 eintraf und am 23. Mai 1526 wiederkehrte, um die Patrizierschule mit einer vortrefflichen Rede zu eröffnen.

Auch in der Abendmahlslehre trat Spengler ganz auf Luthers Seite gegenüber dem Zwinglianismus. Er schreibt an den Prediger Billianus in Nördlingen, der dem Zwinglianismus ergeben war: „Wenn wir so wie Ihr mit der heiligen Schrift umgehen, so werden wir aus Christo noch einen Plato oder Origenes, aus seiner Liebe ein Gemälde, aus seinen heiligen Worten ein Fastnachtsspiel machen. Ich meine, die Worte des Nachtmahls sind bisher so gehobelt, gebogen, gekrümmt, im Feuer gleich Silber probiert und zu mancherlei Verstand gezogen, daß man mit dem frommen David billig und wahrhaft sagen kann: „„Die Rede des HErrn ist lauter, wie durchläutert Silber, im irdenen Tiegel bewährt sieben Mal.““ Es bleiben diese Worte des Nachtmahles steif, unbeweglich, wahrhaftig, und alle Menschen sind Lügner. Welcher Christ wollte sich hierin nicht billig freuen und mit Christo, seinem HErrn, sagen: Ich danke Dir, Vater, daß Du solches den Weisen verborgen und hast es den Unmündigen offenbaret?“ Fürwahr goldene Worte dieses theuren Mannes, die unserer Zeit nicht genug gepredigt werden können!

Ebenso entschieden antwortete er dem Stadtschreiber Hans Mauer von Memmingen, der da meinte, man solle einen jeden bei dem Abendmahl glauben lassen, was er wolle, damit die Liebe hierin unzertrennet bliebe. „Hilf Gott,“ schrieb Spengler im Jahre 1530 an den edlen, glaubenstreuen Markgrafen Georg von Ansbach, „was erschrecklich Dinges ist es, wenn man der Wahrheit gewiß ist, sie um menschlicher Furcht willen zu verleugnen und von Gott zu weichen, der uns doch gewisse Hilfe verheißen hat, dessen Barmherzigkeit so groß ist, daß sie Himmel und Erde erfüllet.“ Um seines Schwankens und seiner

Digitized by Google

falschen Nachgiebigkeit willen war Melanchthon den Nürnbergern verdächtig geworden; der Vertreter Nürnbergs auf dem Reichstage zu Augsburg schrieb über ihn: „Melanchthon ist kindischer denn ein Kind worden, der einige Schnepf hat noch einen Schnabel, christlich und beständig zu singen. Auf diesem Reichstag hat kein Mensch bis auf den heutigen Tag dem Evangelio mehr Schaden gethan als Philippus.“ Spengler aber beurtheilte ihn milder, wiewohl er keineswegs mit ihm einverstanden war: „Melanchthon hat noch nicht die Erfahrung wie Luther, hat auch den Teufel noch nicht also gelernt, wie gegen diese Leute nöthig ist. Darin muß man mit ihm Geduld haben.“

Im Jahre 1528 wurde auf den Rath Spenglers von der Stadt Nürnberg und dem Markgrafen Georg von Ansbach eine gemeinsame Kirchenvisitation der zugehörigen Lande angeordnet; zu dem Ende wurden bestimmte Artikel aufgesetzt, die derselben zu Grunde liegen sollten. Das sind die sogenannten Schwabacher Visitationsartikel. Sie gaben auch Veranlassung zu der vortrefflichen Kirchenordnung der Markgrafschaft Brandenburg und der Stadt Nürnberg vom Jahre 1533. Bei dieser Kirchenordnung war Osiander besonders wirksam. Dieser hatte, wiewohl ihn der Rath veranlaßt hatte, sich mit seinen andern Kollegen zu vereinigen, eine eigene Kirchenordnung ausgearbeitet, wollte auch davon aus übertriebenem Ehrgeize und aus Herrschsucht nichts geändert haben. Dem trat Spengler in männlicher Weise entgegen und schrieb an ihn: „Er solle nicht seinen eigenen Ruhm sondern die Ehre Gottes suchen und sich mit seinen Kollegen vereinigen.“ Als aber Osiander abschläglich antwortete, schrieb er ihm zurück: „Ich halte dafür, wenn die zwei verfluchten Wörtlein Ehrgeiz und Hartnäckigkeit aus dem Mittel gethan würden, sollte die Sache bald gefunden werden. Es ist das nicht die Braut, darum man tanzt.“ Die Sache scheint sich zuletzt gütlich beigelegt zu haben, und der Entwurf wurde im Jahre 1530 fertig, worauf er 1532 nach Wittenberg zur Censur geschickt, und, nachdem er von Osiander und Brenz noch einmal überarbeitet worden war, am 1. Januar 1533 eingeführt wurde. Diese Kirchenordnung hat drei Jahrhunderte lang dem Frankenlande großen Segen gebracht und ist die Quelle und Mutter anderer Kirchenordnungen geworden. Da-

Digitized by Google

durch gelangte die Reformation der Kirche in Nürnberg zum Abschluß, die vorzugsweise ein Werk Spenglers war.

Sowie in seiner kirchlichen, so war er auch in seiner staatsmännischen Thätigkeit ein Mann, der überall für das rechte und gute eintrat und keine schlauen Winkelzüge liebte, da sein ganzes Leben fest in Gottes Wort gegründet war. Freilich rieth er der Stadt Nürnberg, nicht dem Bündnisse der Evangelischen wider die Katholischen im Jahre 1531 beizutreten, da der Kaiser sonst Nürnberg bekriegt haben würde, und dieses der Reformation dort mehr Nachtheil als Segen gebracht hätte. Unter Gottes gnädiger Leitung wurde denn auch im Jahre 1532 schon der Nürnberger Religionsfriede geschlossen, der beiden Parteien gegenseitige Freundschaft und christliche Liebe bis zum bevorstehenden Koncil zur Pflicht machte.

Nachdem wir so Spengler in seinem kirchlichen und staatsmännischen Wirken kennen gelernt, müssen wir ihn noch als Liederdichter beachten. Wir haben nur ein Lied von ihm: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt". Auch in diesem Liede, das die christliche Heilslehre in kurzen Zügen darstellt, ist nichts halbes sondern ein freies offenes Bekenntniß der Grundwahrheiten des Evangeliums. Es ist namentlich gegen die römisch-katholische Lehre gerichtet, die über die Sünde nur halb richtet und nicht ein vollständiges Verderben der menschlichen Natur annimmt. Ist auch der dichterische Werth dieses Liedes nicht hoch anzuschlagen, so ist doch der theologische von hoher Wichtigkeit, und es ist dieses Lied als Reformationslied auch in die Gesangbücher der Neuzeit übergegangen. Es ist verdienter Maaßen ins Griechische, Französische, Holländische, Plattdeutsche, Böhmische, zuletzt auch ins Tamulische übersetzt worden.

In den Schlußversen betet Spengler:

Ich bitt' o HErr, aus Herzensgrund,
Du wollst nicht von mir nehmen
Dein heil'ges Wort aus meinem Mund,
So wird mich nicht beschämen mein Sünd und Schuld,
Denn in Dein Huld setz' ich all' mein Vertrauen:
Wer sich nun fest darauf verläßt,
Der wird den Tod nicht schauen.
Mein'n Füßen ist Dein heilges Wort
Ein' brennende Lucerne (Leuchte),
Ein Licht, das mir den Weg weist fort;

Digitized by Google

So dieser Morgenstern in uns aufgeht,
Sobald versteht der Mensch die hohen Gaben,
Die Gottes Geist denen gewiß verheißt,
Die Hoffnung darein haben.

Wie es diese Verse sagen, so ist das Wort Gottes seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Wege in seinem ganzen Leben gewesen, was auch aus seinem Glaubensbekenntniß zu ersehen ist, das er vor seinem Ende aufgesetzt, und das Luther im Druck veröffentlicht hat. In diesem Bekenntnisse, das nach den drei Artikeln des apostolischen geordnet ist, heißt es im zweiten Artikel:

„Ich glaube und bekenne, daß außerhalb des Leidens und Sterbens des Sohnes Gottes, JEsu Christi, unseres HErrn, niemand mit Werken oder Verdiensten fromm und gerecht werden oder Gottes Huld und Seligkeit erlangen und zum Vater durch ein anderes Mittel kommen kann denn durch ihn, sondern daß derselbige JEsus Christus, wahrer Gott und Mensch, meine einige Genugthuung, Heiligkeit und Gerechtigkeit ist. Denn wo solches die Werke oder ein anderes Mittel thun sollten, so wäre Christus vergeblich gestorben.

Ich glaube und bekenne eine einige christliche Kirche oder Gemeinde auf Erden, die da ist eine Versammlung aller Gläubigen, welche allein Eine Taufe, Einen Glauben, Einen Gott, HErrn und Geist hat, die da ist der Leib Christi, durch das Wort seines heiligen Evangeliums geboren, die auch durch seinen heiligen Geist erhalten und in den heiligen Sakramenten täglich gemehret und gestärket wird, die allein hört die Stimme ihres Bräutigams und ihre Vernunft gefangen nimmt unter den Gehorsam des Glaubens, daß auch niemand selig werden kann, der nicht in dieser Gemeinde erfunden wird, und daß außerhalb solcher Kirche keine Vergebung der Sünden ist.

Ich glaube und bekenne, daß alle Werke der Menschen, wenn sie anders christlich, gut und Gott gefällig sein sollen, allein Gott zu Ehren, zu schuldiger Danksagung für empfangene Wohlthaten, zur Tödtung des alten sündlichen Adam und dem Nächsten zu Nutz und Gut geschehen sollen, aus Liebe und gar nicht um Verdienst oder künftiger Belohnung willen. Welche Werke außerhalb dieser Meinung geschehen, die gehen nicht im

Digitized by Google

Glauben, gefallen Gott nicht und sind faule Früchte des bösen Baumes."

Spengler starb am 7. December 1534, 55 Jahre 5 Monate 25 Tage alt, nachdem er vierzig Jahre der Stadt Nürnberg treu gedient hatte. Ueber sein Ende fehlen uns genauere Nachrichten, nur das wissen wir, daß er in seiner Krankheit besonderes Gewicht auf die Fürbitte und die Gemeinschaft der Heiligen legte.

Paul Speratus.

In der Zahl der Männer, welche die durch Martin Luther in Sachsen begonnene Reformation in ferneren Ländern Deutschlands weiter fortgeführt und fest begründet haben, verdient auch Paul Speratus ein ehrendes Gedächtniß in der Lutherischen Kirche. Er ist im Jahre 1484 in Rothweil, einem Städtchen Schwabens, geboren und stammt aus dem adligen Geschlecht von Spretten, welchen Namen er nach der Sitte der damaligen Zeit in einen lateinischen umwandelte. Nachdem er in Paris und auf einigen Universitäten Italiens studiert hatte, führte er in mehreren süddeutschen Städten das geistliche Amt. Er kam bald in den Ruf eines tüchtigen Priesters und ausgezeichneten Predigers und ward daher im Jahre 1518 an das Domstift zu Würzburg berufen, wobei man ihm ein ansehnliches Gehalt und die Aussicht auf eine gute Domherrnpfründe zusicherte. Kaum aber hatte er hier das Amt eines Dompredigers angetreten, als er sich im Gewissen getrieben fühlte, die evangelische Lehre, die er aus Luthers Büchern kennen gelernt hatte, in seinen Predigten zu verkündigen. Er predigte unerschrocken und entzündete die Gemüther mächtig. Indeß das der Mehrheit

Digitized by Google

nach römisch gesinnte Domstift wollte das nicht leiden: er bekam Verwarnungen und Verweise und mußte, da er von der erkannten Wahrheit nicht weichen wollte, nach kaum einjähriger Amtsführung Würzburg wieder verlassen. Ebenso ergieng es ihm in Salzburg, wohin ihn der dortige Bischof gerufen hatte. Dieser kluge, weltlich gesinnte Mann suchte ihn durch List für Rom wieder zu gewinnen, und da ihm dieß nicht gelang, mußte der standhafte Bekenner auch von hier weichen.

Er gieng nun — es war im Jahre 1520 — nach Wien, wo er, ohne ein kirchliches Amt inne zu haben, als Privatgelehrter lebte. Aber auch hier regte sich bald die Feindschaft gegen ihn. Er war dem Bischof und der römischen Partei besonders deswegen verhaßt, weil er in den Ehestand getreten war und seine Ehefrau Anna bei sich führte. Als nun ein Mönch in einer Predigt den Ehestand mit heftigen Schmähungen überhäufte, betrat er mit des Bischofs Erlaubniß die Kanzel der St. Stephanskirche und pries aufs kräftigste die Ehre und Würde des Ehestandes gegenüber den Greueln des selbsterwählten Klosterlebens. Ueberhaupt bekannte er sich in dieser Predigt frank und frei zu den Hauptlehren der Reformation. Dazu gehörte damals ein außerordentlicher Muth: denn in eben denselben Tagen wurden von der Universität Luthers Schriften öffentlich verbrannt, und man schickte sich an, Bann und Acht, mit welchen der Wittenberger Mönch in Worms belegt war, in Ausführung zu bringen. Einsam und verlassen wie Daniel in der Löwengrube bekannte sich Speratus freimüthig und unerschrocken für den gebannten Ketzer. Seine Feinde erregten nun eine heftige Verfolgung gegen ihn: da er in dieser Zeit als Prediger nach Ofen berufen ward, bewirkten sie, daß er aus Ungarn ausgewiesen wurde. Er mußte nun auch aus Wien flüchten und gedachte über Prag nach Oberdeutschland zurückzugehen. Aber unterwegs wurde er in der mährischen Stadt Iglau festgehalten. Die dortigen Dominikanermönche hofften von ihm für sich Gewinn, denn sie meinten, daß seine beim Volke beliebten Predigten dem Kloster reichliche Opfer und gut Essen und Trinken verschaffen würden. Doch wie täuschten sie sich! Speratus predigte das Evangelium und die reine Lehre des Wortes Gottes, und die Einwohner Iglaus hörten mit Begier auf seine Worte und fielen ihm zu. Als

Digitized by Google

nun die Mönche und der Bischof von Olmütz gegen ihn auftraten und ihn aus der Stadt vertreiben wollten, nahm sich die Bürgerschaft seiner an. Sie baten ihn, nicht von ihnen zu gehen, und verschwuren sich hoch und theuer, weder vom Evangelium noch von ihm lassen zu wollen. Obwohl er auf ihre Betheuerungen nicht viel gab und Abfall fürchtete, sobald die Verfolgung ernster über sie hereinbrechen würde, so blieb er doch und wohnte als ihr Prediger und Seelsorger mitten unter ihnen. Aber die Verfolgungen seiner Feinde nahmen zu: er wurde bei geistlichen und weltlichen Behörden unablässig verklagt, ohne Gelegenheit zur Rechtfertigung zu erlangen, und als er vor den König Ludwig nach Olmütz vorgeladen war, wurde er dort ohne Verhör in den Thurm gesteckt. Das Gefängniß war hart: Wasser und Brot war seine Kost, und auch diese noch knapp zugemessen; die Bücher, die er bei sich hatte, wurden ihm abgenommen, darunter eine Abschrift der verhaßten Predigt, die er in Wieu gehalten hatte. Zu gleicher Zeit wurden in der Stadt aus allen Häusern die Lutherischen Bücher hervorgesucht und auf dem Markte neben dem Pranger verbrannt. Unter diesen Büchern war auch eine Uebersetzung des neuen Testaments von Luther, und Speratus äußerte darüber: „Dieß einige kleine Büchlein wird sie noch vor aller Welt zu Ketzern machen und wird sie stürzen, wie es Ketzern zugehört!“ Im Gefängnisse suchte man ihn durch Ueberredung abwendig zu machen, aber vergeblich, denn er wußte wohl, daß Evangelium und Kreuz zusammengehören, und sagt selbst davon: „Wer Christo nachfolgen will, muß ihm auf dem Kreuz nachkommen, das ist der einige Weg zur Seligkeit!“ In dieser Zeit zerstörte eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt Iglau, auch Speratus Wohnung und sämmtliche Habe verbrannte mit. Da riefen seine Feinde: „Das ist Gottes Strafe für die vermaledeite Ketzerei, der sich die Stadt ergeben hat!“ Speratus aber wies darauf hin, daß außer dem Kloster auch mehrere Häuser solcher, die sie für die ärgsten Ketzer hielten, verschont geblieben seien, und bezeugte, daß der allmächtige Gott in diesem Feuer die Stadt heimsuche, ob sie bedenken wolle, was zu ihrem Frieden diene, nachdem Er ihr das reine Evangelium gesandt habe. Die Gefahr für Speratus wurde immer größer. Schon freuten sich seine Feinde auf den

Digitized by Google

Scheiterhaufen und rühmten sich, das Holz zu demselben von Iglau nach Olmütz selber herbeischaffen zu wollen. Da ergieng ganz unerwartet der Befehl des Königs, daß er aus dem Gefängnisse, in welchem er drei Monate gesessen hatte, entlassen werde, jedoch mit der Bedingung, daß er Iglau und Mähren für immer verlasse. Auch die Iglauer fügten sich und entließen ihn mit einem ehrenvollen Schreiben, in welchem sie ihm für seine Seelsorge dankten und die Hoffnung auf spätere Wiedervereinigung aussprachen. Anderthalb Jahre hatte Speratus für das Evangelium in Mähren gelitten und gestritten: jetzt wandte er sich nach Wittenberg zu Martin Luther hin, an den er in den letzten Jahren des Kampfes schon manchen Brief geschickt, und von dem er mancherlei Trost und Stärkung empfangen hatte.

In Wittenberg, wohin damals viele um des Glaubens willen Verfolgte ihre Zuflucht nahmen, war Speratus für die Ausbreitung des Evangeliums weiter thätig. Er schrieb Briefe an die Evangelischen in Würzburg, Salzburg und Iglau und ermahnte zum treuen Festhalten an der Wahrheit. Den Iglauern erklärte er seine Bereitwilligkeit zu ihnen zurückzukehren, wenn sie entschlossen seien, alles Ungemach, das dieserhalb über sie kommen könne, standhaft zu ertragen. An die Universität Wien, welche acht Artikel aus seiner dort gehaltenen Predigt als ketzerisch verdammt hatte, schrieb er eine tapfere Vertheidigungsschrift. Mehrere lateinisch geschriebene Bücher Luthers übersetzte er ins Deutsche, damit sie weitere Verbreitung fänden. Hier in Wittenberg wurde er auch die Veranlassung, daß das erste evangelische Gesangbuch gedruckt wurde. Luther suchte nämlich für den Gottesdienst deutsche geistliche Gesänge, und hatte schon mehrere Freunde vergeblich gebeten, ihm solche zuzuschicken. Da kam ihm Paul Speratus, der die geistliche Musik und Dichtkunst liebte und übte, gerade recht. Unter den acht Liedern dieses ersten Gesangbuches, welches im Jahre 1524 herausgegeben wurde, waren drei von Speratus: das berühmteste ist das vom Gesetz und Glauben, dessen erster Vers lautet:

Es ist das Heil uns kommen her
Aus Gnad und lauter Güte;
Die Werke helfen nimmermehr,

Digitized by Google

Sie mögen nicht behüten:
Der Glaub sieht JEsum Christum an,
Der hat gnug für uns all gethan,
Er ist der Mittler worden.

Dieses Lied preist so klar und deutlich wie kein anderes die Hauptlehre des Christenthums, welche zu jener Zeit in der Kirche Gottes so sehr in Vergessenheit gerathen war, nämlich daß wir nicht durch das Verdienst unserer Werke sondern durch den Glauben an die Gnade in Christo vor Gott gerecht werden. Gleich dem Briefe Pauli an die Römer zeigt es an, wozu uns Gott das Gesetz und wozu er dagegen JEsum Christum gegeben hat, in welchem Verhältniß Glauben und Werke zu einander stehen, kurz, er enthält den Stern und Kern des Evangelii, die Summa alles dessen, was den damaligen Kampf der Reformation im tiefsten Grunde ausmachte. Darum wurde es auch bald ein Lieblingslied des evangelischen Volkes: es wurde viel und gern gesungen, und in manchen Städten, wie Heidelberg und Magdeburg, haben zu der Zeit, als die geistliche Obrigkeit der Reformation widerstrebte und die weltliche mit der Einführung zögerte, die zum Gottesdienst in der Kirche versammelten Gemeinden dieß Lied mit hellem Munde angestimmt und dadurch die römischen Priester von der Kanzel heruntergesungen. Auch auf den Straßen ward es gesungen, und man erzählt eine liebliche Geschichte, daß einstmals ein Bettler vor Luthers Thür gesungen habe. Der Mann Gottes sei zuerst unwillig gewesen, daß man ihn bei seiner ernsten Arbeit störe. Als er aber vernommen, daß der Bettler: „Es ist das Heil uns kommen her" singe, habe er ihm einen Thaler gegeben, und als er noch gehört, daß er aus dem Preußenlande gekommen sei, habe er Gott gepriesen, der sein Evangelium auf so wunderbare Weise in alle Lande verbreite.

Speratus war noch kein Jahr in Wittenberg gewesen, als eine wunderbare Wendung in seinem Lebensgange eintrat, von welcher er gleich Joseph zu seinen Verfolgern sagen konnte: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, daß Er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks!"

In dem Lande Preußen an der Ostsee hatte seit Jahrhunderten der deutsche Ritterorden geherrscht, und stand zu jener

Digitized by Google

Zeit an seiner Spitze der junge Markgraf von Brandenburg als Hochmeister. Dieser edle Fürst war auf seinen Reisen in Deutschland von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen worden und hatte bald erkannt, daß der Orden, in welchem zum Beispiel alle Ritter ehelos leben mußten, in seinem bisherigen Stande nicht bleiben könne. Er beschloß auf Luthers Rath die Ordensregel abzuschaffen, das Land zu einem weltlichen Herzogthum zu machen und in seinem Reiche die Reformation einzuführen. Dazu bedurfte es aber tüchtiger Männer, die als Lehrer und Prediger sein Volk von innen heraus in den neuen, besseren Stand hinüberführen könnten. Er wandte sich an Luther und dieser empfahl ihm neben mehreren anderen auch Paul Speratus. So geschah es durch Gottes wunderbare Führung, daß dieser Mann, der in heißen Kämpfen die Saat des Evangeliums in Franken und Oesterreich ausgestreut hatte, von nun an im Frieden an der evangelischen Erneuerung des Preußenlandes mitarbeiten konnte.

Im Jahre 1524 kam er als Hofprediger des Herzogs nach Königsberg und fand hier außer tüchtigen Mitarbeitern einen für die himmlische Saat wohl zubereiteten Boden. Denn selten ist wohl ein Land und Volk in allen seinen Gliedern der evangelischen Bewegung mit größerer Bereitwilligkeit entgegen gekommen als das von Preußen. Hier war auch der Bischof Georg von Polenz, der sich in einer Weihnachtspredigt frei und öffentlich zur Reformation bekannte, und von dem Luther rühmt, daß er der erste Bischof sei, den Gott aus Satans Rachen errettet habe. In Königsberg wirkte Speratus nicht bloß durch Predigt und Seelsorge sondern arbeitete auch auf Wunsch des Herzogs eine neue Kirchenordnung aus, nach welcher das Kirchenwesen fortan eingerichtet werden sollte. Vor allem wurde anstatt der lateinischen Sprache die Volkssprache im Gottesdienste und bei der Spendung der Sakramente und der deutsche Gesang der Gemeinde in der Kirche eingeführt. Es sollte aber der hierher gerufene Mann eine noch wichtigere Stellung erlangen.

Im Herzogthum Preußen waren zwei Bisthümer, das von Samland und das von Pomesamien. Das erstere verwaltete Georg von Polenz, und als im Jahre 1529 das andere durch den Tod des Bischofs Erhard erledigt war, ward das-

Digitized by Google

selbe vom Herzog dem Hofprediger Speratus übertragen. So wurde er Bischof von Pomesanien mit dem Wohnsitze Marienwerder. Es war ein schweres und sorgenreiches Amt, und die Bürde desselben lag schwerer auf ihm als die Würde. Er schreibt darüber an seinen Freund Briesmann: „Ich wollte lieber als Privatmann leben, aber wir leben nicht uns: wie es Gott gefällt, geschehe uns! Laß uns nur beten, daß Sein Wille uns allewege süß sei.“ Es war damals eine ernste bedrohliche Zeit für die evangelische Kirche Deutschlands. Auf dem Reichstag zu Augsburg hatte die päpstliche Partei unter dem Kaiser die Uebermacht gehabt und gieng nun mit Plänen der Unterdrückung um. Da dichtete der fromme Bischof im fernen Osten ein langes Lied von siebenzehn Versen, in welchem er Kaiser und Fürsten warnt und im unerschütterlichen Vertrauen auf den ewigen Beschirmer der Wahrheit im Himmel den endlichen Sieg derselben trotz aller scheinbaren Niederlagen muthig verkündet.

Seines bischöflichen Amtes nahm sich Speratus mit großer Treue und Sorgfalt an: er wandte so großen Fleiß auf die ihm befohlenen Gemeinden, daß er sein Bisthum kaum ein Mal verlassen haben soll. Zunächst hielt er in Gemeinschaft mit dem andern Bischof Synoden, um die Kirchenordnung zu verbessern und zum rechten Leben zu bringen. Es wurden die Hauptartikel der Lehre aufgestellt und dabei stets darauf Bedacht genommen, daß die Geistlichen ihr Lehr- und Predigtamt zu wahrer Erbauung der Gemeinden führen könnten. Die um diese Zeit bekannt gewordene Augsburgische Konfession wurde im ganzen Gebiete der preußischen Kirche angenommen und als Richtschnur zur Lehre vorgeschrieben.

Besonders viel Sorge und Mühe machten dem treuen Bischof die sektierischen Bewegungen, welche damals fast überall das gute Werk der Reformation zu verunreinigen und in übles Gerücht und Licht zu bringen suchten. Diese falschen Propheten gaben sich den Schein, daß sie die rechten Protestanten und daß sie erst zu der ganzen Reinheit der Lehre fortgeschritten seien, während die Lutherischen noch vieles vom päpstlichen Sauerteige beibehalten hätten. Sie leugneten besonders die Kraft der Kindertaufe und die wahrhaftige Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl. Solche

Digitized by Google

„Schwärmer und Sakramentierer", wie man sie damals nannte, waren auch nach Preußen gedrungen, und das schlimmste war, daß ein hochgestellter Edelmann, von Heideck, für ihre Sache gewonnen war. Dieser einflußreiche Mann, der dem Herzog sehr nahe stand und von ihm nach Schlesien geschickt war, um treue Prediger für Preußen zu suchen, brachte anstatt derer mehrere Männer von solcher verderblichen Lehre und Gesinnung ins Land; ja, es kam so weit, daß der Herzog selber eine Zeit lang schwankend wurde, ob sie oder Luther Recht hätten. Hier hatte nun Speratus einen harten Stand: aber mit unermüdlichem Fleiß und Eifer führte er den Kampf gegen die übergeistlichen Schwärmer. Bald schrieb er Briefe an die, welche der Irrlehre verfallen waren, bald verhandelte er mündlich mit ihnen. Dabei gieng er auf alle ihre Einwürfe gründlich ein und widerlegte sie mit großer Geduld und Gelehrsamkeit. Wenn sich die Gegner zum Beispiel auf die alten Kirchenlehrer wie Augustin und Bernhard beriefen, so bewies er ihnen, daß sie deren Aussprüche falsch, weil nicht im rechten Zusammenhange, verständen. In Rastenburg hielt er im Jahre 1531 zwei Synoden, in denen er mit ihnen tagelang verhandelte, ob er sie überzeugen und für die rechte Lehre wiedergewinnen könnte. Da dieß nicht gelang und die Gegner sich gar öffentlich rühmten, daß sie bei den Disputationen den Sieg davongetragen hätten, schritt er gegen sie ein: die falsch lehrenden Geistlichen wurden ihres Amtes entsetzt und allen von außen hereindringenden Störern des Kirchenfriedens das Land verboten. An einen solchen Pfarrer seines Bisthums schrieb Speratus: „Ich kann Euch nicht länger zusehen, daß Ihr meine, ja Gottes und Christi Schäflein verführt!" Und da dieser entgegnete, man solle es Gott überlassen, welche von beiden Lehren die richtige sei, rief er ihm zu: „Ein Lehrer muß seiner Lehre gewiß sein, daß sie vor Gott gut und recht sei; ein Bube aber fragt nichts danach, und einen solchen soll man nicht leiden."

Während Speratus so sich Gewissens halber getrieben fühlte, dem Eindringen falscher Lehre mit aller Kraft seines Amtes zu wehren, gewährte er dagegen den böhmischen Brüdern, die um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterland vertrieben waren, in seinem Bisthum eine neue Heimath und ließ ihnen für ihren eigenthümlichen Gottesdienst Freiheit, wenn sie

Digitized by Google

sich nur in der Hauptsache, in der Lehre, rein und richtig hielten. Doch nicht bloß die Erhaltung der reinen Lehre, auch vieles andere machte Speratus große Mühe und Arbeit. Da gab es in den Gemeinden seines Bisthums dreierlei verschiedene Sprachen: die deutsche, die polnische und die lithauische; um alle diese Aemter zu besetzen, fehlten ihm oft die rechten Männer. Auch waren unter den Angestellten viele untüchtige und unwürdige, mit deren Besserung und Entfernung er viele Noth hatte. Er schrieb fast alle Briefe eigenhändig und prüfte die Klagen, welche von Geistlichen und Gemeinden an ihn kamen, auf das sorgfältigste. In den Entscheidungen war er milde und nachsichtig, aber auch ernst und strenge, wenn das Heil der Kirche es erforderte. Der wichtigste Theil seiner Wirksamkeit waren die Visitationen, die er in seinem zwei- bis dreihundert Kirchspielen umfassenden Sprengel mit unermüdlicher Treue abhielt. Einst hatte er an einer schweren Krankheit längere Zeit darnieder gelegen, und doch machte er sich mitten im Winter bei schwachem Körper zu einer Visitation auf den Weg und ließ seine schwerkranke Frau zurück. „Wir müssen," schreibt er an einen Freund, „um Christi willen alles verlassen, auch Weib und Kind. Dem HErrn will ich mich und all das meine befehlen!"

Alle diese Mühe wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß er einen frommen Fürsten hatte, dem das Wohl der Kirche, wie wenigen anderen Landesherrn, am Herzen lag. Im Jahre 1542 nahm Herzog Albrecht selber an einer Visitation Theil, die in beiden Bisthümern seines Landes abgehalten wurde und zwei Monate hindurch dauerte. Er gieng auch auf die kleinsten Wünsche seiner Bischöfe ein; einer an ansteckender Krankheit hinsiechenden Pfarrfrau verschaffte er Aufnahme im Königsberger Hospital und schreibt über einen Pfarrer, der sein Amt schlecht geführt hatte und dann um Versetzung einkam: „Wenn wir ein Seelsorgeramt hätten, wollten wir viel lieber todt sein als dem göttlichen Wort zu Schanden leben!" Ein ander Mal äußerte er über die Versetzungen der Pfarrer, daß er sie nicht gerne sehe, weil diese dann nicht so fleißig in ihrem Amt seien. Zwischen Fürst und Bischof wurde auch viel in Briefen über Fragen des Glaubens und der Gottesdienstordnung verhandelt. So wünschte der Herzog in späterer Zeit, daß bei

Digitized by Google

der Feier des heiligen Abendmahls die Elevation das ist das Hochheben der geweihten Hostie fortfallen solle, weil es leicht zur papistischen Brotanbetung führen könne. Speratus sah darin ein Nachgeben gegen die Irrlehrer und Schwärmer, welche dem Sakramente den heiligen, hohen Inhalt und die göttliche Ehre nehmen wollten, und schrieb deshalb an den Fürsten folgende Worte, die recht deutlich zeigen, wie hoch er von diesem Sakramente gehalten hat: „Es wäre doch Jammer, Schande und Schade, wenn wir Christen unser Sakrament, unsern höchsten Schatz und Trost nächst Gott und seinem Wort, nicht mit Frohlocken und Danken aufheben, weisen und öffentlich sehen lassen sollten, ihm zu Dank und Ehren, der es gegeben hat, dazu niederknieen und empfangen. Wie wenn eine Braut den Ring oder Mahlschatz, den sie vom Bräutigam erhalten, aufzeigt und ihn emporhaltend sagte: Seht da, dieß goldene Geschenk kommt mir von meinem Freunde!“

So wirkte dieser fromme, treue und glaubensfeste Mann bei immer zunehmender Schwäche des Leibes in seinem Amte und ist, nachdem er in seinem sechszigsten Jahre noch die Freude erlebte, daß der Herzog eine Universität in Königsberg errichtete, im Jahre 1551 auf seinem Bischofssitz zu Marienwerder sanft entschlafen. Sein Leichnam ward im dortigen Dome beigesetzt. Auch ihm gilt zweifelsohne das Wort des HErrn: „Ei, du frommer und getreuer Knecht; du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines HErren Freude!“

Digitized by Google

Johannes Brenz.

Johannes Brenz wurde am 24. Juni 1488 zu Weil im Würtembergischen geboren, woselbst sein Vater Stadtschultheiß war. Gott hatte den Knaben mit großen Gaben ausgestattet. Schon im Jahre 1512, also erst dreizehn Jahre alt, wurde er zur Universität reif. Sein Vater schickte ihn auf die hohe Schule nach Heidelberg, oder vielmehr Gott führte ihn dahin, denn eigentlich sollte er nach Tübingen als der nächstgelegenen Universität, damit er dort Luthern kennen lernte, der im Jahre 1518 hinkam und mit den Theologen Disputation hielt.

Luthers Feuerworte fielen bei Brenz auf empfänglichen Boden, er schloß sich mit jugendlicher Begeisterung an ihn und sog seine tiefeinschneidenden reformatorischen Schriften förmlich ein, hielt auch alsbald Vorlesungen über das Evangelium St. Matthäi im evangelischen Geiste. Das erregte aber den Zorn der katholischen Partei. Seine Vorlesungen wurden verboten und seiner Wirksamkeit ein Ziel gesetzt. Da öffnete ihm Gott alsbald eine andere Thüre zu einem ausgedehnteren Arbeitsfelde. Der Rath der Stadt Schwäbisch-Hall berief ihn 1522 zum Prediger daselbst.

Dort gab es viel zu thun; er mußte zerstören und wehren, bauen und streiten. Zerstören mußte er das römische Unwesen, wehren mußte er dem Unwesen im eigenen Hause, das die junge Freiheit anzurichten drohte, dem Aufruhr der Bauern und der Tyrannei der Herren. Wie Luther mißbilligte er das Auftreten der Bauern und ließ eine Predigt ausgehen vom Gehorsam der Unterthanen; wie Luther aber trat er auch wieder für die Bauern, so weit ihre Forderungen gerecht waren, ein und ermahnte zur Milde und Schonung der Ver-

Digitized by Google

führten (Von Milderung der Fürsten gegen den aufrührischen Bauern 1525). „Besser man hülfe den Unterthanen auf einen grünen Zweig, als man fülle den gemeinen Seckel. Wollet nicht durch solch Schatzen die Gnade Gottes verschütten! Gott hält hoch über dem Schreien der Armen, weil er sich selbst ihnen zum Vater versprochen hat. Darum sehet hier mehr Gottes Wort denn mein Schreiben an."

Zu bauen bekam Brenz die heimische Kirche, das Gebiet der freien Reichsstadt Schwäbisch-Hall. Mit der Einführung der reinen Lehre war ja die Sache noch keineswegs gethan; es bedurfte der Ordnung des neuen Kirchenwesens, sowohl im Kultus, als in der Verfassung, als in der Zucht und Sitte. Wer sollte die oberste Gewalt in der Kirche haben, da Papst und Bischöfe dem Evangelium fremd blieben? was sollte Recht sein in der Kirche, wie Zucht geübt werden, da das kirchliche Recht abgeschafft war? wie sollte es mit dem Gottesdienst gehalten werden, da die römische Messe die Gewissen verletzte? Wichtige Fragen! Sie richtig zu erledigen gab Brenz 1526 seine erste Hall'sche Kirchenordnung heraus und beantwortet die erste Frage dahin, daß die einzelnen Stände auf Grund des Wortes Gottes ihr Kirchenwesen selbst ordnen müßten, daher sei die christliche Obrigkeit zunächst dazu berufen. Die zweite Frage beantwortet er dahin, daß dem Pfarrer von der Obrigkeit etliche redliche Männer aus der Bürgerschaft zugesellt werden sollten, die die öffentlichen unbußfertigen Sünder zu vermahnen, nöthigenfalls aus der Gemeinde auszuschließen hätten. Der dritte Punkt wird von ihm so geordnet, daß an die Stelle der Frühmessen an den Werktagen biblische Vorlesungen nebst kurzen Auslegungen und Gesang treten sollen, an die Stelle der Nachmittagspredigt „wo die Leute mehr schlafend als wachend erfunden würden", eine Vesper mit Gesang, Psalm und kurzer Predigt. Den Hauptgottesdienst läßt er mit der Predigt beginnen, dann folgt ein Psalm, darnach Kyrie eleison und Ehre sei Gott in der Höhe, dann das Evangelium, der Glaube, Abendmahlsvermahnung, Segnung der Elemente, Austheilung, Schlußvermahnung und Segen. Wer damit Luthers deutsche Messe vom Jahre 1526 vergleicht, wird sehen wie ganz selbständig unser Brenz zu Werke gegangen ist und wie übereinstimmend doch wieder mit Luther. Man

Digitized by Google

kann ihn überhaupt den schwäbischen Luther nennen. Er ist nicht bloß ein Schüler und Gehilfe Luthers, sondern unabhängig von ihm, wenn auch erleuchtet durch ihn, wirkt er in seinem Kreise reformierend und verfährt doch in allen Stücken ganz ähnlich wie jener.

Nachdem er die kirchlichen Angelegenheiten geordnet, richtete er sein Augenmerk wie Luther auf die Jugend und ihre Bildung. Zu dem Zweck gab er noch vor Luther Fragstücke des christlichen Glaubens für die Jugend zu Schwäbisch-Hall (1527) heraus, die aus einem kleinen und einem großen Katechismus für die Erwachsenen, jener von 9, dieser von 34 Seiten, bestehen. Das ist der erste evangelische Katechismus. Er fängt an mit der Tauf', dann kommt der Glaub', dann die Gebote, darnach das Gebet und die Sündenvergebung, endlich das heilige Nachtmahl. Mit großem Ernste drang er darauf, daß überall mehr und bessere Schulen für Arme und Reiche, Knaben und Mädchen eingerichtet würden. „Die Jugend ist der höchste Schatz einer Bürgerschaft; ein frommer und geschickter Bürger kann mehr Unheil von der Stadt abwenden als hundert Büchsen." Und er drang auch überall durch. Seiner besonnenen, nüchternen, ernsten und doch milden Stimme folgte der Rath der Stadt in allen Stücken und hatte es nicht zu bereuen. Die Kirchenordnung wurde ohne Kampf und Gewalt, die Brenz entschieden widerrieth (Kirchenordnung sei eine Zucht, kein Zwengniß) eingeführt und schon vor 1530 bauten sich die Hallischen Gemeinden in Frieden auf evangelischem Grunde.

Brenz war aber nicht nur darin ein vorzüglicher Oberhirte, daß er die Gemeinden zu ordnen und mit rechtem Wort und Sakrament zu versorgen verstand, sondern auch darin, daß er mit großem Scharfsinn und eindringender Gelehrsamkeit alle falsche Lehre abzuwehren und zu bekämpfen vermochte. Ja darin lag recht eigentlich seine Größe, und Gott hatte ihn dazu gerade auf den rechten Platz, den bedrohtesten Punkt gestellt. Vom Süden her suchte nämlich die Zwinglische Lehre nach Deutschland sich Bahn zu brechen; namentlich rechnete Oekolampad, Zwinglis Genosse und Brenzs Lehrer, auf ein freundliches Entgegenkommen der Schwaben, vor allem seines Freundes Brenz. Doch darin hatte er sich verrechnet. Mit Ruhe und

Digitized by Google

Milde trat Brenz ihm entgegen in einer Schrift, schwäbisches Syngramma genannt (Oktober 1525), in der er die lutherische Abendmahlslehre vertheidigte. Wir wollen des näheren auf diesen ganzen Streit, von dem wohl jeder evangelische Christ wünscht, daß er nie entstanden wäre, nicht eingehen; nur so viel wollen wir sagen, daß Brenz nicht aus Streitlust mit den Schweizern angebunden hat und den Frieden, um den namentlich die Straßburger Buzer und Capito sich sehr eifrig bemühten, abgewiesen, sondern lediglich aus Gewissensgründen. Wie friedfertig er war, zeigt recht deutlich der Umstand, daß er in seiner Auslegung des Evangeliums St. Johannis, die er gerade in dieser Zeit herausgab, wobei er doch reichlich Gelegenheit hatte zu streiten, keinen der Gegner bei Namen nennt und überhaupt nur aufbauend verfährt. Mitten im heftigsten Streit war er im tiefsten Frieden. Eben deshalb nahm er auch gerne die Einladung des Landgrafen Philipp von Hessen zu dem Vergleichsgespräch in Marburg an, hoffend „die göttliche Barmherzigkeit werde dem angesagten Gespräch zur Einhelligkeit der christlichen Herzen gedeihen und Segen verleihen, damit die Christen friedlichen Gemüthes mit einander wandeln könnten." Das Gespräch, welches am 1. Oktober 1529 bis zum 4. stattfand, blieb bekanntlich ohne Erfolg in der Hauptsache; doch näherten sich die Herzen einander. Brenz hat nicht viel mitgeredet, dafür um so sorgfältiger zugehört und uns einen ausführlichen Bericht von demselben überliefert, der heute noch die beste Quelle über dasselbe lutherischerseits ist.

Inzwischen wurde die Thätigkeit des Brenz immer noch vorwiegend von den praktischen Angelegenheiten der Kirche in Anspruch genommen. Die Lage der evangelischen Kirche war noch keineswegs gesichert, vielmehr machten sich die Römischen mit erneuter Gewalt auf, um alles, was die Evangelischen errungen, ihnen wieder zu nehmen und setzten es auf dem Reichstage zu Speier (März 1529) durch, daß den Evangelischen verboten wurde, irgend welche weitere Neuerungen einzuführen. Es solle alles bei dem gegenwärtigen Zustande bis auf weiteres verbleiben. Dagegen protestierten die evangelischen Stände; aber Hall wagte es nicht, sich dieser glorreichen Protestation anzuschließen. Dazu konnte Brenz nicht schweigen. Er hielt eine gewaltige Predigt über das Wort: „Wer mich

Digitized by Google

bekennet vor den Menschen, den wird des Menschen Sohn auch bekennen vor den Engeln Gottes." Er sagt darin: es gäbe kein mittleres; entweder bekennen oder verleugnen. Aller Welt Lob sei nur eine Seifenblase; aller Welt Schmach nicht minder. Er erinnert daran, welch furchtbares Gericht die Verleugnung nach sich ziehe. Da schämten sich die Haller, um so mehr, als sie nun von ihren evangelischen Mitständen ihrer Zaghaftigkeit wegen angegriffen wurden. Jetzt mußte Brenz wieder trösten und rathen, wie man wieder zurecht komme, wie er vorher gestraft hatte. Seine Obrigkeit war wie ein schwaches Kind, das sich ohne ihn nicht zu rathen und zu helfen wußte. In allen wichtigeren Fragen wandte sie sich an ihn und ließ sich ganz von ihm leiten. Das war auch gut so, denn Brenz gab überall den besten Rath, weil er ihn gar trefflich aus dem vorzüglichsten Rathgeber, dem Worte Gottes, zu schöpfen verstand.

So als um diese Zeit die Türken wieder ins Reich fielen, und es sich darum handelte, wie die Evangelischen sich dabei zu verhalten hätten! Man war nämlich früher mißtrauisch geworden, ob die gegen den Türken gesammelten Gelder nicht in des Papstes Seckel flössen. Brenz säumte nicht, seinen Rath zu ertheilen; zweiundzwanzig Predigten voll Weisheit, die von oben kommt, den türkischen Krieg betreffend, hielt er und gab er heraus. Den Pfarrern solle aufgegeben werden, das Volk zur Besserung des Lebens und anhaltendem Gebet fleißig zu ermahnen; es sollten in allen Reichsstädten Gebote gegen das Schwören, Fluchen, Unkeuschheit, Zechen, Tänze und andern Unfug ausgehen. Bewirke man so Zucht und Besserung des Volks, so wäre das eine stärkere Mauer als hundert Festungen. Ob der Kaiser persönlich zugegen, daran liege so viel nicht. Man solle sich mit aller Rüstung stellen und vor allem sich der Hilfe und Gnade unseres HErrn Gottes getrösten. Daneben warnt er die Obrigkeit, das Volk nicht ohne dringende Noth mit neuen Steuern zu beschweren, das sei mehr tyrannisch wie göttlich. Die Hauptsache aber sei für beide für Rath und gemeinen Mann die Buße. „Auf anderem Wege giebt es kein Heil. Damit schärfen wir die Schwerter der Unsrigen, beleben ihre Tapferkeit, verwandeln unsere Furcht in Muth. Jeder neue Betrug, Mord, Ehebruch, Rausch dagegen wird ein neuer

Digitized by Google

Bundesgenosse für den Feind. Ebenso thut Gebet dringend Noth; Moses, ein trefflicher Heerführer, begab sich vor der Schlacht auf den Berg zum Gebet. So laßt uns auch den heiligen Berg besteigen und um Sieg beten. Doch hilft nur Gebet aus demüthigem, bußfertigem Herzen. Von den Gottlosen sagt die Schrift: Sie rufen, aber da ist kein Helfer, zum HErrn, aber er antwortet ihnen nicht." Diese Predigten gehören zu den gewaltigsten Zeitpredigten, die je gehalten sind.

Die Türken wurden geschlagen, aber eine andere Gefahr erhob sich drohend wider die Evangelischen. Der Reichstag zu Augsburg war für 1530 angesetzt und verhieß nichts gutes. Gleich die Eröffnungsrede war den Evangelischen sehr mißgünstig. Nur mit Mühe gelang es der unbrechsamen Festigkeit der evangelischen Fürsten ihr helltönendes, herrliches Bekenntniß, das den tiefsten Eindruck machte, zur Vorlesung zu bringen; der Reichstagabschied fiel äußerst ungnädig und hart aus. Binnen einem Jahr sollten sich die Protestanten mit der römischen Kirche einigen oder des äußersten gewärtig sein. Einige von den Städten ließen sich erschrecken und nahmen den Abschied an; Hall blieb dieß Mal, durch Brenz gestärkt, fest. Dessen Rathschlag war ebenso entschieden als besonnen. Man solle an ein Koncil appellieren mit dem Vorsatze, dem Kaiser als natürlicher Obrigkeit nicht gewaltsam zu widerstehen. Der Rath solle aber nicht im Namen der Stadt sondern für seine Person und Amt protestieren; dann könne ja der Kaiser, wenn ihn der Protest erzürne, einen andern Rath bestellen: so geschehe der Stadt keine Ueberlast. In diesem Sinne sprach er sich überall aus: nicht nachgeben, aber auch keine gewaltsame Gegenwehr; lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Deshalb schloß sich auch Hall dem zu Schmalkalden von einzelnen evangelischen Ständen eingegangenen Schutz- und Trutzbündnisse nicht an. Im Jahre 1532 wurde denn durch den Nürnberger Religionsfrieden diese heiklige Frage für einige Zeit abgethan.

In Folge dessen gewann Brenz wieder mehr Zeit, sich dem inneren Aufbau der Kirche zuzuwenden. Es war da auch noch vieles zu ordnen, so manche Frage blieb noch unerledigt, sogleich die: wie solle es mit den Irrlehrern und Sektierern gehalten werden? Brenz verwirft alle weltlichen und leiblichen

Digitized by Google

Strafen, die machten das Uebel nur ärger und bekleideten die Irrlehrer mit dem Schein des Märtyrerthums; man müsse ihnen mit der Wahrheit unter die Nase fahren, das breche ihnen den Hals. Das alttestamentliche Gebot, sie zu tödten, sei im neuen Testamente geistlich anzuwenden. Hielten die Irrlehrer nicht Ruhe sondern verwirrten die Gewissen, so seien sie Landes zu verweisen. Eine andere Frage war, wie es mit der Ehe, ihrer Schließung und Scheidung zu halten sei. Brenz verwirft die Winkelehen, d. h. die heimlichen ohne väterliche Einwilligung geschlossenen, verlangt Ehegerichte, die prüfen sollen, ob die Ehe Gott gefallen werde, und erklärt die Ehe für unauflöslich und trennbar einzig wegen Ehebruchs. Wäre ein Weib von ihrem Ehemanne verlassen, so heirathe sie besser gar nicht mehr. Aber nicht nur in diese kirchlichen Dinge griff Brenz ordnend ein, sondern auch in Fragen des rein bürgerlichen Rechtes gab er trefflichen Rath, gleich ausgezeichnet durch hohen sittlichen Ernst wie durch evangelische Milde. Ueberall bewährte er sich als ein Mann von seltener Kenntniß des Menschenherzens, seiner Nöthe und seiner Bedürfnisse sowie der öffentlichen Zustände, ihrer Schäden und ihrer Heilmittel, also als ein rechter Seelen- und Volksarzt.

Deshalb war er auch ein sehr gesuchter und geplagter Mann wie einst Moses. Als es galt, die kirchlichen Zustände im Fürstenthum Nürnberg-Anspach, das dem edlen Markgrafen Georg von Brandenburg gehörte, zu ordnen wurde Brenz zu Rathe gezogen und reiste auf sechs Wochen nach Nürnberg im Jahre 1531. So entstand unter seiner Mitwirkung die treffliche Brandenburg-Nürnberger Kirchenordnung. Ein Anfang derselben, eine Katechismus- oder Kinderpredigt enthaltend, zeigt, wie trefflich er auch zu Kindern zu reden verstand. Drei Jahre später wurde er nach dem Herzogthum Würtemberg gerufen. Dort war Herzog Ulrich wegen allerlei Willkührlichkeiten vom Kaiser, seinem Oberlehnsherrn, verbannt und nach der Schweiz gegangen. Hier war sein Trotz gebrochen, er hatte sich der evangelischen Wahrheit von Herzen zugewendet. 1534 gelang es nun dem Landgrafen Philipp die Kaiserlichen aus Würtemberg zu verdrängen und das Land seinem angestammten Fürsten zurückzugeben. Nun sollte es auch völlig dem Evangelium geöffnet werden. Es war hier besonders schwierig, eine ein-

Digitized by Google

heitliche Ordnung herzustellen, weil der Herzog gleich zu Anfang für den Süden seines Landes den mehr zwinglisch gerichteten Ambrosius Blaurer, für den Norden hingegen den lutherisch gesinnten Erhard Schnepf berufen hatte. So war eine Art Doppelgeist in jene Reformation gekommen, und obwohl sich beide persönlich milde Männer zu einer vermittelnden Formel vereinigten (der sogenannten Stuttgarter Konkordia 1534) fühlte man sich doch keinerseits recht befriedigt. Da sollte Brenz wieder Rath schaffen. Er hatte von vorneherein von dem Eintrachtsversuch nicht viel gehalten, nicht weil er gegen die Einigung war, sondern weil sie ihm der inneren Wahrheit zu ermangeln schien. Doch ließ er sich bewegen, nach Stuttgart zu gehen und dort Monate lang an der Ausarbeitung und Einführung der ersten Würtembergischen Kirchenordnung mitzuwirken. Er hatte viel Noth damit. Den Einen war er zu abergläubisch (römisch), den Andern zu frei. Bis auf die Kleidung der Geistlichen hinab giengen die Fragen und Bedenken. Die Ordnung ist ein Muster von praktischer Weisheit.

Herzog Ulrich war von Brenz so befriedigt, daß er ihn bald darauf zur Ordnung seiner Universität Tübingen, wo alles sehr im Argen lag, berief. Da es an tüchtigen theologischen Lehrern fehlte, hielt Brenz selbst eine Reihe von Vorlesungen. Ein ganzes Jahr nahm ihn seine Aufgabe dort völlig in Anspruch. Am 6. April 1538 verabschiedete er sich mit Dank gegen Gott und die Menschen, die ihm zum Theil mit viel Vertrauen entgegen gekommen waren.

Nach Hall zurückgekehrt, mußte er alsbald wieder die Ordnung der heimischen Verhältnisse in die Hand nehmen. Die Kirchenordnung von 1526 genügte nicht mehr. Doch verzögerte sich die Ausführung des Werks bis zum Jahre 1543. Diese Ordnung ist in allen Theilen so klar und bestimmt, so maaßvoll und besonnen, daß sie eine der ersten Stellen unter allen derartigen Kirchenordnungen einnimmt und vielfach bei späteren zu Grunde gelegt worden ist. Deshalb wandten sich immer mehr Blicke auf Brenz, und immer mehr Aufforderungen ergiengen an ihn, zu kommen und ordnen zu helfen. So ließ ihn der Herzog Moritz von Sachsen bitten, auf ein oder zwei Jahre nach Leipzig überzusiedeln, um die dortige Universität auf evangelischen Fuß zu bringen. Wegen überhäufter Ge-

Digitized by Google

schäfte mußte er jedoch diesen ehrenvollen Ruf ausschlagen. Ebenso sandten gleich darauf Rektor und Doktoren der Hochschule Tübingen nach ihm, um ihn für die Universität zu gewinnen. Auch hier konnte er dem Rufe nicht Folge leisten. Auch nach Mömpelgart, Nördlingen und anderen Orten wurde er begehrt oder doch sein Rath. Wo er nicht selbst hin konnte, schickte er Schreiben oder tüchtige Männer an seiner Statt.

Bei aller dieser praktischen Thätigkeit versäumte er die gelehrte, wissenschaftliche durchaus nicht. Sie war ihm eine Erholung inmitten der vielfachen Kämpfe und Sorgen der unruhigen Gegenwart; denn er lag ihr ob nicht zur Füllung seines Kopfes sondern zur Erbauung seines Herzens, wie er selbst es in der Vorrede zu seinen achtzig Homilieen über die zwölf letzten Kapitel des Evangeliums St. Lucä ausspricht: „Während ich alle meine Gedanken jenem innigen und seligen Umgange zugewandt habe, den der Apostel des HErrn mit Christus, dem Urheber des ganzen Heils, auf dieser Welt gehabt, vergaß ich die große Noth der Gegenwart und ruhte aus in der Betrachtung dessen, was der HErr für uns gethan." Solcher Stärkung bedurfte er in hohem Grade, denn so gefahrvoll die Verhältnisse auch immer gewesen waren, so sollten sie sich doch nun bald besonders schwer für ihn gestalten.

Im Jahre 1541 hatte nämlich auf Andringen des Kaisers Karl des Fünften zu Regensburg ein Religionsgespräch zwischen evangelischen und katholischen Theologen (Buzer, Pistorius, Melanchthon — Julius von Pflug, Johann Gropper, Eck) stattgefunden, das zu dem sogenannten Regensburger Interim führte. Brenz urtheilte davon, man wolle den Teufel und Christum vergleichen, und selbst Melanchthon war wenig davon befriedigt. Dennoch verlangte der Kaiser mit Ungestüm die Annahme desselben. Bis Ende 1544 verhinderte ihn der Krieg mit Frankreich, ernstlich auf die Verwirklichung seiner Wünsche hinzuarbeiten. Kaum aber hatte er nach außen freie Hand bekommen, so säumte er damit nicht länger. Zunächst forderte er die Evangelischen nochmals auf, sich mit dem Papste zu vergleichen; ein neues Gespräch in Regensburg, an dem auch Brenz, freilich höchst widerwillig, theilnahm, sollte das herbeiführen. Es blieb natürlich erfolglos. Mitten in die Verhandlungen fiel die Nachricht von Luthers Tode. Tief erschüttert

Digitized by Google

und voll schwerer Sorgen um die Zukunft reiste Brenz nach Hause. Die Auslegung des Galaterbriefes, die er damals herausgab, läßt einen Blick in seine Gemüthsverfassung thun. Mit einem Gebet um Beistand aus tiefster Buße aber auch aus zuversichtlichem Glauben, des HErrn Sache zu vertreten, heraus eröffnet er die Schrift; es ist ähnlich den Gebeten Daniels und Esras. Das Wort: Der HErr ist unsre Zuversicht und Stärke, tönt durch das Werk hindurch.

Nun hatte die Stunde geschlagen, wo Brenzs Glaube sich im Feuer der Trübsal bewähren sollte. Nachdem alle Verständigungsversuche gescheitert waren, brach der Schmalkaldische, für die Protestanten so unglückliche Krieg aus. Es gelang dem Kaiser sehr leicht und schnell, Süddeutschland einzunehmen, und im Monat Dezember 1547 rückten seine Truppen in Hall ein. Brenz kam in die größeste Gefahr. Sein Haus wurde von Soldaten besetzt und gründlich untersucht. Ein Bischof stöberte alle seine Bücher und Papiere nach ketzerischen und verrätherischen Schriften durch. Er fand unter anderen eine Predigt darüber, daß die Vertheidigung in diesem Kriege nicht ungerecht sei. Das erregte den ganzen Zorn des Kaisers. Der Rath konnte Brenz nicht länger schützen. Er mußte mitten in der kalten Winternacht als ein Bettler verkleidet und auch wirklich nach seinen äußeren Verhältnissen ein Bettler aus der Stadt fliehen und sein armes, krankes Weib, mit welcher er seit dem Anfang des Jahres 1531 verheirathet war, sammt den sechs Kindern, die sie ihm geboren, hilflos zurücklassen. „O Himmel und Erde," schreibt er, „was sind das für Zeiten, und was wird noch über die Welt ergehen! Mein Muth ist allerdings durch Gottes Gnade noch ungebrochen. Wenn mich aber das Schicksal der Meinigen — denn um sie bin ich sehr besorgt — nicht bekümmerte, so muß ich von Eisen sein, und wie könnte ich sonst den HErrn um ihre Rettung anflehen? Ich bin entblößt von aller menschlichen Hilfe und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Aber ich zweifle nicht, je mehr ich zerschlagenen und gedemüthigten Herzens bin, desto näher ist mir der HErr. Ich werde auch ferner tragen können, was mir zugeschickt wird." „Wohin ich sehe, überall Krieg, alles ist kaiserlich. Darum, wenn es kein Land mehr giebt, das mich auf-

Digitized by Google

nehmen kann, so bitte ich den HErrn, daß er mich in den Himmel aufnehme."

Ermuthigt durch die Nachrichten, die er aus der Stadt empfieng, und vom Rath wiederholt aufgefordert, kehrte er zu Anfang 1548 mit den Worten heim: „Was nun noch kommen mag, ich will es mit getrostem Muth in Christo ertragen." Sicher war er indeß dort keineswegs. Die Stadt blieb nach wie vor von den Kaiserlichen besetzt, und auch im Norden hatte der Kaiser inzwischen die verbündeten Fürsten völlig besiegt. So nach Ueberwältigung alles Widerstandes unternahm er nochmals einen Vereinigungsversuch und ließ durch zwei katholische und einen evangelischen Theologen (Johann Agrikola) das Augsburger Interim vereinbaren (1548). Natürlich konnten die Evangelischen darauf nicht eingehen. Brenz trat trotz seiner gefährdeten Lage sofort mit Entschiedenheit dagegen auf. Er nannte das Interim einen Interitus (Untergang). Dem Rath schrieb er: Die Bücher sind durch das Kriegsvolk schon in Schaden zeitlicher Güter versetzt, nimmt man ihnen auch die bisher gebrauchte Lehre, so bringt man sie damit auch um das Ewige.

Solche Rede mußte Brenz bald neue Verfolgung zuziehen. Es ergieng der Befehl, ihn zu verhaften. Durch eine wunderbare Fügung erhielt Brenz noch rechtzeitig davon Nachricht. Ein Rathsherr, der wegen Zuspätkommens dem Eide, welcher allen Rathsherren in dieser Angelegenheit Stillschweigen auferlegte, glücklich entgangen war, ließ ihm sagen: „Flieh, Brenz, flieh!" Brenz saß gerade bei Tisch, als er die Botschaft empfieng. Schnell stand er auf und gieng zur Stadt hinaus. Vor dem Thore begegnete ihm der kaiserliche Kommissar. „Wohin, Brenz?" „Zu einem Kranken." „Speiset doch morgen bei mir." „So Gott will, ja!" Damit gieng er weiter und floh in die Wälder voll Sorge um sein todtkrankes Weib und seine Kinder, die er in der Gewalt der Feinde zurücklassen mußte, mehr noch besorgt um seine Kirche, in der nun die Messe wieder eingeführt wurde. Zogen die Spanier auch bald aus Hall ab, so war doch dort seines Bleibens nicht mehr, denn der Rath konnte ihn wieder nicht mehr in Schutz nehmen. Wohin sich wenden? Viel edle Herren hatten ihm ein Asyl angeboten, aber seine Blicke waren auf Herzog Ulrich von Würtemberg

Digitized by Google

gerichtet, den Fürsten, der sich so fürstlich, christlich und treulich seines Elends angenommen. Heimlich nahm er von Weib und Kind Abschied, von der ersteren, um sie nicht wieder zu sehen. Ulrich sandte seinen Schützling nach Basel, weil er ihn im eigenen Lande nicht für sicher hielt. Die Nachricht von dem bald nach seiner Abreise erfolgten Tode seiner Frau trieb ihn zu seinen Kindern zurück, die der Herzog großmüthig zu sich nach Stuttgart genommen. Kaum hatten die Feinde von seiner Ankunft vernommen, als sie eifrig nach ihm zu suchen begannen. Eiligst flüchtete sich Brenz in ein noch offenes Haus mit einem Laib Brot unter dem Arme und verbarg sich hinter einem unter dem Dache aufgestellten Holzstoß. Vierzehn Tage mußte er dort ausharren; er hätte verhungern müssen, wenn nicht Gott täglich eine Henne gesandt hätte, die ihr Ei in der Nähe seines Verstecks legte. Damit fristete er sein Leben, bis die Spanier abzogen und die Gefahr vorüber war. Doch sandte ihn der Herzog zunächst vorsorglich in den abgelegenen Gebirgsflecken Mägerkinden.

Damit hatte die Kampf- und Drangsalszeit ein Ende, und es beginnt nun ein neuer Abschnitt in Brenzs Leben. 1550, gleich nach den oben erzählten Ereignissen, starb Herzog Ulrich, und sein Sohn Christoph, ein begeisterter Anhänger und Schüler von Brenz und zugleich ein thatkräftiger, unerschrockener Mann, kam zur Regierung. Der rief Brenz, welcher sich inzwischen in seinem Asyl von neuem mit Katharina Isenmann verheirathet hatte, sofort zurück in die Hauptstadt. Gleich trat er auch wieder in volle und bedeutende Thätigkeit. Es handelte sich zunächst um die Theilnahme der Evangelischen am Konzil zu Trient, welches nach längerer Pause 1551 wieder eröffnet war. Brenz rieth, man solle daran theilnehmen, aber mit dem Anspruch auf Stimmrecht und mit Uebergabe eines deutlichen Bekenntnisses. Er faßte ein solches ab und gieng später selbst auf kurze Zeit nach Trient. Allein schon nach vierzehn Tagen kehrte er sehr enttäuscht heim. Man hatte ihn sehr artig empfangen, aber er wollte doch auch den Leuten kein bloßes Schauspiel sein.

Doch war seine Arbeit nach der Seite für die Kirche nicht verloren. Aus der für das Konzil verfaßten Schrift wurde die sogenannte Würtemberger Konfession, die sammt der spä-

Digitized by Google

teren Kirchenordnung bis auf den heutigen Tag die Grundlage der Würtembergischen Kirche bildet. Das kam so. Als Kaiser Karl der Fünfte durch den Passauer Vertrag 1552 genöthigt war, den Protestanten wieder freie Bewegung zu gestatten, gieng Herzog Christoph, dem die durch das Interim geschaffenen Zustände schon lange ein Greuel waren, und der gleich nach seinem Regierungsantritte heimlich und vorsichtig auf seine Beseitigung hingearbeitet hatte, kräftig ans Werk, seine Landeskirche von dem päpstlichen Unwesen zu reinigen. Die Messe ward abgeschafft, und die papistischen und interimistischen Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, wurden abgesetzt. Glücklicher Weise starb um diese Zeit der Propst der Stiftskirche in Stuttgart, ein katholischer Prälat, und es konnte daher der Herzog Brenz zu dieser höchsten geistlichen Würde des Landes berufen. Dadurch bekam er nun auch amtlich den größten Einfluß, und er benutzte seine Stellung, um die Kirche auf Grund des göttlichen Wortes gar trefflich zu ordnen. Einiges wollen wir wenigstens aus seinen Anordnungen hervorheben. Ein besonderes Augenmerk hatte er auf die Ausbildung der Kirchendiener (Prediger) gerichtet. Um die eine gründliche werden zu lassen und um auch unbemittelten, aber befähigten Zöglingen Gelegenheit zu geben, ins geistliche Amt zu gelangen, wandelte er die Mönchsklöster in Klosterschulen um, die später auf fünf beschränkt wurden. Ferner wurde aus den Klostergütern das Stift zu Tübingen gegründet und ausgestattet, welches die in den Klosterschulen herangebildeten Zöglinge zu weiterer Ausbildung aufnahm und ihnen das Studieren an der Hochschule ermöglichte, dasselbe leitete und überwachte. „Für viele Tausende von Würtembergern ist diese Anstalt eine geistlich und leiblich nährende Mutter geworden.“ Ebenso treulich sorgte Brenz im schönsten Einvernehmen mit seinem Fürsten für die Volksschulen, die überall an die Meßnereien angeschlossen und mit wohl unterrichteten und beaufsichtigten Personen besetzt wurden. Würtemberg ist das erste Land, in welchem das Volksschulwesen derartig geordnet wurde.

Nach einer andern Seite noch wurde in dieser Zeit Brenz vielfach in Anspruch genommen, und wir müssen auch darauf hin noch einen Blick werfen, so wenig erfreulich auch diese Begebenheiten sind. Nachdem die evangelische Kirche nach außen

Digitized by Google

Ruhe erlangt hatte, entbrannten in ihrem eigenen Schooße die heftigsten Streitigkeiten. Zum Theil waren dieselben allerdings kaum zu vermeiden und lagen in den Verhältnissen; die Kirche war eben noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen. Leider aber wurden sie nicht immer im rechten christlichen Geiste, mit der nöthigen Liebe und Weisheit geführt. Vielfach that sich ein wohl gut gemeinter aber zu stürmischer und ins fleischliche gerathender Eifer kund. Da ragt inmitten der Streitenden Brenz durch seine Ruhe und Besonnenheit, seine Milde und seinen Ernst hoch empor. So gleich im Osianderschen Streit! Der Würtemberger Osiander, ebenfalls durch das Interim aus seiner Heimath vertrieben, hatte beim Herzog Albrecht von Preußen Anfnahme gefunden, dort aber bald über die Rechtfertigung eine Lehre entwickelte, die nicht unerheblich von der evangelischen abwich, indem er die dem Menschen durch den Glauben einwohnende Gerechtigkeit Christi (nicht die zugerechnete) für die Ursache der Rechtfertigung erklärte. Brenz mißbilligte Osianders Lehre, meinte aber, er habe mehr im Ausdruck als in der Sache gefehlt, er riethe mehr zu einer Aussöhnung als zu einer Verdammung von Lehrsätzen, über die er selbst noch nicht ganz im klaren sei. Das erbitterte die eifrigen Gegner Osianders; sie beschuldigten ihn gar des Abfalls vom Christenthum. Sehr würdig antwortet Brenz, nie werde er um Menschengunst etwas gegen sein Wissen und Gewissen verdammen, was ihm zum mindesten entschuldbar erscheine. Sei aber auch sein Urtheil vielleicht hier ein irriges, so habe er deshalb nicht Christum und seine reine Lehre verlassen. Lieber sollten beide Theile die Entscheidung noch verschieben, bis die Mißverständnisse gehoben und die eigentlichen Streitpunkte klar seien. Als man ihn später durchaus hineinziehen wollte, schrieb er: „Ich bin von solchem Abscheu gegen diesen giftigen Hader erfüllt, daß ich, so oft ich daran denke, mich entweder eilig zum Gebet oder zu meinen Freunden wende, um diese Gedanken los zu werden."

Daß er deshalb um des lieben Friedens willen die reine Lehre nicht preisgab und die Wahrheit durch die Liebe nicht leiden lassen wollte, bewies er gleich darauf, als von neuem die Streitigkeiten über das heilige Abendmahl erwachten. Er bekannte sich in dem „Bekenntniß von der wahrhaften Gegen-

Digitized by Google

wart des Leibes und Blutes JEsu Christi im heiligen Nachtmahl" mit großer Entschiedenheit zur lutherischen Lehre, wiewohl er dadurch mit seinem liebsten Freunde Melanchthon in Zwiespalt kam, war aber dabei doch so milde, daß er eine Schrift Andreäs über das Nachtmahl dahin beantwortete: „Es wäre, nachdem so viele Jahre darüber gepredigt, geschrieben, gehadert und geschändet, hohe Zeit, das einmal zurecht zu setzen. Wollten wir je durch freundliche, holdselige Liebe nicht unserm HErrn JEsus Christus dienen, so sollten wir doch unsern öffentlichen Feinden nicht so viel zu lieb thun, daß wir ihnen durch unsere eigene Uneinigkeit zu ihrer giftigen Freude und Jubilieren Ursach geben. Doch weil Christus sage, es müsse Aergerniß kommen und so gut sei, daß er nichts arges zulasse, aus dem nicht etwas gutes erwachse, so werden des Aergernisses Ursacher ihren Lohn empfangen, die rechte Lehre aber durch Gottes Gnade doch erhalten werden. Dessen wollen wir uns trösten und unsern Christo schuldigen Dienst mit allem Fleiße verrichten." Gleiche Milde und Mäßigung bei aller Treue bewies Brenz auch in den übrigen Streitigkeiten der lutherischen Kirche, in die er mit hinein gezogen wurde, und die von den jüngeren Theologen zu Jena und Wittenberg mit böser Leidenschaftlichkeit geführt wurden. Brenz beklagte und strafte wiederholt den ungeistlichen Ton und Sinn dieser Zänkereien und suchte beständig den Streit von der Person auf die Sache zu lenken. So schreibt er: „Vom Osiandrismus bekennen wir, daß es ein falsch Dogma sei, da gelehrt wird, der Mensch werde gerecht wegen der wesentlichen Gerechtigkeit; ob aber Osiander das wirklich gelehrt, wissen wir nicht. Ebenso im Majorismo bekennen wir, daß es falsch sei, als verdiene man durch Werke die Seligkeit; ob Major das lehre, wissen wir nicht. Ebenso wird der Synergismus und anderes mehr verworfen: ob aber etliche Wittenberger solches vermeinen, ist nicht unseres Amtes darüber zu entscheiden." Das angeführte wird genügen, um ein Bild von der Stellung und Bedeutung unseres Brenz zu geben. Wir erwähnen daher nur noch, daß er bis an sein Lebensende mit regster Theilnahme alle Ereignisse in der Kirche begleitete und überall hin, selbst bis nach Frankreich und Italien auf die an ihn gelangten Bitten mit Rath und That eingriff.

Digitized by Google

Brenz war ebenso fleißig mit der Feder wie mit dem Wort und mit der That. Trotz seines sehr bewegten Lebens fand er Zeit, die größere Hälfte der alttestamentlichen Bücher und einen großen Theil des neuen Testaments ausführlich auszulegen. Seine Auslegungen fanden weithin lebhaften Beifall; in England und Holland wurden sie noch im vorigen Jahrhundert theuer bezahlt. Ebenso fruchtbar war er als Prediger. Er predigte nicht nur Sonntags sondern auch in der Woche und arbeitete seine Predigten sorgfältig aus, die dann von seinen Freunden herausgegeben wurden. Er ist in seiner Predigtweise durchaus nüchtern und keusch, bleibt bei dem buchstäblichen Sinne stehen, ohne sich auf Künsteleien einzulassen: seine Sprache ist edel und kräftig, schlicht und einfach, ohne rednerischen Schmuck. Vor allem aber müssen wir neben den zahlreichen Kirchenordnungen, die er ganz oder zum Theil verfaßt hat, seines großen Katechismus gedenken, der im Jahre 1551 herauskam, und der, wenn er auch den beiden Katechismen Luthers nicht gleich zu achten ist, ihnen doch an Werth und Bedeutung sehr nahe steht und auch zur Reformationszeit eine sehr weite Verbreitung im Südwesten Deutschlands fand. Er hat eine ganz andere Reihenfolge als die von Luther beobachtete, indem er mit der Taufe beginnt, darauf den Glauben, das Gebet, das Gesetz folgen läßt und mit dem heiligen Nachtmahl schließt. Er entwickelt übrigens die christliche Lehre nicht in Frage und Antwort sondern in längeren, zusammenhängenden Ausführungen als Erläuterungen zu den Fragen seines Katechismus von 1527. Als Probe, zum Vergleich mit Luther, führen wir eine Stelle an, die zugleich trefflich geeignet ist, uns ein Bild seiner ganzen Sinnesweise zu geben. Zur ersten Frage: Weß Glaubens bist Du? bemerkt er: „Diese Frage ist nicht zufällig an die Spitze gestellt; sie soll Kinder und Erwachsene an das erinnern, was ihnen vor allem am Herzen liegen, ihre vornehmste Sorge sein soll in diesem Leben. Es ist ja nur zu bekannt, was die Art und Gewohnheit dieser Zeit ist: der Menschen Rennen und Gehen geht so sehr auf Erhaltung und Vermehrung der zeitlichen Güter, daß sie meinen, nur für des Leibes Sorgen geboren zu sein. Der Glaube kann allein den Menschen von der Sünde und allem Uebel befreien. Legen wir auf einen Haufen alle

Digitized by Google

Güter der Erde, Macht und Ehre, hohe Stellung, Weisheit, Gelehrsamkeit, was die Welt nur bewundert, alles das kann uns im Tod nicht erhalten, uns den Flammen der Hölle nicht entreißen." Man sieht, da ist nichts von todter Orthodoxie und steifem Buchstabenthum sondern alles tief ins Leben greifend und scharf ins Herz schneidend.

In solchem Geiste stand er auch seinem Hause vor. Eine zahlreiche Familie hatte Gott ihm geschenkt. Sechs Kinder gebar ihm seine erste Frau, zwölf seine zweite, mit der er zwanzig Jahre in der glücklichsten Ehe lebte. Als Greis hatte er außer seinen zum Theil noch unerzogenen Kindern einen blühenden Kreis von Enkeln um sich, deren Erziehung er selbst leitete. In seiner Haushaltung war er einfach, aber nicht kleinlich sondern gastfrei, mildthätig, mäßig und bescheiden. Es gelang ihm in den späteren Lebensjahren sogar ein kleines Vermögen zu erwerben und sich ein kleines Gütchen zu kaufen, auf dem er die Sommermonate zubrachte. Doch hatte er nie großen Werth auf zeitliches Gut gelegt und manche gute Gelegenheit sein Einkommen zu bessern — denn von Fürsten und Städten wurden ihm glänzende Anerbietungen gemacht, wenn er in ihre Dienste treten wollte — ausgeschlagen. Bei ihm gieng es nach dem Wort: Bleibe in dem Berufe, darinnen du berufen bist, und laß dich auch mit wenigerem begnügen. Auch mochte er seinen lieben Herzog Christoph, der ihm an Geist und Sinn ganz ebenbürtig war und mit großer Umsicht seine Rathschläge ausführte, nicht verlassen. Um so schmerzlicher berührte ihn die Nachricht von dessen im Dezember 1568 erfolgten Tode. „Wie gerne," rief er aus, „hätte ich sein Leben mit dem meinigen erkauft!" Der treue Diener sollte seinem fürstlichen Herrn bald nachfolgen.

Er hatte schon 1568 das Predigen einstellen müssen. Gegen das Ende des Jahres 1569 wurde er, der sich bis dahin einer vorzüglichen Gesundheit erfreut, von einem Schlaganfall getroffen. Zwar erholte er sich wieder, aber seine Kraft war gebrochen. Donnerstag, den 17. August 1570 wurde er von heftigem Frost und Hitze befallen, wollte sich indeß nicht hinlegen, weil er nie ein Weichling gewesen. Da jedoch die Krankheit zunahm, ließ er am 31. August die Stadtgeistlichen rufen, sprach ihnen väterlich zu und ließ sich den ersten Theil

Digitized by Google

seines Testaments vorlesen, in welchem er, wie viele andere gottselige Männer vor ihm und nach ihm nicht nur das zeitliche geordnet sondern auch sein Glaubensbekenntniß niedergelegt hatte, und erklärte danach tapfer und rund, dabei sterben und genesen zu wollen. Dann empfieng er mit besonderer Freudigkeit das heilige Abendmahl nebst seiner Familie und allen anwesenden Geistlichen, ermahnte auch die Amtsbrüder herzlich zur Beständigkeit in der reinen Lehre und christlicher Einigkeit. Während der folgenden zehn Tage lag er still, ohne eine Klage von sich zu geben. Am elften September früh traf ihn von neuem ein Schlag, der ihn stundenlang betäubte. Als er erwachte, hörte er noch das apostolische Glaubensbekenntniß vorlesen und antwortete auf die Frage, ob er in diesem Glauben sterben wolle, deutlich ja. Dann entschlief er Mittags ein Uhr ohne merklichen Kampf. Begraben wurde er in der Stiftskirche nahe der Kanzel. Er hatte sich diesen Platz selbst ausgewählt aus dem Grunde, damit er, wie er sagte, wenn nach der Zeit jemand von dieser Kanzel eine Lehre verkündigen sollte entgegengesetzt der, die er seinen Zuhörern vorgetragen habe, sein Haupt aus dem Grabe erheben könne und ihm zurufen: Du lügst. So fest hielt Brenz bei aller Milde seines Sinnes an der lutherischen Lehre. Er bleibt neben seinen ausgezeichneten Leistungen für die Kirche seiner Tage, namentlich ihrer Ordnung, für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild gesunder Rechtgläubigkeit.

Digitized by Google

Johannes Arndt.

Johannes Arndt ist geboren im Jahre 1555 zu Ballenstädt im Fürstenthum Anhalt, woselbst sein Vater Hofprediger war. An dem Hofe des Fürsten Wolfgang zu Anhalt herrschte ein ernster, andächtiger Ton, der auch dem jungen Arndt sich schon frühe mittheilte. Auch dadurch, daß er körperlich viel leidend und frühe verwaist war, wurde unser Johannes ernster gestimmt. Er las die Schriften des heiligen Bernhard, des Thomas a Kempis, Taulers, und fand in ihnen Stärkung und Trost. Dennoch hatte er eigentlich die Absicht Medizin zu studieren, zu welcher Wissenschaft er Zeit Lebens eine Vorliebe behalten hat. Als er aber in schwere Krankheit verfiel und aus derselben errettet wurde, beschloß er, sein Leben dem HErrn im Dienste der Kirche zu weihen. Im Jahre 1576 bezog er die neu errichtete Universität Helmstädt, später die Universitäten Wittenberg, Straßburg, Basel, und befestigte sich auf diesen in der lutherischen Lehre, studierte auch in Basel nebenbei Medizin. Im Jahre 1581 kehrte er nach Ballenstädt zurück und übernahm dort ein Rektorat an der Schule, wurde aber schon 1584 nach Badeborn, einem anhaltischen Dorfe, als Pfarrer berufen. Hier wurde er in einen Streit mit dem Herzog Johann Georg den Ersten verwickelt, der, weil er zur reformierten Kirche hinneigte und nachher auch wirklich übertrat, sowohl die Bilder in den Kirchen des Fürstenthums als auch die Teufelaustreibung bei der Taufe abzuschaffen befahl. Arndt widersetzte sich diesem Befehl, da er sowohl wie die Kirche lutherisch sei. In Folge dessen wurde er seines Amtes am 21. September 1590 entsetzt. Aber gleichzeitig erhielt er einen Ruf nach Quedlinburg, wo er zuerst als Prädikant und

Digitized by Google

nach zwei Jahren als Pastor an der Neustädtischen Kirche angestellt wurde, während er einen gleichzeitigen Ruf nach Mansfeld ausschlug. Seine Gemeinde vermißte ihn ungern, und da Quedlinburg von Badeborn nur eine Stunde entfernt war, kamen die Badeborner häufig nach Quedlinburg zur Kirche.

In Quedlinburg aber fand er einen sehr harten Boden, er klagte über fruchtlose Arbeit und schnöden Undank und führte dort sieben Jahre lang ein schmerzen- und entbehrungreiches Leben, zumal auch unter den geistlichen Amtsbrüdern nur einer (Leopold) ihm gleichgesinnt war. Hier in Quedlinburg gab er auch im Jahre 1596 eine Schrift heraus, worin er sich für Beibehaltung der Bilder in den Kirchen aussprach. Da er sich danach sehnte von Quedlinburg fortzukommen, so nahm er im Jahre 1599 mit Freuden einen Ruf an die Martinskirche in Braunschweig an.

Es ward ihm verdacht, daß er davon der Gemeinde vorher keine Anzeige gemacht; man warf ihm vor, er sei undankbar und vergesse, wie er als ein brotloser Verbannter von der Stadt Quedlinburg aufgenommen sei. Er sagt aber in seinem Schreiben an die Aebtissin, die damals die oberste kirchliche Behörde von Quedlinburg war, er habe ja auch einen Ruf nach Mansfeld ausgeschlagen, und es sei ihm nicht zu verdenken, daß er Quedlinburg verlasse, denn er habe fast keinen vertrauten Menschen in der Stadt. „Sie haben mich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben Sitten," heißt es in dem Briefe, „in der Kirche habe ich oft um Gottes willen gebeten, stille zu sein. Ich bin des Predigens müde, so es Gottes Wille wäre, nicht allein hier sondern auch anderswo. In der nächsten Pest habe ich gethan, soviel menschlich und möglich gewesen, habe niemand abgeschlagen zu besuchen, der mich darum gebeten, habe ihm Rath und That gegeben und dem vornehmsten meiner Verkläger geschrieben, weß er sich in seiner Krankheit solle verhalten, und da er es begehrte, wollte ich zu ihm kommen, darauf er mir geschrieben, er wolle mich, weil ich sonst viel zu thun habe, damit verschonen." So wurde er denn nach Braunschweig entlassen.

Indessen in Braunschweig erwarteten ihn neue Kämpfe. Im Jahre 1605 gab er nämlich hier sein erstes Buch vom wahren Christenthum heraus. Das Buch entstand

Digitized by Google

aus Wochenpredigten, die er gehalten, und der Zweck desselben ist, wie er selbst sagt, sowohl die Theologen von der streitsüchtigen Theologie als die Christgläubigen vom todten Glauben abzuziehen und beide auf die wirkliche Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit hinzuweisen und zu zeigen, worin das rechte christliche Leben bestehe. Damit hatte Arndt aber den wunden Fleck seiner Zeit aufgedeckt und in ein Wespennest gegriffen. Allerdings fand das Buch sowohl an den Höfen der Fürsten als in den Hütten der Armen die dankbarste Anerkennung, und von weither liefen Dankbriefe für den dadurch empfangenen Segen ein. So schrieb unter anderen der Prediger Cnopius aus Reval an ihn, der esthländische Statthalter Graf de la Garde, die Gemahlin des schwedischen Statthalters und der Statthalter Gabriel Oxiensterna hätten die Schrift mit höchster Erbauung gelesen und bäten sich aus, sich unter Arndts Freunde rechnen zu dürfen. Cnopius setzt hinzu: „Ich leugne nicht, daß ich selbst unter denjenigen gewesen bin, die dafür hielten, daß es bei dem christlichen Glauben allein oder doch vornehmlich auf das bloße Wissen ankomme, daher ich mich nach allem Vermögen bemüht, mich mit den religiösen Streitsachen bekannt zu machen. Als die Summe der Religion ist früher angesehen worden zu wissen, wie man sich über die Religion gestritten habe. Aus diesem höchst schädlichen Irrthum hast Du mich durch Deine Schriften, in denen Du so scharf und nachdrücklich dagegen gezeugt, heraus gerissen und mich gelehrt, daß die Gottseligkeit vielmehr in einem heiligen Leben als in großer Wissenschaft bestehe.“ Ebenso erhielt Arndt aus Straßburg, Mühlhausen in Thüringen, Breslau, Briefe von dankbaren Lesern. Einige baten sich die Abschrift der noch ungedruckten drei letzten Bücher auf eigene Kosten aus. So sehr aber das Buch vom wahren Christenthum Anerkennung und Verbreitung bei allen Gutgesinnten fand, so sehr fand es Widerstand bei denen, die sich dadurch getroffen fühlten, bei den todten Orthodoxen. Namentlich traten die Amtsgenossen Arndts in Braunschweig dagegen auf, zumal aus Neid über den ihm gespendeten Beifall, nur ein einziger stand auf seiner Seite. Sein Hauptfeind war sein nächster Kollege an der eigenen Kirche, Magister Denecke.

Der Aufenthalt in Braunschweig wurde ihm dadurch

Digitized by Google

sehr verbittert, seine Briefe sind voller Klagen und voll Sehnsucht nach dem ewigen Leben. Er schreibt an den Bürgermeister zu Braunschweig: „Gebe Euch freundlich zu betrachten, was das sei, einen öffentlich für der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, all sein Thun und Predigen Jokeley und Hudeley zu schelten, einen nicht allein als den gröbsten ungelehrtesten Esel, als der die Theologiam nicht gelernt, auch nicht verstehet, zu beschreien sondern auch der Lehre halber verdächtig zu machen und die Leute für einem zu warnen, da ich doch die reine Lehre in öffentlichen Verfolgungen ungesparten Leibes und Gutes ohne unziemlichen Ruhm bekannt und vertheidigt habe, und muß Gott und Euch bekennen, daß mir niemals meine harte Verfolgung und Verstoßung aus meinem lieben Vaterlande, dem Fürstenthum Anhalt, so weh gethan als diese, und wenn mich nicht mein gut Gewissen und das Exempel meines HErrn JEsu Christi und seiner werthen Apostel getröstet, so wäre ich des Todes gewesen. Habe auch damals meinen lieben Gott mit Thränen gebeten, mir ein ander Oertlein, es sei so gering es wolle, zu zeigen, und hätte ichs damals gewußt, ich wäre auf Händen und Füßen hinausgekrochen." 1607 schreibt er an Johann Gerhard, er werde heimlich und öffentlich ehrenrührig angegriffen und bei dem Volke verdächtigt. „Ich hätte es nimmer gemeint," sagt er, „daß unter den Theologen so giftige, böse Leute wären. Sie wollen sein Wiedergeborene, Gesalbte und des heiligen Geistes Werkzeuge, und muß dann alles um der reinen Lehre willen gethan sein."

Wir ersehen hieraus, wie groß die Verfolgung seitens seiner Kollegen gewesen, und da alles unter der Censur des Ministeriums gedruckt werden mußte, so konnte Arndt, so lange er in Braunschweig war, die drei anderen Bücher seines wahren Christenthums nicht herausgeben. Im Jahre 1608 aber erhielt er einen Ruf nach Eisleben durch die Grafen von Mansfeld und wurde so aus dem „feurigen Ofen", wie er sagt, befreit; in Folge dessen erschien denn auch 1610 die erste Gesammtausgabe seiner vier Bücher vom wahren Christenthum zu Magdeburg.

In Eisleben fand er ehrende Anerkennung seitens seiner Patrone, der Grafen von Mansfeld sowohl als seitens seines geistlichen Vorgesetzten, des Pastor Sleupner an der dortigen

Digitized by Google

Hauptkirche. Als die Pest dort ausbrach, hatte er hinreichende Gelegenheit, seine Berufstreue zu bewähren. Doch war seines Bleibens in Eisleben nicht lange, denn im Jahre 1611 berief ihn der Herzog Christian zu Celle zum Hofprediger und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg nach Celle, womit ihm ein viel größerer und bedeutenderer Wirkungskreis angewiesen wurde, weshalb denn auch die Grafen von Mansfeld ihn, wenn auch ungern, doch endlich gutwillig entließen. Hier in Celle verblieb Arndt bis zu seinem seligen Tode, der am 11. Mai 1621 erfolgte. Er ist den Lüneburgischen Landen zum großen Segen gewesen, namentlich durch die von ihm entworfene und eingeführte Kirchenordnung, sowie durch die von ihm abgehaltenen Generalvisitationen. Durch diese kamen alle vorhandenen kirchlichen Uebelstände zur Kenntniß der obersten Behörde, und der Herzog selbst that sein möglichstes, um dieselben abzustellen. Denn Herzog Christian war ein frommer Regent, dem lutherischen Bekenntnisse von ganzem Herzen zugethan, fromm auch im Wandel und eifrig in der Fürsorge für Kirche und Schule. Er pflegte mit eigener Hand die nöthigen Verfügungen zur Abstellung der kirchlichen Uebelstände zu dekretieren.

In Celle gab Arndt 1612 auch das Paradiesgärtlein voll christlicher Tugenden, was gewöhnlich den Anfang zu den vier Büchern vom wahren Christenthum bildet, heraus, ebenso im Jahre 1615 seine Postille über die Sonntagsevangelien, 1616 den ganzen Katechismus Luthers, erstlich in sechszig, danach kürzer in acht Predigten heraus. 1617 folgte diesen Schriften eine Auslegung des Psalters, 1620 eine kurze Wiederholung und Verantwortung der Lehre vom wahren Christenthum. Im Jahre 1618 erhob sich in Danzig ein heftiger Streit über Johann Arndt und sein wahres Christenthum. Der dortige Prediger zu St. Marien, Rathmann, und sein Freund Magister Daniel Dilger, Pastor zu Sankt Katharinen, fühlten sich zu diesem Buche sehr hingezogen und empfahlen es von der Kanzel ihren Gemeinden, ebenso der Diaconus Blank zu St. Katharinen. In einem Briefe Dilgers an Arndt heißt es: „Das ist mir das größeste an Dir, daß Du in diesem tief verderbten Zeitalter die Menschen durch Deine Bücher vom wahren Christenthum zur wahren Frömmigkeit gleichsam mit geistlich zwingender

Digitized by Google

Gewalt erweckst und ermunterst. Soll ich mich ganz ausschütten, so sage ich Dir: Mit vielen Thränen habe ich den Geist dieser Zeit beklagt, in welcher nicht nur jeder seine Religion sich selbst zurecht macht, sondern auch die, welche sich rühmen, Genossen der wahren Religion zu sein, so leben, daß sie von dem Leben unwissender Heiden sich nicht unterscheiden und am bloßen Namen sich genügen lassen, daß sie Lutheraner, daß sie Christen heißen, darum aber dem Vorbilde Christi nachzufolgen sich nicht im geringsten bekümmern. Die Lehrer der Kirche, wenn nicht alle, doch die vornehmsten, überlassen sich mehr als weibischen Streitereien und Verketzerungen und lassen sich begnügen, wenn sie den seligmachenden Glauben an das Blut und Verdienst Christi nur dem Buchstaben nach den Zuhörern predigen, ohne das wahre Wesen des Glaubens zu erklären, ohne die Früchte des Glaubens zu fordern, die Zuhörer aber lassen sich von demselben Geiste leiten und stürzen durch ihren eingebildeten Lippenglauben sich selbst ins Verderben." Dagegen fand Dr. Corvinus, seit 1618 Pastor zu St. Marien und Senior des Danziger Ministeriums, bei Arndt Spuren von gefährlichen Irrthümern. Arndt hatte nämlich in sein zweites Buch vom wahren Christenthum ein längeres Stück aus einer Schrift des berüchtigten Sektirers Valentin Weigel aufgenommen, die ihm ein Freund ohne den Namen des Verfassers gegeben, und die Arndt, wie er selbst sagte, noch „gesäubert" hatte. Das Stück bezog sich auf die Erweckung des Menschen zum Gebet. Wie Arndt zu Weigel stand, ersehen wir aus einem Briefe an Buscher in Stade vom Jahre 1619. „In Weigels Schriften," sagt er, „sei viel ungereimtes, der Schrift widersprechendes, besonders über die Auferstehung und Verklärung des Fleisches, über das Fleisch Christi und viele andere Dinge. Indessen habe er sie darum nicht ganz verworfen, sondern an das Wort Pauli gedacht: Prüfet alles und das gute behaltet."

Corvinus also, der seinen Namen (zu deutsch Rabe) mit der That trug, ein Mann von großem Starrsinn, der alles nach der Schärfe des kirchlichen Lehrbegriffs beurtheilte, griff Arndt von der Kanzel an, beschuldigte ihn greulicher Ketzereien, namentlich, daß er die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch das Blut Christi verwerfe und die Heiligung in den

Digitized by Google

Vordergrund stelle. Er äußerte unter anderem von der Kanzel: „Der Teufel würde dem Arndt den Lohn geben, er begehre dahin nicht zu kommen, da der Arndt im Sterben hingefahren sei.“ Man holte sich über diesen Streit ein Gutachten der Universität Königsberg, das dahin lautete (dasselbe ist vom 15. Juli 1620):

„Johann Arndt ist Generalsuperintendent im Fürstenthum Lüneburg, einem Gottlob lutherischen Lande. Er hat sein Buch vom wahren Christenthum nicht für solche Christen geschrieben, die der Rechtfertigung bedürfen sondern sich ihrer getrösten, und legt die Rechtfertigung durch den Glauben seiner Schrift zu Grunde. Der Hauptzweck derselben ist die durch den Glauben Gerechtfertigten zu einem christlichen Wandel zu treiben, weil in diesen letzten Zeiten das christliche Leben unter denen, die da Christen heißen und sein wollen, selten zu finden, ja des HErrn Prophezeihung wahr und erfüllt ist, die Liebe wird in vielen Herzen erkalten. Arndt behandelt die Artikel vom freien Willen und von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott nach den symbolischen Büchern. Er hat auch in der letzten zu Jena erschienenen Ausgabe mehreres verbessert und bittet danach seine Schrift zu beurtheilen. Deshalb sei mit denen, die diese Schriften lesen, wie mit Brüdern zu verfahren, sie aber nicht von vornherein rosenkreuzerisch, weigelianisch, schwenkfeldianisch zu nennen. Man müßte auch die Richtigkeit dieser Behauptung aus Arndts Schriften nachweisen und diesen Nachweis an Johann Arndt selbst senden. Erkläre er sich in rechtgläubiger Weise, so sei der Zwist gehoben, sei seine Erklärung zweifelhaft, so sei ein Gutachten von unparteiischen Theologen einzuholen. Beide Parteien sollten aber sowohl öffentlich als privatim sich freundlich stellen.“ Dennoch ließ Corvinus nicht ab, Arndt von der Kanzel zu verketzern. Als aber Rathmann 1620 einen christlichen Tugendspiegel in zweiundzwanzig Predigten herausgab, worin er sich über die Lehre von der Rechtfertigung ähnlich wie Arndt aussprach, richtete sich der Angriff des Corvinus vorzugsweise gegen Rathmann und mußte endlich vor dem Rathe der Stadt Danzig ausgefochten werden.

Ebenso wie Corvinus in Danzig griff auch im Jahre 1624 Osiander, Professor in Tübingen, Johann Arndt nach

Digitized by Google

seinem Tode an. Osiander gab nämlich ein sogenanntes „Theologisches Bedenken" heraus, und wies darin Arndt acht Ketzereien nach, nämlich papistische, monachistische, enthusiastische, pelagianische, calvinische, schwenkfeldianische, flacianische, weigelianische. Er sagt: „Arndt stütze sich auf Männer, die im dicken, dunkeln Papstthum gestanden und wohl selbst mehr Licht bedurft und sich gewünscht hätten, übrigens wolle er Arndts Person nicht angreifen sondern nur seine Lehre."

Was Arndts Person anbetrifft, so wird allgemein anerkannt, daß er von hervorragender persönlicher Frömmigkeit gewesen; er besaß große Herzenswärme und Geistestiefe, einen Durst nach Heiligung und hielt seinen inneren Menschen in ernstlicher geistlicher Zucht. Er stand in inniger Lebensgemeinschaft mit seinem Gott und fühlte sich in dieser Gemeinschaft selig; es war in seiner Seele ein Zug nach der ewigen Heimath verborgen, wie er sich ganz besonders in einem Briefe an Johann Gerhard, Generalsuperintendenten in Coburg, der ihm speziell befreundet war, auch ein Vorwort zu Arndts Postille geschrieben hat, ausspricht. In diesem Briefe vom Jahre 1607 heißt es: „Wie sehr wünsche ich mit dir aus diesem Ergastulum (Arbeitshause) befreit zu werden. Doch müssen wir in der Fremde wandeln, bis man uns in die Heimath ruft und unterdeß durch Gottes Gnade der Gaben des heiligen Geistes zum Ausbau der Seele und zum Wohle der leiblichen Hütte gebrauchen, bis wir nach Ablegung dieses irdischen Zeltes den verklärten und unvergänglichen Leib anlegen, den eine vollkommene verklärte Seele bewohnen wird. O! wie gerne möchte ich von dieser geistlichen Metamorphose (Verwandlung) schreiben, die schon in diesem Leben anfängt, wenn wir aus Liebe in Liebe verklärt werden als durch den Geist des HErrn. Aber so wie ich von solchen Dingen in den Predigten zu sprechen anfange oder in meinen Büchern etwas hören lasse, so heißt es, das ist ein Enthusiast und Synergist, da ich doch den menschlichen Kräften alles nehmen und ihnen weder vor, noch in, noch nach der Bekehrung etwas lasse sondern alles der göttlichen Gnade zuschreibe. Dennoch fahre ich inzwischen fort, auf den inneren Sabbath des Herzens, wo der Geist Gottes lehrt, erleuchtet, belebt, hinzuweisen und von dem im Herzensacker verborgenen Schatz, den der Mensch suchen muß, zu lehren."

Digitized by Google

Weil er aufrichtig fromm war, war er auch fern von Eigensinn und Starrheit. Wiewohl fest im Glauben stehend, war er doch bereit, wo ihm Irrthümer nachgewiesen wurden, in seinen Büchern zu ändern und freundliche Tadel anzuerkennen. Es war ihm aber nicht um seine eigene Ehre sondern um die Wahrheit zu thun. Wo es sich daher um Hauptfragen handelte, da war er männlich und nachdrucksvoll und wich dem Gegner nicht einen Schritt. Ebenso war er sehr wohlthätig, was ihm um so mehr möglich war, als seine Ehe kinderlos blieb. Seine Wohlthätigkeit war so allgemein bekannt, daß man von ihm sagte, er habe die Kunst des Goldmachens gefunden. Arndt beschäftigte sich allerdings mit dem medizinischen Studium fortwährend, er gab seinen Freunden medizinische Rathschläge und theilte Recepte mit. Er hatte in seinem Hause ein eigenes chemisches Laboratorium, wohin er sich von Zeit zu Zeit zurückzog. Dadurch entstand jenes Gerücht.

Arndt hatte deshalb auch einen offenen Sinn für die Natur. Er sah die Welt als einen herrlichen Spiegel der Gottheit an, die sichtbare Kreatur als den Ausfluß des überall lebenden, alles erfüllenden unsichtbaren Geistes. Die Natur ist allerdings, sagte er, durch den Sündenfall verderbt, aber sie soll wieder in den früheren vollkommenen Zustand zurück. Der Mensch ist durch die Sünde irdisch, fleischlich, thierisch geworden. Die Sünde besteht in dem Fall der Seele aus der vollkommenen Gottesliebe in die Kreaturliebe und den eigenen Willen, aber der Geist Christi macht den Menschen zu einem neuen Geschöpf, daß er wieder wird, was er ewiglich in Gott gewesen. Denn der Zweck der Menschwerdung Gottes ist, daß die Menschheit Gottes würde, indem sie zurückkehrt zu dem Urbilde, das durch die Erlösung noch mehr verherrlicht wird. Die Vereinigung mit Gott ist die neue Kreatur, die neue Geburt, der Glaube. Hat ein Mensch von Christi Leben nichts, so hat er nichts von Christo, vom Glauben und von der neuen Geburt. Den Glauben an die Rechtfertigung aus Gnaden und den Trost des Kreuzes Christi setzt Arndt in seinen Schriften mehr voraus, als daß er ihn lehrt und entwickelt, weil er für solche schrieb, die Christum schon durch den Glauben erkannt haben und doch heidnisch leben.

Er will besonders auf den sittlichen Willen wirken: die

Digitized by Google

Vollkommenheit bestehe darin, sagt er, den eigenen Willen zu verleugnen und seine eigene Nichtigkeit zu erkennen. Der alte Mensch muß daher ertödtet werden, der neue Mensch, dessen Spiegel das Leben Christi ist, muß täglich hervorkommen. Das geschieht durch tägliche Buße und Glauben und Gebet, doch muß der Glaube sich thätig erweisen in der Liebe, sonst ist er nichts werth. So wird in den Menschen das Reich Gottes hergestellt. Das Reich Gottes aber ist der höchste Schatz in der Seele. Das Reich Gottes wird durch den heiligen Geist im Innern der Menschen gebaut. Wie die Sonne von selbst scheint und der Brunnen von selbst quillt, so gießt sich der heilige Geist in eine Seele, die frei von den Stricken und Banden der Welt sich zu Gott erhebt.

Anderthalb Jahrhunderte galt Arndts Buch: „Vom wahren Christenthum" als das geistreichste und tiefsinnigste. Nächst Thomas a Kempis ist kein Erbauungsbuch so häufig gedruckt und soviel übersetzt worden. Das Buch hat noch heute seinen Werth, wenn gleich seine Form und Sprache unserem heutigen Geschmacke nicht geläufig ist, weshalb es sich denn auch noch in vielen Christenhäusern findet. Mag es ihm immerhin hie und da an Schärfe, Bestimmtheit, Klarheit fehlen, so ist es doch voller Saft und Kraft, eine gesunde Seelennahrung. Das Buch ist in einzelne Kapitel getheilt, an der Spitze jedes Kapitels steht ein Schriftwort, dessen Gedanken die Betrachtung leiten; am Schlusse des Kapitels befindet sich ein Gebet. Seine Schriften tragen indessen im allgemeinen mehr den Charakter des Ueberlegenden als des Beschaulichen, sie sind ruhig lehrhaft, weniger gefühlsinnig und geistreich wie die des gleichzeitigen Valerius Herberger, aber auch ohne rednerische Kunst.

Am 3. Mai 1620 hielt Arndt seine letzte Predigt über den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", „sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." (Ps. 126, 5. 6). An demselben Tage wurde er bettlägerig krank in Folge eines hitzigen Fiebers. Er fühlte sogleich, daß seine Stunde gekommen sei, und bewies Demuth, Geduld und Ergebung in seiner Krankheit. Nach sechs Tagen ließ er das ganze Ministerium der Stadt Celle vor sein Bett kommen, legte in ihrer aller Gegenwart seine Beichte ab, erklärte, daß

Digitized by Google

er in der reinen evangelischen Lehre, die er sein ganzes Leben lang gegen alle Feinde und Widersacher vertheidigt habe, getreulich sterben wolle, und empfieng dann aus den Händen seines Kollegen Wilhelm Storch das heilige Abendmahl.

Am 11. Mai, seinem Sterbetage, betete er den 143 Psalm: „HErr! gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht u. s. w.", worauf ihm geantwortet wurde: „Wer Christi Wort höret und glaubet dem, der ihn gesandt, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht."

Darauf schlief er ein; aber über sein Todesantlitz verbreitete sich ein wunderbarer Schimmer. Bald schlug er die Augen wieder auf und sprach: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes." Seine Frau fragte ihn: Wann er die Herrlichkeit gesehen? Er antwortete: „Jetzt habe ich sie gesehen, und welche Herrlichkeit ist das, die Herrlichkeit, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Sinn gekommen ist. Diese Herrlichkeit habe ich gesehen."

Als die Uhr neun schlug, sprach er: „Nun habe ich überwunden!" dann lag er bis elf Uhr stille und entschlief sanft und selig unter den Gebeten der Umstehenden, fünfundsechszig Jahre alt.

Die beiden Herzöge von Braunschweig und von Lüneburg giengen mit ihm zu Grabe und ließen sein Bild in Mannesgröße in der Hauptkirche zu Celle aufrichten. Darauf stehen die Worte:

> „Arndt, der JEsum gesehen, die Welt und den bösen Feind besiegt hat, lebt und triumphiert in seinen Schriften."

Seine später gesetzte lateinische Grabschrift lautete:

> „Hier liege ich Arndt, der ich ein wahrer Liebhaber JEsu gewesen und immer die innere Frömmigkeit geliebt habe. Ich habe viele gebessert, Verirrte oft zurückgeführt. Mein Sinn war keusch, meine Stimme durchdringend. Durch das nach meinem seligen Tode in den Flammen erhaltene Buch hat Gott die Wahrheit meiner Lehre bestätigt; sei gegrüßt, mein JEsu! Allerseligste Schaar! — Unreine Welt leb' wohl! — Gütiger JEsu! sei mir gnädig!"

Digitized by Google

Valerius Herberger.

Wie das Wasser zu Siloah stille geht, jene Quelle bei Jerusalem, es fließt eben heute noch wie zu Jesaias Zeiten, so ist das Leben des Mannes gewesen, dessen Name hierüber steht. Eine mäßige Stadt von acht bis neuntausend Einwohnern, an der östlichen Grenze deutscher Zunge gelegen, hat dieß Leben eingeschlossen. Dort ist er geboren und gestorben, dort hat er als Pastor gewirkt, und doch ist der Mann heute noch nach fast dreihundert Jahren in vieler Herzen und Munde. Sie kennen ihn aus seinen gesegneten Predigten und Erbauungsbüchern, in denen das Wasser des Lebens reichlich fließt.

Valerius Herberger wurde zu Fraustadt im damaligen Königreich Polen am 21. April 1562 geboren. Sein Vater lebte als Kürschner daselbst, hat sich aber auch im Dichten versucht und muß vor allem ein Mann von herzlicher Frömmigkeit gewesen sein. Er nahm sich der Erziehung seines Sohnes mit großer Treue an. „Dieser Sohn muß mir studieren, und wenn ichs erbetteln soll" hat er oft gesagt, und dann wieder zu seinen Freunden: „Ihr werdets erfahren, es wird ein Prediger aus ihm werden. Er wird von dem HErrn JEsu zeugen." Darum gieng er auch, als er das Kind zum ersten Mal zur Schule führte, zuvor mit ihm in die Kirche und rief Gott an, daß er doch ein brauchbares Werkzeug der Kirche aus ihm machen möchte. Es war eine Zeit erster Liebe und frischen Eifers um die evangelische Predigt, welche in Fraustadt nicht lange zuvor Eingang gefunden hatte. Im Jahre 1552 war der Rath mit der Gemeinde einig geworden einen Pfarrer zu berufen, der das Evangelium nach der Augsburgischen Konfession predige, und seitdem waren mehrere treue Hirten auf

Digitized by Google

einander gefolgt, denen es mehr oder weniger gelang die Herzen zu Christo zu ziehen, bis dann später unser Valerius Herberger seine durchgreifende Wirksamkeit begann. Seinem Vater war es übrigens nicht lange vergönnt ihn auf seinem Lebenswege zu geleiten. Derselbe starb, als der Knabe neun Jahre alt war, und nun wurde es der Mutter etliche Jahre schwer den Sohn zu versorgen. Er konnte später in Erinnerung an diese Jahre sagen: „Armuth weh thut, das habe ich erfahren." Ja als seine Mutter sich wieder verheirathet hatte, war es nahe daran, daß Valerius nach dem Willen seines Stiefvaters ein Schuhmacher geworden wäre. Aber seiner Mutter Schwester, eine Metzgerfrau in Fraustadt, nahm ihn zu sich, und sein Pathe, der Rector und nachherige Pastor Martin Arnold, wandte ihm die treuste, zärtlichste Sorge zu wie ein zweiter Vater. Dieser hat ihn oft in seiner Studierstube besonders unterwiesen und es ihm nachher möglich gemacht, die damals berühmte Schule zu Freistadt noch drei Jahre lang zu besuchen, worauf er zu Frankfurt an der Oder und Leipzig Theologie studierte. Ueberall fand er Unterstützung von mildthätigen Herzen, und der fromme, fleißige Jüngling hat viel Liebe erfahren. In Leipzig hielt er sich als Famulus im Hause des Professor Bahrd auf, der ihn oft des Nachts von den Büchern wegtreiben mußte. Auch die schützende Hand des HErrn waltete sichtlich über ihm, indem er mehrmals aus naher Todesgefahr errettet wurde. Seines Vaters Gebete über ihm sollten erhört werden und zwar bald.

Valerius war erst zweiundzwanzig Jahre alt und weilte noch in Leipzig auf der Universität, als vom Rathe seiner Vaterstadt der Ruf in das Amt eines Backalaureus an ihn ergieng. Er folgte mit Freuden und hat von da ab sein Leben lang der Gemeinde in Fraustadt gedient; sechs Jahre als Backalaureus, seit 1590 in der zweiten Predigerstelle und vom Jahre 1599 an im Pastorate.

Werfen wir einen Blick auf sein Arbeitsfeld, da war Licht und Schatten, und beides kräftig nach der derben Weise der damaligen Zeit. Der tüchtige Bürgersinn, wie er auch in dem wohlhabenden Fraustadt herrschte, und die straffe Zucht in den Häusern kamen dem Evangelium überall fördernd entgegen. Andererseits fehlte es freilich auch nicht an dem wilden Wesen,

Digitized by Google

das jene rohere Zeit kennzeichnet. Es war nichts außerordentliches, daß bei Volksbelustigungen, zum Beispiel beim Pfingstvogelschießen, blutige Händel entstanden, die manchem Bürger Gut und Leben kosteten. Herbergers Wirken ist auch mehrere Male sehr erschwert worden durch heftige Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft. Der Rath unter Leitung des königlichen Staroſten hatte große Machtbefugnisse, denen sich die Bürgerschaft oft nicht ohne weiteres fügten. Wiederholt schon war es zu gefährlichem Aufruhre gekommen, und noch im Jahre 1598 drangen nach lange genährtem Mißtrauen fünfhundert Bürger mit Gewalt in das Rathhaus und verlangten Auskunft über die Verwaltung des städtischen Vermögens. Die Bürgerschaft ruhte auch nicht, bis sie vom Könige das Privilegium erlangt hatte, jährlich aus ihrer Mitte dem Staroſten zwölf Kandidaten vorschlagen zu dürfen, aus denen dieser den Bürgermeister und sieben Rathsherrn wählen mußte. Herberger übergieng solche Vorkommnisse nie mit Stillschweigen. Aber mochte er nun die Bürger zur Unterthänigkeit ermahnen oder der Obrigkeit ihre Pflichten vorhalten, ohne irgendwo anzustoßen und sich heftige Feindschaft zuzuziehen gieng es nicht ab. Er machte seinem gepreßten Herzen öfter auch in seinen Predigten Luft. Als er den Sirach halb durchgepredigt hatte, fieng er die zweite Hälfte also an: „Geliebteste Zuhörer, ich komme und will mich noch ein Mal kreuzigen lassen. Denn was für Besoldung für das Jahr mir fürs erste Theil meiner Sirachpredigten zu Theil geworden, weiß ich am besten und habs noch nicht vergessen, aber gar verziehen. Solls nun dieß Mal wieder ein Kreuz sein, so wolls der liebe Gott.“ Ein ander Mal sagte er: ‚Wehe denen, die mich in meinem heiligen Amte anbellen!“ Und wiederum: „Wenn sich manche Buben nicht vor dem Henker fürchteten, sie hätten mich lange ermordet.“ Herbergers Wirken bietet ein Bild reichen Segens dar, doch darf nicht übersehen werden, daß ihm dieser Segen auch nicht ohne manchen harten Kampf zugefallen ist.

Er brachte in sein Arbeitsfeld eine treffliche Begabung mit, wie sie wohl zum Pfarramte gerade die fruchtbarste sein möchte. Er war keiner jener Männer von Stahl und Eisen, vor deren Willenskraft sich alles beugen muß, wiewohl er gar

Digitized by Google

fest stehen konnte, wo die Sache des HErrn es forderte. Seine Gabe lag auch nicht einseitig in der Erkenntniß. Denn obgleich in der Lehre überall gesund, klar und wohlgegründet und dem Augsburgischen Bekenntnisse sehr entschieden zugethan, hat er doch nicht gerade in der Theologie gearbeitet. Er konnte sich wohl vertragen mit solchen, die in dem und jenem Lehrpunkte noch eine schwankende Stellung einnahmen aber doch das Wort des HErrn in der Predigt des Evangeliums zur Buße und Bekehrung zu treiben beflissen waren. So war sein Vorgänger im Pastorate, Leonhard Krentzheim, wegen einiger Abweichungen von der Koncordienformel in der Lehre vom heiligen Abendmahle und von der Person Christi vorher als Superintendent in Liegnitz seines Amtes entsetzt worden, Herberger stand aber als Diakonus mit ihm in dem herzlichsten brüderlichen Verhältnisse. Krentzheim nannte ihn nie anders als seinen Sohn und Herberger ihn wiederum Vater. Einmal, als ihn Herberger in seiner Schwachheit in die Kammer führen half, sagte er zu ihm: „Liebster Sohn, hilft mir Gott auf, so will ich euch lieb haben als mein Aeugelein." Ein solches Verhältniß wäre kaum möglich gewesen, wenn Herberger vorzugsweise ein Mann der Lehre und Erkenntniß gewesen wäre. Seine Stärke aber und vorzügliche Geistesgabe war ein in besonderem Maaße von der Liebe zum Heilande erwärmtes Herz, welches in unausgesetztem Gebetsverkehre mit dem HErrn stand, mit lebendigstem Bedürfnisse seine Nahrung in Gottes Wort suchte und dann wieder nichts höheres kannte und nichts lieberes trieb, als andere Seelen zum Heilande zu führen. So kam bei ihm der Drang des Herzens den Forderungen des Amtes entgegen. Er war Pastor mit Leib und Seele.

Auf dem Leichensteine Herbergers, der noch jetzt in einer Seitenmauer des Kirchhofes zu Fraustadt zu sehen ist, heißt es: „Valerius Herberger, der Mann, dessen Liebe JEsus, dessen Furcht JEsus, dem JEsus alles war, erwartet hier die Wiederkunft JEsu." Dieß Zeugniß über ihn ist einfache Wahrheit. Die Beziehung zum Heilande durchdrang und beherrschte sein ganzes Leben im Großen und Kleinen. In seinem Tagebuche finden sich fast bei jedem Dinge, das er anmerkt, kurze Gebetsseufzer, lateinisch oder deutsch, wie: „JEsu, schau uns an — JEsu, wende Gefahr ab — JEsu, zeuch mit auf den Reichstag —

Digitized by Google

JEsu, sei unser JEsus." Ist ihm eine Gabe beschеert worden, so schreibt er dazu: „JEsu, dir sei Preis — Ehre sei Gott in der Höhe — JEsu, sei gelobt in Ewigkeit ꝛc." Als er einer Veränderung des Gesindes in seinem Hause erwähnt, schreibt er: „HErr JEsu, der du herrschest über alle Herzen, leite uns durch deinen heiligen Geist, daß diese Veränderung zum Vortheil unserer Familie gereiche." Bei seinem Gebetsleben war ihm der Psalter besonders lieb, den er nennt: „Das liebste Buch in seiner Liberei, seinen erkornen Kumpan und Gefährten, sein Vademekum und stetes Handbuch zu Hause und auf der Straße." Ein Stipendium, das er als Student genossen hatte, verpflichtete ihn, sonntäglich die sieben Bußpsalmen zu beten. Er gelobte aus freiem Willen dazu, überhaupt täglich zwei Psalmen zu beten, was er denn auch getreulich gethan hat des Morgens und des Abends mit Herzenslust. Er nahm überhaupt die besten Stunden des Tages zum Bibelstudium. „Mein schönster, liebster Garten ist die heilige Bibel." Um neben seinen vielen Arbeiten die Zeit dazu zu behalten, ließ er sich auf keine Einladung zu Gastereien und gewöhnlichen geselligen Erholungen ein, obwohl er sich gern einmal unterhielt. Es mußte sich aber schon um einen sehr lieben Freund oder um eine besondere Gelegenheit handeln, wenn er sich, wie er sagt, aufreden ließ.

Von solchem Gebetsgeiste war auch sein ganzes Hauswesen getragen. Seine Ehefrau Anna, die Tochter des Rathsherrn Rudiger, muß ihm eine gar gleichgestimmte Gehilfin gewesen sein. Er nennt sie mit Dank eine Ehefrau voll Gottesfurcht und Taubeneinfalt, eine treue Gesellin des Glaubens und des Lebens, des Gebetes und der Sorgen. Das Sterbebette seines zweiten erst sechsjährigen Söhnleins Valerianus giebt Zeugniß von dem Geiste, der in seinem Hause waltete. Das Kind streckte in seiner Angst seine Händchen gen Himmel und sprach: „O du süßer JEsus, hilf mir doch! O komm, ich wäre gar gern hinauf! Wo hast du dich hin verborgen? Laß dich doch sehen, hilf mir doch!" und gab sich dann selbst Antwort: „Ja, fürwahr, ich will erlösen." Als die Mutter fragte: „Liebes Söhnlein, willst du nicht bei mir bleiben?" sagte er: „Nein, zu meinem HErrn muß ich doch." Viele der Umstehenden haben betheuert, daß sie niemals dergleichen Reden von einem

Digitized by Google

Knaben gehört hätten. In diesem reichen inwendigen, mit Christo in Gott verborgenen Leben liegen die Wurzeln von Herbergers Kraft und fruchtbarem Wirken.

Was er so im Kämmerlein sammelte, das strömte nun zunächst in seinen Predigten in die Gemeinde hinaus. Er war ein trefflich begabter Prediger, wie jeder an seinen gedruckten Predigten selbst sehen kann. In denselben trägt fast nur die Fassung der Eintheilung Spuren von dem Geschmacke ihrer Zeit, der wegen seiner schwülstigen, spielenden Art uns wenig zusagt; es liegt aber eine solche Kraft zur Erbauung darin, daß der alte Herberger noch heute in vielen Gegenden der liebste und geschätzteste Hausfreund ist. Er schöpft reich und voll aus der heiligen Schrift, mit der er wunderbar vertraut ist. Er weiß gar trefflich, was den Seelen noth thut, und versteht das mit beredter Zunge zu sagen. Er ist nie trocken und langweilig, immer anschaulich; und auch ein schlagendes Witzwort muß an seiner Stelle helfen Gottes Wort den Weg zu bereiten. Können wir das treffliche seiner Predigten heute beim Lesen noch spüren, so ist die Kraft derselben für die Hörer doch ungleich größer gewesen. Die Predigt war überhaupt damals eine größere Macht als jetzt. Wenn die Loosung unserer Zeit lautet: „Nach seinem Gewissen soll jeder leben", wobei viele auf eignen Wegen suchen und doch den einfachen Weg der Wahrheit nie finden, so stand hingegen damals Gottes Wort unbestritten bei Frommen und Gottlosen als Richtschnur des Glaubens und Lebens fest, es ward von allen respektiert, wenngleich in verschiedenem Maaße. Während man daher heute in der Predigt oft nichts weiter sucht als eine Anregung des Gefühls, ward damals viel bereitwilliger als erste Pflicht anerkannt, Gottes Wort zu hören, und während heute die sonntägliche Predigt schon manchem zu viel wird, hat Herberger auch seine Wochenpredigten (er war verpflichtet jeden Montag und Freitag deren eine zu halten) nie in leerer Kirche halten dürfen. Wo nun den Hörern das Zeugniß der Wahrheit mit solcher Lebenswärme, Kraft und Innigkeit entgegentrat wie in Herbergers Predigten, da schlug es auch ein und schlug endlich durch.

Er konnte schon deshalb nicht über die Köpfe hinpredigen, weil er ganz in und mit seiner Gemeinde lebte, alles, was sie

Digitized by Google

berührte, mittrug in Freude und Leid und alle diese Erlebnisse dann auch in seiner Predigt wiederklingen ließ in Dank, Seufzen oder ernster Bußmahnung. Er ist ein Bußprediger von hohem Ernste. Als zum Beispiel 1612 die Ruhr ausgebrochen war, sagt er seiner Gemeinde: „Nun frage ich euch alle aufs Gewissen, könnt ihr euch auch rühmen, daß ihr nicht Gott durch eure Sünden fast mit Gewalt gezwungen, daß er diesen Staupbesen hat müssen binden? Wer will sich fort mehr den Geist Gottes regieren lassen? Jedermann ist sein eigen Gott und HErr; der kann kein gut Ende nehmen." Bei dem Begräbniß des früh verstorbenen Diakonus Timaeus aber spricht er: „Das macht Gottes Zorn, daß wir so vergehen, und daß auch dieß, was gut ist, zur Frauenstadt so wenig Bestand haben will. Ihrer viele haben diesen lieben Mann gehört, wenige haben ihm gefolgt." Es ist auch vorgekommen, daß Gott der HErr von oben her ein allen vernehmliches Amen zur Predigt seines Knechtes gesprochen hat. So hatte er am zweiten Adventsonntage des Jahres 1598 über das Feuer des jüngsten Gerichtes gepredigt und ermahnt, mit beiden Augen als mit Feuereimern Wasser herbeizutragen und zu weinen bitterlich wie Petrus und herzlich wie Magdalena über die Sünden; denn das letzte Feuer werde den größten Schaden thun. Er hatte in dieser Predigt ausgerufen: „Feuer, Feuer ist da, ihr Frauenstädter. Wann wirds kommen? Um Mitternacht. Wer hats gesagt? Der HErr JEsus Matth. 25, 6." Und siehe, um die Mitternacht des folgenden Tages brach eine Feuersbrunst aus, welche drei Viertheile der Stadt in Asche legte. Während des Brandes stand Herberger am Markte bei dem Rathhause und betete, bis die Morgenröthe anbrach und er Erhörung fand. Am folgenden Sonntage konnte er dann wohl eindringlich predigen von dem Zündpulver, das solche Brandschäden verursache, und von dem Wasser, welches das zeitliche und ewige Feuer löscht. Blieb er so der Wahrheit nichts schuldig, so war er doch fern von einem einseitigen Eifern wider die Sünde, vielmehr war JEsus der Kern seiner Predigt, wie er der größte Schatz seines Herzens war. Deshalb konnte er und kann er noch immer so trefflich die betrübten Herzen trösten mit Gottes Troste; er stellt es lebendig dar, welchen Reichthum

Digitized by Google

ein armes Menschenkind an der Gnade seines Heilandes haben kann.

Mit welcher Lust und Treue er auch im einzelnen den Seelen nachgegangen ist, daran haben wir eine reiche Menge von Belägen in seinen Leichenpredigten. Er scheute vor keinem zurück, klopfte auch an die scheinbar verschlossensten Thüren, ließ sich zum Beispiel nicht durch das Vorurtheil der Zeit abhalten, auch den gefangenen und verurtheilten Hexen das Evangelium nahe zu bringen. Ein angesehener Mann, der wegen Zaubereisünden zum Tode verurtheilt nur der königlichen Gnade Leben und Freiheit verdankte, lebte hernach in Frauſtadt einsam und aus Furcht oder Abscheu von allen gemieden. Herberger gieng zu ihm, begehrte mit ihm allein zu sprechen und redete zu ihm frei heraus. Der Mann ließ es sich fürs erste still gefallen, und bald gewann Herberger die Ueberzeugung, daß er in aufrichtiger Buße stände, und ließ ihn deshalb zum heiligen Abendmahle zu. Von der Zeit an gieng der Mann täglich auf den obersten Boden und betete dort unter vielen Thränen. Als er etliche Zeit später zum letzten Male zum Beichtstuhl kam, weinte er so bitterlich, daß er nicht mehr reden konnte. Herberger wurde tief davon ergriffen. Am andern Morgen trat er mit gebeugter, zitternder Gestalt zum Tische des HErrn, und das war sein letzter Kirchgang. Da er alsbald erkrankte, gieng Herberger zu ihm, und kaum war er eingetreten, so fieng der alte Mann wieder bitterlich zu weinen an. Nachdem dann auf Herbergers Verlangen alle Anwesenden das Zimmer verlassen, redete er mit ihm allein, und jener bekannte nochmals, er sei von Herzen gram dem Teufel und allem seinem Geschmeiß, vornehmlich den bösen Leuten, die sich von Gott wenden und mit Zaubern dem Teufel dienen. Das war am Mittwoch, und am Sonnabend darauf starb derselbe, nachdem er nochmals von Herberger absolviert worden, mit dem Bekenntnisse: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuerwerthes Wort, daß Christus JEsus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.“ Herberger aber hielt es für eine Schuldigkeit gegen die Gemeinde, bei der Leichenpredigt dieß alles so ausführlich zu erzählen, damit niemand meinen sollte, er hätte einen übel berüchtigten Menschen leichtsinnig zum heiligen

Digitized by Google

Abendmahl zugelassen. Kann er aber einem Entschlafenen nach seinem offenkundigen Bekenntnisse und Wandel ein gutes Zeugniß seines Glaubens nachrühmen, so thut er das mit um so herzlicherer Freude und dankerfülltem Herzen, erzählt gern aus ihrem Leben und besonders von ihrem seligen Abschiede und kann recht oft hinzufügen: „Ich habe ihn mit diesen meinen Fingern die Augen zugedrückt.“

Seine Treue konnte sich am besten bewähren in den schweren Bedrängnissen, die er mit der Gemeinde durchzumachen hatte. Unter diesen steht aber obenan die furchtbare Pest, die während seiner Amtsführung mehrmals in der Stadt ausbrach, am schrecklichsten im Jahre 1613, so daß diese Zeit später die große Pest genannt wurde. Damals starben von den neuntausend Einwohnern Fraustadts über zweitausend. Die Verwirrung war in der Stadt so groß, daß beinahe Lebende begraben worden wären. Eine Jungfrau war eben in den Sarg gelegt, als sie wieder zu athmen anfieng, und ein Geselle war schon auf den Kirchhof hinausgetragen worden, es war aber zu spät, man ließ ihn da stehen, um ihn am Morgen mit anderen beizusetzen. Da kam er zu sich und konnte auch in die Stadt zurückgehen bis vor die Thür des Meisters. Viele hatten sich aus der Stadt geflüchtet auf die umliegenden Dörfer. Auch Herberger ließ die Seinen eine Zeit lang in einem unmittelbar an die Stadt stoßenden Dorfe und dann wieder in einem Garten vor der Stadt wohnen, er selbst aber, wenn er auch zeitweise bei ihnen war, gieng doch immer in der Stadt umher und besuchte die Kranken. Gieng er nicht auch alle Mal in die Häuser, so trat er doch wenigstens an die Fenster, um den Kranken einen oder den andern Trostspruch zuzurufen. Wenngleich ihm die bereits Angesteckten mit der Hand winkten oder ihn auch wohl beweglich baten, er sollte zurückbleiben, so that er es doch nicht. Die ersten drei Wochen hindurch wurde alle Tage Kommunion in der Kirche gehalten. Die Begräbnisse machten große Schwierigkeiten. Anfangs brachte man die Leichen still auf einem Karren zum Kirchhofe, später hielt man es so, daß sie Morgens und Abends hingetragen wurden, indem die Schule sich bei der Kirche versammelte und von hier aus in Prozession zum Kirchhofe zog. Es fanden sich hierzu freilich nur acht Schüler ein, später sechs, endlich nur fünf, und

Digitized by Google

manche Leiche begrub Herberger mit dem Todtengräber ganz allein. Er gieng singend vorauf, und der Todtengräber führte die Leiche auf einem Karren nach, auf welchem ein Glöckchen hieng den Leuten zum Zeichen, daß sie in den Häusern bleiben sollten. Sein Trost dabei war: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrath, einen ordentlichen Beruf im Gewissen hat und nicht fürwitzig ausgeht, wohin ihn weder Amt noch des Nächsten Wohlfahrt ruft, der hat ein starkes Geleit, daß ihm keine Pest ankommen kann." So blieb er denn wirklich trotz aller Berührungen mit den Kranken und Leichen wunderbar erhalten. „In dieser schrecklichen Pest," sagt er, „bewahrte mein HErr JEsus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinste Unglück begegnete. Es war gleich als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerte mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid mußte widerfahren." Er hat auch für die äußere Noth mit Eifer gesorgt, indem er nach den umliegenden Orten schrieb und sie zur Hilfsleistung aufforderte. Die meisten Gaben wurden dann immer nur bis in die Nähe der Stadt gefahren, dort auf Wiesen oder Feld abgeladen und den Fraustädtern überlassen, sie sich hineinzuholen. In dieser Pestzeit entstand das vielbekannte schöne Lied: „Valet will ich Dir geben", wozu wahrscheinlich der damalige Kantor Teschner in Fraustadt die Melodie verfaßt hat. Herberger hat noch einige Lieder gedichtet, die aber nicht weitere Verbreitung gefunden haben.

Noch einer Bedrängniß müssen wir gedenken, in die er mit seiner Gemeinde kam. Nachdem die gesammte Bürgerschaft Fraustadts 1552 sich dem Evangelium nach Luthers Lehre zugewandt hatte, blieben sie als evangelische Gemeinde lange Zeit unangefochten im Besitz und Gebrauch des bisherigen Gotteshauses, der großen Hauptkirche. Die wenigen in der Stadt wohnenden Katholiken bedurften desselben nicht, da sie die Klosterkirche besaßen. Seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts aber machte die im Königreich Polen herrschende katholische Partei Anstrengungen, um den Evangelischen die Kirche zu entreißen. Sie wirkten mehrere königliche Befehle zur Abtretung derselben aus, und 1603 wurde deshalb eine Kommission gehalten. In dieser Noth hielt Herberger eine besondere Predigt über Psalm 83. Er schloß dieselbe mit den

Digitized by Google

Worten: „Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen, helft mir beten! Gott, Du bist unsres Herzens einiger Trost und höchstes Gut. Beweise, daß Du seist unser Gott, denn Dich setzen wir obenan in unserem Kummer. Sei Du eine stählerne Mauer, eine gute Festung um unsere Stadt und Kirche. Gott, schweige doch nicht ewiglich, sei doch nicht so stille, lieber Gott, halte doch nicht so inne! Denn siehe, Deines Namens und unserer Kirche Feinde toben, und die Dein Wort hassen, richten den Kopf auf, sie machen listige Anschläge wider Deine Christen und rathschlagen wider Deine Verborgene. Wohl her, sprechen sie, laßt uns ihr Evangelium ausrotten und alle ihre Freiheiten schwächen, daß sie kein freies Volk seien und ihrer Religion nicht mehr gedacht werde auf Erden. Ach, HErr, ihre Namen und Anschläge sind Dir alle wohlbekannt. Wache auf und stürze sie und thue ihnen wie den stolzen Midianitern und dem trotzigen Sisserah. Höre, HErr, ihr großes Dräuen, daß sie sagen: wir wollen die Kirche und Schule zu Fraustadt einnehmen. Ach, HErr, mache sie irre in ihren Anschlägen, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde. Erschrecke sie mit Deinem Eifer wie mit einem Feuer, wenn es den Wald verbrennt, und wie mit einer Flamme, wenn sie die Berge anzündet. Mache ihr Angesicht voll Schande, daß sie nach Deinem Namen fragen müssen. Schämen müssen sie sich und erschrecken immer mehr und mehr und zu Schanden werden. HErr, Du Herzenskündiger, Du weißt, daß wir ihnen ihren Untergang nicht gönnen, darum bitten wir Dich, ist es Dein Wille, so ändere ihre grimmigen Herzen wie Pauli auf dem Wege nach Damaskus. Oeffne ihre Augen, so werden sie erkennen, daß Du mit Deinem Namen heißest HErr, allein und der Höchste in aller Welt. Beweis Dein Macht, HErr JEsu Christ, daß Du ein Herr aller Herren bist. Beschirm Dein arme Christenheit, daß sie Dich lob in Ewigkeit. Amen.“ Ohne Wirkung blieb sein Wort und Gebet nicht, so daß er rühmen konnte: „Gott sei Lob und Dank! die Mauer war JEsus!“ denn die Kommission gieng ganz zurück. Freilich nur auf kurze Zeit. Im September 1604 kam dennoch der königliche Befehl zur unverzüglichen Räumung der Kirche und Herausgabe alles Einkommens derselben an die Römischen. Nur bis Weihnachten wurde noch

Digitized by Google

Frist gegeben, so daß es kaum möglich wurde, bis dahin noch ein nothdürftiges Gotteshaus herzustellen. Zwei aneinanderstoßende Giebelhäuser wurden angekauft, die Zwischenwand ausgebrochen, und so ein Bethaus gewonnen. Als Herberger in der Christnacht die erste Predigt darin hielt, rief er: „Hat das JEsuskind nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum in dem Kripplein. Hier liegt Christ in dem Krippelein, ohn Ende ist die Herrschaft sein. So hat Petrus von Dresden schon vor zweihundert Jahren gesungen. Freilich heißt es heute: Hier liegt das ausgejagte JEsulein, es wird nicht immer liegen, es wird auch aufstehen!" Er nannte die Nothkirche darum das Kripplein Christi, und dieser Name ist ihr geblieben. Dieß arme Haus aber ist wohl noch eine reichere Segensstätte geworden für die Gemeinde, als die alte Kirche gewesen war.

Herberger beschränkte in stiller Treue sein Wirken auf seine Gemeinde. Der gehörten alle Kräfte, die ihm der HErr gab. Auch seine Bücher, durch die er freilich weit über den Kreis der Gemeinde hinaus wirkte, enthalten doch eben nur das, was er dieser dargeboten hat, seine wirklich gehaltenen Predigten und Bibelstunden. Er machte keine Reisen, nahm sogar nicht einmal an den Synoden Theil, so viel seine Stimme auch da gegolten haben würde. Wo dagegen sein Rath gefordert wurde, gab er ihn; er hat viel schriftliche Gutachten in einen weiten Umkreis hin senden müssen, denn sein Wirken, wiewohl still, war weithin bekannt. Fraustadt war durch ihn zu einer Stadt geworden, die auf dem Berge lag im Reiche Gottes. Es hat auch nicht gefehlt, daß mancher sehr ehrenvolle Ruf aus andern Städten an ihn ergieng, so aus Freistadt, Liegnitz, Troppau; doch er blieb, wie er sagt, im Vaterlande. Wo der HErr einmal solchen außerordentlichen Segen auf die Arbeit eines Pastors gelegt hat, da ist ein Band zwischen ihm und der Gemeinde geknüpft, das wohl nicht leicht mit freiem Willen wieder gelöst wird. Wir aber sehen auch in dieser Beschränkung seiner Kraft und in diesem Ausharren auf der Stelle, wohin sein Gott ihn einmal gestellt hatte, ein Zeugniß der Treue, die sich im kleinen bewährt und großes vom HErrn empfängt.

Ein Jahr vor seinem Tode mußte er auch noch von den

Digitized by Google

Schrecken des dreißigjährigen Krieges etwas erleben. Als 1622 wilde Soldatenschwärme in die Gegend kamen, wollten seine Feinde die Gelegenheit benutzen, ihn aufzuheben. Doch konnte er, von einem ehrlichen Hauptmanne gewarnt, sich der Gefahr entziehen. Andererseits hatte er zu seiner Freude seit 1615 seinen ältesten ihm gleichgesinnten Sohn als Prediger zur Seite. 1623 stellte sich ein erster Schlaganfall als Todesbote ein, doch konnte er noch vier Jahre seines Amtes warten. Am 21. Februar 1627 ward er abermals vom Schlage getroffen. Er konnte zwar noch eine Leichenpredigt danach halten, soll dieselbe aber schon mit vielem Seufzen verrichtet und mit den Worten geschlossen haben: „Nun ade, du arme Asche! Gehab dich wohl! Mein JEsu, spann mich aus! Ich bin doch eben das, was Abraham ist; mich verlanget nach der Ruhe. HErr, meinen Geist befehl ich Dir!“ Gleich danach mußte er sich legen und noch ein zwölfwöchentliches Schmerzenslager aushalten, das er mit Geduld ertrug. Er betete in seiner gewohnten Weise oft: „JEsus, ach sei und bleibe mir ein JEsus,“ dann entschlief er still am 18. Mai 1627 um Mitternacht. Die Leichenpredigt hielt ihm sein Freund Priebisch aus Glogau über St. Luc. 10, 20: „Freuet Euch, daß Eure Namen im Himmel angeschrieben sind.“ Er ward nicht in der Kirche beigesetzt, weil er befohlen hatte, man sollte ihn auf den allgemeinen Kirchhof begraben, mitten unter seinen Schäflein, damit er am Tage der Auferstehung vor ihnen her und mit ihnen seinem Heilande entgegengehen könne.

Digitized by Google

Vincentius von Paula.

Vincentius von Paula ist zu Pouy, einem Dörfchen im südlichen Frankreich, nicht weit von den Pyrenäen, am vierundzwanzigsten April 1576 geboren. Seine Eltern waren schlichte Landleute, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienten und ihre sechs Kinder mit Mühe ernährten. Wie seine Geschwister so mußte auch Vincentius mit allerlei Dienstleistungen seinem Vater zur Hand gehen, und wenn er die Schweine hütete oder einen Sack in die Mühle fuhr, so ahnte niemand, was für einen Mann der HErr aus diesem armen Bauernknaben machen wollte. Schon frühe gab er Beweise einer seltenen Herzensgüte. Das wenige, was er hatte, theilte er willig denen mit, die ärmer waren als er selbst, und als er einst einem Nothleidenden seine ganze sauer ersparte Baarschaft von zwölf Groschen schenkte, so machte ihn das sehr glücklich. Auch ungewöhnliche Geistesgaben traten frühe hervor, so daß in dem Vater der Wunsch sich regte, sein Vincentius möchte etwas besseres lernen als Vieh hüten, er sollte ein geistlicher Hirte, ein Priester werden. In einem benachbarten Städtchen befand sich ein Franziskanerkloster. Dorthin brachten die Eltern den Knaben gegen ein ganz geringes Kostgeld. Vier Jahre genoß Vincentius den Unterricht der Franziskaner, deren Liebe er sich durch seine Gelehrigkeit wie durch seine Bescheidenheit und Frömmigkeit gewonnen hatte. Aber als er gelernt hatte, was die guten Franziskaner selber wußten, da war guter Rath theuer, denn der angehende Studiosus hatte kein Geld, seine Studien auf einer höheren Schule fortzusetzen. Aber er schaffte Rath. Er wurde vier Jahre lang Hauslehrer, und nachdem er sich etwas zusammengespart, bezog er 1596 die Universität

Digitized by Google

Toulouse. Nach rühmlich vollendeten Studien wurde er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Priester geweiht. In Buzet, einem nicht weit von Toulouse entfernten Städtchen, trat er als Jugendlehrer sein erstes öffentliches Amt an. Seine bedeutende Lehrgabe und herzgewinnende Freundlichkeit führte ihm bald auch von anderwärts eine Reihe Zöglinge zu, und diese begleiteten ihn auch, als er bald nach Toulouse zurückkehrte, um Universitätslehrer zu werden. Doch diese Thätigkeit wurde durch ein Ereigniß unterbrochen, welches seinem ganzen Leben eine völlig andere Richtung gab.

Vincentius hatte nämlich 1605 eine Reise nach Marseille unternommen, um daselbst eine kleine ihm zugefallene Erbschaft zu erheben. Auf den Wunsch eines Edelmannes, der mit ihm zu reisen wünschte, legte er einen Theil der Rückreise zu Schiffe zurück. Da wurden sie plötzlich von drei türkischen Raubschiffen angegriffen und nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen. In Tunis, wo die Räuber landeten, wurden die Gefangenen als Sklaven verkauft. Vincentius kam zuerst zu einem Fischer, der ihn aber bald an einen gutmüthigen Arzt verhandelte, und nach dessen Tode wurde er das Eigenthum eines aus Nizza stammenden Franzosen, der zum Muhamedanismus übergetreten war und tief im Innern des Landes ein von der Regierung gepachtetes Grundstück bewirthschaftete. Dieser abgefallene Christ hatte drei Frauen, darunter eine Türkin, die oft hinaus auf das Feld gieng, wo Vincentius arbeitete, um sich mit ihm über seinen Glauben zu unterhalten. Alles, was sie da hörte, machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie ihrem Manne Vorwürfe machte, weil er eine so herrliche Religion abgeschworen habe. Die Rede seines Weibes gieng dem Abtrünnigen wie ein Schwert durch das längst beunruhigte Gewissen und brachte ihn zu dem Entschlusse, mitsammt dem Vincentius bei erster bester Gelegenheit nach Frankreich zu entfliehen. Nach zehn Monaten wurde die Flucht auch glücklich ausgeführt: zu Avignon in Frankreich trat der reuige Verleugner in die christliche Kirche zurück und ließ sich später zu Rom in den Orden der barmherzigen Brüder aufnehmen, wo er sein ganzes Leben dem Dienste der Liebe widmete.

Durch diese merkwürdige Geschichte machte Vincentius die Bekanntschaft eines päpstlichen Vice-Legaten, der ihn als seinen

Digitized by Google

Haus- und Tischgenossen 1608 mit nach Rom nahm. Hier wurde er von dem gerade anwesenden französischen Botschafter bei der Pforte mit wichtigen Aufträgen zu König Heinrich dem Vierten nach Paris geschickt, und es bot sich ihm reichlich Gelegenheit, ein einträgliches und einflußreiches Amt zu erlangen. Aber der bescheidene Vincentius zog sich in die Stille zurück. Da lernte den demüthigen Knecht Gottes der nachmalige Kardinal Pater Burelle kennen. Dieser unter anderm durch die Stiftung der Genossenschaft der Väter des Oratoriums, die durch ihre Gelehrsamkeit wie ihre Frömmigkeit sich gleich auszeichneten, berühmte Mann erkannte die bedeutende Befähigung des frommen Vincentius und trat mit ihm in das innigste Freundschaftsverhältniß. Auf sein Dringen übernahm Vincentius 1612 die Pfarrei zu Clichy, eine Stunde von Paris. Als ein treuer Pfarrer widmete er sich hier ganz der ihm anvertrauten Gemeinde, besuchte fleißig die Kranken, erhielt Eintracht in den Familien, versöhnte die Feindseligen, ermahnte, warnte, strafte, tröstete, ermuthigte, kurz, er ward allen alles, bat an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott! und flehete: Lasset uns ihn lieben, der uns zuerst geliebet hat! Daneben baute er während seiner kurzen Amtsführung von freiwilligen, in Paris gesammelten Gaben die verfallene Kirche neu auf und entsagte bei seiner Amtsniederlegung jeder Pension.

Nach kurzer Wirksamkeit rief ihn nämlich Pater Berulle wieder aus dieser Stellung ab. Der Graf von Joigni, Philipp Emanuel von Gondy, General der königlichen Galeeren, suchte einen Lehrer für seine drei Söhne, der zugleich die Stelle eines Hausgeistlichen versehen sollte, und Berulle, der beauftragt war den geeigneten Mann zu suchen, wußte keinen bessern zu empfehlen als den Pfarrer von Clichy. Mit kindlicher Ergebenheit seinem geistlichen Führer gehorsam, folgte dieser auch dem unerwarteten Rufe. Bald zeigte sichs, daß der HErr selbst an diesen Platz ihn gestellt, denn der Aufenthalt im Gondyschen Hause bricht der großartigen Thätigkeit Bahn, welche Vincentius bald entfaltete, und durch die er nicht der katholischen Kirche allein sondern auch der evangelischen zu einem reichen und bleibenden Segen geworden ist.

Aufs erste scheint es zwar, als sei der Beruf eines Hauslehrers und Hausgeistlichen, in welchen Vincentius jetzt eintrat,

Digitized by Google

viel beschränkter als der eines Pfarrers, in dem er schon thätig gewesen. Allein das Haus Gondy war reich und angesehen und bot einem thätigen Manne Gelegenheiten zur Thätigkeit gar viele. Und Vincentius wußte diese Gelegenheiten zu ergreifen. Er nahm sich nicht nur der zahlreichen Dienerschaft treulich an sondern sorgte auch bei seinen häufigen Reisen auf die ausgedehnten Besitzungen der Familie mit liebevollem Eifer für die geistlichen Bedürfnisse der meist sehr vernachlässigten Gutsunterthanen, und der Verlauf unserer Erzählung wird bald zeigen, wie ganz ungesucht eine Thür nach der anderen sich aufthat und von unscheinbaren Anfängen aus große Unternehmungen ins Werk gesetzt wurden, die zur Ehre Gottes und dem Heile der Menschen gereichten.

Mit herzlicher Ehrerbietung und Liebe waren Herr und Frau von Gondy ihrem Hausgeistlichen ergeben, der einen ebenso großen wie segensreichen Einfluß auf beide ausübte. Einst war der Graf in eine Streitigkeit verwickelt, die er, der sonst aufrichtig fromme Mann, geknechtet von einem falschen Ehrbegriffe und der Macht des Vorurtheils, nur durch einen Zweikampf schlichten zu können vermeinte. Vincentius wurde davon in Kenntniß gesetzt, und nachdem er die Morgenmesse vor der Hausgemeinde gelesen und mit Herrn von Gondy allein in der Kapelle zurückgeblieben war, warf er sich vor diesem auf die Knie und sprach mit feierlichem Ernste: „Erlauben Sie mir, Ihnen in Demuth ein Wort zu sagen! Sie sind, ich weiß es, im Begriff sich zu schlagen. Nun, so sage ich Ihnen im Namen unsres HErrn, den ich Ihnen so eben gezeigt und den Sie angebetet haben, daß Er, wofern Sie diesem bösen Vorhaben nicht entsagen, Seine Gerechtigkeit an Ihnen üben wird und an Ihrer ganzen Nachkommenschaft.“ Mit diesen Worten erhob er sich, verließ die Kapelle und — der Zweikampf unterblieb.

Noch ergreifender war der Einfluß des Vincentius bei der Frau von Gondy. Sie machte ihren Beichtvater wirklich zu ihrem geistlichen Führer und Gewissensrath, ließ sich ganz von ihm leiten bei der Austheilung des Almosens, das sie reichlich spendete, machte nur in seiner Begleitung ihre Reisen und setzte ihn gleichsam zum Superintendenten über alle die Pfarreien, die sich auf ihren ausgedehnten Besitzungen befanden. Auf

Digitized by Google

einer dieser Reisen gab ein kleiner Umstand den ersten Anlaß zu der außergewöhnlichen, immer umfangreicheren Thätigkeit des seltenen Mannes.

Zu Anfang des Jahres 1617 befand sich nämlich die Gräfin mit ihrem Beichtvater auf einem ihrer Güter in der Pikardie, als dieser zu einem sechszigjährigen Kranken gerufen wurde. Vincentius forderte den Kranken auf, über sein ganzes Leben eine eingehende Beichte abzulegen, und erfuhr bei dieser Gelegenheit Dinge, die niemand dem allgemein für fromm gehaltenen Manne zugetraut. Doch hatte er die Freude, durch dieses Bekeuntniß und die darauf folgende seelsorgerliche Behandlung den alten Mann wirklich Frieden finden zu sehen. Vincentius theilte die gemachte Erfahrung der Gräfin mit, und dieser fiel es schwer aufs Herz, daß von den angestellten Pfarrgeistlichen doch sehr unzureichend für die geistlichen Bedürfnisse der ihnen anvertrauten Gemeinden gesorgt werde. Sie faßte daher den Entschluß, den armen Landleuten Hilfe zu schaffen, und setzte zu diesem Zwecke sogleich die Summe von viertausend Thalern für denjenigen Orden aus, der sich bereit erklären würde, zu bestimmten Zeiten auf die Gondyschen Güter Reiseprediger zu senden, die zugleich fleißig Beichte hörten. Leider nahm von den bestehenden geistlichen Orden unter dieser Bedingung keiner das Kapital an, und so ruhte vorläufig die ganze Angelegenheit bis zum Jahre 1624. Aber in der Seele des Vincentius ruhte sie nicht: immer stand ihm die geistliche Noth so vieler ungenügend versorgter Leute und der traurige Zustand eines großen Theils der Priesterschaft vor der Seele. So viel in seinen Kräften stand, suchte er zunächst selbst im Verein mit einigen gleichgesinnten Freunden dem Uebel abzuhelfen. Mit der größten Theilnahme verfolgte Frau von Gondy alle diese Versuche innerer Missionsthätigkeit, und sie beschloß mit ihrem Gemahl ihnen dadurch einen festeren Halt und eine größere Ausdehnung zu geben, daß man eine kleine Gesellschaft von lebendig gläubigen Priestern zu Stande brächte, die sich, ohne ein anderes Amt zu haben, ganz diesem wichtigen Geschäfte widmeten und in einer gemeinschaftlichen Wohnung den nöthigen Unterhalt erhielten. Der Erzbischof von Paris, ein Bruder des Grafen von Gondy, wurde für die Sache gewonnen, er übergab dem Vincentius die Führung der zu gründenden

Digitized by Google

Gesellschaft und stellte ihm eine alte, ziemlich verfallene Stiftung, „die Anstalt für gute Kinder", zur Verfügung. Dazu schenkte die Familie Gondy ein Kapital von zehntausend Thalern. So wurde das erste Werk innerer Mission ins Leben gerufen, es entstanden die „Priester der Mission", nach dem ihnen später geschenkten Hause St. Lazarus auch „Lazaristen" genannt. Nach der Absicht der Gründer hatten diese Männer die Aufgabe, innerhalb der katholischen Kirche sich des verwahrlosten Volks mit Predigt, Unterricht und Seelsorge anzunehmen. Ein bestimmtes Gelübde brauchten sie nicht weiter abzulegen, nur mußten sie sich verpflichten, so lange sie der Genossenschaft angehörten, kein anderes Amt anzunehmen und als Reiseprediger, Stadtmissionare, Jugendlehrer, Beichtväter und so weiter überall hinzugehen, wohin Bischöfe sie beriefen und Pfarrer sie zuließen. Dabei war Vincentius aufs zarteste besorgt, daß durch die außerordentliche Thätigkeit seiner Missionare die ordentlichen Pfarrer sich nicht verletzt fühlten. Er selbst gieng mit dem Beispiel der größten Demuth und Sanftmuth voran. Kam er in eine Gemeinde, so gieng er stets zuerst zum Pfarrer, bat ihn um Erlaubniß predigen, unterrichten, Beichte hören zu dürfen, kniete vor ihm nieder und begehrte seinen Segen. Versagte der Pfarrer die Erlaubniß, so redete Vincentius kein Wort dagegen und schied von ihm mit Bezeugung seiner Ehrerbietung. Einem kleinen Senfkorne glich diese Stiftung, bald aber war ein großer Baum aus ihr geworden, der gute Früchte reichlich trug. Ein wirklicher Nothstand hatte die Unternehmung ins Leben gerufen, und eben weil sie einem wirklichen Bedürfnisse entgegen kam, fand sie bald eine große Verbreitung. Beim Tode des Vincentius zählte man bereits fünfundzwanzig Ordenshäuser der Missionspriester. Weit über Frankreich hinaus hatten sie Anklang gefunden, in Polen, Piemont, Irland, Rom, auf den Hebriden und Corsika waren von Paris aus Genossenschaften der Lazaristen ins Leben gerufen, und selbst in Tunis und Algier hatten sie Boden gefaßt. Sie bildeten für alle weiteren Unternehmungen ihres Stifters den lebendigen Mittelpunkt. Vincentius benutzte jede Gelegenheit um die Thätigkeit der Missionare zu erweitern. In einem von Ludwig dem Heiligen gestifteten Blinden-Institute, in dem großen Krankenhause von Paris

Digitized by Google

Hôtel-Dieu, bei unkeuschen Dirnen und Wahnsinnigen übernahmen sie die Seelsorge, verwahrlosten Jünglingen boten sie die Rettungshand, als Feldprediger leisteten sie dem HErrn Dienste, und als Hofprediger predigten sie Buße mit dem Ernste und dem Freimuthe Johannis des Täufers. Wunderbar reiche Erfolge begleiteten ihre Thätigkeit, besonders in den Vorstädten von Paris. „Feile Buhlerinnen, verhärtete Wucherer, freche Spötter wurden gerührt, ergriffen, erschüttert, weinten, warfen sich auf die Knie, flehten um Trost und Gnade und ließen gern sich vorbereiten zu allgemeinen Beichten und legten allgemeine Beichten ab." So hatte der Erfolg alle Erwartungen des demüthigen Vincentius übertroffen. „Wir giengen schlecht und recht," erzählt er später selbst, „nach dem Beispiele des Sohnes Gottes den Armen das Evangelium zu predigen, wohin die Bischöfe uns sandten. So thaten wir, und Gott that, was er von Ewigkeit her beschlossen hatte. Er verlieh unsern Arbeiten einigen Segen. Gute Geistliche, die Zeugen davon gewesen, verbanden sich mit uns zu verschiedenen Zeiten und begehrten aufgenommen zu werden in unsere Gesellschaft. O mein Heiland! wer hätte glauben können, daß daraus werden sollte, was nun daraus geworden ist!"

Der bequemeren Uebersicht wegen haben wir die Gründungs- und Entwickelungsgeschichte des Ordens der Missionspriester gleich in einigem Zusammenhange erzählt, obgleich die rastlose Thätigkeit des Vincentius in der Zeit von 1617 bis 1624, die von der ersten Anregung zu diesem wichtigen Werke bis zu seiner wirklichen Ausführung vergieng, bereits mancherlei neue Arbeiten innerer Mission in Angriff genommen hatte. Holen wir also das versäumte ungesäumt nach!

Kurze Zeit nach dem oben erwähnten Besuche der Gondyschen Besitzungen in der Pikardie, welcher die Idee zum Missionspriesterorden anregte, fühlte sich Vincentius bewogen, seine Stellung in dem gräflichen Hause aufzugeben, obwohl oder vielmehr weil man ihn wie einen Engel Gottes darin hielt. Um einen schweren Abschied zu umgehen, verließ er das Haus unter dem Vorwande einer Reise und übernahm abermals durch die Vermittelung des Paters Berulle das schlecht besoldete Pfarramt in der ganz verwahrlosten Gemeinde zu Chatillon les Dombes in der Nähe von Lyon. Wie in seiner ersten Pfarrstelle war

Digitized by Google

aber auch hier die Wirksamkeit des von Gott für außergewöhnliche Arbeiten berufenen Mannes nur von sehr kurzer Dauer; sie währte noch nicht ein halbes Jahr, trug aber reiche Früchte. Durch seine Predigten fanden eine Reihe lebendiger Bekehrungen statt, unter denen besonders die zweier bisher sehr eitler Frauen Veranlassung zu einer ausgedehnten, sehr segensreichen Stiftung wurden. Diese Frauen baten nämlich eines Tages den Pfarrer eine sehr bedürftige Familie der Wohlthätigkeit der Gemeinde von der Kanzel herab zu empfehlen. Er that es mit Freuden und so herzbeweglich, daß jene Familie mit zugeschickten Nahrungsmitteln förmlich überschüttet wurde. Dieser augenblickliche Ueberfluß regte in Vincentius den Gedanken an, Ordnung in die Wohlthätigkeit zu bringen und überhaupt eine geordnete Armen- und Krankenpflege soviel als möglich einzurichten. Sofort gieng er zu verschiedenen Hausfrauen, bat sie, sich zunächst in die Pflege jener Familie zu theilen, dann aber zu einem Vereine zusammen zu treten, der sich die Versorgung der Armen und Kranken überhaupt zur Aufgabe machte und mit der leiblichen Unterstützung eine gewisse Seelsorge verbände. Allen, welche dazu willig waren, schrieb er bestimmte Regeln vor, und so kam nach der Bestätigung der geistlichen Oberen eine „Schwesterschaft milder Frauen" zu Stande, die bald die weiteste Verbreitung fand. Besonders die etwas später zu Paris ins Leben gerufene Schwesterschaft dieser Frauen entfaltete eine großartige Thätigkeit und wurde die Mutter noch anderer weltlicher Genossenschaften, unter denen die der „barmherzigen Schwestern", von welchen bald weiter die Rede sein wird, die bedeutendste wurde.

Auf inständige Bitten mußte der Pfarrer von Chatillon schon Ende 1614 wieder in das Gondysche Haus zurückkehren. Der Abschied von seinen Pfarrkindern, die ihm weinend eine große Strecke das Geleite gaben, wurde ihm sehr schwer, und nur die Gewißheit, daß er dem Willen Gottes gehorsam sei, und die Zusicherung, daß einer seiner Freunde sein Nachfolger werden sollte, konnte ihn trösten. Der Gräfin von Gondy aber mußte er versprechen, bis zu ihrem Tode ihr Haus nicht wieder zu verlassen. Sie starb 1625.

Bald fand der unermüdliche Eifer des Vincentius neue Gelegenheit zu einem echt evangelischen Rettungswerke. Der Graf

Digitized by Google

von Gondy war, wie schon bemerkt, General der Königlichen Galeeren, auf welche man die unglücklichsten unter den Gefangenen als Ruderer anschmiedete. Vincentius fieng an sich um die für die Galeeren bestimmten Sträflinge zu bekümmern, die noch in Pariser Kerkern sich befanden. Er fand diese Elenden in dem allertraurigsten Zustande: unterirdische, dunkle Löcher waren ihre Wohnung, mit der schlechtesten Nahrung wurden sie versorgt, von ihrem massenhaften Ungeziefer nie gereinigt, und jede leibliche Pflege wie jeden geistlichen Trost mußten sie entbehren. Tieferschüttert stattete er dem Grafen von diesen schrecklichen Entdeckungen Bericht ab und machte es ihm zur Gewissenssache für diese seiner Oberaufsicht anvertrauten doppelt unglücklichen Menschen zu sorgen. Er erhielt Vollmacht zu thun, was er für gut erachtete. Unverzüglich miethete er da in einer Vorstadt von Paris ein großes Haus, in welches er die zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher aus ihren schmutzigen Kerkerlöchern bringen ließ. Der Staat stellte ihm dazu freilich keine Geldmittel zur Verfügung, aber das hielt den glaubensstarken Mann von seinem kostspieligen Liebeswerke nicht zurück; kühnlich griff er in die reiche Schatzkammer seines Gottes, und freiwillige Gaben boten ihm die Mittel, die er bedurfte. Den in ihrer äußerlichen Lage bedeutend verbesserten Gefangenen brachte nun Vincentius den Trost des Evangeliums. Und die Hand des HErrn war mit seinem Knechte. Viele Sträflinge erkannten und bekannten ihre Sünden und begehrten nach dem Troste, den der Sünderheiland einst dem sterbenden Schächer gegeben. Die Sache machte Aufsehen in Paris. Allgemein redete man von dem merkwürdigen Manne, den seine Liebe zu den Gefangenen geführt. Auf den Antrag des Grafen Gondy wurde er vom Könige Ludwig den Dreizehnten zum General-Superintendenten der Galeeren ernannt, so daß alle mit der Seelsorge der Galeerensklaven betrauten Geistlichen seiner Oberaufsicht unterstellt wurden. Jetzt nahm die Fürsorge des Vincentius für die Sträflinge einen größeren Umfang an. Er reiste wiederholt nach Marseille und Bordeaux, wo die meisten Königlichen Galeeren sich befanden, brachte ganze Tage auf diesen schwimmenden Gefängnissen zu, erleichterte soviel als möglich die äußerliche Lage der Angeschmiedeten, bewirkte eine menschlichere Behandlung, fand für seinen geistlichen Zuspruch viele offene Herzen und

Digitized by Google

belebte die mit der Seelsorge der Gefangenen betrauten Geistlichen. Seiner unermüdlichen Fürsorge gelang es endlich sogar zu Marseille ein schönes großes Krankenhaus für die Galeerensklaven zu erbauen.

Ungesucht wurde der liebeseifrige Mann zu immer neuen Unternehmungen geführt. Auf einer Rückreise von Marseille nach Paris kam er durch die Stadt Macon in Burgund. Hier fand er eine außergewöhnlich große Menge Bettler. Indem er nach seiner Gewohnheit die von ihm Beschenkten katechisierte, entdeckte er eine nicht geahnte religiöse Unwissenheit und sittliche Rohheit: da jammerte ihn des elenden Volks, und statt weiterzureisen blieb er in Macon um einen Versuch zur Rettung dieser Verwahrlosten zu machen. Allgemein wurde er ausgelacht; aber Vincentius war nicht der Mann, der durch Spott sich entmuthigen ließ. Er gewann den Bischof und den Magistrat der Stadt und gründete mit ihrer Hilfe einen Armen-Verein zur Abschaffung des Bettelns, den er „die Genossenschaft des heiligen Karl Borromeo" nannte, weil dieser ehemalige Bischof von Mailand der Wirksamkeit des Vereins zum Vorbild dienen sollte. Die Genossenschaft bestand aus Männern und Frauen. Die ersten sollten sich der männlichen, die andern der weiblichen Bettler annehmen. Jedem Mitgliede wurden bestimmte Arme oder Kranke zur Aufsicht und Pflege übergeben. Der Erfolg war außerordentlich. Die Armen wurden gekleidet, zu bestimmten Stunden gespeist, im christlichen Glauben unterrichtet, zur Arbeit und einem rechtschaffenen Wandel angehalten — in kurzer Zeit war kein Bettler mehr zu sehen. Der ursprünglich verlachte Vincentius wurde jetzt in den Himmel gehoben: durch eine heimliche Abreise entzog er sich dem ihm widerlichen Lobe. An vielen andern Orten wurden bald ähnliche Vereine ins Leben gerufen.

Schon seit langer Zeit war dem Vincentius der Verfall eines großen Theils der Priesterschaft tief zu Herzen gegangen, und er verlangte sehr zu ihrer Besserung mithelfen zu können. Schon die Stiftung des Ordens der Missionspriester hatte ja mit diesem Wunsche zusammengehangen, aber die Thätigkeit dieser Genossenschaft zeigte ihrem Stifter erst recht deutlich, wie viel doch an denen gearbeitet werden müßte, welche selbst Arbeiter sein sollten im Weinberge des HErrn. Indeß gewohnt,

Digitized by Google

nichts ohne bestimmte Weisungen Gottes zu beginnen, hatte Vincentius bisher an diese ebenso nöthige wie wichtige Reformationsthätigkeit sich noch nicht herangewagt. Da traf er auf einem seiner Missionszüge im Jahre 1628 mit einem seiner Freunde, Hadrian Bourdoise, bei dem frommen Bischof von Beauvais, Potier de Gerres, zusammen. Das Gespräch kam bald auf den jammervollen Zustand der französischen Geistlichkeit. Plötzlich erhob sich aus tiefer Betrachtung der lange schweigend dageseſſene Bischof und sprach: „Ich habe das Mittel gefunden um dem Uebel abzuhelfen. Die jungen Männer, die im Begriff sind die Priesterweihe erst zu empfangen, müssen sich zuvor bei den Missionspriestern prüfen lassen und etliche Tage unter geistlichen Uebungen in ihrem Hause sich aufhalten, um so auf ihr heiliges Amt würdig vorbereitet zu werden.“ Mächtig wurde Vincentius von dieser Idee ergriffen, er erkannte in ihr einen von Gott kommenden Gedanken und arbeitete sofort einen Plan über die Art seiner Durchführung aus. Noch im Herbste desselben Jahres wurde zu Beauvais die Weihe praktisch ins Werk gesetzt und bewährt gefunden. 1631 führte der Erzbischof von Paris diese zehn Tage dauernden Uebungen im Hause der Missionspriester auch in seinem Sprengel ein, und der Erfolg war nicht weniger erfreulich als in Beauvais. Ungeheuer vermehrte sich dadurch natürlich die Arbeit des Vincentius, aber wie gern übernahm der vielbeschäftigte Mann neue Geschäfte, durch welches er einen so umfassenden Einfluß zu üben hoffen durfte. Sechs Mal jährlich ward in dem Pariser Erzbisthum die Priesterweihe ertheilt; sechszig Tage mußte also Vincentius den mit den jungen Priestern abzuhaltenden geistlichen Uebungen widmen. Mit der größten Wachsamkeit achtete er darauf, daß die angehenden Geistlichen während dieser Zeit nichts sahen und hörten, als was ihnen zur Erbauung diente. Alles war vortrefflich geordnet, und gewissenhaft wurde die Zeit ausgekauft. Die Priester des Hauses bedienten mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit ihre Gäste, und Vincentius selbst ließ es an der zartesten Aufmerksamkeit nicht fehlen. Dazu wurden durch den Frieden des Hauses, die feierliche Würde der gottesdienstlichen Uebungen, das Ansprechende des Gesanges u. s. w. die Herzen geöffnet für die eindringlichen Ermahnungen, welche ein in den Wegen Gottes und der heiligen Schrift so erfahrener Mann wie Vincentius

Digitized by Google

an seine Pflegebefohlenen richtete. Vor und nach der Ertheilung der Priesterweihe genossen endlich alle das heilige Abendmahl, so daß selten jemand das Haus verließ ohne die tiefsten Eindrücke mit hinwegzunehmen. Bald fanden solche Vorbereitungen für das geistliche Amt in den meisten katholischen Ländern Nachahmung, nur daß nicht überall ein Vincentius mit seinem Geiste die Formen belebte!

Ganz von selbst dehnte sich auf diese Weise der Einfluß des Vincentius auf die Geistlichkeit immer weiter aus. Viele der zu Priestern geweihten jungen Leute, die nicht sogleich in ein geistliches Amt eintraten, stellten sich ihm zur Verfügung und wurden als eine Art Agenten der inneren Mission verwendet. Andere, welche angestellt wurden, begehrten fortgehender Anregung und Unterweisung von Seiten ihres geistlichen Führers, und so kamen wöchentliche regelmäßige Pastoral-Konferenzen zu Stande, an denen auch viele ältere Geistliche mit Freuden Theil nahmen. Diese Konferenzen wurden in der Folge eine Quelle großen Segens, und da man keine unfruchtbaren Redeübungen in ihnen hielt sondern tiefeingreifende praktische Fragen praktisch behandelte, so gieng eine weithin bemerkbare Neubelebung der Kirche von ihnen aus. Der Papst ertheilte ihnen daher auch ausdrücklich seine Bestätigung, und bald vereinigten sie in sich die Blüthe der katholischen Geistlichkeit Frankreichs. Selbst der Minister Richelieu wurde auf sie aufmerksam und erwählte aus ihren Gliedern die höchsten Würdenträger der Kirche. Ganz ohne sein Zuthun erhielt also der demüthige Vincentius einen großen Einfluß auf die Besetzung der wichtigsten geistlichen Stellen, und es ist stets zum Heile der Kirche gewesen, wenn man an maaßgebender Stelle dem Rathe dieses treuen Knechtes Gottes gefolgt ist, der mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit solchen verantwortungsreichen Rath ertheilte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher die Konferenzen entstanden, wurde durch Vincentius eine neue Genossenschaft ins Leben gerufen, die unter allen seinen Werken wohl am allgemeinsten bekannt geworden ist und bis auf den heutigen Tag die ungetheilteste Anerkennung gefunden hat, nämlich der Orden „der barmherzigen Schwestern". In der zu Paris bestehenden „Schwesternschaft milder Frauen" hätte nämlich

Digitized by Google

nach einigen Jahren der anfängliche Eifer bedeutend nachgelassen. Die Frauen zogen sich besonders von der Krankenpflege immer mehr zurück oder schickten ihre Mägde. Frau le Gras, eine fromme, liebethätige, praktische, umsichtige Wittwe, die Vincentius nach einer vierjährigen Prüfung an die Spitze der Genossenschaft gestellt hatte, empfand das schmerzlich und sann auf Mittel, ihrem Verfalle entgegenzuwirken. Da kam sie auf den Gedanken, ob nicht unverheirathete Mädchen besser geeignet seien bei der leiblichen und geistlichen Krankenpflege zur Hand zu gehen als verheirathete Frauen. Sie theilte diese Idee dem Vincentius mit, und nachdem dieser beinahe zwei Jahre lang vor seinem Gott die Sache in Erwägung gezogen, machte er mit nur vier auserlesenen Jungfrauen getrost den Anfang, nicht ahnend, was für ein großer Baum auch aus diesem Senfkorn erwachsen sollte. Es dauerte nicht lange, so fanden diese „Töchter der Liebe" auch „barmherzige Schwestern" oder nach ihrer schlichten Kleidung „graue Schwestern" genannt, die allgemeinste Anerkennung, ja Bewunderung. Die Aerzte rühmten die Geschicklichkeit ihrer Krankenpflege, die Geistlichen ihren evangelischen Liebeseifer, die Kranken ihre Zartheit, Freundlichkeit, Geduld und Sanftmuth. Selbst solche, die dem christlichen Glauben ferne standen, hatten ihre Freude an dieser köstlichen Frucht desselben. Allenthalben entstand ein Verlangen nach solchen weiblichen Krankenpflegerinnen und so vermehrte Vincentius, gerührt von Dank gegen den HErrn, der das Werk seiner Hände abermals so überschwänglich gesegnet hatte, ihre Zahl und gab ihnen eine bestimmte Regel. Nonnen, im strengen Sinne des Wortes sollten diese Diakonissen nicht sein. „Ihr Kloster," erklärte der Stifter, „sei das Haus der Kranken, ihre Zelle ein dürftiges Zimmer, ihre Kapelle die Pfarrkirche, ihr Kreuzgang die Gassen der Stadt, ihre Klausur der Gehorsam, ihr Gitter die Furcht Gottes, ihr Schleier heilige Zucht." Mit weiser Bescheidenheit sollten sie ihre Sorgfalt auch den Seelen der Kranken zuwenden und die Vor- und Nacharbeiterinnen der Geistlichen sein. Im Anfange traten meist nur arme Mädchen in den Orden ein, bald aber meldeten sich Töchter aus den ersten Häusern Frankreichs. Außer ihrem ursprünglichen Berufe, dem HErrn an den Kranken zu dienen, wurden sie schon von Vincentius auch zu manchem andern heiligen

Digitized by Google

Geschäfte gebraucht, so zum Beispiel zum Unterrichte armer Mädchen, zur Erziehung von Findlingen, selbst zum Besuch bei den Galeerensklaven. Bis zum Tode ihres Gründers hatten die barmherzigen Schwestern allein in Paris achtundzwanzig und zur Zeit der Revolution in ganz Frankreich dreihundert Häuser.

In Paris bestand ein großes, öffentliches Krankenhaus, Hôtel-Dieu genannt, in welchem jährlich über zwanzigtausend Kranke gepflegt wurden. Weder die Vorsteher, denen die Leitung des Hauses, noch die Nonnen, denen die Wartung der Kranken oblag, erfüllten ihre Pflicht mit christlicher Gewissenhaftigkeit und Liebe. Man stellte den traurigen Zustand des Hospitals dem Vincentius vor und bat ihn eine Reformation der Verwaltung und Krankenpflege herbeizuführen. Allein er weigerte sich in ein fremdes Amt einzugreifen und war erst zu bewegen die Sache in die Hand zu nehmen, als der Erzbischof von Paris einen bestimmten Befehl an ihn ergehen ließ. Nun wurde sie aber auch ernstlich betrieben. Vincentius versammelte eine Anzahl älterer, meist vornehmer Frauen, legte ihnen die Angelegenheit des Hospitals mit kräftigen Worten ans Herz und bewog sie zu einem Vereine zusammenzutreten, der sich zunächst dem Dienste der Kranken in dem großen Hôtel-Dieu widmete. Dieser Verein erhielt den Namen: „Gesellschaft der Matronen". Der Segen Gottes begleitete sichtbar ihren Dienst an den Kranken, und durch ihr demüthiges, zartes Betragen, das Vincentius ihnen zur heiligen Pflicht gemacht hatte, gewannen sie bald auch das Vertrauen der Vorsteher des Hauses wie die Liebe der Nonnen, die nun in einem Geiste mit ihnen zusammenarbeiteten. Nach einiger Zeit erstreckte sich die Thätigkeit dieser Gesellschaft der Matronen weit über das Hospital hinaus. Lange schon hatte dem Vincentius das Elend der vielen zu Paris geborenen unehelichen Kindern, die von ihren unnatürlichen Müttern ausgesetzt wurden, am Herzen gelegen. Diese unglücklichen Geschöpfe, jährlich drei bis vierhundert, wurden gegen geringe Bezahlung einer Wittwe zur Versorgung übergeben, die so gewissenlos mit ihnen umgieng, daß die allermeisten als Säuglinge starben. Die Gesellschaft der Matronen nahm sich ihrer an, erst nur einer kleinen durchs Loos bestimmten Zahl, bald aber wurde beschlossen für die Pflege und

Digitized by Google

Erziehung aller dieser Kinder zu sorgen. Die Kosten des Unternehmens waren ungeheuer, dennoch ließen sich die Matronen, deren Kräfte schon durch andere außerordentliche Unterstützungen sehr in Anspruch genommen waren, nicht zurückschrecken: zwei große Häuser wurden gekauft, und zahllose dem zeitlichen und ewigen Tode entrissene Findelkinder entschädigten reichlich für alle um ihretwillen gebrachten Opfer. Noch großartiger war ein anders von der Gesellschaft der Matronen unternommenes Werk. Paris war von einem zahllosen Schwarme Vagabondierer und Bettler förmlich überschwemmt. Da brachte eine ebenfalls von Vincentius angeregte Stiftung, die des „Hospitals zum Namen JEsu", in welchem vierzig alte Handwerksleute einen sorgenfreien Feierabend fanden, die Matronen auf den Gedanken, ob nicht das Heer der wirklich arbeitsunfähigen Bettler in eine ähnliche Anstalt versammelt und auf gleiche Weise versorgt werden könnte. Vincentius, ohne dessen Mitwirkung man nichts unternehmen wollte, stutzte bei dem Gedanken an eine so ungeheure Unternehmung und gewohnt, zuvor zu sitzen und die Kosten zu überschlagen, wenn er einen Thurm bauen wollte, ermahnte er sachte zu gehen, viel zu beten, nach einem Plane zu verfahren und sich lieber zuerst nur auf die Aufnahme etlicher hundert solcher zu beschränken, die selbst darum bitten würden. Doch die Frauen brachten das Geld zusammen, eine einzige schenkte fünfzigtausend, eine andere versprach eine jährliche Rente von dreitausend Francs, die Königin stellte das geräumige Gebäude la Salpetrière zur Verfügung, König und Parlament gaben ihre Zustimmung, und so wurde 1657 das große allgemeine Hospital eröffnet, in welchem alle erwerbsunfähigen Arme Aufnahme fanden. Zugleich wurden die strengsten Verbote gegen den Bettel erlassen, und so dauerte es nicht lange, bis Paris von einer seiner größten Plagen erlöst war, deren Beseitigung auch wohlgesinnte Leute für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten hatten.

Aber weit über Paris und Frankreich hinaus reichte der Blick des Vincentius. Mit der Absendung von Missionspriestern nach Tunis und Algier begann er sein Wirken in die Ferne. Er sandte aber seine Boten noch weiter. Er hatte eben ein weites Herz, weil er viel liebte, und dieses liebereiche Herz trieb ihn auch den unglücklichen Heiden die gute Botschaft

Digitized by Google

des Evangeliums bringen zu lassen. In Rom bestand eine große Missions-Gesellschaft, die Genossenschaft zur Verbreitung des Glaubens genannt. Auf ihren Wunsch ersuchte der Papst den Vincentius einige Lazaristenbrüder als Missionare nach der großen afrikanischen Insel Madagaskar zu senden. Bedeutende Schwierigkeiten standen der Ausführung dieser Unternehmung im Wege, doch die Weisheit und Energie des vielbewährten Vincentius räumte sie alle hinweg. Ungefähr zehn auserlesene Männer hat er nach und nach gen Madagaskar gesandt. Leider starben die meisten bald nach ihrer Ankunft. Dazu erschwerten die auf der Insel lebenden Franzosen durch ihre Gewaltthätigkeit und Lasterhaftigkeit die Verkündigung des Evangeliums gar sehr, und als sie, von den Eingeborenen glühend gehaßt, Madagaskar verlassen mußten, da war es auch mit der dortigen Mission vorbei, ohne daß etwas nennenswerthes durch sie ausgerichtet worden wäre. Für eine Ernte in der Heidenwelt war Gottes Stunde noch nicht gekommen.

Zu diesen vielen und großen Unternehmungen brauchte Vincentius neben tüchtigen Leuten natürlich auch bedeutende Geldmittel. Wo sollte der arme Priester die hernehmen? Nun darüber hat er sich niemals Sorge gemacht: war er einmal überzeugt, daß ein Werk wirklich nach dem Willen und im Dienste Gottes unternommen werde, so glaubte er auch felsenfest, daß Gott das nöthige Geld dazu schaffen werde. Als ein Knecht Gottes machte er vollen Gebrauch von dem Privilegium seinen HErrn sorgen zu lassen, und er hat sich gut dabei gestanden und niemals Mangel gehabt. In dem Hause der Missionspriester wurden, außer den die Priesterweihe erwartenden jungen Geistlichen, im Durchschnitt sieben bis achthundert Gäste jährlich beherbergt, welche sich an geistlichen Uebungen betheiligten, und keinem wurde dafür etwas abgefordert, nur freiwillige Gaben nahm man an. Da nun der Orden keineswegs reich war, so ereignete es sich manchmal, daß die Schaffner des Hauses dem Vincentius meldeten, es sei kein Geld mehr da, die Ausgaben für den folgenden Tag zu bestreiten. Dann lächelte der glaubensstarke Mann über die Besorgnisse der Kleingläubigen und pflegte zu sagen: „O, der guten Nachricht! Nun wird es sich zeigen, ob wir Vertrauen in Gott haben.“ Er vertraute wie ein Kind und ist damit niemals zu Schanden

Digitized by Google

geworden. Ward ihm gesagt, daß dieser oder jener unter dem Vorwande geistliche Bedürfnisse zu befriedigen nur gekommen sei um frei zu wohnen und zu essen, so antwortete er: „Je nun, so wird Gott das, was diesen Leuten erwiesen ist, als ein Almosen gnädig ansehen. Und was wisset ihr, ob nicht mancher, den ihr gern abweisen möchtet, durch die Gnade Gottes sich hier bekehren werde?“ Einst erlitt das Haus Lazarus durch einen schändlichen Prozeß den Verlust eines Landgutes im Werthe von fünfzigtausend Francs. Die berühmtesten Rechtsgelehrten riethen dem Vincentius gegen das ungerechte Urtheil zu appellieren und erboten sich seine gerechte Sache unentgeltlich zu führen, er aber wollte nichts von Rechtshändeln wissen sondern dankte Gott, daß er ihm und seinen Brüdern die Gnade gegeben, sich seinem Willen, der allen Schätzen der Welt weit vorzuziehen, völlig zu unterwerfen. Weil er die Armuth nicht für ein Unglück sondern für ein großes Glück ansah, daher liebte er sie statt sie zu fürchten und sprach es wiederholt aus, so lange die Missionspriester sich vor dem Reichwerden hüteten, würde auch der Segen Gottes nicht von ihnen weichen. Wiederholt machte man ihm den Vorschlag von den jungen Priestern für ihren zehntägigen Aufenthalt sich etwas bezahlen zu lassen, da das Haus die Kosten nicht mehr aufzubringen vermöchte. Da aber sagte er: „Haben wir alles für unsern HErrn ausgegeben, und bleibt uns nichts mehr übrig, dann legen wir die Schlüssel unter das Thor und ziehen aus.“ „Unerschöpflich,“ bemerkte er bei einer andern Gelegenheit, „unerschöpflich sind die Schätze der Vorsehung. Unser Mißtrauen würde die Ehrfurcht gegen Gott verletzen. Unsere Gesellschaft wird viel eher durch Reichthum als durch Armuth zu Grunde gehen.“ Als Vincentius lange Zeit hindurch sich in einer einflußreichen Stellung am Hofe befand, hat er nie für seine Genossenschaften um irgend etwas gebeten, ja er hat angebotene Gaben wiederholt zurückgewiesen. So nahm er einst ein Geschenk von dreihunderttausend Thalern nicht an, weil er besorgte, daß die Armen darunter leiden möchten. Und trotzdem oder vielmehr eben darum hat es ihm nie an Geld gefehlt. Er hat niemals ein großes Geschrei gemacht, wenn er Geld brauchte, und immer kam das nöthige zur rechten Stunde. Mehr als sechs Millionen Thaler sind

Digitized by Google

nach einer oberflächlichen Berechnung durch seine Hände gegangen, eine für die damaligen Verhältnisse ungeheure Summe. Um die furchtbare Noth zu lindern, welche in Folge des dreißigjährigen Krieges über das entsetzlich verheerte Lothringen hereingebrochen war, hat Vincentius im Laufe von zehn Jahren mehr denn eine halbe Million Thaler zusammengebracht. Seit dem Anfange des Nothstandes in dem unglücklichen Lothringen hatte er sich mit seinen Missionspriestern verabredet von ihrer sehr einfachen Mittagskost sich täglich noch etwas abzuziehen und kein Weizenbrod mehr zu essen. Mit ähnlicher Willensstärke nahm er sich der durch den französischen Bürgerkrieg und den spanischen Krieg ins Elend gerathenen Provinzen an. In die Pikardie und Champagne hat er durch seine Missionspriester wieder beinahe zehn Jahre lang im Durchschnitt jährlich etwa sechszigtausend Thaler gesandt; ganz abgesehen davon, was er durch seine und seiner Gehilfen persönliche Einwirkung den armen Leuten an Leib und Seele gutes gethan hat. Er hatte aber ein Herz, das des Volkes jammerte, wo es dasselbe leiden sah, und getrost ließ er den HErrn dafür sorgen, daß dem Samariterherzen die Mittel nicht fehlten zur Uebung der Samariterwerke.

Wenn man die mit den größten Anstrengungen, Strapazen und Entbehrungen verbundene großartige Thätigkeit dieses hochbegnadigten Knechtes Gottes überdenkt, so ist man leicht geneigt anzunehmen, sein außergewöhnlich thätiger Geist müsse auch in einem außergewöhnlich kräftigen und gesunden Körper gewohnt haben. Das ist aber durchaus nicht der Fall gewesen. Allerdings hat Vincentius das hohe Alter von vierundachtzig Jahren erreicht, aber das ist nur einer besondern Kraft Gottes zuzuschreiben, die in der Schwachheit seines Leibes mächtig sich erwiesen. Besonders eine Geschwulst der Füße, an der er seit seinem dreißigsten Jahre litt, hat ihm bis zu seinem Tode viel zu schaffen gemacht. Oft ward er auch von einem Fieber heimgesucht, welches in der Regel drei oder vier Tage, manchmal aber auch Wochen anhielt. Er nannte es aber scherzhafterweise nur sein kleines Fieberchen, und so heftig es ihn auch angriff, in seiner gewohnten Lebensweise ließ er sich dadurch nicht unterbrechen. „Sucht mich das Fieber heim," so äußerte er sich wiederholt, „dann sage ich: ach Bruder Fieber, du

Digitized by Google

kommst von Gott, sei willkommen! Und so laß ich Gott seinen Willen an mir thun." Voll des zartesten Mitgefühls gegen alle Kranken, war er gegen sich selbst hart und lehnte fast jede Pflege ab. Seit dem Jahre 1656 konnte er nur noch am Stocke gehen, kaum knieen und nie ohne den größten Schmerz sich wieder aufrichten. 1660 versagten ihm die seit fünfundvierzig Jahren leidenden Füße auch noch den Dienst des Stehens. Dabei stand er aber immer noch nach seiner Gewohnheit früh um vier Uhr auf und wohnte jeden Tag, obgleich unter großen Beschwerden und Schmerzen, der Messe in der Hauskapelle bei. Durch die lange und schmerzliche Krankheit wurde weder die Heiterkeit seines Geistes getrübt noch seine Thätigkeit unterbrochen. Erst mit dem Tode endete seine Wirksamkeit. Nie kam eine Klage über seine Lippen, und wenn die Qualen gar zu heftig wurden, so sagte er mit dem Ausdrucke herzlichster Geduld und mit der Liebe, die ihn durchglühte: „Ach mein Heiland! mein Heiland!" Die letzte Nacht brachte er fast ganz im Gespräche mit Gott zu. Am Morgen bat ihn einer seiner Freunde für sich und die Brüder um seinen Segen. Statt dessen antwortete der Sterbende: „Der unter euch angefangen hat das gute Werk!" — — — da verstummte sein Mund, und seine Seele war heimgegangen. Wie ein Licht, das sich selbst verzehrt, indem es leuchtet, war das Leben des Vincentius ausgelöscht. Es war der 27. September 1660 als dieser treue Knecht Gottes eingieng zu seines HErrn Freude. Wie der Heiland der Maria von Bethanien einst das ehrenvolle Zeugniß ausstellte: „Sie hat gethan, was sie konnte", so dürfen wir auch unter das Bild des demüthig-eifrigen Vincentius als Motto schreiben: „Er hat gethan, was er konnte". Möge sein Exempel uns ein Antrieb sein auch zu thun, was wir können!

Digitized by Google

Ernst der Fromme.

Der Geist der Frömmigkeit, der in den sächsischen Kurfürsten, den Pflegern und Förderern der Reformation, gelebt hatte, gieng als ein Erbtheil des Hauses durch manches Geschlecht auf Kind und Kindeskind über und trieb noch die lieblichste Blüthe in einem Urenkel Johann Friedrich des Großmüthigen, dem Herzog Ernst dem Frommen von Gotha. Dieser Fürst war zwar nicht eben mächtig an Land und Leuten aber um seiner ausgezeichneten Gaben willen hochangesehen unter seinen Zeitgenossen bei Hohen und Geringen, und die Seele aller seiner Thaten und Tugenden war lebendige Gottesfurcht.

Er war geboren im Jahre 1600 als der neunte Sohn des Herzogs Johann von Weimar und seiner Gemahlin Maria Dorothea. Da er schon im vierten Lebensjahre seinen Vater verlor, fiel die Erziehung der Mutter anheim und lag da in guten Händen. Ihre treue Bemühung wurde besonders an dem jungen Herzog Ernst reichlich gesegnet. Schon als Kind sprach er in einem uns erhaltenen Briefe an seine „liebe Frau Mutter“ die Bitte aus, eine Bibel zum Weihnachtsgeschenk zu erhalten, und der Unterricht in Gottes Wort war an ihm so fruchtbar, daß er schon in seinem elften Jahre gern zum heiligen Abendmahl zugelassen sein wollte, und ihm sein Verlangen auch gewährt werden konnte. Als er dann in das Jünglingsalter trat, faßte er mit hohem Verstande und großem Fleiße alles ins Auge, was ihm zu seinem künftigen Regentenberufe von Nutzen sein könnte. Er reiste in den Ortschaften des Landes umher, um es kennen zu lernen, und machte sich Auszüge aus den Urkunden, die er in den Städten und Dörfern vorfand, so daß er bei seinem Regierungsantritte sich nicht

Digitized by Google

weniger als hundert Bände solcher Auszüge und Verzeichnisse angesammelt hatte.

Sehr bald fand er Gelegenheit seine herrlichen, durch Fleiß gepflegten Gaben zu bethätigen. Die Weimarischen Lande wurden durch eine Landesdirektion unter dem ältesten Bruder, dem Herzog Wilhelm, verwaltet. Herzog Ernst aber ward um seiner frühen Tüchtigkeit willen dazugezogen und mußte sogar in Abwesenheit seines Bruders der Landesdirektion vorstehen. Die damalige Zeit war jedoch nicht zu stetigen Werken des Friedens angethan. Der unheilvolle dreißigjährige Krieg hatte schon eine Zeitlang gewährt, als im Jahre 1630 der edle Schwedenkönig Gustav Adolph den schwerbedrängten Evangelischen in Deutschland zu Hilfe kam. Da griff auch Herzog Ernst zum Schwerte, trat als Oberst in das schwedische Heer ein und erhielt so Gelegenheit zu zeigen, daß ein Mann des Friedens auch ein tapferer Krieger sein kann. Er nahm an vielen schweren Kämpfen mit Auszeichnung Theil und erwarb sich besonders in der Schlacht bei Lützen, in welcher Gustav Adolph den Heldentod fand, ein großes Verdienst um das Heer, denn als nach dem Fall des Schwedenkönigs der feindliche General Pappenheim frische Truppen in die Schlachtordnung führte, und das Geschick des Tages sich wider die Schweden zu neigen schien, war es der Prinz Ernst, welcher durch seinen tapfern Widerstand dem schwedischen Heere doch den endlichen Sieg verschaffte. Was die Uebung der Gottseligkeit anbelangt, so war er im Kriegslager derselbe wie daheim. Zeitgenossen bezeugen von ihm, daß er auch unter dem Lärm der Trommeln und Drommeten seine regelmäßigen Andachtsstunden nicht unterließ, und daß sein Zelt wie eine Kirche war, wo der Name Gottes beständig angerufen ward. Mit strenger Gerechtigkeit trat er in mehreren Fällen der Rohheit und Raubsucht der Soldaten entgegen, und überall war ihm der Krieg nicht eine Freude sondern nur ein Mittel, um zum gedeihlichen Ziele zu kommen. Er richtete sein Absehen darauf, der Sache der Evangelischen vortheilhafte Friedensbedingungen zu erkämpfen, und als diese Hoffnung nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen 1634 ihm für immer vernichtet schien, verließ er den Kriegsschauplatz und kehrte nach Weimar zurück, um seine Kräfte ganz der Landesregierung zu widmen.

Digitized by Google

Dieselbe ward anfangs noch mehrere Jahre gemeinsam fortgeführt, 1640 aber erfolgte unter den drei weimarischen Brüdern eine Erbtheilung, bei welcher dem Herzog Ernst Gotha zufiel. Später erbte er noch einige Theile der sächsischen Lande dazu. Das gothaische Land war durch den Krieg in unglaublichem Maaße verwüstet. Zwei Drittheile der Einwohner waren verschwunden. Ein Dorf zum Beispiel war von 1636 bis 1639 so verwüstet worden, daß kein Mensch mehr darin war, und erst 1640 sich wieder dreizehn Personen zusammenfanden; ein anderes hatte noch vierundzwanzig Häuser und sechsundfünfzig wüste Hofstätten; in einem andern starben während eines Jahres sechsundsechszig Personen Hungers, und viele Ortschaften waren Jahre lang ohne Prediger und ohne Schule, so daß mit der höchsten leiblichen Noth auch noch eine schreckliche Verwilderung und Zuchtlosigkeit eingerissen war. In solchem Zustande überkam der Herzog sein Land, und noch sieben Jahre lang hatte es Lieferungen an die beiderseitigen Kriegsheere und mehrmalige Brandschatzungen zu tragen. Da war Regieren eine schwere und schmerzvolle Aufgabe.

Aber Herzog Ernst hatte ein betendes Herz und darum auch einen in Gott getrosten Muth und griff sein Werk mit Eifer und hoher Einsicht an. Das erste Erforderniß waren tüchtige Diener und Beamte. Wie ihm Davids Regentenspiegel in Psalm 101 überhaupt in das Herz geschrieben war, so gebrauchte er auch gern das Wort daraus: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener". Er wußte tüchtige, treue und gottesfürchtige Männer zu finden, denen er die Sorge für die Kirche, für die Schulen im Lande, für die Rechtspflege und Polizei anvertrauen konnte, und die seinen Willen gewissenhaft ausführten. Mit diesen seinen obersten Dienern und Räthen stand er meist in einem herzlichen und vertraulichen Einvernehmen, begehrte ihren Rath und ihre Meinung zu hören, pflegte seine eigene Meinung mit ganz bescheidenen Worten zu sagen, aber doch kamen die besten Gedanken und fruchtbarsten Anschläge immer von ihm, er selbst war die Seele im Regimente, und seine Diener freuten sich ihn zu ihrem Meister und Herrn zu haben. Solche Diener waren unter andern sein Konsistorialpräsident Franzke, ein berühmter Rechtsgelehrter, die trefflichen

Digitized by Google

Generalsuperintendenten Glassius und Gotter, und vor allen sein Geheimerath Ludwig von Seckendorf, der jung an den herzoglichen Hof gekommen und recht eigentlich ein Schüler des Herzogs in der Staatskunst war, gleich ausgezeichnet durch Gottseligkeit, Gelehrsamkeit, Fleiß und Tüchtigkeit.

Ferner suchte der Herzog die genaueste Kenntniß vom Zustande des Landes zu gewinnen. Da der Krieg so viel Unordnung gebracht, Urkunden vernichtet und Rechte zweifelhaft gemacht hatte, ordnete er sogenannte Amtsbeschreibungen an, wodurch alle Rechte des Staates, der Gemeinden und Einzelnen von neuem festgestellt, verlorene Urkunden wieder hergestellt und die vorhandenen neu gesammelt und geordnet wurden. Nach allen Seiten hin gab er treffliche Ordnungen und Gesetze und wußte dieselben auch durchzuführen. Durch eine weise Sparsamkeit in der ganzen Verwaltung machte er es möglich nicht nur die ungeheure Schuldenlast, die er vom Kriege her übernehmen mußte, zu tilgen sondern sogar einen bedeutenden Schatz zu hinterlassen. Kurz, es gelang ihm die tiefen Wunden, welche die Kriegsfurie dem äußeren Wohlstande des Landes geschlagen hatte, wunderbar schnell zu heilen.

Besonders lag ihm die geistige Pflege seines Volkes am Herzen. Um der Rohheit entgegen zu arbeiten, welche eine Folge der langen Kriegszeit war, mußte das Schulwesen in guten Stand gebracht werden. Das griff er denn alsbald mit ausharrendem Eifer an. Es war gerade eine Zeit, wo gegen die bis dahin herrschende Lehrweise, nach der viel auswendig gelernt aber für das Verständniß nicht entsprechend gesorgt wurde, eine neue aufkam. Die wenigen Schulmänner indeß, welche den neuen Weg einschlugen und den Unterricht praktischer für das Verständniß der Schüler einzurichten suchten, hatten einen harten Stand gegen die Mehrzahl, die am alten, gewohnten festhalten wollte, und wurden vielfach als unruhige Neuerer angesehen. Herzog Ernst nun verstand selbst zu prüfen, er erkannte den Vorzug der neuen Lehrweise und sorgte dafür, daß sie in seinem Lande eingeführt ward. Seine treuen Bemühungen um das Schulwesen hatten dann einen solchen Erfolg, daß die gelehrten Schulen im Lande Schüler sogar aus Dänemark und Schweden herbeizogen, und daß man zum Zeugniß für die Volksschulen damals sprichwörtlich sagen

Digitized by Google

konnte, der Gothaische Bauer wäre gelehrter als mancher Edelmann.

Der Mittelpunkt seiner Sorge aber war für den Herzog die Kirche. Er wußte, daß er von Gott zu deren Pfleger gesetzt war. Drum war eines seiner ersten Werke nach dem Antritt der Regierung, daß er eine Generalkirchenvisitation durch das ganze Land halten ließ, welche viele schlimme Uebelstände zu Tage brachte. In der Kriegszeit hatten sich viele der Kirche ganz entwöhnt, und alle Zucht lag darnieder, indem auch die treusten Pfarrer den Muth verloren hatten. Deßhalb mußte vor allem Zucht wieder hergestellt werden. Es ward den Geistlichen eingeschärft, daß sie sich einer einfältigen, erbaulichen Predigtweise befleißigen und das Volk treulich zur Buße ermahnen sollten; es wurden sonntägliche öffentliche Katechismusunterredungen auch mit den Alten angeordnet, weil die Unwissenheit in Gottes Wort zu groß war, und hernach haben viele noch auf ihren Sterbebetten mit dankbaren Herzen den Segen gepriesen, den sie diesem Unterrichte verdankten; ein Landinspektorat ward eingerichtet, um die Geistlichen unvermuthet zu überraschen und nachzusehen, ob sie ihres Amtes gewissenhaft wahrnähmen. Sodann setzte der Herzog besondere Gerichte ein, welche alle Vergehen gegen kirchliche Zucht zu ahnden hatten, und ihnen zu Hilfe in allen Gemeinden Aelteste mit der Verpflichtung, genaue Seelenverzeichnisse der Gemeinde zu führen und über die Hausstände, die Theilnahme am Gottesdienste und an der Schule zu wachen. Es waren aber eingreifende Maaßregeln nöthig gegenüber dem schlimmen Stande der Dinge, und sie schlugen durch, ohne daß die Kirche zu einer Polizeianstalt geworden wäre. Der Arm der Obrigkeit schaffte nur zunächst Raum für das Evangelium. Die Prediger des Landes kamen fast alle aus der Schule des frommen und gelehrten Theologen Johann Gerhard zu Jena und brachten von da einen guten Schatz gesunder, lebendiger, evangelischer Heilserkenntniß mit, und von den gottseligen Generalsuperintendenten Glassius und Gotter ward das Kirchenregiment in solchem Geiste geführt, daß man überall auf lebendiges Christenthum sah. So geschah es, daß die Gemeinden im Lande bald unter guter geistlicher Pflege standen und das auch dankbar erkannten. Bei dieser Wiedererweckung und Befestigung des christlichen

Digitized by Google

Glaubens im Lande mußte an ihrem Theile auch die weimarische oder Ernestinische Bibel mithelfen, eine Ausgabe der heiligen Schrift mit kurzen Erklärungen oder Nutzanwendungen für die einzelnen Kapitel. An diesem Bibelwerke haben unter der Oberaufsicht von Johann Gerhard und nach dessen Tode von Glassius neunundzwanzig sächsische und thüringische Theologen gearbeitet; es ward mitten unter den Kriegsstürmen zu Stande gebracht und mit großer Freude aufgenommen im ganzen lutherischen Deutschland.

Schon diese Bibelausgabe war ein Werk, welches über die Grenzen der Gothaischen Landeskirche hinausreichte. Dem Herzog Ernst aber war überall der Glaube der Mittelpunkt seines Lebens, darum konnte er nicht unterlassen sich von Herzen um alles zu bekümmern, was für die ganze Kirche, besonders die lutherische, von Wichtigkeit war, und bei seiner hohen Einsicht war seine Stimme in kirchlichen Fragen von Gewicht. Es war damals eine Zeit heftiger Lehrstreitigkeiten. Die Vertheidigung der reinen Lehre und Abwehr aller Irrthümer ist ja allezeit eine nöthige Arbeit in der Kirche, in der Art und Weise aber den Lehrstreit zu führen ward gerade damals von den Vorkämpfern für die Wahrheit mannigfach gefehlt. Es wurde oft aus der Mücke ein Elephant gemacht, es wurden Sätze und Meinungen, aus denen wohl falsche Folgerungen gezogen werden konnten, und die deshalb bedenklich waren, schon wie offenbare Ketzereien behandelt und diejenigen, welche sie vortrugen und bekannten, aus der Kirche gewiesen; es wurden in den heiligen Streit für die Wahrheit gar viele persönliche Händel eingemischt, so daß fleischlicher Zorn und Bitterkeit oft die Federn führten, und das alles geschah zu großem Schaden für die Kirche, wie manche treue Christen mit Schmerz erkannten. Herzog Ernst gehörte zu diesen, und da er in seiner hohen Stellung nicht wohl ein müßiger Zuschauer sein konnte, versuchte er auch hier zu helfen. Er hat sich um den kirchlichen Frieden viel bemüht und fiel doch nicht in den gewöhnlichen Fehler, ein Stück der Wahrheit preiszugeben um des äußern Friedens willen, blieb vielmehr bei allen seinen Vermittlungsversuchen fest auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses stehen. Sein weitgehendster Plan zu einer gründlichen Lösung der Lehrstreitigkeiten war der, ein besonderes

Digitized by Google

Kollegium zu gründen von zehn bis zwölf ausgezeichneten Theologen, welche Grund und Ungrund der obwaltenden Streitigkeiten untersuchen und Entscheidung geben sollten. Er hatte dabei die ganze lutherische Kirche in und außerhalb Deutschlands ins Auge gefaßt. Dazu war natürlich die Einstimmung der betreffenden Fürsten nöthig, und er sandte seinen zweiten Sohn mit einigen angesehenen Theologen zu einer Rundreise bei den andern lutherischen Fürstenhöfen aus, fand aber dort nirgends ein aufrichtiges Entgegenkommen und mußte endlich, nachdem er schon das Kapital zur Unterhaltung des beabsichtigten Kollegiums ausgeworfen und angelegt hatte, den ganzen Plan als gescheitert ansehen und aufgeben. Er mußte sich nun darauf beschränken, auf den Gang der Streitigkeiten anderweitig einzuwirken, und that dieß nach Möglichkeit theils vermittelnd durch wiederholte Vorschläge zur Vereinigung, theils abwehrend, indem er zum Beispiel den Professor Calixtus in Helmstedt, als er einst gegen eine Lehre des Konkordienbuches schreiben wollte, dringend bitten ließ, das nicht zu thun sondern seine Meinung für sich zu behalten.

Wir können hier des Herzogs Thätigkeit nicht weiter in das einzelne verfolgen, aber bewundernswerth ist diese seine unermüdliche, weitgreifende, im kleinen und großen treue und so reich gesegnete Thätigkeit. Sie gieng wie ein kräftiger Strom aus dem klaren Quell seines inwendigen Lebens hervor, welches aus Gottes Wort und Gebet seine tägliche Nahrung zog. Bei dem Spruche: „Also hat Gott die Welt geliebt und so weiter" brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen einzigen Spruch nicht für viel tausend Welten hingeben, weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn kein Teufel umstoßen kann." Ein ander Mal ward er durch den Spruch: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt" so bewegt, daß er zu seiner Gemahlin gieng und ihr mittheilte, er sei durch diesen Spruch ganz neu geboren worden, weil er daraus den Schluß machen könne, daß der HErr JEsus auch seine Sünden getragen. Sein beständiges Gebet aber war gerichtet auf Wachsthum in der Selbsterkenntniß und in der Treue. Er pflegte andern in die Stammbücher zu schreiben: „Gott, lehre mich erkennen dich und mich!" Und dabei blieb er bis an das Ende.

Digitized by Google

Auch auf seinem letzten Krankenlager war er noch seinem Hause und mittelbar vielen ein Prediger der Gerechtigkeit durch den reichen Trost, den er aus Gottes Wort sog. Man hörte ihn oft halblaut stammelnd mit sich selbst vom ewigen Leben reden; er fragte öfter die Seinen, ob ihnen denn das Wort vom ewigen Leben auch so süß schmeckte wie ihm. Kurz vor seinem Ende brach er in die Worte aus: „Ach, wenn einer doch den HErrn JEsum recht vollkommen lieb haben sollte, wie würde sich unser Herz freuen!“ Sein Sterbezimmer war ein Bethaus, wie es vorher seine Arbeitsstube, sein Rathszimmer, sein Kriegszelt gewesen war. Am 26. März 1675 gieng er nach einem in Gott reichen Leben ein zu seines HErrn Freude. Von seinen achtzehn Kindern überlebten ihn nur sieben, an denen sichtlich des HErrn Verheißung erfüllt war, daß seine Gnade und Gerechtigkeit auf Kind und Kindeskind währen soll bei denen, die ihn fürchten.

Paul Gerhardt.

„Unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges hatte die evangelische Kirche in Deutschland ihre Bluttaufe bestanden und ihr Bestehen neu errungen. In jener Trübsalszeit, wo alles, was fest schien, wankte, wo Leben, Eigenthum, Freiheit, Glaube, Kirche, alles auf dem Spiel stand, wo es eine Zeitlang schien, als wollte der HErr seine treuen Bekenner ganz verlassen, in dieser Drangsalsgluth machte der HErr seine Braut herrlich.“ Das war die Zeit, in der Paul Gerhardt seine geistlichen, lieblichen Lieder dichtete. Die goldnen Stücke, in welche der König seine Braut kleidete, war ein im Kampf bewährter Glaube, ein kindliches Aufschauen zu den Bergen, von denen

Digitized by Google

uns Hilfe kommt, das geläuterte Gold evangelischer Lehre. Unter dem Wehen des Geistes, das über die Todtengebeine gieng, erstand alles in neuer Kraft und Frische, was erstarrt und gebunden gewesen war, und das neuerwachte Leben offenbarte sich in Wort und Lied. Zu derselben Zeit da Johannes Arndt sein „wahres Christenthum" schrieb, dichtete Gerhardt seine unsterblichen Lieder. Schon unter dem Kriegswehe selbst war manche köstliche Frucht gereift auf dem mit Blut und Thränen genetzten Boden. Da sang Johann Heermann, der schwergeprüfte Knecht Gottes, seine kräftigen Bekenntniß- und seine süßen Kreuz- und Trostlieder („Herzliebster JEsu", „JEsu, deine tiefen Wunden", „O JEsu Christe, wahres Licht", „O Gott, du frommer Gott", „Wo soll ich fliehen hin"). Da jubelte Johann Rist sein Adventslied: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen", klagte an des Heilands Grabe: „O Traurigkeit, o Herzeleid", und rief den sichern Sündern sein: „O Ewigkeit, du Donnerwort" in das Herz hinein. Dazwischen klang das köstliche Gebetslied „um Benedeiung und Erhaltung des lieben Predigtamts": „Ach bleib mit deiner Gnade" von Josua Stegmann; das „Empor das Herz" des Weiheliedes: „Liebster JEsu, wir sind hier" von Tobias Clausnitzer; das deutsche Tedeum: „Nun danket alle Gott" von Martin Rinkart; das erquickliche Sterbelied Simon Dachs: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen", und das Lied heiliger Sehnsucht nach der himmlischen Heimath: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" von Meyfarth. Es war eine gar liederreiche Zeit, jene Zeit namenlosen Wehes, ein wunderbarer Zusammenklang fühlender, sehnender, mitten im Leid lobender und preisender, mitten im Kampfe triumphierender Menschenherzen tönt zu uns herüber und wird fortklingen, so lange „die ganze Christenheit auf Erden hält auf einen Sinn gar eben". In diese schmerzen- und liederreiche Zeit fällt nun das Leben unseres Paul Gerhardt, und wenn wir die Betrachtung seines Lebens mit der Erinnerung an jene Sangesfülle begannen, so hat dieses darin seinen Grund, daß der schönste Schmuck seines Lebens eben die Himmelsgabe des Gesanges war.

Paul Gerhardt wurde vor Beginn des dreißigjährigen Krieges in Kursachsen, in dem Städtchen Gräfenhainichen, geboren, wo sein Vater, Christian Gerhardt, Bürgermeister war.

Digitized by Google

Von mütterlicher Seite stammte er aus dem Geschlechte des Magister Gallus Döbler, Hofprediger in Dresden, dessen Tochter, Anna Döbler, Gerhardts Großmutter gewesen. Leider kann man weder das Jahr noch den Tag seiner Geburt genau angeben, da das Städtchen im dreißigjährigen Kriege am elften April 1637 ein großes Brandunglück erlitt, bei welchem die Kirchenbücher ein Raub der Flammen wurden. Gewöhnlich nimmt man das Jahr 1606 als Gerhardts Geburtsjahr an und bezeichnet in Gräfenhainichen das Haus Nummer zweiundvierzig in der langen Gasse als dasjenige, in dem unser Sänger das Licht der Welt erblickte. Auch die ersten Jahre seiner Kindheit sowie die späteren Jünglingsjahre liegen für uns im Dunkeln; wohl aber sind wir berechtigt vorauszusetzen, daß sein Elternhaus eine Stätte war, wo die Ehre des HErrn wohnte, und das Kind heranwuchs in der Zucht und Vermahnung zum HErrn. Auch die schwere Zeit, in welche seine Jugend fiel, mag ein mächtiges Erziehungsmittel gewesen sein und den heranblühenden Jüngling frühe gelehrt haben, seine Augen zu den Bergen Gottes zu erheben, von denen uns Hilfe kommt, und seinem Gemüth die tiefe Richtung gegeben haben, die er später in seinen herrlichen Liedern offenbarte. Auch hatte er sicherlich das Studium der Gottesgelahrtheit ergriffen, nicht weil es ihm eine glänzende Zukunft versprach, sondern weil er glaubte seinem Gott und Heiland am besten dienen zu können, wenn er ein Haushalter würde über seine Geheimnisse und seine Heerde weidete auf den grünen Auen des Lebens. Aber auch dafür wollte sich in jener bedrängnißvollen Zeit nur schwer eine Stätte finden lassen. Zahllose Städte und Dörfer waren zerstört, die Heiligthümer des HErrn in rauchende Trümmer verwandelt, die Heerden waren verschüchtert und verstreut und schwer zu sammeln um einen Hirten, wenn derselbe auch für sich nichts suchte als eine Stätte, wo er sein müdes Haupt niederlegte, und ein kärgliches Brot für des Leibes dringendste Nothdurft. So kann es nicht befremden, wenn Paul Gerhardt sein vierundvierzigstes Lebensjahr erreicht und dennoch bei seinen herrlichen Gaben keinen Ort gefunden hatte, wo er Den verkündigen konnte, den seine Seele liebte. Das konnte nicht darin seinen Grund haben, daß er mit seinen reichen Gaben der Welt unbekannt gewesen wäre. Schon in

Digitized by Google

dem märkischen Gesangbuche von 1649 finden wir mehrere seiner geistreichen Lieder, namentlich: „Auf, auf, mein Herz mit Freuden", „Ich erhebe, HErr, zu Dir", „Wach auf, mein Herz, und singe", während andere, namentlich: „Zeuch ein zu meinen Thoren", „HErr, der du vormals hast dein Land", „Wie ist so groß und schwer die Last", „Gottlob, nun ist erschollen", wenn sie auch erst 1653 und 1656 gedruckt worden sind, sich doch offenbar auf den dreißigjährigen Krieg und den westphälischen Frieden beziehen. Dann lebte ja auch der längst schon zum Mann gereifte Sänger in Berlin, im Hause des Kurfürstlich Brandenburgischen Kammergerichts-Advokaten Andreas Bertholdt, wo sein Eifer für die Sache des HErrn oft Gelegenheit nahm, durch die Predigt des Worts die Gemeinde des HErrn zu erbauen, während seine Lieder schon durch die evangelische Kirche deutscher Zunge erklangen.

Erst das Jahr 1651 brachte ihm den Ruf ins Amt, das die Versöhnung predigt. Als am dreizehnten März dieses Jahres der Propst Kaspar Göde in Mittenwalde gestorben war, wandte sich der dortige Magistrat mit der Bitte an das Berliner Ministerium, einen tüchtigen Mann zu dem erledigten Amte in Vorschlag zu bringen, worauf das genannte Ministerium die Rückantwort ergehen ließ: „Wir sind hierüber einmüthig zu Rath gegangen, wiewohl wider sein Bewußt, welches wir darum auch für den aufrichtigsten und besten Dienst halten, den Ehrenvesten, Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herrn Paulum Gerhardt, der heiligen Theologie Candidaten, welcher sich allhier bei uns in des Kurfürstlichen Brandenburgischen Kammergerichts-Advocati Herrn Andreas Barthels (Bertholdts) Hause befindet, besten Maaßen Unseren Herren zu solchem Amte anzutragen, in der Versicherung, daß wir in diesem Wohlgemeinten Vorschlag Ihrer christlichen Gemeine ein solche Person fürhalten, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemüthes und christlich-untadelhaften Lebens ist; daher er auch bei Hohen und Niedrigen unseres Ortes lieb und werth gehalten und von uns allezeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohl verdient gemacht hat."

Digitized by Google

Auf solche Empfehlung wurde unserem Gerhardt die Stelle zu Mittenwalde vom dasigen Magistrat übertragen, und er empfieng am 18. November 1651 in der St. Nikolaikirche daselbst die Weihe zu seinem heiligen Amte. An diesem Tage schrieb er in lateinischer Sprache folgende Zeilen in das Ordinationsbuch: „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Ich bekenne und verspreche hiermit, daß die Lehre, wie sie in der ersten unveränderten Augsburgischen Konfession, in der Apologie derselben, in den Schmalkaldischen Artikeln, in beiden Katechismen Lutheri, desgleichen in der Konkordienformel enthalten ist, sich auf die klarsten und sichersten Zeugnisse der prophetischen und apostolischen Schrift gründe, und gelobe, in derselben unter dem Schutz der göttlichen Gnade bis an mein Lebensende beständig zu verharren. Paulus Gerhardt, berufener Propst an der Kirche zu Mittenwalde am Tage meiner Ordination am 18. November des Jahres 1651." Wie treu er diesem Gelübde geblieben, davon zeugt sein Leben, von seiner nächsten Wirksamkeit in Mittenwalde das dortige Kirchenbuch, welches er vom 1. Januar 1652 bis zum 31. Dezember 1656 mit großer Sorgfalt führte.

Durch Gottes Gnade ward ihm zur Führung eines gottseligen Lebens und zum fröhlichen Wirken in seinem Amte auch eine treue Gefährtin. Es war die Tochter des mehrerwähnten Kammergerichts-Advokaten Bertholdt, Anna Maria, deren Herz er bei längerem Zusammenleben in des Vaters Hause sorgfältig geprüft und in ihr eine rechte Magd des HErrn erkannt hatte. Am 11. Februar 1655 erhielt der Herzensbund in dem Hause seiner Schwiegereltern durch den damaligen Propst Magister Petrus Behr die kirchliche Weihe. Etwas über ein Jahr später erfreute ihn Gott durch die Geburt einer Tochter, die in der heiligen Taufe den Namen Maria Elisabeth erhielt, ihm aber schon nach wenigen Monden wieder genommen und in das Reich der Herrlichkeit eingeführt wurde. Eine schwarze Tafel in der Kirche zu Mittenwalde hat uns das Andenken des entschlafenen Kindleins bewahrt. Die Inschrift auf derselben lautet: „Maria Elisabeth, Pauli Gerhardts, damaligen Propstes allhier zu Mittenwalde, und A. M. Bertholdtin erstgebornes herzliebes Töchterlein. So zur Welt gekommen den 19. Maji Anno 1656, und wieder abgeschieden den 14. Januarii 1657,

Digitized by Google

hat allhier ihr Ruhebettlein und dieses Täflein zum Gedächtniß von ihren lieben Eltern. Genes. 47, v. 9. Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens."

Auch im Amte fehlte das liebe Kreuz nicht. Sein Kollege, der Diakonus Allborn, war bei der Besetzung der Propststelle übergangen worden und bereitete dafür dem stillen und friedliebendem Gemüthe Gerhardts manche bittere Stunde. Waren nun zugleich die Einkünfte des Amtes in Mittenwalde sehr gering, so ist es wohl erklärlich, daß sowohl Gerhardt selbst als besonders seine treue Hausfrau, die ein gutes Theil ihres Herzens im Elternhause und bei den Freundinnen ihrer Jugend gelassen, sich nach einer Uebersiedelung nach Berlin sehnten. Auch dieser Herzenswunsch ward erfüllt, denn nachdem am 10. Oktober 1656 der Propst Behr zu Berlin mit Tode abgegangen war, wurde durch Nachrückung das Diakonat bei der St. Nikolaikirche erledigt und unserem Gerhardt angetragen, der in der Hauptstadt noch nicht vergessen war. Mit innigstem Dank gegen den ihn berufenden Magistrat erkannte er aus der Einhelligkeit der auf ihn gefallenen Stimmen „daß der liebe Gott in diesem Werk seine sonderbare Schickung und Regierung habe, und es ihm darum nicht anstehe, diesem Großen und Allgewaltigen HErrn zu widerstreben"; zugleich bat er: „Es möchten fromme Herzen mit dem emsigen Gebete ihm zu Hilfe kommen und fleißig zu Gott seufzen helfen, daß durch solch ein geringes Organon seine Heilige Gemeine wohl gebauet werden möge". Im Juli 1657 trat Gerhardt mit freudigem Herzen sein Amt an, von seiner Gemeinde liebreich und herzlich begrüßt. Nur kurze Zeit aber konnte der treue Mann sein Werk in Frieden treiben. Auf die Stürme, welche sich mit dem westphälischen Frieden wenigstens auf einige Zeit gelegt, folgten tiefgehende kirchliche Bewegungen, die um so schmerzlicher waren, als evangelische Brüder sich unter einander bekämpften, ein Kampf, der namentlich dadurch hervorgerufen war, daß durch den Uebertritt des Kurfürsten von Brandenburg zur reformierten Kirche und durch die daraus sich ergebenden Folgen der Glaubensgrund des lutherischen Landes in Gefahr gerathen war.

Inmitten dieser Kampfeswehen kam unser Gerhardt nach Berlin. Als ein rechtes Gotteskind war er auch ein Kind des

Digitized by Google

Friedens und hat in seinem verborgenen Kämmerlein oft seine Kniee vor dem HErrn gebeugt, daß er als Haupt und König seiner Kirche, der Wahrheit den Sieg verleihen, und daß Friede und Einigkeit die zornentbrannten Gemüther erfüllen möge. Aber er konnte nicht Friede Friede! rufen, wo doch kein Friede war, und nicht geschehen lassen, daß sogenannte Toleranz geübt werde durch Hintanstellung des reinen Bekenntnisses. So ist er wider seinen Willen und wider seine so milde und sanfte Natur in den Kampf hineingetrieben worden. Ehe wir ihn aber auf den Kampfplatz begleiten, werfen wir noch einen Blick in seine stille Häuslichkeit. Da hatte ihn Gott wieder durch die Geburt eines lieben Kindleins erfreut. Im Januar 1658 wurde ihm ein zweites Töchterlein geschenkt, welches bei der am 15. desselben Monats vollzogenen heiligen Taufe den Namen Anna Katharina erhielt. Aber auch dieses Kind wurde ihm durch den Tod wieder entrissen, und wir sehen es am 25. März 1659 in der St. Nicolaikirche hinter der Kanzel mit dem Sohne seines Schwagers, des Magister Joachim Fromm, in eine Gruft versenken. Nur das dritte Kind, ein Sohn, geboren im Jahre 1662 und bei der am 25. August vollzogenen heiligen Taufe Paul Friedrich genannt, überlebte seinen Vater, nicht bloß als Erbe seines Namens sondern auch seiner Frömmigkeit.

Im Gegensatz zu diesem Stillleben mit seinen Freuden und Leiden war Gerhardts öffentliche Wirksamkeit voll Kampf und Unruhe. Was von Johann Sigismund, dem ersten reformierten Kurfürsten, vergeblich erstrebt worden war, wußte der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinem unerschütterlichen Friedenseifer im Jahre 1662 durchzusetzen, ein Gespräch zwischen den im höchsten Grade gereizten Parteien. Es war dasselbe am 21. August des genannten Jahres ausgeschrieben. Von Seiten der Cöllner lutherischen Geistlichkeit — Cölln hieß früher der eine Theil der Stadt Berlin — wurde das ausgeschriebene Gespräch ohne weiteres angenommen, aber das Berliner Ministerium konnte sich nur schwer zur Beschickung desselben entschließen, und Paul Gerhardt ward von demselben beauftragt, sich in einem besonderen Gutachten darüber nach allen Seiten hin auszusprechen. Die Gründe für und wider wurden von demselben sorgfältig abgewogen. Hier der klar

Digitized by Google

ausgesprochene Wille und Befehl des Kurfürsten, die Schuldigkeit jedes Christen, jedermann, der es fordert, Rechenschaft von seinem Glauben zu geben, die Möglichkeit einen oder den andern auf den rechten Weg zu bringen, die Gelegenheit, das lutherische Bekenntniß von falschen Anklagen zu befreien, endlich das Bedenken, bei fortgesetzter Weigerung in den Verdacht der Furcht und Verzagtheit zu gerathen und den Gegnern den Schein des Sieges zu gönnen. Dort die gerechte Furcht entweder der Religionsmengerei zu verfallen, oder als „Friedhässige" angeklagt zu werden, die mißliche Lage, mit dem Cöllner Ministerio gemeinschaftliche Sache zu machen, die doch im Herzen wider sie seien und endlich ohne Vorbewußt und Einwilligung der ganzen märkischen lutherischen Kirche zu handeln, mit der sie doch denselben Glauben theilten.

Trotz dieser wohl begründeten Bedenken nahm man endlich auch von Seiten des Berliner Ministeriums das Gespräch an, und es wurde dasselbe unter dem Vorsitz des Ober-Präsidenten Otto Freiherrn von Schwerin, einem Reformierten, am 8. September eröffnet. Leider konnten sich schon die lutherischen Ministerien von Berlin und Cölln unter sich nicht einigen, in dem die ersteren nach ihrem Gewissen erklärten, sich streng an die Sätze der Konkordienformel halten zu wollen, während sich letztere einer freien Stellung rühmten und mit „Herrn Luthero" sagten: „Die Gegner sind vielleicht mit gutem Gewissen in ihrer Meinung gefangen, darum wollen wir sie gern dulden. Dagegen sind wir mit gutem Gewissen in einer andern Meinung gefangen; darum dulden sie uns, wo sie es nicht mit uns halten können." So wurden denn von den lutherischen Geistlichen beider Schwesterstädte besonders gehandelt: gewiß nicht zum Heil der gemeinsamen Sache. Es ist hier nicht der Ort, den Streit in seiner Länge und Breite zu schildern; unsere Aufgabe ist es nur, die Stellung unseres Gerhardt ins rechte Licht zu setzen. Er hätte gern, so viel an ihm war, mit jedermann Frieden gehalten, aber das Bekenntniß der lutherischen Kirche war mit seinem innersten Wesen so verwachsen, daß er lieber von seinem Leben als von dem Zeugniß dessen gelassen hätte, was ihm unantastbare Wahrheit war. Durch die Art der Fragestellung bei dem Gespräch war den Lutherischen die Sache ungemein erschwert. Es wurde nicht gefragt: Sind die

Digitized by Google

in den reformierten Bekenntnissen enthaltenen Glaubenssätze — es handelte sich besonders um die Lehre der unbedingten Vorherbestimmung Gottes zur Seligkeit oder Verdammniß, von dem Wesen und der Wirksamkeit der heiligen Taufe und von der wirklichen Gegenwart des verklärten Leibes und Blutes Christi beim Sakrament des Altars — der volle und wahre Ausdruck des in der Schrift geoffenbarten Wortes? sondern es wurde gefragt: sind die Glaubenssätze der Reformierten verdammlich oder nicht? ist in ihren Schriften etwas verschwiegen oder verläugnet, was unbedingt zur Seligkeit nöthig ist? Die Lutherischen wurden dadurch gezwungen, zu Glaubensrichtern zu werden und hatten nur die Wahl, entweder den Glauben ihrer reformierten Brüder zu verdammen, um dann Eiferer und Fanatiker genannt zu werden, oder denselben gut zu heißen, dann mußten sie ihr Gewissen verletzen und wurden zu einer Einigung genöthigt, die ihnen ohne Verläugnung nicht möglich schien. Noch schien allerdings ein doppelter Ausweg denkbar: entweder sie erklärten die Glaubenslehren, um die es sich handelte, nicht für solche, an deren Bekenntniß die Seligkeit geknüpft sei, oder sie unterschieden unter den Reformierten die Laien, die bloß aus Unwissenheit kein rechtes Bekenntniß hatten, und die Lehrer, und selbst unter den Lehrern diejenigen, die nur unvollkommen unterrichtet waren, und diejenigen, die da wissen konnten und mußten, aber nicht wollten. Den ersten Ausweg konnten die Lutherischen um des Gewissens willen nicht betreten, weil ihnen die streitigen Lehren allerdings als wesentliche Artikel erschienen; sie wählten darum den anderen Weg und sprachen sich in dem von Reinhardt, einem Manne von eben so trefflicher Beredtsamkeit und schönen Gaben als brennendem Eifer, unter Zustimmung sämmtlicher Mitglieder des Berliner Ministerii ausgearbeiteten Gutachten also aus: „Alle Lehrer, welche bei der Wissenschaft oder Erkenntniß des einfältigen Glaubens ein und ander höheres Glaubensstück in Gottes geoffenbartem Worte vorsätzlich, insonderheit nach genugsamen treuen Unterrichte nicht nur verschweigen sondern auch beharrlich bis in den Tod verneinen, dieselben Lehrer will Gott solcher vorsätzlichen beharrlichen Verläugnung halben nicht selig machen.“ „Da nun,“ fügten sie hinzu, „unter den reformierten Lehrern unläugbar etliche sind, die so stehen und lehren

Digitized by Google

und, wie wir nicht wünschen, bei solcher Verläugnung zu beharren gedenken, so will Gott solche Lehrer nicht selig machen." Es läßt sich denken, daß die Reformierten diese Schlußfolgerung verwarfen und sich dabei besonders auf zweierlei beriefen: ein Mal, daß die streitigen Lehren nicht von der Wichtigkeit seien, daß davon die Seligkeit abhienge, dann daß sie bei ihrem Glauben ein gutes Gewissen hätten und sich wider ihr Gewissen nicht zu einem andern Glauben zwingen könnten: denn was nicht aus dem Glauben komme, sei Sünde. Die Lutherischen dagegen ließen die Einrede der Gegner nicht gelten, und es erklärte namentlich Paul Gerhardt, daß „wenn auch keiner unter den Reformierten wüßte, ihre Lehre wäre unrecht, sondern meinten alle, sie wäre recht, so sei diese Unwissenheit doch nicht zu entschuldigen, denn sie solltens besser wissen, und sie könntens besser wissen, wenn sie sich den Geist Gottes wollten lehren und regieren lassen." Nannte man diese Entschiedenheit der Lutherischen Hartnäckigkeit und wies sie dagegen auf die friedfertige Handlungsweise anderer Theologen hin, so konnten sie darauf nur antworten, daß ihnen die Religionsmengerei ein Gräuel sei, und zwar um so mehr, als sie in demselben nur eine Stufe zu dem Endziel sähen: „Daß der Lutheranismus an allen oder doch gewiß den mächtigsten Orten des Landes abgeschafft und der Calvinismus zur Blüthe und Herrschaft gebracht werde" (so lauten Gerhardts Worte). So gieng das Jahr 1662 unter endlosem Hin- und Herreden und Schreiben zu Ende, ohne daß das Friedenswerk auch nur um einen Schritt gefördert worden wäre. Gaben auch die Lutherischen am Schluß des Jahres in einer Versammlung im Hause des Herrn von Lüben, lutherischem Mitgliede des Präsidiums, bei den Verhandlungen die feierliche Versicherung: „Das Berliner Ministerium wolle zwar unverrückt bei allen seinen Lehren bleiben, es wäre aber erbötig, den Reformierten alle nachbarliche und christliche Liebe und Freundschaft zu erweisen und wollte ihrer aller Seligkeit von Herzen wünschen und begehren", so war man damit reformierterseits nicht zufrieden.

So zog sich der beklagenswerthe Streit in das nächste Jahr 1663 hinein, und die Herzen verbitterten sich immer mehr. Man sucht dabei die Leidenschaftlichkeit meist immer nur auf Seiten der Lutherischen, aber sie fehlte auch auf der

Digitized by Google

andern Seite nicht. Nur eine Probe werde angeführt, um zu zeigen, welcher Waffen man sich dabei bediente! Die Lutherischen hatten in einer ihrer Schriften Luthers rühmend gedacht. Dagegen erklärten die Reformierten: „Von Luthern halten wir, wie von anderen Menschen, daß er in sich Fleisch und Geist gehabt, und zwar beides in nicht geringem Maaße. Wenn der Geist in ihm die Oberhand hatte, so hat er gewaltige Geisteserregungen erwiesen. Wenn aber das Fleisch obgesieget hat, so hat er gräuliche unerhörte und seltsame Dinge ausgestoßen, welche wir gerne zugedeckt lassen, so lange man uns nicht zwingt, davon etwas zu entblößen.“ Das konnte eben so wenig zum Frieden führen, als wenn man sie Rebellen, Injurianten, Kalumnianten und so weiter nannte, weil sie keinen falschen und faulen Frieden wollten. Die fruchtlosen Konferenzen endeten mit der siebenzehnten Sitzung am 29. Mai 1663 mit keinem anderen Erfolge, als daß der Riß unter den Evangelischen nur größer geworden war. Nach einem kurfürstlichen Rescript vom 30. Juli sollten die Konferenzen mit Ausschluß des Berliner Ministerii noch fortgesetzt werden, aber die Sache kam nicht zu Stande. Dagegen erschien nach mehr als Jahresfrist ein neues, geschärftes kurfürstliches Edikt vom 16. September 1664, in welchem zwei Punkte besonders betont wurden: einmal, daß sich die Geistlichen beider Konfessionen ferner nicht mit allerlei anzüglichen Namen belegen sollten; dann, daß man aus den Sätzen und Behauptungen der Gegner ihnen nicht allerlei „absurde und gottlose“ Folgerungen andichten möge, die ihnen fern gelegen. Da hier beide Parteien mit gleichem Maaße gemessen wurden, so hätte der Inhalt des Ediktes die Lutherischen nicht weiter beunruhigen können. Aber es war in demselben noch anderes enthalten, unter anderem die Forderung, daß die lutherischen Geistlichen bei der Taufe die sogenannte Teufelaustreibung nicht ausüben sollten, wenn sich jemand dadurch in seinem Gewissen beschwert fühle. Das erfüllte die Lutherischen mit großer Besorgniß und Bestürzung, indem sie dadurch ihren Glauben gefährdet sahen. Darum wandte sich das Berliner Ministerium in „großer Herzensbekümmerniß“ mit einem Bittschreiben vom 19. Oktober an den Kurfürsten, in dem sie erklärten, daß es sich hierbei um gefährliche und ihnen an die Seele gehende Schwierigkeiten handele, die sie

Digitized by Google

von der gesammten lutherischen Kirche trennen würden, und inständig und demüthig baten, „man möge ihnen unverrückte Gewissensfreiheit und bei ihrem lutherischen Gottesdienste wenigstens gleiche Ruhe gönnen, wie sich die Päpsteler bei ihrer Finsterniß derselben zu erfreuen hätten." In höchster Ungnade wurde den Bittstellern ihre demüthige Eingabe durch den Präsidenten Otto von Schwerin am 2. November zurückgesandt, ihnen der Vorwurf gemacht, „ihre Gewissensfreiheit bestände nur in Verlästern, Verketzern und Verdammen der Reformierten," und bedeutet, daß der Befehl ertheilt sei, gegen diejenigen Geistlichen zu inquirieren, die sich dem Edikt ungehorsam erwiesen. Zugleich wurde befohlen, daß sich sämmtliche Geistliche schriftlich verpflichten sollten, dem Inhalt dieses und der früheren den Kirchenfrieden betreffenden Edikte, nachzuleben, widrigenfalls sie gewärtigen sollten, ihrer Aemter entsetzt zu werden.

In ihrer Gewissensangst wandten sich die Mitglieder des Berliner Ministerii an die Theologen zu Helmstedt, Jena und Wittenberg und an die Geistlichen zu Hamburg und Nürnberg mit der Bitte, vor Gott ernstlich zu prüfen, ob man ohne Verletzung des Gewissens einen solchen Revers unterzeichnen könne. Dieser Schritt erregte bei dem Kurfürsten nur neuen Zorn, weil er darin nicht bloß Mißtrauen sondern offenbaren Ungehorsam erblickte. Es wurden deshalb die betheiligten Geistlichen auf den 28. April 1665 vor das kurfürstliche Konsistorium gefordert mit dem Bedeuten, die von den Auswärtigen eingegangenen Gutachten einzureichen und sich zu verantworten, dem Konsistorium aber aufgetragen, in Gegenwart mehrerer ebenfalls beschiedenen Geheimräthe, „den Geistlichen ihren Unfug ernstlich zu verweisen" und sie zu nöthigen, sofort den Revers auszustellen; wenn sie aber solches zu thun sich weigern sollten, ihnen im Namen des Kurfürsten zu eröffnen, daß derselbe sie „als Ungehorsame in seinem Lande nicht dulden wolle, und sie daher ihre Gelegenheit anderswo suchen möchten." Insonderheit sollten der Propst Lilius und Reinhardt scharf vorgenommen werden, indem der erstere mit seinem Exempel voranzugehen habe, der andere aber durch seinen schlimmen Rath die Amtsgenossen von ihrem schuldigen Gehorsam abzuhalten bemüht sei.

Digitized by Google

Da nun nach geschehener Eröffnung des kurfürstlichen Willens sämmtliche Mitglieder des Berliner Ministerii die Unterschrift entschieden verweigerten, so wurde zunächst den beiden Genannten ihre Dienstentlassung angekündigt. Aber auch durch diesen Gewaltschritt wurden die glaubensstarken Diener der Kirche nicht wankend gemacht. Sie wandten sich an den Magistrat der Stadt Berlin mit der Erklärung, sie seien durch ihre vom Amte entsetzten Amtsbrüder in keiner Weise verführt worden sondern hätten aus eigenen Gewissensgründen einmüthiglich gethan, was sie nicht lassen konnten, und mit der Bitte, die Väter der Stadt möchten bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht dafür einkommen, daß ihre Kollegen ohne Unterschrift in ihr Amt eingesetzt würden. Mit lobenswerther Freimüthigkeit trat der Magistrat für die bekenntnißtreuen Geistlichen ein und erklärte: „Wir finden an diesen guten Leuten keine Schlechtigkeit oder sonderliche Widerspenstigkeit sondern vielmehr eine Furchtsamkeit (wir würden sagen „gerechte Scheu"), daß sie das Fundament und die Artikel der lutherischen Religion durch solche Unterschrift dahingeben, sich bei ihren Zuhörern und so viel auswärtigen Kirchen ganz verdächtig machen und ihnen (sich) einen üblen Nachklang kausieren (verursachen) möchten." Schließlich baten die Rathmänner „um Gotteswillen" um Kurfürstliche Gnade und Wiedereinsetzung der Entsetzten. Zugleich mit dem Schreiben gelangte eine demüthige und bewegliche Eingabe der Berliner Prediger an den Kurfürsten, in dem sie ihm ihre schwere Gewissensnoth ans Herz legten. Aber der Kurfürst blieb unbeweglich und verfügte noch denselben Tag, am 29. April, an den Magistrat, daß es bei seinem Beschlusse sein Bewenden habe, und befahl zugleich, dafür Sorge zu tragen, „daß die ordentlichen Predigten indeß von anderen verrichtet, und darunter nichts versäumet werde." Auch das fruchtete nichts, daß die durch ihr kirchliches Gewissen gebundenen Geistlichen dem Kurfürsten in vierzehn Artikeln ihre schweren Bedenken ausführlich darlegten und sich endlich an die Kurfürstin Louise Henriette wandten, um selbige zu bewegen, durch ihre liebevolle Fürsprache die Ungnade ihres Gemahls von ihnen abzuwenden.

Die Kunde von der Absetzung des Propstes Lilius und des Archidiakonen Reinhardt hatte sich wie in Berlin so auch

Digitized by Google

außerhalb schnell verbreitet und die Gemüther mit Furcht und Bangigkeit erfüllt. Es suchte deshalb der Kurfürst die erregten Gemüther durch eine durch den Druck veröffentlichte Deklaration zu beruhigen. Er versicherte in derselben, „daß er nie gesonnen gewesen sei, durch seine Edikte eine Religionsmengerei einzuführen, viel weniger jemanden etwas wider sein Gewissen zu glauben aufzudringen, oder die Religionsübungen der Lutherischen zu verhindern oder zu verändern, vielmehr sei seine landesväterliche Absicht keine andere als zu wehren und zu steuern, daß nicht das schädliche Gift des Mißtrauens, der Bitterkeit und des Hasses zwischen Obrigkeit und Unterthanen, Bürgern und Mitbürgern ausgegossen werde. Die trotz allem beweglichen Zureden bei ihrem Ungehorsam verharrenden Geistlichen hätten ihres Dienstens entlassen werden müssen, weil sonst das Kurfürstliche wohlgemeinte Edikt durchlöchert und vernichtet worden wäre." Trotz dieser Erklärung trat der Magistrat und die Bürgerschaft vereinigt nochmals für ihre Geistlichen mit großer Entschiedenheit ein, erreichten aber nur soviel, daß dem Propst Lilius, der nur durch andere verleitet worden sei, noch eine geringe Zeit sich zu bedenken verstattet werde, während Archidiakonus Reinhardt die Stadt zu verlassen und sich aller Korrespondenzen mit seiner früheren Gemeinde zu enthalten habe. Der Verbannte verließ am 27. Mai 1665 auch wirklich Stadt und Land und begab sich mit den Seinen nach Leipzig, von wo er erst im nächsten Jahre einen „Valetgruß an seine hinterlassenen herzliebsten Freunde und Zuhörer in Berlin" sandte und vier Jahre später starb. Der Muth der zurückbleibenden Amtsbrüder blieb aber unter aller Ungunst des Kurfürsten ungebeugt. Sie erklärten demselben unter dem 30. Mai mit aller Ehrerbietung, daß sie sich zwar, wie sie auch früher gethan, alles Verdammens, Verletzens und Schmähens gänzlich enthalten, aber „durch Gottes Gnade bei der lutherischen Lehre, wie solche in den vier Hauptbekenntnissen, der Augsburgischen ungeänderten Konfession, dem christlichen Konkordienbuche und anderen Schriften Lutheri und seiner getreuen Nachfolger enthalten sei, in allen Stücken bis ans Ende ihres Lebens beständig verharren und sich von der wahren lutherischen Kirche durchaus nicht trennen noch absondern wollten."

Da ward für die treuen Lutheraner das Schwanken ihres

Digitized by Google

ersten Geistlichen, des Propstes Lilius, eine Veranlassung zu neuen Bewegungen. Der greise Prediger war besonders durch ein Schreiben seines Sohnes, des Hofpredigers und Superintendenten zu Baruth, bewogen worden, die ihm vergönnte Bedenkzeit zu benutzen, um sich dem Kurfürsten gegenüber zwar nicht zu einer Unterschrift des vorgeschriebenen Reverses zu verstehen, wohl aber zur mündlichen Zusage, sich in allen Stück dem Reverse gemäß zu erzeigen. Wurde ihm nun auch die bloß mündliche Erklärung nicht gewährt, so wurde ihm doch gestattet, selbst einen Revers abzufassen, der sein Gewissen weniger beschwerte. Diese Gelegenheit benutzte man, um auch unseren Gerhardt zur Entscheidung zu treiben. Er wurde am 6. Februar 1666 mit dem Propst Lilius zugleich vor das Konsistorium gefordert, und während diesem seine Wiedereinsetzung ins Pfarramt eröffnet wurde, stellte man an Gerhardt die unabweisbare Forderung, sogleich dem Beispiel seines Vorgesetzten zu folgen. Anfangs erbat sich derselbe eine kurze Bedenkzeit, erklärte aber unmittelbar nachher, „er habe sich schon längst bedacht und werde sich wohl nicht ändern". Seiner Erklärung folgte sogleich die Amtsentsetzung im Namen des Kurfürsten. Am 19. Februar 1666 verrichtete er nach dem Kirchenbuche seine letzte Amtshandlung in Berlin, eine Trauung. Hatte nun die Wiedereinsetzung des Propstes Lilius in der Stadt allgemeine Freude erregt, so war die Bestürzung um so größer, als sich die Nachricht von diesem Gewaltschritt verbreitete. Paul Gerhardt, dieser Mann des Friedens, der nie ein Wort der Schmähung oder Verunglimpfung gegen seine evangelischen Brüder an heiliger Stätte hatte vernehmen lassen, der gesalbte Prediger, der geweihte Sänger, an dessen Wort und Lied sich die Gemeinde so oft erquickt hatte, sollte ihr und der ganzen Stadt entrissen werden. Ein Schmerz gieng durch aller Herzen, und derselbe gewann Ausdruck zunächst in einem Schreiben sämmtlicher Stadtverordneten und vieler Gewerke an den Stadtrath. „Es ist," erklärten die wackeren Bürger, „einem wohllöblichen Rath und beiden Städten Berlin und Cölln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider den Glauben Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht oder dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat alle und jede Zeit zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben geführt und

Digitized by Google

keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen. Was wird denn aus uns und unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten, und so mit ihrem Gebete bishero noch vor dem Zorne Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land und keine Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen?" An diese Klagen knüpfte sich die dringende Forderung, der Magistrat möge sich mit allem Ernste dieses frommen, ehrlichen und in vielen Landen berühmten Mannes kräftig annehmen und ebenso seine Absetzung als die Nöthigung zu einer Unterschrift des Reverses zu verhindern suchen. Der Magistrat ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die Bitte der Bürgerschaft mit der seinigen zu vereinigen, und richtete an den damals zu Cleve weilenden Kurfürsten unterm 13. Februar 1666 ein Schreiben, welches ebenso für ihre Bekenntnißentschiedenheit als für die Liebe zeugte, mit welcher sie für den treuen Hirten eintraten. Obgleich die Mitglieder des Magistrats beiden Konfessionen angehörten, so war ihr Zeugniß für den untadelhaften Wandel und die Friedfertigkeit Gerhardts ein einmüthiges. Um so befremdender und schmerzlicher muß es sein, wenn der Große Kurfürst in einem vom 28. Februar aus Cleve datierten Schreiben das Gesuch der guten Stadt Berlin nicht nur rund abschlug und dem Magistrat gebot, daß „wenn sich Paul Gerhardt beständig weigern sollte dem Kurfürsten Gehorsam zu leisten, man sich auf ein ander tüchtig Subjektum, so sich zur Unterschreibung des Reverses verstehe, zu gedenken und ohne lange Zeitverlierung zu vocieren habe", sondern noch die harte und schneidende Bemerkung hinzufügte, daß „was der Magistrat sonsten von Gerhardts sonderbarer Frömmigkeit melde, Ihm zwar nicht bewußt sei", wohl aber, daß er durch seine Widersetzlichkeit sein „hitziges Gemüth" kund gegeben und andern zum „bösen Exempel" gedient habe. Was Wunder, wenn nun auch die Verordneten der Bürgerschaft und der städtischen Gewerke in eine Erregung geriethen, in welcher sie mancherlei aussprachen, was für den Landesfürsten verletzend sein mußte. Sie erklärten in einem Schreiben an den Magistrat, daß sie

Digitized by Google

über das Verfahren des Kurfürsten „dermaaßen bestürzt und erschrocken seien, daß sie nicht wüßten, ob sie in der Welt oder außer der Welt lebten". „Wir haben," sagten sie, „all das Unsrige, was wir um- und angehabt, fast dahingegeben und in solcher großen Geduld gegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht uns allemal so gehorsamst erwiesen, daß wir auch nach unserem Tode den Namen der treuen Märker behalten wollen, aber nunmehr, weil uns auch das Herz angegriffen und die treuen Seelsorger und Prediger unserer Religion entzogen werden, welches uns denn so hart angehet, daß wir fast ohnmächtig darüber werden möchten." So treu diese redlichen Männer ihrem Fürsten waren, so treu wollten sie Gott, dem Glauben ihrer Väter und ihrem Gewissen bleiben, denn „es ist — so lauten ihre Worte — es ist doch eine große Angst das Gewissen, es läßt sich zwar weder sehen noch hören, aber die Empfindlichkeit hat man Tag und Nacht". Mit demselben Ernst war das erneute Gesuch des Magistrats an den Kurfürsten vom dreizehnten März abgefaßt. Sie erinnerten ihn an die Milde und Schonung seines Vaters und an seine eigenen vorigen Zeiten, in denen Friede und Ruhe gehalten und gehandhabt worden wäre, sie brachten ihm zum Bewußtsein, daß das Heil des Volkes das erste Gesetz, und daß die Gesetze nur zum gemeinsamen Nutzen gegeben seien, während aus der begehrten Unterschrift nichts entstehe als Irrungen und Unfrieden.

Derartige Auslassungen waren freilich nur geeignet, die gereizte Stimmung des Kurfürsten noch zu steigern. Er antwortete aus Cleve unter dem dritten April höchst ungnädig, daß die Stadtverordneten ihre Schrift nicht von sich selbst sondern bloß aus Antrieb einiger unruhigen und kirchenfriedhässigen Leute hätten abfassen und eingeben lassen, und daß der Verfasser derselben wegen seiner unbesonnenen Worte, die nur als gräuliche und zur Erregung von Aufruhr dienende Uebertreibung angesehen werden könne, von Seiten des Magistrats eine scharfe Zurechtweisung verdient hätte. Den Klagen über zu schwere Belastung mit Steuern und Gaben wurde entgegengehalten, wie nirgends größere Pracht und Luxus getrieben werde als in den beiden Residenzen Berlin und Cölln, den Beschwerden über Gewissenszwang die Behauptung, „es bestehe nach wie vor ein freies, ungehindertes Exercitium der

Digitized by Google

Religion, es müßte denn die Freiheit der lutherischen Religion darin gesucht werden, daß die Prediger freie Macht behalten sollten, die Reformierten und ihre Religion nach Gefallen zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen." Schließlich wurde die Wiedereinsetzung Gerhardts ohne Unterschrift bleibend verweigert und den Bittstellern zu verstehen gegeben, daß sie sich nicht um Kurfürstliche Edikte, die sie nichts angiengen, zu bekümmern sondern vielmehr ihr Handwerk und ihre Nahrung abzuwarten hätten.

So war denn dem Rathe und der Bürgerschaft jeder Weg abgeschnitten, sich für ihren frommen und allgeliebten Prediger und Seelsorger ferner bei dem Kurfürsten zu verwenden, nur die Stände, deren Deputierte sich damals gerade am Kurfürstlichen Hoflager zu Cleve aufhielten, konnten noch einen letzten Schritt wagen, und sie thaten es in echt ritterlichem Sinne. Indem sie die Beschwerden der Bürger ganz zu den ihrigen machten, sprachen sie noch die Furcht aus, daß durch eine neue in Aussicht stehende Kirchenordnung ihr lutherischer Bekenntnißstand noch mehr bedroht werden dürfte, und verlangten mit Entschiedenheit, daß bei einem Entwurf derselben erst die Stände mit ihren Erinnerungen gehört werden möchten. Die Kurfürstliche Rückantwort vom zwanzigsten Juli, hier freilich in den mildesten Formen abgefaßt, lautete in Bezug auf die allgemeinen Beschwerden beschwichtigend, übergieng aber die Sache Gerhardts mit völligem Stillschweigen. Dennoch muß der Kurfürst von dem einmüthigen Zeugniß, welches Ritter und Bürger, Vornehme und Geringe für den geliebten Seelsorger ablegten, einen bleibenden Eindruck gewonnen haben. Lange mag der hohe Herr mit sich gekämpft, allseitig die Sache im Herzen bewegt haben, ehe die fürstliche Großmuth über den fürstlichen Stolz siegte. Gewiß ist, daß seine Gesinnung gegen Paul Gerhardt sich änderte. Nachdem er inzwischen von Cleve nach Berlin zurückgekehrt war, ließ er am neunten Januar 1667 den Magistrat zu einer besonderen Audienz berufen und ihm durch den Ober-Präsidenten Otto Freiherrn von Schwerin eröffnen: „daß, weil er von Paul Gerhardts Person keine Klage außer der vernommen, daß er die Edikte zu unterschreiben sich entzogen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht aber davon halten müßten, daß er die Meinungen der Edikte nicht recht begriffen

Digitized by Google

hätte, so wollten Sie ihn hiermit völlig wiedereingesetzt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben".

Die Freude über diese Wendung der Sache war allgemein, nur Paul Gerhardt theilte sie nicht. Zwar übernahm er auf besondere Bitte des Magistrats wieder einige Amtsverrichtungen, aber noch immer mit sehr beschwertem Gewissen. Seine Bedenken beruhten besonders darauf, daß an demselben Abend, an welchem seine Einsetzung von dem Magistrat förmlich und feierlich erklärt worden war, der Kurfürstliche Geheim-Sekretär ihn unmittelbar von dem Gnadenakt in Kenntniß gesetzt, aber also, daß er zugleich mit angefügt: „Seine Kurfürstliche Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, Paul Gerhardt werde sich dennoch allemal den Ediktis gemäß zu bezeigen wissen." Diese hingeworfene Bemerkung ließ dem gewissenszarten Gerhardt Tag und Nacht keine Ruhe. So theuer ihm seine Gemeinde, so köstlich ihm das Amt war, welches die Versöhnung predigt, der Gedanke, daß auch schon das Schweigen eine Untreue gegen das theure lutherische Bekenntniß sei, begleitete ihn auf die Kanzel, zum Altar, zu jeder heiligen Handlung und lag wie ein Bann auf seinem Herzen. Dazu kam, daß um dieselbe Zeit ein lutherischer Prediger an der St. Nikolaikirche, David Gigas aus Fraustadt in Schlesien, der früher den Revers unterzeichnet, später aber aus Gewissensgründen seine Unterschrift zurückgenommen und von der Kanzel manches kühne und freie Wort geredet hatte, verhaftet und nach Spandau abgeführt war. Sollte nun ein Gerhardt ruhig in einem Amte verbleiben, aus dem Amtsbrüder um ihrer Bekenntnißtreue willen vertrieben wurden? Er konnte es nicht. Er erklärte in einem Schreiben vom neunzehnten Januar dem Magistrat: „Ich weiß nunmehr durch Gottes Gnade und habe es genugsam erfahren, was für Angst oftmals nur allein die große und schwere Arbeit demjenigen Prediger mache, der sein Amt treulich meinet, wenn ich nun dazu einen nagenden Wurm meines Gewissens mit hineinbringen sollte, so würde ich der elendeste Mensch auf Erden sein. Solches nun zu verhüten, wollen mir meine großgünstigen, hochgeehrten Herren nicht verdenken, daß ich mich noch in etwas der Kanzel und des öffentlichen Predigens enthalte." Er hoffte also, daß sich ihm durch Gottes Gnade noch ein Weg eröffnen werde, um aus seiner

Digitized by Google

Gewissensnoth herauszukommen; aber es gab für ihn keinen anderen als das Scheiden aus dem Amte, in dem er nur gegen das Zeugniß seines Gewissens hätte verharren können; denn, so heißt es in einem zweiten Schreiben an den Magistrat: „Was mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Gräuel und zeucht nicht den Segen sondern den Fluch nach sich, womit weder meiner Gemeinde noch mir würde gerathen sein.“ Denselben Herzensstand offenbarte er auch in einer letzten Eingabe an den Kurfürsten. Er erklärte, daß er bei Gehorsam gegen die höchsten Edikte die Konkordien-Formel, sein lutherisches Glaubensbekenntniß, aufgeben müsse, das aber könne er um seiner Seligkeit willen nicht, er würde durch falsche Nachgiebigkeit „nur die Wunde, die er vorher mit so großer Herzensangst von sich abzuwenden gesucht, mit eigenen Händen in seine Seele schlagen.“

So hatte Gerhardt selbst über sein Schicksal entschieden; er verrichtete am 27. Januar seine letzte Amtshandlung, eine Taufe, und dem Magistrat ward unter dem 4. Februar aufgegeben, eine neue Wahl zu treffen, nicht aber ohne Zustimmung des Kurfürsten zu vocieren. Damit ließ es nun der Magistrat allerdings anstehen, und als der Kurfürst befahl, einen gewissen Conrad Adami, bis dahin Prediger in Dernburg, der auf höchsten Befehl eine Probepredigt gehalten, an Gerhardts Stelle als Diakonus anzunehmen, so wurde solches um so mehr verweigert, als der Berufene sich gegen einen wider ihn erhobenen entehrenden Verdacht nicht rechtfertigen konnte. Erst im Jahre 1668 kam es zur Anstellung eines neuen Predigers, Magister Wolfius, bis dahin Pfarrer zu Lebus. Und unser Gerhardt? Den ließ seine treue Gemeinde nicht sinken. Bis zur Anstellung des genannten Wolfius flossen ihm noch immer die Beichtpfennige und Accidenzien zu, außerdem sorgte Magistrat und Bürgerschaft durch freie Liebesspenden für die Erhaltung des treuen Glaubenszeugen. Auch in weiterer Ferne vergaßen die lutherischen Brüder den Bedrängten nicht. Kaum hatte sich in Sachsen, als in Gerhardts Heimathlande, die Kunde von seiner Entsetzung verbreitet, so erließ der Herzog Christian zu Sachsen-Merseburg eine Einladung an den Amtslosen, nach Merseburg zu kommen, und als er die Einladung ablehnte, so drang der Herzog darauf, daß er wenigstens bis zu seiner Anstellung ein Jahr-

Digitized by Google

gehalt von ihm annehmen möchte. So half der HErr seinem Knechte. Aber sein Glaube sollte noch anders geprüft werden. Bei allen Kämpfen und Stürmen, die der Dulder um seines guten Bekenntnisses willen durchmachen mußte, hatte er an seiner geliebten Gattin eine freundliche Trösterin und Kreuzgenossin. Aber der HErr wollte allein sein Tröster sein und nahm ihm am 5. März 1668 die treue Gefährtin durch den Tod von der Seite. Am funfzehnten dieses Monats wurde sie in der St. Nikolaikirche hinter der Kanzel begraben, wo mehrere ihnen heimgegangene Kinder ruhten. Die Leichenrede hielt ihr der treue Mitstreiter Gerhardts Magister Samuel Lorenz, und es erschien dieselbe zu Guben im Druck unter dem Titel: „Rechte und wahre Christen. Vorgestellt aus Hebräer 10, 36 ff. bei der Leiche der Frau Anna Maria Bartholdin, verehelichten Gerhardin". Es wird erzählt, daß der letzte Liebesdienst, den Paul Gerhardt der sterbenden Gattin auf ihre Bitte erwiesen habe, die Vorlesung des köstlichen Liedes: „An die Hände des HErrn JEsu" gewesen sei. Es schließt dasselbe mit der Strophe:

„Ich herz und küsse wiederum
Aus rechtem treuen Herzen,
HErr, Deine Händ und sage Ruhm
Und Dank für ihre Schmerzen.
Daneben geb ich, weil ich leb,
In diese Deine Hände
Herz, Seel und Leib, Und also bleib
Ich Dein bis an mein Ende!

Sicherlich war dieses die Loosung seines ganzen Lebens, von JEsu Händen geleitet und getragen zu werden und endlich in diese Hände seine Seele zu befehlen. Wie gern hätte er das schon damals gethan, denn was sollte er noch auf dieser Erde, vertrieben aus dem Hause Gottes, seines Amtes, seiner Gemeinde beraubt, und nun noch der treuesten Freundin! Aber Gott hatte es anders beschlossen, Er wollte seinen treuen Knecht noch brauchen in seinem Weinberge.

Es war zur Zeit in Lübben das Archidiakonat erledigt, und Gerhardt wurde vielleicht auf Anregung des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg, zu dessen Landen die Stadt Lübben gehörte, zu der Stelle in Vorschlag gebracht, obgleich er schon im zweiundsechszigsten Jahre stand. Es wurde deshalb am 20. September 1668 ein eigener Bote nach

Digitized by Google

Berlin abgesandt, um ihn zur Abhaltung einer Gastpredigt einzuladen. Mit Freuden folgte Gerhardt dem Rufe; denn es war ihm schwer, müßig am Markte zu stehen und Gnadenbrot zu essen, wenn es auch aus den Händen treuer lieber Freunde kam. In Lübben mit großer Auszeichnung empfangen, hielt er am 14. Oktober die Gastpredigt und empfieng am 29. desselben unter vollster Zustimmung der Bürgerschaft die förmliche Vokation. Leider wurde der Amtsantritt durch mancherlei Umstände verzögert. Einmal durch mancherlei Verdrießlichkeiten mit der Bürgerschaft in Lübben! Es ist schmerzlich zu berichten, wie schon in jenen Zeiten, wo doch ein gutes Bekenntniß noch so viel galt in den Gemeinden, und man wußte, welch ein köstlich Ding es sei um einen treuen Haushalter über Gottes Geheimnisse, doch um äußere Dinge kleinlich gemäkelt und gehandelt wurde. Die Amtswohnung, die auch bei den bescheidensten Ansprüchen unserem Gerhardt fast unbewohnbar erschien, die Frage, ob und wieviel der neue Archidiakonus zu seinem Hausbedarf fremde Biere einlegen dürfe, wie es mit dem Besuch der Kranken bei Pestzeiten zu halten sei, und andere geistliche und ungeistliche Dinge waren Gegenstand der Verhandlung und verzögerten Gerhardts Amtsantritt. Dazu kam wieder das liebe Hauskreuz. Im Februar 1669 erkrankte dem schwer geprüften Manne sein einziger ihm noch gebliebener Sohn so schwer, daß er für sein Leben fürchten mußte, und die gute Frau Magister Fromm, die nach dem Tode der geliebten Gattin den kleinen Hausstand des Wittmers führte, wurde ebenfalls auf das Krankenbett gelegt. Erst im Mai des Jahres 1669 waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, und der schon zum Greise gewordene Pilger konnte endlich den Stab ergreifen, um in sein Sächsisches Heimathland zurückzukehren. Am 6. Juni leistete er vor dem Fürstlichen Konsistorio den Religionseid und trat am Trinitatisfeste sein letztes Amt an. Der Tag seines Lebens neigte sich zum Untergange, und bei der schwindenden Kraft wurde der Weg immer steiler und rauher, so daß der müde Greis, wie die Sage geht, häufig von großer Schwermuth und Seelenangst befallen sich still ins Gotteshaus begab, um sich, vor dem Bilde des Gekreuzigten knieend, durch inbrünstiges Gebet zu stärken. Nach manchen lieben Erfahrungen, nach vielen Mühen

Digitized by Google

und Kämpfen hatte er nun das siebenzigste Lebensjahr erreicht und hatte nur noch eine Sehnsucht, abzuscheiden und bei seinem lieben Heilande zu sein, und ein Gebet, daß sein einziger Sohn Paul Friedrich zur Ehre Gottes heranwachsen möge. Da der Knabe erst vierzehn Jahr alt war, so konnte der greise Vater sich nicht der Hoffnung hingeben, ihn leitend, rathend und warnend bis zu den Jahren der Mündigkeit begleiten zu können. Darum wollte er ihm wenigstens in einem Testament seinen väterlichen Willen kund geben und seinen Glauben bezeugen, der nun bald zum Schauen werden sollte.

Nachdem er in diesem Testament seinem Gott für alle Wohlthaten und Segnungen gedankt, die er ihm von Mutterleibe bis an den Rand des Grabes erwiesen, und um ein seliges Ende, um eine fröhliche Auferstehung und Wiedervereinigung mit all den Seinigen gebetet, schreibt er von seinem Sohne: „Meinem einigen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben. Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem HErrn, meinen Gott, zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Worts werden soll. Dabei soll es nun bleiben, und er sich nicht daran kehren, daß er nur wenig gute Tage dabei haben möchte; denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu und kann das äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freudigkeit wohl ersetzen. Die heilige Theologiam studiere in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten und hüte dich ja vor den Religionsmengern, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu. In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft sondern dem Willen und Befehl deines Gottes. Insonderheit 1) thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. 2) Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du aber, daß der Zorn dich erhitzt hat, so schweige still und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast. 3) Der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rath frommer, getreuer und verständiger

Digitized by Google

Leute. 4) Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, längst vergolten, da Er dich erschaffen, da Er dir seinen lieben Sohn geschenket, und da Er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kind und Erben auf- und angenommen hat. 5) Den Geiz fleuch als die Hölle, laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, ob es gleich nicht allzuviel ist. Bescheert dir Gott ein mehres, so bitte Ihn, daß Er dich vor dem leidigen Mißbrauche der zeitlichen Güter bewahren möge. Summa, bete fleißig, studiere was ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst Du auch einmal sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen."

Nun war das Tagewerk des treuen Knechtes beendigt und die Sonne seines Lebens neigte sich sichtbarlich zum Untergange. Nach siebenjährigem Dienst in Lübben, am 7. Juli 1676 rief ihn sein HErr ab. Er starb mit den Worten des achten Verses seines eigenen herrlichen Liedes: „Warum sollt ich mich denn grämen":

Kann uns doch kein Tod nicht tödten
Sondern reißt unsern Geist
Aus viel tausend Nöthen,
Schließt das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn, da man kann
Gehn zu Himmelsfreuden.

Sein Leben auf Erden währte genau siebenzig Jahre, von welchem er fünfundzwanzig als ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse verbracht hatte. Wenn von irgend eines Menschen Leben es gesagt werden kann: „Es ist Mühe und Arbeit, aber es ist köstlich gewesen", so gilt es von dem seinigen. In der Hauptkirche zu Lübben, wie man vermuthet, in der Nähe des Altars, fand er seine Ruhestätte. Wie theuer und werth Gerhardt trotz mancher anfänglichen Mißverständnisse seiner neuen Gemeinde geworden sein muß, geht daraus hervor, daß er der erste Geistliche war, dessen Bildniß in der Kirche zu Lübben aufgehängt wurde, eine Ehre, welche später nur noch einige General-Superintendenten mit ihm theilten. Seitwärts am Fuße des Bildes stehen auf Lateinisch die Worte: „Ein Theolog, bewährt unter den Anläufen des Satans", und unter

Digitized by Google

demselben ein lateinisches Epigramm von Gottlieb Wernsdorff, das nach einer freien Uebersetzung lautet:

„Wie lebend siehst Du hier Paul Gerhardts theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob mit himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in heilger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in Deine Brust."

Von diesen Liedern haben wir nun noch in Kürze zu handeln, denn sie sind ja der köstlichste Schmuck seines Lebens und das, wodurch er noch unter uns lebt und wirkt, ob er gleich todt ist. Gerhardt dichtete während des Kirchengeläutes, könnte man sagen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen Liedern ist Sonnenwende gesäet: diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne, und Gerhardt nach der seligen Ewigkeit. So wie Gerhard der größte, so war er auch der bescheidenste unter den evangelischen Liederdichtern, indem es ihm nicht darauf ankam, immer nur seine eigene Weisheit auf den Markt zu bringen; er hat vielmehr viele seiner Lieder nach alten Mustern gedichtet, nicht bloß nach den Psalmen und nach anderen Bibelstellen sondern nach alten schon vorhandenen Liedern, nach Gedanken von Bernhard von Clairvaux, Johannes Arndt und anderen frommen Männern alter und neuer Zeit. Wir nennen von den hundertdreiundzwanzig Liedern, die seinen geweihten Lippen entquollen, nur die bedeutendsten, die in keinem guten Gesangbuche fehlen. In der Adventszeit erklingt von ihm das Lied heiliger Sehnsucht, seliger Freude und gläubiger Siegesgewißheit gegenüber dem Trotz der Feinde und den Schrecken des Gerichts: „Wie soll ich Dich empfangen" (mit Zugrundelegung von Sacharja 9, 9 und St. Matth. 21, 1—9). Zu Weihnachten singen wir mit dem frommen Sänger: „Ich steh an Deiner Krippen hier", und: „Wir singen Dir, Immanuel", während wir an der Schwelle des neuen Jahres sein Pilgerlied anstimmen: „Nun laßt uns gehn und treten". Und wie mächtig und herzbewegend sind des Meisters Passionslieder, mit denen wir das stille, duldende Lamm von Gethsemane durch das Richthaus nach Golgatha begleiten: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld" (Jesaias 53, 4—7 und St. Johannes 1, 29), „O Welt, sieh hier Dein Leben", die „Sieben Lieder an die

Digitized by Google

Gliedmaaßen des HErrn JEsu" (aus dem Lateinischen des heiligen Bernhard), von denen sich besonders das siebente an das Angesicht des HErrn: „O Haupt voll Blut und Wunden" in die Seele lenkt, und „Die sieben Worte, die der HErr JEsus am Kreuze geredet hat". Wie viel Sterbende sind durch diese mächtigen Lieder getröstet worden in der letzten Noth und haben unter ihren Klängen mit brechenden Augen hingesehen auf das Kreuz als das Zeichen, in dem wir siegen! Wenn aber die Ostersonne aufgeht über dem Felsengrabe in Josephs Garten, da singt die gläubige Gemeinde: „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden nimm wahr, was heut geschicht", während sie den Pfingstsegen über Herz, Haus und Gemeinde herbeifleht mit dem Pfingstadventliede: „Zeuch ein zu Deinen Thoren". So begleiten uns des frommen Sängers Lieder auch zum Taufstein, wenn wir singen: „Du Volk, das du getaufest bist und deinen Gott erkennest", und zum Tisch des HErrn, wenn es erklingt: „HErr JEsu, meine Liebe, ich hätte nimmer Ruh noch Rast". Zahlreich sind auch Gerhardts Lieder um Kraft und Weihe zu einem christlichen Wandel, zum Theil dem frommen Johannes Arndt in seinem „Paradiesgärtlein" nachgebetet, als: „HErr, aller Weisheit Quell und Grund", „JEsu, allerliebster Bruder, ders am besten mit mir meint", „Ich danke Dir demüthiglich", „O JEsu Christ, mein schönstes Licht", und andere, die ein Bibelwort lebendig machen sollen im Christenherzen: „Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun" (Jeremias 10, 23), „Zweierlei bitt ich von Dir" (Sprüche Salomonis 30, 7—9), „Wohl dem Menschen, der nicht wandelt in gottloser Leute Rath" (Psalm 1), „Ich erhebe, HErr, zu Dir meiner beiden Augen Licht" (Psalm 121), „HErr, Du erforschest meinen Sinn" (Psalm 139). Die köstlichen Lieder Gerhardts sind aber unter dem Kreuze gereift, das er seinem Heilande nachgetragen sein Leben lang, unter dem Kreuz, das sein Glaubensauge stets mit Rosen umwunden sah, weil er die ewige Liebe kannte, die es uns auflegt und tragen hilft. Wie lieblich mahnt er zum Stillesein und Stillehalten in seinem Kreuz- und Trostlied: „Geduld ist euch von nöthen"; wie trägt uns sein: „Schwing dich auf zu deinem Gott" so hoch hinauf über der Erde Leid und Wehe auf den beiden Flügeln Glaube und Gebet, daß wir erfahren, was vom

Digitized by Google

Adler gilt: je höher er fleugt, desto sicherer ist er; sollte aber jemand noch nicht erfahren haben an seinem Herzen, was es heißt: „Der HErr tröstet die Seinen, wie einen seine Mutter tröstet", der lese und singe das milde, süße Trostlied: „Gieb dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens". Ists hier die Milde, die dem bekümmerten und verwundeten Herzen so wohl thut, so wird es stark in dem HErrn und in der Kraft seiner Stärke, wenn das geistliche Heldenlied dahinrauscht: „Ist Gott für mich, so trete", zuerst gesungen im Jahre 1664 als die kurz vorher erschienenen Edikte mit dem „Zorn des großen Fürsten" die bedrohten, die nicht ein Jota lassen wollten von ihrem guten Bekenntniß. Wie ein Gerhardt mitten in des Kampfes Hitze von Siegen zu singen wußte in den Hütten der Gerechten, so nannte er das aus schwerster Trübsal herausgesungene: „Warum sollt ich mich denn grämen" (nach Psalm 73, 25—26) ein christliches Freudenlied, wie denn dasselbe auch für die Salzburger Emigranten im Jahre 1732 ein Stecken und Stab geworden ist, der sie tröstete auf dem schweren Gang aus der Heimath in die Fremde, und sich der Dichter selbst an den achten Vers des Liedes gehalten hat in seinem Sterbestündlein. In demselben Geist kindlich fröhlicher Ergebung in Gottes Willen ist das Lied gedichtet: „Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben", und das am weitesten verbreitete und am meisten gekannte: „Befiehl du deine Wege" (nach Psalm 37, 5). Die liebliche Erzählung, daß Gerhardt dieses köstliche Trostlied gedichtet und damit sein Weib unterwegs getröstet habe, als er vom Kurfürsten aus Berlin vertrieben und gezwungen worden sei, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen, daß ferner der fromme Dichter bald nach Beendigung dieses Liedes von zwei Reitern im Wirthshause die Botschaft erhalten habe, er sei nach Dresden als Hofprediger berufen, ist freilich nur ein Gedicht, denn das Lied findet sich schon in der Uebung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen vom Jahre 1656, während der Dichter, wie wir oben vernommen, erst im Jahre 1668 nach dem Tode seiner Gattin nicht nach Dresden sondern nach Lübben übersiedelte. Wer aber mag sonst die Pilger zählen, die unter diesem Liedesworte ihren Stab ergriffen haben zur Wanderung auf rauhen Wegen und

Digitized by Google

ihren Lauf vollendet mit dem Triumph: „Wohl dir, du Kind der Treue!“ Ists in diesem Liede besonders Sorge um das Zeitliche, welche die Seele auf den wirft, der für uns sorgt, so findet die Noth der Seele, das Schmachten des ruhelosen Herzens einen vollen Ausdruck in der Umdichtung des zweiundvierzigsten Psalmes: „Wie der Hirsch in großem Durste schreiet und frisch Wasser sucht“, bis sie endlich das Gezelt gefunden hat, wo sie ruhe und bleibe und das Friedenslied anstimmt: „Meine Seel ist in der Stille, tröstet sich des Höchsten Kraft“ (Psalm 62) oder: „Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt, der ist sehr wohl bedecket“ (Psalm 91). Endlich hat das tiefste Sündenelend, da die Seele fragt: Kann der HErr sich mein noch erbarmen? seine Anker in Gottes Herzen, das dem klagenden und zagenden Kinde entgegenbrechen muß, wie die Lieder bezeugen: „Ist Ephraim nicht meine Kron?“ (Jeremias 31, 20), und: „Was soll ich doch, o Ephraim, was soll ich aus dir machen“.

So reich die Trostquellen fließen in Gerhardts Liedern, so kräftig zeugen sie davon, daß es ein köstlich Ding ist dem HErrn danken und lobsingen seinem heiligen Namen. Viele hätten freilich in einem so kummervollen und kampfesreichen Leben, wie das unseres Sängers war, nichts zu loben und zu preisen gehabt, aber sein Wahlspruch war, wie der des heiligen Chrysostomus: „Gelobt sei Gott für alles“. So erklang Gerhardts: „Nun danket all und bringet Ehr“ (nach Sirach 50, 24—26) als Lob- und Friedenslied im Jahre 1653 neben Rinkarts schon im Jahre 1644 gedichtetem: „Nun danket alle Gott“, welches das am Neujahr 1649 zu Leipzig gefeierte Friedensdankfest verherrlicht hatte, und in noch höherem Chor das eindringlichste und schönste aller Loblieder: „Sollt ich meinem Gott nicht singen“. Im engsten Zusammenhange mit dem, was die damalige Zeit bewegte in Schmerz über das Elend während des dreißigjährigen Krieges, aber auch in Hoffnung, daß aus der blutigen Saat eine Friedensernte erwachsen werde für das deutsche Volk und Land, steht das Lied: „Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort“, während das innige kindliche: „Ich singe Dir mit Herz und Mund“ mit seiner fröhlichen Weihnachtsmelodie in alle Zeiten und Lagen des Lebens die Strahlen der göttlichen Freundlichkeit und Leutselig-

Digitized by Google

keit hineinleuchten läßt. Besonders köstlich sind auch die Umdichtungen der Davidischen Lob- und Dankpsalmen, unter denen der dreiundzwanzigste in dem Liede: „Der HErr, der aller Enden regiert mit seinen Händen" vielleicht den meisten Eingang gefunden hat in die Herzen und Häuser der gläubigen Gemeinde. Eins der ältesten Lieder, das unser Dichter schon als Kandidat gesungen (um 1649) ist das frische und fröhliche Morgenlied, mit dem schon manche bekümmerte Seele bei Aufgang der Sonne den nächtlichen Kummer hinweggesungen hat: „Wach auf, mein Herz, und singe", während sich das entsprechende: „Nun ruhen alle Wälder" wie ein milder Abendthau in die müde Seele senkt.

Wie sich durch alle Dichtungen unseres Sängers ein frisches Naturgefühl hindurchzieht, wie ja das Christenauge überall in der vergänglichen Schönheit der sichtbaren Welt die unvergängliche Herrlichkeit der zukünftigen Welt sieht und ahnt, so gewann dasselbe seinen vollen Ausdruck in dem fröhlichen Sommergesang: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud": da muß alles, die jubelnde Lerche und das rauschende Bächlein, die grünen Wiesen und der duftende Weinstock zusammenstimmen und klingen zum Lobe des Höchsten, aber das reichste Lob erfüllt dessen Brust, der über der „armen Erde das reiche Himmelszelt und über Wiese und Flur den „Garten Christi" erblickt, in dem „ewige Lebensbäume grünen". Aber auch auf Erden grüßt uns die Liebe Gottes aus den Lilien auf dem Felde und aus den Wipfeln der Bäume noch nicht so innig wie aus einem treuen Menschenauge, und das treuste ist doch gewiß das einer liebenden Gattin und Mutter. Darum führen uns Gerhardts Dichtungen aus Wald und Flur auch in des Hauses stille Räume. So sang er sein Frauenlob: „Ein Weib, das Gott den HErren liebt", den wundervollen Ehestand: „Voller Wunder, voller Kunst", und den Trostgesang christlicher Eheleute: „Wie schön ists doch, HErr JEsu Christ, im Stande, da Dein Segen ist".

Was aber auch unser Gerhardt singen und dichten mochte, durch alles gieng ein tiefes Heimweh hindurch nach dem Hause, welches, nicht gebaut von Menschen Hand, droben ist im Himmel. Hat ihm doch dieses Land der Fremde fast nichts geboten als Thränenbrot, und ihn so selten erquickt ein Elim

Digitized by Google

in der Wüste. Wie mächtig spricht dieses Heimweh aus dem Pilgerliede: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand", wie heiß das Verlangen aus der „bösen Herberge" in das „rechte Haus" zu kommen und zu wohnen bei denen, die der HErr dort mit seinen Kronen ausgeschmückt hat. Wie hätte ihm vor dem Tode grauen können? In dem Liede: „Christliche Todesfreude" zieht er ihm die „Larve" ab, in der er als unser bitterer Feind erscheint, und zeigt ihn als offenen „Freund voll süßer Gnad und Huld". Und so hat er auch den Tod seiner lieben Kinder angesehen, durch deren Gräber hindurch er zum eigenen Grabe wandern mußte. Bald ließ der Dichter das Trostwort aus dem Grabe des entschlafenen Kindes erklingen: „Mein herze Vater, weint ihr noch, und ihr, die mich geboren", oder der betrübte Vater sagt zu dem nun seligen Kinde: „Du bist zwar mein und bleibest mein", aber der HErr von ew'gen Tagen hat noch ein größer Recht an dich.

Des Grabes Ruhe ist aber nicht das letzte für den Christen; des Glaubens Blick geht über das Grab hinaus in das Reich der Herrlichkeit. Auch da hinein trägt des Sängers Lied mit heiligen Schwingen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, das soll mir niemand nehmen" (Hiob 19, 25—27) singt er in fröhlicher Siegesgewißheit und stellt sich endlich auf die Warte des neutestamentlichen Sehers (Offenbarung St. Johannis 7), um in dem Liede: „Johannes sahe durch Gesicht ein edles Licht und liebliches Gemälde", die Stadt des lebendigen Gottes zu enthüllen, wo es keiner Sonne und keines Mondes mehr bedarf, weil der HErr selbst die Leuchte ist, und das Lamm auf dem Stuhle, dem seine Auserwählten dienen Tag und Nacht.

Digitized by Google

Christian Skriver.

In der St. Jakobikirche zu Magdeburg hängen im hohen Chore rechts und links vom Altare die Bilder zweier Männer in Lebensgröße. Das eine stellt Luther dar, das andere aber nicht Melanchthon, wie es sonst in vielen lutherischen Gotteshäusern zu sein pflegt, sondern einen Geistlichen in seiner Amtstracht. Die Gestalt klein und gedrungen, große Augen in einem runden Gesichte, mit langen, künstlichen, in der Mitte gescheitelten Haaren und großem Barte, auf einem Tische daneben ein Kruzifix, auf welches er mit seiner rechten Hand weist! Oben drüber sieht man die Worte geschrieben: „1 Cor. 15, 10: Nicht ich sondern Gottes Gnade". Die ersten Zeilen einer gereimten Unterschrift aber lauten: „Dieß ist das Schattenwerk, das unsern Skriver malet, der selbst ein Schatten ist, vom Himmel doch bestrahlet".

Der Mann hat mit seiner Familie auch seine letzte Ruhestätte unter derselben Kirche gefunden, und das von ihm selbst gestiftete Grabdenkmal, welches unweit des hohen Chores links vom Altare am östlichen Ende des Seitenschiffes sich befindet, giebt mit seinen Inschriften weitere Auskunft über das Leben, dem es ein Ziel setzte. In einem oberen Felde liest man in Lateinischer Sprache: „Dem Gedächtnisse meiner süßesten Kinder". Ferner: „Daß dieses Denkmal erbaut ward, dafür hat Christian Skriver gesorgt", wozu noch die Titel des Stifters gefügt sind. Dann aber folgen die Namen von zwölf Kindern, links ihr Geburtstag, rechts ihr Todestag, und drunter wiederum auf Lateinisch: „Wundere Dich, Wanderer, daß ein von Schmerz wunder, durch Arbeit überhäufter und am Leibe elender Vater hat nach so vielen Leichenbegängnissen überbleiben

Digitized by Google

können! Er konnte es, weil er die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben glaubte.“ Allein außer diesen zwölf Kindern hatte der, welcher also schrieb, dorthin auch noch drei Ehefrauen ins Grab gebettet. Denn in dem Hauptfelde des Denkmals stehen fünf Palmen aus Stein, deren jede eine Tafel mit einer Inschrift trägt: die höchste in der Mitte bedeutet ihn selbst, je zwei zu beiden Seiten seine vier Frauen, von denen die letzte ihn überlebte. Den zwölf Kindern und den drei Gattinnen ist dieser Nachruf unten am Fußende von dem Vater und Gatten gewidmet:

„Zieht hin, Ihr Lieben Ihr, zieht hin dem Himmel zu!
Genießt der Seligkeit und lebt in stolzer Ruh!
Ich hab Euch, edle Saat, gesäet mit viel Thränen
Und werde mich hinfort mit Seufzen nach Euch sehnen.
Mein Trost ist, daß ich weiß, daß Ihr in Freuden schwebt
Und in der Ewigkeit vor Gottes Throne lebt.
Ihr habt schon, was allhier wir andern noch verlangen,
Ihr habt von JEsu Hand die Himmelskron' empfangen.“

Die Tafel an derjenigen Palme, welche Skriver selbst darstellen soll, enthält eine lateinische Inschrift mit einigen Angaben über sein Leben. Sie lautet: „Magister Christian Skriver, geboren zu Rendsburg in Holstein im Jahre 1629, berufen zum Archidiakonus an die St. Jakobikirche zu Stendal 1653, Pastor an St. Jakobi in Magdeburg vom Jahre 1667 an, Senior vom Jahre 1679 an! Sanft entschlief er in seinem JEsu im Jahre 1693.“ Das sind in der That einige Denksteine auf einem langen Lebenswege, dem nur noch der eine hätte hinzugefügt werden können, nämlich dieser, daß Skriver drei Jahre vor seinem Tode einen Ruf nach Quedlinburg annahm, wo er der Hofprediger der Aebtissin, auch Konsistorialrath und Schulinspektor wurde. Eine Beschreibung dessen, was er erlebt und gewirkt hat, wird sich an diese Angaben anschließen können.

Zu Rendsburg im Herzogthum Holstein wurde er am Tage nach Neujahr 1629 als der Sohn eines Mannes geboren, der dort ein angesehener Kaufmann und Bürger war, und zwar als das sechste Kind desselben. Der Sturm des dreißigjährigen Krieges durchtobte damals das Deutsche Vaterland. Doch war der hohe Norden unmittelbar nicht mehr davon berührt. Aber

Digitized by Google

in andrer Weise brach das Kreuz früh über den jungen Knaben herein. Sein Vater war diesem seinem Kindlein mit ganz besonderer Liebe zugethan. Fand er sich wohl einmal in der Stube allein mit ihm, so nahm er den Säugling aus der Wiege und herzte und küßte ihn. Auch bestimmte er ihm schon seinen Lebensweg, wenn er über ihn sagte: „Dieser mein Sohn soll ein Priester werden!“ Aber seine irdischen Augen sollten das nicht mehr sehen. Ein halbes Jahr alt war Christian, da wüthete die Pest in Rendsburg. Beide Eltern und zwei Schwestern erkrankten. Und nur die Mutter erstand von ihrem Lager: der Säugling an der Brust, den sie trotz der Krankheit nicht entwöhnte, mochte ihr zur Lebensrettung gedient haben, und wiewohl man meinte, derselbe werde nun statt der Mutter sterben, erhielt ihn doch Gott der HErr gesund, so daß er als Mann davon rühmen konnte: „Ein Kind lebt nicht allein von der Milch sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet.“

Die Mutter blieb ihm darnach noch sechsundzwanzig Jahre, die sie zu allermeist im Wittwenstande zubrachte: nur wenige Zeit bald nach ihres Mannes Tode ward sie die Gattin des Propstes von Rendsburg, der aber auch starb, bevor Christian Skriver siebenjährig war, nicht ohne daß er diesem seinem Stiefsohne mit herzlicher Liebe zugethan gewesen war und denselben Wunsch geäußert hatte wie der rechte Vater: „Er soll ein Priester werden.“ In demselben Sinne betete auch die Mutter für diesen ihren Sohn. Sie war eine fromme Frau. Früh Morgens, wenn sie aufstand, pflegte sie, noch ehe Kinder und Gesinde zugegen waren, mit lauter Stimme und unter Thränen Gott den HErrn anzurufen. Diesem ihrem Gebete zugehört zu haben, erinnerte sich Christian Skriver noch in seinem Alter. Sie that für alle ihre Kinder nach der Reihe ihre Fürbitte, und wenn sie auf ihren Jüngsten kam, lautete es etwa: „Beselige und rüste ihn aus, o Gott, mit dem Geiste der Weisheit und des Verstandes, mit dem Geiste der Erkenntniß und der Furcht des HErrn! Segne seine Studien! Bescheere ihm die nothwendigen Mittel dazu! Bewahre ihn vor des Teufels Macht und List, vor der Welt Aergerniß und Sünden! Bereite ihn zum Werkzeug Deiner Gnade! Würdige ihn zu seiner Zeit Deiner heiligen Bedienung in Deiner Kirche!

Digitized by Google

Gebrauche ihn zu Deiner Ehre und vieler Seelen Erbauung und mache ihn endlich ewig selig!“

Wer so für sein Kind beten konnte, der wird auch sonst mit der sorgsamsten Pflege fürsorgende Hände über dasselbe gebreitet haben. Die verwittwete Frau Pröbstin ward schwer geführt: sie hatte nicht genug, um in der Stadt leben zu können, und zog sich daher auf das Land zurück. Ihr heranwachsender Sohn Christian aber zeigte bald Fähigkeiten von besonderer Art, und wie gering war nun die Aussicht, dieselben so ausbilden zu lassen, daß der Väter Wünsche und Weissagungen in Erfüllung giengen! Da gedachte die fromme Mutter eines Großoheims des Knabens, eines reichen Lübecker Kaufmanns. Dem sandte sie den Knaben zu und ließ ihn bitten, ob er sich dieser Waise nicht annehmen wolle. Was konnte der anders thun? Er veranlaßte es, daß mit dem neunjährigen Knaben eine Prüfung angestellt ward, und als sie günstig ausfiel, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, fürchte Gott, bete und studiere fleißig, sei Deiner Mutter und Deinen Lehrern gehorsam: ich will für Dich sorgen, daß Du Gott und mir einmal danken sollst, wenn ich im Grabe liege.“ So ebneten sich die Pfade durch göttliche und menschliche Güte, und nach neun Schuljahren konnte Christian Skriver zu Michaelis 1647 die Universität Rostock beziehen, wozu er durch ein Vermächtniß des inzwischen entschlafenen Wohlthäters reichlich ausgestattet war. Während seines Studiums zog ihn besonders der Professor Lütkemann an, der auch an einer Rostocker Kirche Geistlicher war. Derselbe hatte einst sein Amt an der Hochschule mit dem Wahlspruche angetreten: „Ich will lieber eine Seele selig als hundert gelehrt machen.“ Da nun Skriver ihn seinen „Lehrer und Beichtvater“ nennet, so steht zu vermuthen, daß er von ihm zu beidem, zur Frömmigkeit und zur Gelehrsamkeit, angeleitet ward, nur daß auch ihm gottselig zu sein höher stand als in das Wissen einzudringen. Er bewahrte ihm auch, als er wegen einer Abweichung in der Lehre von Rostock verdrängt ward, Zeit seines Lebens ein dankbares Andenken. Bald darauf verließ auch er die Universität und ward Hauslehrer zu Segeberg in Holstein. Von da aus erwarb er sich auf Zureden seiner Freunde den Titel eines Magisters der Weltweisheit, den wir jetzt mit dem Ausdrucke Doktor bezeichnen. Als Magister Christian Skriver

Digitized by Google

wartete er dann, wohin ihn sein Gott in ein Amt führen würde: unter dem Namen ward er seinen Zeitgenossen in immer größer werdenden Kreisen bekannt, und so nennen ihn heute noch alle, die sein Gedächtniß in Ehren halten und an seinen nachgelassenen Schriften sich erbauen.

Sein erstes Amt sollte ihm nicht in seinem Vaterlande sondern, wie sein Grabstein sagt, zu Stendal in der Altmark werden, deren Herrscher der Große Kurfürst von Brandenburg war. Dorthin geleitete Skriver auf den Wunsch der Mutter seine jungvermählte Stiefschwester. Er predigte dort und gefiel den Stendalern. Sie wollten ihn zuerst für die Schule werben, aber sein Gott hatte andere Gedanken mit ihm. Er fügte alles so, daß er in der heiligen Epiphaniaszeit des Jahres 1653 an die Kirche St. Jakobi als Archidiakonus berufen und an zwei aufeinander folgenden Fastensonntagen mit der Ordination versehen und eingeführt wurde. In der Predigt, welche er beim Amtsantritte hielt, sagte er gegen das Ende: „Der HErr JEsus gebe mir einen freudigen Muth wider allerlei Trübseligkeit, daß ich der keines achte, auch mein Leben nicht theuer achte, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe vom HErrn JEsu.“ Zu solchem Gebetswunsche sprach der HErr sein Ja und Amen. Denn was zu Stendal im Glauben angefangen ward, kam in Quedlinburg zum guten Ende.

Vierzehn Jahre blieb Skriver an dem ersten Orte, eine Zeit, deren Ueberschrift hätte lauten können: „Viel Kreuz, viel Segen.“ „Bald im ersten Jahre meines Amtes,“ erzählt er selbst davon, „riß mir mein Gott nach seinem allweisen Rath und Willen mein erstes liebes Ehegemahl von der Seite und vom Herzen. Was mir derselbe Fall für Thränen gekostet, ist denen noch bewußt, die um mich waren. Auch habe ich nachmals noch vier Kinderlein zur seligen Ewigkeit vorangeschickt, so nicht ohne viele Thränen und Traurigkeit geschehen.“ Es giebt wenig, was die Seele des Mannes noch tiefer berühren konnte. Wie tritt dagegen in den Schatten, daß er auch mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte! Allerdings war der Kriegssturm vorüber. Seine Folgen aber hatten nicht leicht verschmerzt werden können, und blieben dann die Gemeinden noch lange in argen Verlegenheiten, so waren es die Geistlichen nicht minder.

Digitized by Google

In der letzten Zeit seines Stendaler Aufenthaltes muß er auch unter Gewissensdruck schwererer Art gestanden haben. Wenigstens wissen wir, daß er sich ein Gutachten in Betreff des von Berlin ausgehenden kurfürstlichen Verbotes, welches einen Paul Gerhardt schließlich außer Landes trieb, von den Geistlichen des damals noch nicht kurbrandenburgischen Magdeburgs ausbat. So kannte er äußere und innere Noth zur Genüge und wußte auch, warum er sie tragen mußte. Denn er hat es ausgesprochen: „Das Kreuz ist ein Beding im Predigerberufe, damit die Natur der Gnade, das Fleisch dem Geiste nicht hinderlich sei; eine kleine Hausuhr bedarf nicht eines so schweren Gewichtes als eine Uhr auf dem großen Thurme, welche der ganzen Stadt mit Bedeutung der Stunden dienen muß.“ Und ein ander Mal hat er ohne Bild davon zu seiner Gemeinde also geredet: „So die Gabe des heiligen Geistes im Predigen, im Beichtstuhl, in Besuchung der Kranken, im Zusprechen der Angefochtenen und Betrübten sich zu Eurem Troste bei mir ereignet, so danket Ihr Gott, der des Kreuzes Bitterkeit mit seinem Troste hat süß gemacht, daß es in andrer Herzen sich ergießen könne.“

Und es war in Wirklichkeit ein gesegnetes Wirken, das dem Manne in Stendal verliehen wurde. Seine volle jugendliche Kraft konnte er hier lediglich den ihm befohlenen Seelen widmen. Mit welchem Ernste er das gethan, erhellt aus seinen eigenen Worten, die in der Abschiedspredigt vorkommen, mit welcher er sein Amt dem Nachfolger überantwortete: „Sehet, mein Herr Magister,“ heißt es da, „diese Gemeinde, die mir jederzeit, wie Ihr gehört, herzlich lieb gewesen und noch ist, ja die dem HErrn JEsu selbst als dem Erzhirten und Oberbischof unserer Seelen als ein theuer erkauftes Eigenthum sehr lieb ist, die übergebe und befehle ich Euch an Gottes Statt zu weiden. Es ist nicht ein geringes, was ich Euch überlasse und anvertraue. Es sind nicht Perlen, nicht Diamanten, nicht Goldkörner, sondern Seelen, Seelen, Seelen, die Gott mit seinem eigenen Blute erkauft hat. Darum sehet wohl zu und denket daran, damit nicht durch Eure Schuld einige Seelen verwahrloset oder verloren werden! Wenn Euch der HErr JEsus selbst eine Schale voll seines heiligen Blutes in die Hand gäbe und vertraute, wie würdet Ihr so behutsam und

Digitized by Google

vorsichtig wandeln, damit nicht ein einiges Tröpflein durch Eure Unvorsichtigkeit verschüttet würde! Nun sind aber diese Herzen Gefäße der Gnade Gottes mit Christi Blut und Geist gefüllt. Darum sehet wohl zu und lasset Euch dieß Amt mit allem Fleiß befohlen sein!" Wer in diesem Geiste sein Arbeitsfeld verlassen und einem andern befehlen konnte, der mußte viel Frucht auf ihm geschafft haben: das bezeugte auch der schmerzvolle Abschied, den Skriver von Stendal nahm, als man ihn 1667, durch seine Bitte um das Gutachten auf ihn aufmerksam geworden, nach Magdeburg berief, das bezeugt vielleicht noch heute der Umstand, daß aus Stendal mehr als aus irgend einer andern Stadt Norddeutschlands Missionare unter die Heiden gegangen sind.

Dort hat Skriver auch seine Erstlingsschriften herausgegeben. Das waren Predigten, zuerst einzelne, dann einige wenige zusammengestellt, endlich die erste Sammlung. Die letztere enthielt Katechismuspredigten, der Zahl nach sieben, in denen nach einer Vorbereitungspredigt die fünf Hauptstücke abgehandelt werden, und zwar jede der beiden Gesetztafeln auf ein Mal. Goldpredigten nannte er sie selbst auf dem Titel, nicht wegen ihrer Vorzüglichkeit etwa, die er selbst ihnen beigemessen hätte, sondern nach dem Gleichnisse, welches er in ihnen allen durchzuführen für gut gefunden hatte. In ihnen sollte „die seligmachende Katechismuslehre aufs kürzeste gefasset, mit der Betrachtung des Goldes erklärt und allem vergänglichen Gold und Schätzen der Welt vorgezogen" sein. Darnach ist ihm „das Gesetz ein recht lauteres schönes Gold, der Glaube ein goldener Ring, darinnen ein köstlicher Edelstein gefaßt ist, das Gebet eine hochgiltige Goldmünze, die Taufe ein goldenes Meer, das heilige Abendmahl eine theure Goldarznei". Man sieht, dazu gehörte noch eine andere Zeit als die unsre, solche bildliche Rede durchaus für schön und erbaulich zu halten. In seinen Predigten hat Skriver sie auch sonst nicht angewendet, sondern dieselben sind in ganz anderer Weise gearbeitet und gehalten.

Zu Magdeburg ist er dreiundzwanzig Jahre thätig gewesen, wieder an einem nach dem Apostel St. Jakobus genannten Gotteshause, in der späteren Zeit nicht allein als Pastor sondern außerdem mit Aufsichtsämtern über Kirchen und Schulen betraut,

Digitized by Google

wie er denn an seinem Grabmale der Senior der Magdeburger Geistlichkeit, wir würden sagen Superintendent, und Schulvorsteher oder Schulinspektor genannt wird. Auch hier fehlte es ihm nicht an einem fast übervollen Maaße des Kreuzes. Zwei Frauen und acht Kinder geleitete er zu ihrer Ruhestätte. Lange andauernde und bösartige Krankheiten streckten ihn selbst wiederholt aufs Lager. Dazu fiel auch er in Folge seiner vielen nun ausgehenden Schriften unter die Zungen und Federn seiner ketzerrichterischen Zeitgenossen, von deren einem er mit Johannes Arndt und Philipp Jakob Spener zusammengestellt und als von der reinen Lehre abgewichen bezeichnet wurde. Das alles gieng ihm hart ans Leben, und es nahm ihn selbst bisweilen Wunder, wie er unter solcher Last arbeiten oder auch nur dahingehen könne. Wiederum aber wußte er, was Gott der HErr damit meinte. Er schreibt: „Das liebe Kreuz hat zwischen Gott und mir gutes Vertrauen und Freundschaft gestiftet; es hat meinen Glauben bewährt, meine Liebe gestärkt, mein Gebet brünstig, meine Lehre andächtig gedacht.“ In der That ist Skrivers Magdeburgische Amtsthätigkeit überaus gesegnet gewesen, sowohl was sein Wirken an der ihm befohlenen Gemeinde als seine Arbeiten als erbaulicher Schriftsteller anlangt.

Es muß als eine unausführbare Aufgabe bezeichnet werden zu schildern, was solch ein Träger des Amtes, dem die Treue aus allen uns hinterlassenen Worten hervorleuchtet, während langer dreiundzwanzig Jahre erfahren hat. Er ist sicherlich sämmtlichen Anforderungen der so mannigfachen und vielseitigen Wirksamkeit, die ein evangelischer Geistlicher als Prediger, Priester und Pastor zu verrichten hat, nach Kräften nachgekommen und hat sich niemals geschont. Er selbst verglich sich und alle seine Amtsgenossen mit „Lichtern, die sich in Mühe und Arbeit verzehren und den Seelen zum Himmel leuchten müssen“. „Prediger,“ sagte er ein ander Mal, „müssen keinen Abgang ihrer Kräfte scheuen. Der HErr nennt sie ja das Salz der Erde: man weiß aber, daß das Salz, indem es gebraucht wird, zerschmilzt.“ Und wie er in seiner Abschiedspredigt in Stendal die Verantwortlichkeit für die anvertrauten Seelen so eindringlich einzuschärfen gewußt hatte, so tönte ihm selbst das zu Magdeburg im Herzen fort: „Eine einige Seele ist es wohl werth, wenn auch ein Prediger seine

Digitized by Google

ganze Lebenszeit in voller Mühe und Arbeit ihrethalben zubrächte!“ Ja, zu Magdeburg ist das ernste Wort von ihm geschrieben und gesprochen und in alle Welt hinausgerufen worden: „O ein schweres Amt, o übermenschliche Sorge! Ein jeder Mensch hat mit seiner eigenen Seele genug zu thun, wie alle und jede, denen es mit ihrer Seligkeit Ernst ist, erfahren. Einem rechtschaffenen Christen macht sein eigen Herz das Leben sauer, weil es stetiger Aufsicht, stetigen Zwanges, Einhaltens und Besserns bedarf, und ein Prediger soll für so viele Seelen wachen, beten, sorgen und Rechenschaft geben! Fürwahr, wenn ich dieß oft recht erwäge und mir zu Herzen ziehe, so schauert mir die Haut, der Angstschweiß bricht mir aus, und ich wünsche oft, daß ich nie ein Prediger geworden wäre.“

Aus der reichen Fülle von Amtserlebnissen und Amtsverrichtungen heben wir nur zwei besondere Züge heraus, einmal, daß er ein großer Kinderfreund war und darauf drang, daß sich die Kirche der Kleinen dadurch auch annehmen möge, daß fleißig die Katechismuslehre im Gottesdienste mit ihnen geübt würde. Hören wir, wie er das begründet! Er meint: „Wenn es auf einen harten und gepflasterten Boden noch so viel regnet, so rauscht doch das meiste überhin, sonderlich wenn der Ort abschüssig ist, und dringt nicht hinein. Wenn er aber umgerissen und mürbe gemacht ist, so kann er durch und durch gefeuchtet werden. Durch die Katechismuslehre, welche in Frage und Antwort besteht, werden die unwissenden und harten Herzen gleichsam aufgerissen, es wird ein Hinderniß nach dem andern hinweggethan, daß hernach die Lehre von der Kanzel desto besser durchdringen kann. Man kann die Herzen junger und unwissender einfältiger Leute vergleichen mit einem Glase, das einen engen Hals hat, wenn man über dasselbe das Wasser mit ganzen Eimern ausstürzt, so kommt doch wenig hinein, und die Menge selbst ist hierin hinderlich. Wenn man aber tropfenweis und mählich es hineinthut oder sich eines Trichters bedient, so wird es bald erfüllt. Die Predigten von der Kanzel sind reich und überflüssig an Lehren, Ermahnungen, Trost und Warnung. Dieß hört zwar ein einfältiger Christ, er faßt aber das wenigste. Darum ist hochnöthig, daß man ihnen durch die Katechismusübung eine Lehre nach der andern mit Sanftmuth und Freundlichkeit eintröpfle.“

Digitized by Google

Das andere sei der Hinweis, daß Skriver seine Gemeinde wiederholt daran erinnert hat, wie es die Pflicht der evangelischen Christenheit sei, Missionare zu den Heiden zu senden. So hat er in Magdeburg gepredigt: „Wenn die gläubige Seele lieset, was ein gelehrter und ausländischer Skribent berichtet, daß, wenn man den bewohnten und bekannten Erdkreis in dreißig gleiche Theile sollte vertheilen und Nachfrage halten, was für Leute an allen Orten leben, man befinden würde, daß neunzehn Theile von Heiden, sechs von Muhamedanern und nur fünf von Christen, die nebst einander wohnen, besetzt sind, so wallt ihr das Herz, die Thränen steigen ihr in die Augen, und sie wünscht eine Stimme zu haben, die durch alle Welttheile erschalle, den dreieinigen Gott und JEsum Christum, den Gekreuzigten, allenthalben predigen und alles mit seiner seligmachenden Erkenntniß erfüllen möchte." Und in einer andern Predigt sind von ihm seinen Zuhörern folgende Fragen aufs Gewissen gelegt worden: „Sehnt sich auch wohl Euer Herz, daß Ihr selbst, wenns möglich wäre, wolltet solchen verblendeten Leuten — die Heiden, Juden und Türken sind gemeint — Christum predigen, wenn Ihr schon Armuth, Ungemach, Schmach, Trübsal und den Tod darüber erleiden solltet? Bittet Ihr auch Gott, daß er treue, geistreiche und eifrige Leute erwecken und sie als Apostel zu solchen Nationen senden und seines Sohnes Gnaden reich unter ihnen pflanzen und aufrichten wolle?" Je seltener in jenem siebenzehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung aus der Mitte der lutherischen Kirche solche Stimme erscholl, welche an die Missionspflicht mahnte, desto mehr sind die wenigen Männer, welche sie erschallen ließen, dadurch vor ihrem Gotte geehrt. Skriver gehört zu ihnen.

Sein Name reiht sich aber auch denen aus jener Zeit an, die nicht nur ihre Zeitgenossenen mit tief erbaulichen Schriften beschenkten sondern dadurch, ohne daß sie es wohl bedachten oder beabsichtigten, zugleich uns Nachgeborenen einen Schatz hinterlassen haben, an dem wir voraussichtlich noch lange werden zehren können. In dem Vierteljahrhundert seines Lebens zu Magdeburg und Quedlinburg ist er ungemein fleißig und fruchtbar gewesen, und zwar hat er sowohl geistliche Lieder gedichtet — unter ihnen das tiefsinnige Abendlied: „Der lieben Sonne Licht und Pracht" — als vornehmlich Erbauungsbücher

Digitized by Google

der verschiedensten Art geschrieben, dazu ein und die andere Schrift über hervorragende Amtserfahrungen, Predigten, bei besonderen Veranlassungen gehalten, und ähnliches mehr. Natürlich ist nicht alles gleich werthvoll, und vieles davon wird bereits nicht mehr erwähnt, geschweigedenn gelesen. Zwei kleinere Bücher aber und ein großes haben noch heute ihre guten Freunde und werden sie weiter behalten. Es sind das „Gottholds zufällige Andachten", „Gottholds Siech- und Siegesbette" und der „Seelenschatz", alle drei in ihrer Art treffliche Schriften, vor allen die letzte.

„Gottholds zufällige Andachten" sind eine Sammlung von vierhundert Gleichnissen, in denen Gotthold — ein Name, mit welchem Skriver sich selbst bezeichnet haben wollte — unter irdischen Dingen, Zuständen, Erlebnissen und Ereignissen himmlische und göttliche Wahrheiten abzubilden sucht. Viele von ihnen sind sehr ansprechend und heiliger Weisheit voll; sie alle sollten einen Zweck erfüllen, den ihr Verfasser mit folgenden Worten ausspricht: „Ich wollte gern, mein Christ, alle Kreaturen mit Dir redend machen, oder vielmehr, ich wollte Dir gern der Geschöpfe Gottesrede auslegen und verdollmetschen und Dir nach meiner Einfalt zeigen, wie Du Dir allerhand Fügniß und Begebenheit zum Andenken Deines Gottes, zum Trost und Besserung Deines Christenthums zu Nutz machen kannst." Als Probe diene eine, welche „Der Sarg" überschrieben ist und also lautet: „Gotthold hatte sich zur Erinnerung seiner Sterblichkeit seinen Sarg bei gesunden Tagen machen lassen. Als nun einmal ein weltgesinnter Mensch dessen ansichtig ward und fragte: Wie mögt ihr doch das gräuliche Ding leiden? antwortete er: Warum nicht? da ich weiß oder wissen muß, daß nichts anderes daraus wird, als daß ich dermaleinst in einem solchen Hause des jüngsten Tages erwarten werde. Ihr aber, warum möget ihr es nicht leiden, da doch euer Tod so gewiß ist als der meine? — Die Todesgedanken sind, wie der Wermuth, sehr bitter aber der Seele sehr gesund und dienlich; die wollüstigen Begierden aber der Welt sind wie der Zucker, der zwar süße genug ist aber am ersten, wenn er überflüssig genossen, in bittere Galle sich verwandelt. Der Tod ist eine Probe unsers Christenthums, die ich nur einmal leisten kann; darum habe ich mein Lebenlang daran zu lernen, daß, wenn sie von mir

Digitized by Google

gefordert wird, sie mir nicht fehle. Deshalb leide ich nicht allein diesen Kasten so gern als kein Geizhals den, darin er seinen Mammon verwahret, sondern ich wünsche auch, daß alle meines Hauses Wände mit Todeserinnerungen beschrieben und bemalet wären. Meinet ihr, daß der Heilige Geist umsonst uns hat seufzen lehren: Lehre uns, HErr, bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

Aus achtundzwanzig erbaulichen Betrachtungen besteht „Gottholds Siech- und Siegesbette" ein Trostbuch fürs Krankenlager. Und zwar waren es, wie schon der Titel andeutet, eigene Erlebnisse während einer der oben erwähnten Krankheiten, in zwei Theile geordnet. „Im ersten," schreibt Skriver selbst, „ist die Krankheit mit einigen nachdenklichen Umständen, im andern aber sind die Hilfsmittel, so der liebreiche Gott und durch seines Geistes Anregung einige fromme Seelen dargereicht, beschrieben." Wiederum möge eine Stelle aus dem ersten Theile zeigen, wie tröstlich und lieblich schreiben zu können dem Manne verliehen war! In einer Betrachtung über das Wort der Schrift: „Des HErrn Wille geschehe!" heißt es folgendermaaßen: „Zuweilen trägt sichs zu, daß die Kinder und Diener Gottes in ihrer heiligen Arbeit und gottseligem Fleiße, die Ehre Gottes und der Kirche Erbauung zu befördern, so emsig sind, daß sie zu sterben noch nicht verlangen; sie haben, wenn ich so reden mag, auf Erden in Gottes Geschäften so viel zu thun, daß sie an den Himmel für jetzt und an die Gnadenbelohnung nicht gedenken; sie haben manchmal eine Sache vor oder ein Werk unter den Händen, dadurch sie hoffen viel Nutzen zu schaffen, und sind mit heiligem Eifer und allen Kräften daran, daß sie es vollenden mögen, und siehe, der HErr rufet ihnen und spricht: Laß alles sein, eile und säume dich nicht zu mir zu kommen! Und sie verlassen willigst alles und folgen ihm nach. Sie sind wie die wohlgearteten und gehorsamen Kinder, welche, wenn ihnen der Vater ruft, ihr Spiel, oder was sie sonst vorhaben, willigst verlassen und zu ihm eilen; ihre Herzen sind nicht wie ein viereckiger schwerer Stein, den man nicht leicht fortbringen kann, sondern wie eine runde Kugel, die sich bald fortwälzen lässet; ihre Arbeit, ihre Gemeine, ihre Angehörigen sind ihnen lieb, aber Gott und sein heiliger Wille ist ihnen noch lieber; sie übergeben willigst ihr

Digitized by Google

Amt und bitten nichts mehr, als daß der barmherzige Gott von ihrem armen Dienst nach seiner Gnade und Güte urtheilen und sich einen Mann nach seinem Herzen ersehen wolle, der in ihrer Stelle mit vollem Segen des Evangelii eintreten und ihre Arbeit mit reicherm und größerm Nutz übernehmen möge. Kurz, ihr alles und ganzes ist Gottes Gnade und sein heiliger Wille; sie wollen arbeiten oder ruhen, vor sich oder zurückgehen, stehen oder liegen, leben oder sterben, im Himmel oder auf Erden sein, nach Gottes Willen."

Weit herrlicher aber noch und erbaulicher als die beiden besprochenen Schriften ist der „Seelenschatz", ein in seiner Art unübertreffliches Buch. Vierundsiebenzig Predigten, meist in den Wochengottesdiensten der St. Jakobikirche zu Magdeburg gehalten und hernach noch gründlicher durchgearbeitet und erweitert, bilden seinen Inhalt. „Ich versichere Euch," schreibt Skriver 1675 in der Vorrede zu den drei ersten der fünf Theile, „daß diese Predigten mir manchen Schweiß, manches Seufzen, viele und große Arbeit, viel Beten und Wachen gekostet, ehe sie zu Euren Händen gekommen, und ich habe ein solch Vertrauen durch Christum zu Gott, daß Ihr hier nicht ein leeres Gewäsch sondern einen herzlichen treuen Unterricht und Trost für Eure Seelen finden werdet." Erst nach fünf Jahren erschien der vierte Theil, und die Vollendung des letzten war bereits von dem Verfasser einem dazu tüchtigen Freunde übertragen worden, weil er in einer Krankheit seinen Tod voraussah. Doch ward es ihm noch vergönnt, sein Werk selbst zu Ende zu führen. Nicht ohne daß die Freunde schon lange gewartet hatten! Denn erst ein Jahr vor seinem Tode legte er zu Quedlinburg die Feder aus der Hand, mit welchem er die letzten Worte des Seelenschatzes niedergeschrieben hatte.

Den Inhalt anlangend, so ist derselbe durch den Namen angedeutet. Skriver spricht sich dahin aus, er habe die Absicht gehabt sein herzliches Verlangen zu bezeugen, die Seelen seiner Zuhörer oder Leser zu erhalten und zu diesem Zwecke „Seelenpredigten" abzufassen. „Wir wollen," schreibt er, „mit göttlicher Verleihung das ganze Christenthum, und was einer andächtigen Seele zur Erlangung des ewigen Lebens zu betrachten und zu wissen nöthig ist, hierin fassen." In der That schildert er in erbaulicher Rede den Weg, welchen eine erlöste

Digitized by Google

Menschenseele zurücklegt, wenn sie aus ihrem natürlichen Elende heraus durch dieses Leben hindurch bis in die Herrlichkeit des ewigen Lebens hineingelangt, und behandelt dabei eine Reihe der wichtigsten christlichen Glaubens- und Sittenlehren, so zwar, daß er nicht nur das Wort Gottes auslegt sondern auch in freieste Weise allerlei Erfahrungen des christlichen Lebens und der Geschichte und der scheinbar entlegensten Gebiete zur Erläuterung der göttlichen Gedanken herbeiführt. Sein Zweck war dabei, wie er ihn selbst genannt hat: „Ich habe den Gläubigen und Gottseligen nicht nur eine gewohnte Mahlzeit sondern ein Gastmahl anrichten wollen, in welchem man mit vollen Schüsseln aufträgt und seinen lieben Gästen mehr vorsetzt, als die Nothdurft erfordert, welche meine Mildigkeit hoffentlich niemandem wird zuwider sein."

Um auch den Ton des Seelenschatzes kennen zu lernen, hören wir die letzten Sätze desselben, ein Dankgebet für die Vollendung der ganzen Arbeit! „Ach, mein HErr JEsu, ich habe durch Deine Gnade gezeigt der Seele den Weg, den sie zum Himmel wandeln muß. Ach führe mich diesen Weg! Laß mich nicht andern predigen und selbst verwerflich werden! Ach führe alle Seelen, die diese Predigten hören oder lesen, durch diesen Weg zu Dir und Deiner ewigen Freude! Ich habe das Vertrauen zu Dir, mein Erlöser, daß etliche Deiner Auserwählten, die den Schluß dieser Arbeit nicht mehr erlebt haben, jetzt schon tausend mal mehr genießen, als ich hier habe vorstellen können. Ach, hilf uns auch zu der Zeit, die Du in Deinem heiligen Rathe bestimmt hast, hernach! Ist es denn nun auch Dein Wille, mein Gott, und willst Du durch diese Deine Gnadengaben hier und anderswo Nutzen schaffen und Deine auserwählten Seelen erbauen, bessern, trösten, erquicken, erfreuen und in Deiner Liebe entzünden, so gieb Segen und Leben, daß ich aller Welt mit dem Pfunde, so Du mir vertraut hast, mag dienen! Dir, dreieinigen, ewigen, unsterblichen, barmherzigen, gütigen, lieben, frommen Gott, Vater, Sohn und Heiligem Geiste, sei ewiges Lob, ewige Ehre, ewiger Preis! Amen, Amen."

Als Skriver so seinen Seelenschatz schloß, stand ihm der HErr bereits vor der Thür. Mehrmalige Schlaganfälle waren die Vorboten, und am Anfange des Jahres 1693 konnte es

Digitized by Google

nicht mehr verkannt werden, daß Gott mit ihm aus diesem Leben eilte. In den ersten Tagen des Monat März vermeinte er bereits zum Tode schwach zu sein und genoß mit den Seinen das heilige Abendmahl. Darnach wollte er auch keine Medizin mehr einnehmen. Doch währte sein Leben noch vier ganze lange Wochen. Dann aber nahte der HErr sichtlich. Am vierten April antwortete er auf die Frage, ob er den HErrn JEsum im Herzen habe, freundlich und vernehmlich: „Ach ja, ich schmecke und sehe, wie freundlich der HErr ist.“ Und dann ist er Tags darauf „in seinem JEsu entschlafen“, wie sein Grabstein zu Magdeburg meldet.

Johann Reinhard Hedinger.

Johann Reinhard Hedinger ist einer derjenigen Hofprediger, die dieses schwierige verantwortungsvolle Amt mit unerschrockenem Muthe und gewissenhafter Treue verwaltet haben, so daß er mit Recht darin zum Muster aufgestellt werden kann. Er lebte am Würtembergischen Hofe und hatte es dort mit einem Fürsten zu thun, der, wenn auch gutmüthig, doch ein äußerst leichtsinniger Mann war, welcher unter den Genüssen des Fleisches allen guten Samen erstickte, für den sein Herz sich dann und wann empfänglich zeigte. Je schwieriger diese Verhältnisse waren, um so mehr müssen wir die im Glauben gegründete Festigkeit und Charakterstärke Hedingers bewundern, der ohne um Fürstengunst zu buhlen die Sache Gottes seinem Herzoge gegenüber entschieden vertrat. In Nachstehendem wollen wir uns das Lebensbild dieses glaubensstarken Mannes vor Augen führen, um selbst daran unsern Glauben zu stärken.

Sein Vater, Johann Reinhard Hedinger, war Advokat

Digitized by Google

der herzoglichen Kanzelei zu Stuttgart, seine Mutter, Christiane Schabel, die Tochter eines würtembergischen Hofpredigers. Johann Reinhard wurde am 7. September 1664 geboren und verlor den Vater schon im vierten Lebensjahre, worauf die Mutter den Kanzleiadvokaten Johann Bernhard Schmoller heirathete, der unserm Johann Reinhard ein sehr sorgfältiger liebreicher Vater wurde. Fünf Jahre alt wurde er in das Pädagogium zu Stuttgart gebracht, wo er dem Magister Fischer auf dessen Anfrage bei der Aufnahme antwortete: „Ich will Doktor werden." Er machte hier sehr bald Fortschritte, so daß er 1677 mit dem dreizehnten Jahre das Examen bestand und dann in die Klosterschulen zu Hirschau und Bebenhausen bei Tübingen eintrat. Darauf bezog er die Universität Tübingen und studierte die Weltweisheit; und nachdem er 1684 Magister dieser Wissenschaft geworden, gieng er zur Theologie über. Nach bestandenem theologischem Examen begab er sich im Jahre 1687 als Reiseprediger und Sekretär des Prinzen Johann Friedrich von Würtemberg nach Frankreich, mußte aber, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, noch in demselben Jahre zurückkehren. Er hatte indessen zu Hause keine Ruhe, es trieb ihn in die Welt hinaus, um sich allseitig auszubilden und neue Lebensanschauungen zu gewinnen. Das Reisen war ihm zudem sehr erleichtert, da der Herzog Friedrich Karl ihm die Mittel darbot. So reiste er noch im Jahre 1687 über Leipzig und Hamburg nach Holland. Im Jahre 1683 wurde er als Begleiter des Würtembergischen Prinzen Karl Rudolph nach London gesandt, wobei er Gelegenheit hatte, die Bischöfe der englischen Kirche kennen zu lernen. Auch verweilte er mit dem Prinzen einige Zeit an dem dänischen und schwedischen Hofe. Auf der Rückreise erkrankte er indessen heftig in Berlin und mußte zwei Monate lang in dem Hause des berühmten Rechtsgelehrten Samuel Freiherrn von Puffendorf verweilen, welcher Aufenthalt viel zur Förderung seines inwendigen Menschen beitrug, da Puffendorf ein frommer Christ war.

Mit Kenntnissen aller Art reich ausgerüstet kehrte er im Jahre 1691 nach Stuttgart zurück, aber alle diese Kenntnisse und Reisen achtete er gering gegen die Kenntniß der einen Hauptsache des Lebens, gegen die Kenntniß des HErrn Christus. Er pflegte zu sagen, er lebe erst recht, seitdem er das Leben

Digitized by Google

Christi im Grunde seiner Seele wahrhaftig empfunden habe. Nach dem vielbewegten Reiseleben mußte er im Jahre 1692 noch den unglücklichen Feldzug des Herzogs Friedrich Karl gegen Frankreich als Feldprediger mitmachen, ließ sich dann aber in seinem Vaterlande häuslich nieder, indem er 1694 die Tochter des verstorbenen Stadt- und Amtsvoigts Johann Georg Zierfuß von Kirchheim heirathete. Wenn auch diese Ehe durch keine Kinder gesegnet ward, so war sie doch eine glückliche, friedliche. Beide Eheleute wurden durch herzliche Liebe, die auf dem Grunde des Glaubens ruhte, mit einander verbunden und übten sich gemeinsam durch Gebet in der Nachfolge JEsu.

Nach seiner Verheirathung wurde Hedinger indessen aus seinem Vaterlande wieder abgerufen und zwar als Professor des Natur- und Völkerrechtes an die Universität Gießen. Wiewohl dadurch aus seiner theologischen Laufbahn herausgerissen, konnte er sich doch in dieser neuen Stellung von der Theologie nicht trennen. Er übernahm im Jahre 1696 in Gießen das Amt des Universitätspredigers und lebte eigentlich mit ganzer Seele der geistlichen Arbeit. Er gab ein neues Testament mit Anmerkungen heraus, worin er auch die Uebersetzung Luthers nach der Grundsprache und anderen Uebersetzungen verbesserte, was indessen von Seiten Johann Friedrich Magers in Hamburg Widerspruch hervorrief. Im Jahre 1699 kehrte dann Hedinger als Hofprediger, Konsistorialrath und Propst von Herbrechtingen in sein Vaterland wieder zurück, auf Wunsch des jungen Herzogs Eberhard Ludwig. Er hielt seine Antrittspredigt in der Hofkirche zu Stuttgart über Jeremias 17 Vers 16: „Ich bin darum nicht von Dir geflohen, mein Hirte; so habe ich Menschentage nicht begehrt, das weißt Du; was ich gepredigt habe, das ist recht vor Dir.“ In der Predigt redet er viel von dem versunkenen Hofleben, Gott könne aber, sagt er, die in Sündenschlaf versunkenen Herzen aufwecken. Er spricht sich offen über seine Stellung dazu aus. Niemand könne sich Sonnenschein, Freude und Ruhe versprechen, der dem Satan von Berufs wegen den Krieg ankündigen und mit ihm im Streite liegen müsse. Salomo schreibe allerdings: „Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben, und seine Gnade ist wie ein Abendregen“. Ein solches Geschenk könne auch ihn erfreuen, aber nicht mehr als der Frühlingsduft an

Digitized by Google

einer Blume, die unter den Händen welke und verschwinde. Er erzählt dann eine Geschichte von dem Mönche Nilus, der einst zu Kaiser Otto dem Dritten gesagt habe, als dieser ihm die Erlaubniß gegeben, um eine Gnade zu bitten: „Retten Sie, Majestät, Ihre Seele! Sie müssen einst sterben wie andere Menschen, und die Herrlichkeit dieses Lebens wird Ihnen nicht nachfahren. Darum ist das allerbeste bei Zeiten an das gedacht, worüber Sie sich in Ewigkeit werden zu freuen haben!" Der Kaiser habe sich darauf des Weinens nicht enthalten können und sei so von dem Mönche geschieden. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall war nicht weit zu suchen; der Herzog war mit seinem Hofgesinde zugegen. Hedinger schloß seine Predigt mit dem Gebete: „Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen, Laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen, Und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, So gieb den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdruß."

Er wird uns geschildert als ein Mann von hoher Statur und kraftvollem Aussehen, mit den Feueraugen eines Elias, während um seinen Mund große Holdseligkeit und Lieblichkeit spielten. Er besaß viel Beredtsamkeit und einen großen Gedankenreichthum, wußte seine Rede in schöne Formen und treffende Bilder einzukleiden, und sprach mit gewaltiger Kraft. Dabei war er allseitig gebildet, besaß eine Fülle von theologischen, weltweisen und geschichtlichen Kenntnissen und verstand auch die Malerei. So war er ganz der Mann an seinem Platze.

Der Herzog dagegen, sinnlichen Vergnügungen und Genüssen ergeben, vergaß über seiner Jagd und seiner lustigen Gesellschaft die höhern Pflichten des Regenten und befand sich ganz in den Händen einer Ehebrecherin. Wiederholentlich hatte nun Hedinger mit ihm Zwiegespräche unter vier Augen, worin er ihm Vorstellungen über sein Leben machte. Eines Tages, als der Herzog eine ärgerliche Maaßregel öffentlich angeordnet hatte und die Vorstellungen seines Hofpredigers dagegen fürchtete, hatte er den Schildwachen den Befehl gegeben, niemanden vorzulassen. Als Hedinger erschien, wehrten ihm die Schildwachen den Eingang, er drückte jedoch ihre Gewehre ruhig herunter und gieng in das Gemach des Herzogs. Dieser floh von einem Zimmer ins andere, Hedinger gieng ihm nach, und als er ihn gefunden, trat er ernst und feierlich vor ihn hin

Digitized by Google

und redete zu ihm mit eindringlichen Worten und Bitten, die das Herz des Herzogs so erweichten, daß er die angeordnete Maaßregel außer Wirksamkeit setzte.

Ein ander Mal hatte der Herzog während der Kirche an einem Sonntage einer Dame zu Liebe anspannen lassen und kam eben von seinem Schlosse aus an der Kirche vorübergefahren, als Hedinger im geistlichen Ornate über die Straße gieng. Er trat ihm in den Weg und stellte ihm vor, daß er sich durch solche Entheiligung des Sonntags an dem HErrn versündige. Als der Herzog ihn darauf finster anblickte, sagte Hedinger unerschrocken: „Wenn Eurer Durchlaucht mit einem Käppchen voll Blut gedient ist, so fahren Sie nur zu! Ich fürchte den Tod nicht.“ Der Herzog aber ließ zurückfahren.

Ein drittes Mal hatte der Hofprediger von der Kanzel den Herzog wegen gewisser Sünden gestraft und zur Buße aufgefordert. Er wurde darauf ins Schloß befohlen, der Herzog hatte die Absicht, sich an seinem Beichtvater thätlich zu vergreifen. Hedinger gieng, nachdem er sich auf den Weg im Gebete ernstlich vorbereitet hatte. Wie er in den Saal trat, fragte ihn der Herzog: „Hedinger! warum kommt Ihr nicht allein?“ „Ich bin allein, Euer Durchlaucht!“ antwortete dieser. „Nein, Er ist nicht allein!“ „Und dennoch bin ich allein, Durchlaucht!“ erwiederte Hedinger. Der Fürst sah jedoch immer auf die rechte Seite Hedingers und beharrte darauf: „Er ist nicht allein!“ Endlich sagte Hedinger: „Ich bin wahrhaftig allein gekommen, aber sollte es dem großen Gott gefallen haben, einen Engel jetzt neben mich zu stellen, so weiß ich es nicht.“ Da winkte ihm der Herzog mit der Hand und entließ ihn mit dem Zeichen tiefer Erschütterung.

Natürlich stand Hedinger auch bei den Höflingen nicht sehr in Gunst; sie suchten ihn auf alle mögliche Weise zu ärgern und brachten ihm einst eine Spottmusik, als er schon sich zur Ruhe gelegt hatte. Er zog sich ruhig an, und nachdem sie ausgetobt hatten, rief er mit seiner gewaltigen Stimme ihnen durchs Fenster zu: „Wohl, wohl! So haben es die bösen Buben von Sodom auch gemacht.“

Die Früchte der treuen Arbeit Hedingers blieben nicht aus, sowohl in der Hof- als in der Stadtgemeinde. Namentlich war die Herzogin-Wittwe Magdalena Sibylla seine treue

Digitized by Google

Anhängerin. Sie war eine dem HErrn ergebene fromme Frau, die auch über das Leiden Christi „christlich-fürstliche Betrachtungen" hatte drucken lassen. Ihr widmete Hedinger im Jahre 1702 seinen „Passionsspiegel", denn Hedinger suchte auch auf schriftlichem Wege für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken. Außer dem „Passionsspiegel" gab er den kleinen Katechismus Luthers und ein Spruchbuch für die Jugend heraus, desgleichen eine „Anleitung zum nützlichen Bibellesen". Er fordert von dem Bibelleser vor allem, daß er seine natürliche Blindheit und seinen Unverstand in göttlichen Dingen erkenne, so klug, verschmitzt und erfahren er auch von Natur sei. Er müsse den heiligen Geist bitten, daß er sein Gemüth und Herz erleuchte, ihm die Siegel der Schrift öffne und ihm die Decke vom Gesicht und Herzen nehme. Er weist dann darauf hin, daß man in der Schrift nichts anderes suchen solle als Christum und sein Heil, daß sei der Kern und Stern der Schrift. Er fordert ferner ein demüthiges Herz und ernsten Willen zu Christo zu kommen und den Weg der Seligkeit zu lernen. Man müsse sich wirklich entschließen den Willen Gottes zu thun, da Christus spreche St. Johannis 7, 17: „So jemand will dessen Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Man müsse die Schrift auch nicht aus bloßer Gewohnheit lesen sondern mit liebevoller Betrachtung im Aufblick zu Gott mit dem Wunsche, Gottes Stimme zu hören und dadurch frommer und in allem Guten völliger zu werden. Denn Bibellesen ohne erfolgende Besserung helfe nur zu größerer Verdammniß. Was die Auslegung betreffe, so müsse man Schrift durch Schrift erklären aber auch nicht meinen, daß man alles auf ein Mal verstehen und begreifen solle. Wie man mit Gebet angefangen, müsse man mit Gebet schließen und mit dem Gelesenen andere erbauen. Im Jahre 1700 gab Hedinger auch ein Gesangbuch heraus; dasselbe enthält vierhundert Lieder und führt den Titel: „Andächtiger Herzensklang in dem innersten Heiligthum einer gläubigen Seele". Hedinger selbst hat im Ganzen neunundvierzig Lieder verfaßt, die, wenn auch öfter zu prosaisch, doch reich von erhabenen Gedanken sind.

Es war unserm Hedinger kein langes Leben beschieden, er

Digitized by Google

sollte das einundvierzigste Jahr nicht erreichen. Am 16. December 1704 brach seine letzte Krankheit aus, und es stand ihm sogleich fest, daß er aus dem Weltgetümmel zur stillen Ruhe der Seligen kommen werde. Während er im Sommer noch von Todesfurcht geängstigt war, blieb jetzt alle Furcht verschwunden: der Tod war ihm zum Spott geworden. „Ich weiß," sagte er, nachdem er aus den Händen des Dr. Hochstetter das heilige Abendmahl empfangen und dabei seine Beichte und sein Glaubensbekenntniß in mächtiger Weise abgelegt hatte, „ich weiß, daß ich ein getreuer Knecht meines JEsu bin, und daß mein Name in dem Buche des Lebens eingeschrieben steht." Es war das Zeugniß, was der heilige Geist seinem inwendigen Menschen gab, und was er ohne Selbstüberhebung in aller Einfalt und Demuth ablegen konnte, gleich einem Paulus, der von sich sagen durfte: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle," aber gleich hinzufügte: „Nicht aber ich sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." „Was ich in gläubiger Freimüthigkeit ohne Menschenfurcht und Eigendünkel geredet habe," fuhr Hedinger dann fort, „das macht mir jetzt ein freudiges Gewissen. Habe ich bisher mit einem Schwerte dareingeschlagen, so will ich, wenn mich Gott ins Leben zurückführen sollte, mit zweien dareinschlagen und mich durch nichts davon abhalten lassen."

Auf seinem Sterbebette erfüllte ihn der HErr mit Freuden seines Angesichtes, seine Seele empfand himmlische Seligkeit, so daß sein Mund voll Lachens, seine Zunge voll Rühmens wurde. In solcher himmlischer Freude rief er eines Morgens aus: „Ach, wie gut und freundlich ist der HErr! Die höchste Gütigkeit! O mein JEsu! Wie süß ist deine Liebe! Wie groß ist doch diese Süßigkeit! Ich bin derselben nicht werth! Höre auf! Höre auf!"

Als man ihm den Ambrosianischen Lobgesang „HErr Gott dich loben wir" vorlas, sagte er: „Hat sich ein Sokrates gefreut, daß er nach seinem Tode zu den alten berühmten Weltweisen kommen werde, warum soll sich denn nicht vielmehr ein Christ freuen, wenn er weiß, daß er kommen soll zu der Menge vieler tausend Heiligen, den heiligen Erzvätern, Propheten, Aposteln, den theuern Märtyrern und Blutzeugen?" Am zweiten heiligen Weihnachtsfeiertage, dem Tage des heiligen Märtyrers Stephanus, that er einen durchdringenden Blick in

Digitized by Google

den Himmel und sah die Herrlichkeit JEsu, wie er sagte. Aber noch bis zum 28. December mußte er harren, bis seine Seele ausgespannt wurde. Er wartete stündlich auf seine Erlösung. „Mein JEsus bleibt gar zu lange aus," sagte er. „So gehe denn einmal aus, liebe Seele, was säumest du? Gehe aus! Meine Seele ist krank aus Liebe zu JEsu!"

Nachdem er von seiner Frau Abschied genommen mit den Worten: „Ich gehe an den Ort, da man weder freiet noch sich freien läßt, sondern die Gerechten den Engeln Gottes gleich sind. Doch sollen unsere Geister ungetrennt und vereinigt bleiben," segnete er sie und dankte ihr für alles. Dann hielt er ein gewaltiges Gebet für sich, für seine Gemeinde, sein Amt, sein Vaterland und zuletzt noch in der Sterbestunde eine Abschiedsrede an seinen Landesfürsten, worin er ihn zur ernstlichen Buße und Bekehrung und zu ernstlichem Gehorsam gegen die Gebote Gottes ermahnte. Zuletzt sprach er der fürstlichen Herrschaft seinen unterthänigsten Dank für alle erwiesenen Wohlthaten aus, welchen Dr. Hochstetter, sein Beichtvater, dem Herzoge persönlich überbringen sollte, empfahl seine zurückbleibende Wittwe der fürstlichen Gnade mit dem Beifügen: „Ich hoffe, daß meine letzten Worte nicht ohne Frucht abgehen werden. Selig ist, der diese Worte höret und denselben nachkommt." Dann hauchte er seinen Geist aus am 28. December 1704. Dr. Hochstetter hielt ihm die Leichenpredigt über den von ihm selbst bezeichneten Text Phil. 1, 21: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn!"

Digitized by Google

Philipp Jakob Spener.

Bei Colmar im Ober-Elsaß, welches bis zum westphälischen Friedensschlusse zu Deutschland gehörte, liegt das kleine Städtchen Rappoltsweiler, Jahrhunderte lang die Residenz der Grafen von Rappoltstein. Hier lebte als gräflicher Rath und Registrator Johann Philipp Spener mit seinem Weibe Agathe geborenen Salzmann. Diesem gottseligen Ehepaare wurde am 13. Januar 1635 unser Philipp Jakob Spener geboren, reich nicht bloß durch das Sakrament der heiligen Taufe sondern auch durch die große Liebe, welche ihn von früh auf umfieng. Die Eltern weihten ihn alsbald zu einem Prediger des Evangeliums, und der Sohn, sobald er es verstand, willigte mit freudigem Herzen in den Wunsch und das Gelübde der Eltern ein. Er konnte also auf sich anwenden Galater 1, 15—16: „Da es Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte: also fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut."

Die köstlichste Perle in seiner Lebenskrone ist die treue Bewahrung der empfangenen Taufgnade, das demüthige Bewußtsein, daß er ein Sünder sei, aber auch das freudige Bewußtsein, durch Gottes Gnade wiedergeboren zu sein zu einem neuen Leben. „Ich weiß," sagte er, „von keinen außerordentlichen Wegen sondern allein von solchen, durch welche insgemein der HErr die Seinen führt, nämlich daß das Wort sammt den Sakramenten und deren Kraft alles gute in uns ausrichten muß."

Die verwittwete Gräfin Agnes von Rappoltstein hatte

Digitized by Google

ihn aus der Taufe gehoben und behielt eine besondere Zuneigung zu ihm; sie ließ ihn zu sich kommen, überhäufte ihn mit vielen Wohlthaten und sorgte durch liebreiche Ermahnungen für das Heil seiner Seele. Der Tod dieser frommen Frau machte auf ihn einen unvergeßlichen, lange nachwirkenden Eindruck, 1648. Weil ihr ein Schlagfluß die Sprache geraubt hatte, machte sie lange Zeit vergebliche Versuche mit ihm zu reden; er aber verstand desto inniger, was sie ihm sterbend noch hatte sagen wollen, und so groß war für den Knaben die Rührung dieser ernsten Stunde, daß er nach seiner eignen Auflösung sich sehnend und Gott um dieselbe bittend desto gewaltiger von aller weltlichen Eitelkeit abgezogen wurde. In dieser Richtung bestärkte ihn das fleißige Lesen der Bibel sowie die vielfache Beschäftigung mit Johann Arndts wahrem Christenthum.

Er wurde im Hause seiner Eltern durch Privatlehrer unterrichtet. Seine Bildung stand besonders unter der Leitung seines nachmaligen Schwagers, des gräflichen Hofpredigers Joachim Stoll; die ausgezeichneten Predigten desselben schrieb Spener wörtlich nach. In der Dichtkunst unterrichtete ihn Sigismund Vorberg mit gutem Erfolg. Vorlage zu seinen Dichtungen wurde ihm der Hauptinhalt der Erbauungsbücher, die er las. So wurde er durch die Schilderungen des seligen Zustandes der Gläubigen und des unseligen Looses der Gottlosen in und nach dem Tode einmal so ergriffen, daß er den größten Theil dieses Capitels aus „Bayles Uebung der Gottseligkeit" in Verse brachte. Am Ende wurde der Trieb Gedichte zu machen in ihm so stark, daß er ihn mit Gewalt hemmen mußte. Nie aber konnte er sich dazu verstehen, nach der so gewöhnlichen Unsitte die Namen von heidnischen Gottheiten zur Bezeichnung der göttlichen Weisheit und Weltregierung zu gebrauchen, eingedenk des Wortes Jes. 2, 17: „Ich will die Namen der Baalim von ihrem Munde wegthun, daß man derselben Namen nicht mehr gedenken soll."

Als er zwölf Jahr alt sich einmal hatte verleiten lassen am Tanze Theil zu nehmen, überfiel ihn eine solche Seelenangst, daß er sich in einen verborgenen Winkel flüchtete und durch einen Thränenstrom sein Herz erleichterte, und sein Lebenlang behielt er einen Widerwillen gegen das Tanzen; er

Digitized by Google

wünschte obrigkeitliche Verbote dagegen. Er hob hervor, wie das Herumlaufen und Herumspringen der Ehrbarkeit und der Würde des Christen nicht wohl anstehe; daß es dem Christen obliege, auf all sein Thun und Lassen, auf seine Reden, Geberden und Werke also Acht zu geben, daß er jederzeit daran gedenke, wie er von alle diesem dem strengen Richter einst Rechenschaft geben müsse.

Nicht viel mehr als ein Jahr brauchte Spener, um auf dem Gymnasium zu Colmar die Lücken seines Wissens so weit auszufüllen, daß er sechszehn Jahr alt 1651 die Universität Straßburg beziehen konnte, um Theologie zu studieren. Diese Universität galt damals für rein lutherisch; indeß aus der Vergangenheit war in Straßburg allerlei Reformiertes hangen geblieben; so gabs Kirchspielpfleger, welche über den Wandel der Pastoren Aufsicht führten; öffentliche Kinderlehrer; die Liturgie war sehr einfach; man taufte ohne Austreibung des Teufels; man feierte Abendmahl ohne Privatbeichte; man erhob kein Beichtgeld. Die Eindrücke davon bewahrte Spener doch und suchte diese Einrichtungen später auszubreiten. Dort nahm ihn der Professor der Rechtsgelehrsamkeit, Dr. Johann Rebhan, sein Oheim väterlicherseits, in sein Haus. Der alte treue Mann behandelte den Neffen wie seinen Sohn. Dieser wandte sich zunächst allerlei die Theologie vorbereitenden Studien zu. Neben der hebräischen Sprache lernte er das Arabische und bediente sich zur Erlernung der Rabbinischen und Talmudischen Gelehrsamkeit eines Juden. Mit besonderem Eifer studierte er das Hugo Grotius Buch über das Recht der Völker im Kriege und im Frieden. Von großem Segen für ihn wurde die bei Studenten seltene strenge Heiligung des Sonntags. Er enthielt sich nicht nur aller weltlichen Ergötzungen sondern auch aller gelehrten Studien. Sein Lehrer Stoll hatte ihm den Grundsatz eingeprägt: „Am Sonntag müsse man nichts thun, wodurch man gelehrter sondern nur wodurch man besser und frommer werde.“ Nach dem öffentlichen Gottesdienste las er erbauliche Schriften oder brachte eigene Betrachtungen aufs Papier. Ueber seinen schon damals so anhaltenden Fleiß erzählt er später: „Etwa sechs Wochen giengen einst so hin, daß ich zuweilen mehrere Tage hintereinander kaum einen Menschen gesehen habe, selbst nicht einmal

Digitized by Google

die Magd, die mir das Essen vor der Thür niedersetzte." Am Johannistage 1655 hielt er seine erste Predigt über die Worte St. Luc. 1, 74. 75: „Daß wir erlöset aus der Hand unserer Feinde ihm dieneten ohne Furcht unser Lebenlang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist." Schon 1654 war Spener Lehrer und Erzieher zweier fürstlicher Brüder Pfalzgrafen bei Rhein geworden. Als aber dieselben im Jahre 1656 nach damaliger Sitte sich nach Paris begaben, trennte er sich von ihnen, um nicht durch die mit einer solchen Reise verbundenen Zerstreuungen Schaden an seiner Seele zu nehmen. Schon die Noth trieb ihn nun, Collegia zu lesen, zuerst über Fächer der Weltweisheit, dann über Geographie, Geschichte und Geschlechter- und Wappenkunde.

Sehr wichtig wurde für ihn ein Aufenthalt im Jahre 1659 nicht nur in Basel, wo er das Hebräische unter Leitung des berühmten Professor Buxdorff weiterstudierte und auch die französische und italienische Sprache erlernte, sondern besonders auch in Genf. Hier hielt ihn zunächst eine dreimonatliche Krankheit fest. Nach seiner Genesung schloß er Freundschaft mit einem reformierten Prediger Anton Leger, einem geborenen Waldenser. Von demselben hörte er, wie jene in den piemontesischen Gebirgen unter dem Drucke der Katholiken lebten, und wie ihre Prediger ohne Besoldung von ihrer Hände Arbeit sich nährten. „Ja," schrieb er unter dem Eindrucke dieser gottseligen Genügsamkeit, „auch nur ein einzig Mal mit seinen Zuhörern in die Schenke gehen halte ich für ein schwereres Aergerniß, als das ganze Jahr die amtsfreien Stunden zur Handarbeit anzuwenden." Er gewann damals auch soviel Liebe für die französischen Reformierten, daß er später bei ihren Verfolgungen täglich für sie betete. Er kam in der Schweiz auch in Verbindung mit Johann von Labadie. Labadie war aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil er in der reformierten Kirche ein Volk zu finden hoffte, das Gott in Christo JEsu liebte und Ihm aufrichtig dienen wollte. Wo er wirkte, suchte er eine Gemeinde von wahrhaft Wiedergeborenen zu bilden, und diese allein sollten Theil haben an dem Liebesmahle der christlichen Gemeinde. Solchen Hausversammlungen gab er weiter die Einrichtung, daß dort niemand von Amtswegen redete, sondern wer Erkenntniß und Gaben hatte. „Man

Digitized by Google

braucht," sagt er, „nur einmal den Versuch zu machen, und man wird finden, daß jede andere Uebung und selbst die erhebendsten und kräftigsten Predigten solche Frucht nicht bringen wie die Konferenzen über die heilige Schrift." „Mit diesen Versammlungen," sagt ein reformierter Schriftsteller, „war ein sehr wichtiger neuer Grundsatz für das christliche Leben ausgesprochen, der nämlich, daß seine Quelle und Mittelpunkt nicht die Kirche sondern das Haus, nicht der Priester sondern der Hausvater sei." Nach lutherischer Lehre aber geht das Leben von Wort und Sakrament aus, und mit seiner Handhabung ist vor allem das kirchliche Amt betraut. Labadies Hausversammlungen scheinen doch in Spener den Gedanken seiner Konventikel hervorgebracht zu haben, die er später als Hauptmittel zur Hebung des christlichen Lebens einführte, und wir können es nun verstehen, daß man ihnen in der lutherischen Kirche mit Mißtrauen begegnete.

Im Jahre 1662 erhielt Spener eine Berufung zu einer Predigerstelle in Straßburg. Unbekannt der Person nach war doch sein Ruf zu den dortigen Kirchenvorstehern gedrungen. Als sie nun einen schmächtigen, mageren Mann bei sich eintreten sahen, der durch vieles Studieren und auch strenges Fasten allzu abgemattet erschien, erklärten sie von ihm abgehen zu müssen, weil mit Verwaltung dieser Stelle große körperliche Anstrengungen verknüpft seien. Indeß schon im folgenden Jahre 1663 wurde ihm eine leichtere Stelle in Straßburg angetragen. Neben derselben konnte er noch Vorlesungen halten, längere Zeit zum Beispiel über das Wort Pauli Galater 4, 19: „Meine lieben Kinder, welche ich abermals mit Aengsten gebäre, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne". Er wies nach, wie ein großer Theil der Christen, obwohl sie auf Christum getauft seien, sich dennoch im Zustande der Unwiedergeborenen befänden: durch Rückkehr in den Taufbund müsse die Wiedergeburt wiederholt werden. Seine beiden liebsten Lehrer, die Professoren Schmidt und Dannhauer, hatten wohl erkannt, daß er zu einer größeren Wirksamkeit im Reiche Gottes berufen sei, und drangen deshalb darauf, er müsse Doktor der Theologie werden. Ihnen zu lieb entschloß er sich zu den auch damit verbundenen Unkosten, ordnete es aber bei seinem Sinn für Sparsamkeit so an, daß Doktorschmaus und Hochzeitsschmaus

Digitized by Google

zusammenfielen. Er hatte sich nämlich auf Bitten seiner Mutter und auf Rath seines Oheims, Dr. Johann Rebhahn, verlobt mit einer ihm im Herzen schon längere Zeit zugethanen ehrsamen und tugendreichen Jungfrau Susanne Ehrhardt aus Straßburg. Am 23. Juni 1664 stand er um die Mittagsstunde am Traualtare im Münster, nachdem er zwei Stunden vorher zum Doktor der heiligen Schrift ernannt worden war. Diese Würde hatte er sich errungen durch eine geschickte und gewandte Vertheidigung seiner Erklärung der vier am Wasserstrom des Euphrat gebundenen Engel, der sechsten Posaune aus der Offenbarung St. Johannis 9, 15—21. Er hatte sechszig Schriftsteller darüber studiert.

Mit dem Jahre 1666 schließt seine Straßburger Wirksamkeit. Im Februar dieses Jahres nämlich wandte sich die Stadt Frankfurt am Main an den einunddreißigjährigen armen Prediger mit der Anfrage, ob er ein Pfarramt und das damit verbundene Seniorat bei ihnen übernehmen wolle. Erstaunt und fast erschreckt über diesen ehrenvollen Ruf, legte der schüchterne, seinen Gaben und Kräften fast mißtrauende Mann die Entscheidung ganz in die Hand des Straßburger und Frankfurter Magistrats. Die Entscheidung fiel für Frankfurt aus, und mit der Berufung lief ein Schreiben der Frankfurter Pastoren ein, in welchem sie ihrem jungen Senior amtsbrüderliche Freundschaft und schuldige Ergebenheit versicherten. So schrieb er denn am vierundzwanzigsten Mai dahin: im Namen des Höchsten nehme er das übertragene Pfarramt an, werde sich den obrigkeitlichen Befehlen in allen Stücken unterwerfen, das Amt treulich abwarten, das göttliche Wort in reiner Lehre und nach der Form der symbolischen Bücher mit Eifer verkündigen, die heiligen Sakramente behutsam verwalten und die anvertraute Gemeinde weiden, für die er einst werde Rechenschaft geben müssen vor dem Erlöser. Zu seiner Abschiedspredigt im Münster wählte er den Text Psalm 119, 52: „HErr, wenn ich gedenke, wie du vor der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet".

In Frankfurt, wo gerade Pest und Ruhr herrschten, hielt er seine erste Predigt von der seligmachenden Kraft des Evangelii nach Römer 1, 17. Die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott aus Gnaden durch den Glauben an Christum JEsum verkündigend, suchte er in allen folgenden Predigten durch diese

Digitized by Google

Gnade und in diesem Glauben das Herz der Hörer zu heiligen, verlangte Leben im neuen Gehorsam und griff mit den strengsten Worten jede Art von Glauben an, welcher nicht durch die Liebe thätig ist. Als er nach fast drei Jahren seiner Amtsthätigkeit in Frankfurt am sechsten Sonntag nach Trinitatis 1669 die falsche und ungenügsame Gerechtigkeit der Pharisäer mit aller Schärfe evangelischer Wahrheit dargestellt und diese pharisäische Gerechtigkeit auch in seiner Gemeinde aufgezeigt hatte, fieng ein Feuer an zu brennen. Ueber einen Theil der Zuhörer kam die Erkenntniß ihrer Heuchelei, und zur ernstlichen Buße erweckt, trachteten sie nach einem rechtschaffenen Wesen in Christo. Andere, in ihrer süßen Sicherheit gestört, wurden Feinde des muthigen Predigers. Derselbe predigte einmal ein ganzes Jahr „über die Nothwendigkeit und Möglichkeit des thätigen Christenthums". Viele Hausväter fiengen an mit den Ihrigen die Bibel zu lesen, und bei ihren gegenseitigen Besuchen pflegten sich die Bürger über die letzte Predigt auszusprechen. Auf ihren Wunsch fieng Spener an, Jahrgänge seiner Predigten in den Druck zu geben. Seine Predigten wurden ein Stab Mose, durch welchen Gott Wunder that; Menschenherzen wurden neu geboren, und der Heilige Geist mitgetheilt. Das Volk sagte von ihm: „Er predigt nicht wie die Schriftgelehrten!" Seine Predigt, ohne rednerischen Schmuck, quoll aus einem vom Glauben tief bewegten Herzen. Er achtete nicht der Redekunst, aber die Sache lag ihm am Herzen. Er sagte: „Das Evangelium muß es sein, welches Christo Kinder zeugt. Ich zeige den Zuhörern gern den schönen Garten Gottes und die trefflichen Früchte darin, zeige aber auch, daß nur eine Thür in denselben führt und verzäune nach den andern Seiten denselben, daß nicht die Schweine ungehindert hineinlaufen und denselben umwühlen." Er wich nicht vom Herkommen, über das Sonntagsevangelium zu predigen: aber im Eingange erklärte er Stellen aus den Briefen St. Pauli.

Indeß was half bei der Menge derer die Predigt, welche sie nicht verstanden, weil sie nie einen gründlichen Katechismusunterricht genossen hatten. Auch hier suchte Spener die Lücken zu verzäunen an der Hütte Jakobs: er richtete Nachmittags am Sonntage Katechismusstunden in der Kirche ein; er gewann die Gemeinde dafür. Hausväter und Hausmütter halfen ihre

Digitized by Google

Hausgenossen aufs Examen vorbereiten und erschienen selbst dabei. 1677 gab er seine Erklärung des lutherischen Katechismus im Druck. Confirmandenunterricht und Confirmation, damals in fast ganz Deutschland unbekannt, führte er in Frankfurt ein — indem er dabei Einrichtungen zu Grunde legte, die sich in Hessen bewährt hatten.

Bald nach jener Predigt „von der pharisäischen Gerechtigkeit" kamen auch einige fromme Freunde zu ihm und äußerten ihren lebhaften Wunsch nach einer engeren Gemeinschaft, in welcher sie sich in Einfalt und Liebe über das eine, was noth thut, besprechen könnten. Spener kam ihnen entgegen und bot ihnen sein Studierzimmer als den Ort der Zusammenkünfte an. Dieß geschah im August 1670. Zwei Mal in der Woche versammelte man sich, Montag und Mittwoch Abends. Spener eröffnete die Versammlung mit einem Gebete. In den ersten Jahren wurden erbauliche Bücher gelesen, später die heilige Schrift. Er las Vers für Vers, gab eine kurze Erklärung und wartete, ob jemand wolle etwas hinzusetzen. Zwei verderbliche Irrthümer suchte er besonders auszurotten, erstens als sei um des rechtfertigenden Glaubens willen kein rechter Eifer in der Heiligung und in guten Werken von nöthen, und als ob außer dem gewöhnlichen Besuche des Gottesdienstes ein äußerlich ehrbares Leben genüge; zweitens als sei es in dieser Zeitlichkeit um der Verderbtheit der menschlichen Natur willen unmöglich, das Leben genau nach der Vorschrift Christi einzurichten und der Sünde zu entsagen. Christus fordere überall vollkommenen Gehorsam, und dem Glauben sei es möglich Seine Gebote zu halten. Es kamen als Zuhörer und auch um mitzureden Männer aus allen Ständen; ja diese Zusammenkunft gewann eine solche Bedeutung, daß alle Fremde, die nach Frankfurt kamen, einen Besuch daselbst als etwas unerläßliches betrachteten. Fast in jeder Versammlung fanden sich fürstliche, königliche, kaiserliche Räthe und Minister, und selbst gräfliche und fürstliche Personen ein, dazu Professoren aller Fächer und Prediger aus allen Gegenden Deutschlands. Während so Segen sproß, ruhte auch der Feind nicht. Verfolgungen und Verleumdungen und, was das schlimmste war, Heuchelei und Hochmuth bei manchen „Kernchristen" blieben nicht aus. Man redete weit und breit vom „Frankfurter Schwarm". Diese Versammlungen

Digitized by Google

fanden zuerst Nachahmung in Amsterdam, Augsburg, Essen, Wertheim und Hamburg. Als aber jemand den Vorschlag machte zur Gründung einer heiligen Liebesgesellschaft, wo etwa auch besondere Abendmahlsfeiern sollten gehalten werden, antwortete Spener: „Wir sind bereits alle in dieser heiligen Liebesgesellschaft, so viele unser in den Taufbund getreten sind." Es war unausbleiblich, daß Spener hinfort viel zu kämpfen hatte gegen Separationsgelüste, denn so sehr er „Kirchlein in der Kirche, Kerngemeinden in jeder größeren Gemeinde" empfahl, so verwahrte er sich doch gegen allen Separatismus. Zu seinem größten Schmerze wurden nachher manche von denen Separatisten, auf welche er die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Er sagt: „Man dürfe die Kirche nicht Babel nennen, nicht sie sei schuld an den schlechten Früchten." Er verlangte aber auch von der Obrigkeit und den Geistlichen, sich der Erweckten mit Liebe anzunehmen, damit sie nicht Separatisten würden. Je ernster Spener es nahm, je gesunder er im Glauben blieb, desto mehr mußte er verzichten auf den Beifall der Menge, desto mehr mußte er alles auf Gebet und Geduld ankommen lassen. Er kam sich oft wie ein Schiffer vor, der das Ruder verloren hat und allein der Regierung Gottes sich und sein Schifflein übergeben muß.

Brennend vor Verlangen, dasjenige, was er in seiner eigenen Praxis als heilsam anerkannt hatte, gemeinnützig zu machen und überzeugt, daß eine Reformation der Kirche ausgehen müsse von solchen Predigern, die an vielen Orten und in gleichem Sinne wirkten, ergriff er die Gelegenheit, die sich ihm im Jahre 1675 durch eine neue Ausgabe der Arndtschen Postille darbot, und schrieb zu derselben eine Vorrede, in welcher er über die große Angelegenheit, die sein Leben bewegte, sein ganzes Herz ausschüttete. Diese wurde so begierig gelesen und gefordert, daß sie noch in demselben Jahre als eine eigene kleine Schrift erschien unter dem Titel: „Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen". Diese Schrift erschien 1678 auf Lateinisch und ist der Kern aller eigentlichen Lehren und Bestrebungen Speners und der eigentliche Brennpunkt aller spätern pietistischen Streitigkeiten.

Im Anfange dieser Schrift sucht er nachzuweisen, daß die

Digitized by Google

von Luther begonnene Reformation in Bezug auf Sitten und Leben der Christen in der Mitte ihres Laufs stehen geblieben sei. Das habe Luther auch schon den Böhmen gegenüber eingestanden. Nicht eine Reformation der Lehre sondern des Lebens wollte Spener herbeiführen. Denn er hielt alle Hauptlehren in der lutherischen Kirche für rein. Indeß meint er, daß von den Glaubenslehrern auf dieß Fundament zuweilen Holz, Heu und Stoppeln gebauet sei. Er knüpft die Hoffnung auf bessere Zustände an die apostolische Verheißung Römer elf von der Bekehrung der Juden und an die Weissagung der Offenbarung St. Johannis vom völligen Sturze des päpstlichen Rom; dann werde auf der ganzen Erde ein Zustand herrschen wie einst in den kleinen apostolischen Gemeinden. Nun folgen die Vorschläge, wie man den Zustand der Kirche bessern könne.

Erstens. Als erstes Mittel wird empfohlen reichliche Predigt nebst eigenem Suchen und Forschen in der Schrift und Besprechungen in frommen Hausversammlungen.

Zweitens. Aufrichtung und Uebung des geistlichen Priesterthums auf Grund von 1 Petri 2, 9. Alle Getauften sind berufen zur priesterlichen Würde, jeder Christ hat privatim das Amt, welches der Pastor für die ganze Gemeinde bekleidet.

Drittens müsse die Lehre eingeschärft werden, daß in Christo nur gelte der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Viertens. Es müsse aufhören das Streiten und Verketzern der Evangelischen unter einander; statt' dessen müsse man für einander beten und in Sanftmuth die Wahrheit vertragen.

Fünftens. Damit eine im Lichte des heiligen Geistes erlernte Theologie entstehe, müssen die Theologen zurückgeführt werden zur apostolischen Einfalt durch die Schriften von Tauler, Thomas a Kempis und anderer frommer Männer.

Sechstens. Die Predigten müssen erbaulicher werden, unser ganzes Christenthum bestehe in dem innern oder neuen Menschen; seine Seele der Glaube, aber seine Früchte seien die guten Werke. Die Predigt muß den Grund in die Herzen legen; es ist nicht genug getauft zu sein, sondern unser innerlicher Mensch muß auch in Christo leben, den er angezogen hat; es ist nicht genug das heilige Abendmahl zu empfangen, sondern unser innerlicher Mensch muß durch solche Speise wahrhaftig genährt werden.

Digitized by Google

Aus der großen Bewegung, welche diese kleine Schrift hervorrief, erkennen wir, wie sehr die darin ausgesprochenen Grundwahrheiten waren vergessen und vernachlässigt worden; aber auch, daß die lutherische Kirche viele Lebenskräfte und nach Gerechtigkeit hungernde Seelen in sich schloß und von Gott neue Gnaden empfangend zu großen Dingen ausersehen war. Sie hatte nie aufgehört die Wohnungen des Höchsten unter sich zu haben.

Nicht allein viele Vornehme und Einflußreiche und auch aus dem amtlichen Stande sprachen über seine frommen Wünsche ihre unbedingte Billigung aus, sondern auch eine große Anzahl wohlgesinnter Geistlicher boten ihm brüderlich die Hand zur Ausführung seiner Rathschläge. Es erschienen aber auch Schmähschriften, die ihn nur muthiger und vorsichtiger machten, und böse Gerüchte über ihn wurden umhergetragen. „Ach," schrieb Spener damals, „daß dieß, was wir hin und wieder sehen, Knoten seien, die uns den bald annahenden Frühling andeuten!" Da ihm das Verderben in der Kirche zu groß erschien, um im allgemeinen zu helfen, so müsse man nach seiner Meinung damit anfangen, Kirchlein in der Kirche zu gründen. Die Prediger müßten die geförderten Gemeindeglieder um sich sammeln, mit ihnen die Schrift lesen, auf ihren Wandel besonders achten; hierbei sei keine Separation zu fürchten.

Der Pietismus ist wie ein sprossender Frühling von Haus zu Haus, von Familie zu Familie gedrungen, unter Benutzung aller der Mittel, welche Gott gegeben hat, um Gemeinschaft auf Erden zu stiften. So gab es eine Gräfin Solms, Benigna auf Schloß Laubach. Sie übte durch ihre musterhafte Frömmigkeit, durch ihre Verbindung mit fränkischen, sächsischen Geschlechtern, durch Heirathen in gesinnungsverwandten Grafenfamilien einen nicht zu berechnenden, dauernden Einfluß auf die hohe deutsche Aristokratie aus und verknüpfte bis nach Schlesien, Niedersachsen, Holstein und Alt-Preußen, ja nach Petersburg eine glanzvolle, aber stille Gemeinde zu einer großen gottseligen Familie, deren Glieder, nach denselben Grundsätzen und Sitten erzogen, überall auch dasselbe gesellschaftliche Gepräge an sich trugen. Dieselbe Gräfin wußte durch ihre Jugendfreundin, die Freifrau von Gersdorf, die Großmutter

Digitized by Google

Zinzendorfs, selbst an dem verdorbenen sächsischen Hofe empfängliche Gemüther zu gewinnen.

Durch ganz Deutschland giengen aber auch Lästerreden von den Frankfurtern Quäkern, wie sie eine völlige Gemeinschaft der Güter hätten unter sich eingeführt, wie in ihren Versammlungen Weiber und Mägde predigten, wie alle Anhänger Speners statt der sonst gewöhnlichen Kleidung leinene trügen, wie die Weiber ihre Haushaltung versäumten und mit ihren Freunden in den Konventikeln Leckerbissen verzehrten, wie Spener schon von seinem Amte abgesetzt sei. Aber es blieb nicht nur bei Lästerungen. Speners Schwager Horbius wurde abgesetzt, weil er rücksichtslos in Speners Geist sein Amt führte. Ihm selbst drohten Anklagen, weil er mystische Schriften lobte, die sich in ihrer Ausdrucksweise von der orthodoxen Sprache entfernten. Man sagte: er gebe der Heiligung einen ungebührlichen Vorzug vor der Rechtfertigung und raube den Angefochtenen allen Trost. Gegen Separatisten vertheidigte Spener den Satz, die lutherische Kirche sei wegen ihrer reinen Lehre und der rechten Verwaltung der Sakramente und des Gottesdienstes die wahre sichtbare und nicht Babel. Zu ihrer Auferbauung empfahl er unter dringender Abänderung der Verfassung: alle drei Stände Obrigkeit, Geistliche, Gemeinde gehören zur Kirche; leider, sagt er, haben die zwei obern Stände allein, was der ganzen Kirche angehört. Ach, wäre uns noch ein Theil der Verfassung der ersten Kirche übrig, so würde der HErr Sein Angesicht zu uns wenden! Er meint: „Die ganze Schuld liegt auf dieser unrichtigen Einrichtung, daß nämlich fast nirgends der Kirche ihre Rechte gelassen, sondern das meiste Theil derselben, nämlich der dritte Stand, davon verdrängt worden. Diese Ursache ist die Quelle des Verderbens. Und wie solche Ursache bald anfangs den Grund des Papstthums gelegt, so ist sie bei der Reformation auch nicht gehoben worden, ja statt der Herrschaft der Geistlichkeit ein Priesterthum der Fürsten eingeführt worden." In allen Fragen, schien ihm, betreffen sie die Lehre oder die Sakramente oder die Schlüssel, das Urtheil darüber stehe nicht den Predigern allein sondern der ganzen Kirche zu. Die Aeltesten sind ihm die Vertreter der Kirche „wegen des größern Theils der Gemeinde, die durch ihre Wahl ihre Macht ihnen übergeben hat". Also haben Prediger und Obrigkeit eigentlich

Digitized by Google

nur die Beschlüsse der Gemeindevertreter zu vollziehen. Eigentlich hätte nun Spener hier Hand ans Werk legen müssen, wo nach seiner Meinung der tiefste Schade lag. Aber er hielt das ungeistliche Widerstreben der Obrigkeit für unüberwindlich und entschloß sich zu thun, was er thun konnte, und zu rathen, was ausführbar war.

Er räth als Hauptmittel Kerngemeindlein innerhalb der großen Gemeinden zu stiften. Die Orthodoxen hätten nur auf Erhaltung der reinen Lehre gedacht, sie hätten die Mauern und Wälle der Stadt Gottes gegen äußere Anläufe zu schützen gesucht aber nichts gethan gegen Pest und Hunger innerhalb der Mauern. Die Bekenntnißschriften seien öffentliche Zeugnisse des Glaubens vor Freund und Feind aber nicht unfehlbar und keine Regel des Glaubens neben der Schrift. Ebenso frei stand er Luther gegenüber; er kannte Luthers Schriften sehr genau. „Es ist freilich wahr, daß Christus und Paulus in Luther aller Orten herausleuchtet; indeß finde ich doch auch menschliches darin;" in der Auslegung der Propheten, in der Uebersetzung der Bibel seien Fehler. Auch Luthers Festigkeit in seinen Streitschriften billigte er nicht; das sei eine Warze an einem sonst schönen Leibe. Gegen andere Konfessionen war Spener ungewöhnlich milde. Das Gnadenreich Christi erstrecke sich weit hinaus über die lutherische Kirche, obwohl sich mit dieser keine andere Kirche vergleichen könne an Wahrheit des Glaubens und Reinheit der Lehre. In der Lehre vom heiligen Abendmahl müsse als Uebereinstimmung gelten zwischen Lutheranern und Reformierten: daß Leib und Blut des HErrn wesentlich den Gläubigen zu ihrer geistlichen Nahrung gegeben werde, es könne gemeinsam Gottesdienst gehalten werden, wenn auch um der Schwachen willen die Kommunion noch getheilt bleibe. Bei seiner Hinneigung zur reformierten Kirche war sein Widerspruch gegen Rom desto größer, denn da fand er, was ihm besonders zuwider war: menschliche Machtsprüche in Glaubenssachen, Zwang in der Kirchenzucht, Verderben in der Lehre, Werkheiligkeit im Gottesdienst und Leben. Er sah im päpstlichen Rom das Babel der Offenbarung St. Johannis. Von den reformierten Märtyrern in Frankreich hoffte er, sie würden die Küchlein werden, welche dem Drachen in den Rachen geworfen ihn berften machen sollten. Indessen war er in der Praxis so

Digitized by Google

vorsichtig, daß er in Frankfurt den Reformierten freie Religionsübung nicht gestatten wollte wegen ihres allzukühnen Auftretens und ihre Proselytenmacherei.

Wie einst Paulus von sich gestand: „Täglich werde ich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert, und ich brenne nicht?“ (2 Corinther 11, 28 u. 29), so war es bei Spener, der ohnedieß schwächlichen Körperbaues war. Kein Wunder, wenn die täglich sich mehrenden Amtssorgen, die Angst seines Gewissens wegen seiner schweren Verantwortung vor Gott, der gehässige Streit mit seinen Widersachern, der bittere Schmerz über die geringe Frucht des Predigtamtes und die Betrübniß über den traurigen Zustand der Kirche an seinem Leben zehrten und seine leibliche Gesundheit untergruben. Dazu kam wohl eine langsame Vergiftung durch die Luft in den Krankenstuben während einiger bösartigen Epidemieen. Er wanderte oft ganze Tage lang von Haus zu Haus, tröstete, theilte das heilige Abendmahl aus und saß an den Betten der Kranken. Im Frühling 1675 hatte Spener bereits eine plötzliche Abnahme seiner Kräfte gefühlt, eine trockene Hitze durchbrannte seine Glieder, der Schlaf brachte keine Stärkung mehr, der gegen Morgen ausbrechende Schweiß ermattete ihn vollends, die Auszehrung schien begonnen zu haben. Indeß half ein wenig eine Brunnenkur im Sommer; aber gegen Ende des Jahres 1678 fiel er in eine neun Wochen anhaltende Krankheit. Und doch die schwerste leibliche Trübsal stand ihm bevor. Im Jahre 1684 überfiel ihn am Sonnabend vor dem dritten Adventssonntage eine solche Schwachheit, daß er sogleich zu Bette gebracht werden mußte, und erst nach dreißig Wochen konnte er wieder aufstehen. Keinerlei Arznei that eine Wirkung, der Kranke selbst hatte alle Hoffnung aufgegeben, da aber kam über ihn ein Schweiß, der durchs Bett bis auf den Boden drang, und das dauerte drei Monate lang eine Nacht wie die andere, dabei schlief der Kranke oft mehrere Tage und Nächte hindurch und schrumpfte ein zu einer Jammergestalt. Nach und nach ließ der Schweiß nach, er konnte im Frühjahr nach Ems reisen, und da gab ihm Gott volle Genesung.

Da Spener sich in seinem ganzen Leben nicht eines ein-

Digitized by Google

zigen Traumes erinnerte, so waren ihm zwei Träume sehr merkwürdig, die er hatte, als eben die Genesung begann. „Erstlich träumte mir, als gienge ich aus meinem Zimmer in eine Nebenkammer, um mein damals krankes Kind zu besuchen. Da wurde ich in der Wand eine Thür gewahr, in welcher eine Stiege aufwärts führte. Oben aber erblickte ich viele treffliche schöne Zimmer und weiter hinaus ein klares Licht. Indem ich sehnsüchtig hinaufblickte, wurde mir gerufen, ich dürfe noch nicht hinaufkommen, und ein Glanz von dem Lichte schoß mir in die Augen, daß ich darüber erwachte. Ich schlief bald wieder ein, und da schien es mir, als läge ich in meinem Bette ganz allein auf einem sehr hohen Berge, von wo herab ich das ganze Land übersehen konnte. Da sprach ich zu mir selbst: Wie komme ich nur zu den Leuten hinab, daß ich nicht so ganz allein hier bleiben muß? Und nun hörte ich zu mir sagen: Ein sanfter Wind wird kommen, der dich hinabträgt. Sogleich fiel mir im Schlafe der Spruch ein: Er machet Seine Engel zu Winden! und nun fühlte ich alsbald, daß sich mein Bett aufhob und in der Luft schwebend allgemach sich hinabsenkte. Ich bekenne, daß ich diese zwei Träume als eine göttliche Versicherung ansah, daß mich der HErr noch eine Weile in der Welt haben wolle." Seine erste Predigt nach achtzehnmonatlichem Schweigen war über Evangelium St. Lucä 15, Vers 1—10, von den Eigenschaften der wahren Buße, und der fromme Mann schloß in Wahrheit von neuem einen Bund mit Gott, in welchem er den Rest seines Lebens mit Gut und Blut, Leib und Seele der heiligen Sache des Evangelii weihte.

Der treue Arbeiter sollte noch nicht Feierabend haben, ja seine Arbeit sollte noch größer werden. Am 11. März 1686 erhielt er von Dresden aus, nachdem schon Unterhandlungen hin und her gepflogen waren, die förmliche Berufung zu dem wichtigen Amte eines Oberhofpredigers, kurfürstlichen Beichtvaters und Kirchenraths. Diese Berufung war vom Kurfürsten, der vor einigen Jahren in Frankfurt seine Predigt gehört, ja auch bei ihm kommuniziert und ihn lieb gewonnen hatte, selbst ausgestellt, und das Oberkonsistorium hatte eine besondere sehr ehrenvolle Einladung beigeschrieben. Der fromme, demüthige Mann, der im Hinblick auf Dresden schon geäußert hatte: „Wenn dich die müde machen, die zu Fuße gehen, wie will

Digitized by Google

dirs gehen, wenn du mit den Reutern laufen sollst?" (Jeremias 12, 5) wurde in die größte Bestürzung gesetzt, und eine völlige Rathlosigkeit bemächtigte sich seiner Seele. Des Abends am genannten Tage nahm seine älteste Tochter das Neue Testament zur Hand, um einen Spruch für ihren Vater nachzuschlagen. Da findet sie das siebente Kapitel der Apostelgeschichte, auf der rechten Seite Vers drei, auf der linken Vers zehn. Vers drei: „Und sprach zu ihm: gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft und ziehe in ein Land, das Ich dir zeigen will;" Vers zehn: „Und errettete ihn aus aller seiner Trübsal."

Nach langem innern Kampf und vielen Besprechungen entschloß sich Spener zur Uebernahme eines Amtes, welches leicht das allerwichtigste in der damaligen evangelischen Kirche heißen konnte. Er nahm von seiner Gemeinde Abschied mit einer Predigt über 2 Petri 1, 15: „Ich will aber Fleiß thun, daß ihr allenthalben habt nach meinem Abschiede solches im Gedächtniß zu halten." Sein Abschied war für ihn wie für seine Gemeinde ein wahres Herzeleid. Tage lang gieng er noch in der Stadt herum, um noch recht vielen die Hand zum Abschiede zu drücken. Er war damals zweiundfunfzig Jahre alt. Zwanzig Jahre lang hatte er in Frankfurt am Main gewirkt. Auf seiner Reise, die vierzehn Tage lang dauerte, logierte er einst bei einem Fürsten mit seiner Familie. Der Fürst konnte ihm wenig tröstliches sagen über das Leben am sächsischen Hofe. Um nun dem bewegten Gemüthe Speners eine Stärkung zu Theil werden zu lassen, schlägt er die Bibel auf, in der Hoffnung einen Spruch zu finden für den frommen Reisenden. Da fallen seine Augen auf Sacharja 4, 7: „Wer bist du, du großer Berg, der doch vor Serubabel eine Ebene sein muß? Und er soll aufführen den ersten Stein, daß man rufen wird: Glück zu, Glück zu!" Einst hatte ihn in großer geistlicher Betrübniß über die Noth im Reiche Gottes der Gesang des Schülerchors beim Eintritte ins Gotteshaus sehr getröstet:

Darum spricht Gott: Ich muß auf sein,
Die Armen sind verstöret!
Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
Ich hab ihr Klag gehöret.

Digitized by Google

Mein heilsam Wort soll auf den Plan,
Getrost und frisch sie greifen an
Und sein die Kraft der Armen.

Und siehe, an der sächsischen Grenze empfieng ihn derselbe Gesang! Mit St. Matthäus 5, 20—26 begann er die Reihe seiner Predigten in Dresden, und wahrlich, es gab dort viel aufzuräumen von pharisäischer Gerechtigkeit und offenbarer Sünde! Die Hofleute mit ihrem ungebundenen, unsittlichen Leben haßten ihn schon im voraus; unter den Theologen herrschte der Geist, den er immer bekämpft hatte. Er besuchte alle seine Amtsbrüder, aber nur ein einziger erwiederte den Besuch. Wiederum fühlte er sich hingewiesen auf Gebet und Geduld. „Immer," sagt er, „sind mir vor Augen die Worte Markus 4, 28: Die Erde bringt von sich selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen, und Jakobus 5, 7: Ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde." Vom Worte der Schrift 2 Timoth. 2, 24—26: Ein Knecht des HErrn soll nicht zänkisch sein sondern freundlich gegen jedermann, lehrhaftig, der die Bösen tragen kann mit Sanftmuth und strafe die Widerspenstigen, ob ihnen Gott dermaleinst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen und sie wieder nüchtern würden aus des Teufels Strick, von dem sie gefangen sind zu seinem Willen — von diesem Worte sagte er: „Das wird meine vornehmste Lektion sein, die ich mit Gottes Hilfe zu treiben habe."

Einen besonderen Segen stiftete Spener in Dresden durch die Einrichtung von Katechismus-Examina für Erwachsene, die er zunächst in seinem Hause abhielt, und wozu sich anfangs nur einige wenige Leute einfanden, denen eine bessere Erkenntniß ihres Heils am Herzen lag. Zunächst war Speners Absehen auf die Jünglinge und Jungfrauen gerichtet, bald aber schlossen sich verheirathete Männer und Frauen an. Dem Oberhofprediger wurde vom Kurfürsten eine Kapelle für seine Examina eingeräumt und von demselben diese Einrichtung fürs ganze Land eingeführt, nachdem sich 1687 der Landtag dafür ausgesprochen hatte. Spötter sagten damals, der Kurfürst habe statt eines Oberhofpredigers einen Schulmeister bekommen.

Den Predigern gab Spener zu bedenken, wie eine Seele niemals tüchtig ist, eine Werkstatt des heiligen Geistes zu

Digitized by Google

werden, als wo sie in die Stille der göttlichen Betrachtung und des Gebets kommt. „Lasset uns," sagt er, „das Strafamt führen im heiligen Eifer für Gottes Ehre, in brünstiger Liebe zu der Menschen Seligkeit und im sanften Erbarmen gegen diejenigen, welche wir strafen müssen. Lasset uns den Samen des Evangelii in die bereits umgepflügten Herzen treulich und eifrig streuen: denn der HErr kommt im stillen sanften Sausen in die Herzen der Menschen; lasset uns den Menschen die herrlichen Gnadenschätze des Heils vorlegen, damit sie willig die irdischen verleugnen und der Sünde nicht dienen; lasset uns den Schwachen Milch geben, aber auch unsere Zuhörer in der Erkenntniß gründen!" Ferner sagt er an einem andern Orte: „Der Prediger vor allem soll bedenken: ich habe es zwar alles Macht, aber es frommt nicht alles, ich habe es zwar alles Macht, aber es bessert nicht alles." Deshalb räth er große Vorsicht im Wandel an. Er warnt sodann vor Geiz. Die Prediger sollten auch gern Erinnerungen annehmen von Kollegen oder Gemeindegliedern. Spener hatte einen sehr ausgebreiteten, segensreichen Briefwechsel, in einem Jahre beantwortete er einst ausführlich sechshundertzweiundzwanzig in Sachen des Reiches Gottes an ihn geschriebene Privatbriefe, und dreihundert lagen noch unbeantwortet da.

Nun brachen auch die sogenannten pietistischen Streitigkeiten aus, welche sein ganzes späteres Leben beunruhigten. Auf seine Anregung hatten 1686 zwei junge Universitätslehrer in Leipzig, August Hermann Francke und Paul Anton, einen Verein gegründet zu einem genauen Studium der heiligen Schrift in der Grundsprache; zu ihnen hielt sich besonders noch Johann Kaspar Schade. Sonntags Nachmittags hielten sie zwei Stunden lang ihre Versammlungen, viele Studenten und andere Stände kamen dazu. Nach einem längern Aufenthalte in der Stille, wunderbar gekräftigt durch Versiegelung seines Glaubens, der heftig angefochten und von schweren Zweifeln erschüttert war, begann Francke außerordentlich segensreiche Vorlesungen zu halten. Die Studenten entsagten dem wüsten Leben und zeigten den neuen Geist auch in Kleidung, Sprache, Geberden. Damals kam der Name Pietisten auf. Francke mußte sich mehrere Untersuchungen gefallen lassen, und nachdem ihm die theologischen Vorlesungen aus Neid verboten waren,

Digitized by Google

nahm er eine Predigerstelle in Erfurt an. Paul Anton wurde Superintendent in Rochlitz. Schade blieb. Weil er aber aus Aengstlichkeit mehrere Bürger, die seine Vorlesungen besuchten, auswies, so stifteten dieselben unter sich Konventikel, welche nun bei Gefängnißstrafe verboten wurden. 1691 wurde Schade Diakonus an St. Nikolai in Berlin. Der eigentliche Anstifter dieser Verfolgungen war Johann Benedikt Carpzov, Professor und Rektor der Universität Leipzig, der Erfinder des Namens „Pietisten", der unaufhörlich mündlich und schriftlich behauptete, die Pietisten seien eine Sekte, und ihr Geist sei feind aller Wissenschaft. Carpzov wurde um so kühner in seinen Angriffen, seit dem 1689 Spenern die Ungnade des Kurfürsten traf.

Spener selbst sagte von den Erweckungen: „Wo einige aus dem Schlaf wachen, so ist das erste ein großer Eifer, ein Widerwille gegen die vorige Unwissenheit, auch wohl gegen diejenigen, welche daran Schuld haben, und eine Begierde zu wachsen und andere gleichfalls des Erkannten theilhaftig zu machen. Wo aber der geistliche Stand gleich anfangs einen Widerwillen gegen solche Anfänge spüren läßt, auf den Kanzeln sich dawider legt und zu spotten anhebt und alles in Verdacht zieht: da ists verloren." In Beziehung auf einen in Hamburg zwischen Orthodoxen und Pietisten entstandenen Streit schrieb er: „Der Christenglaube beruhe unmittelbar auf der Offenbarung Gottes in reinem Worte, sofern dasselbe als Wort Gottes erkannt und versiegelt sei durch den heiligen Geist, keineswegs aber auf dem Ansehen der Apostel, noch auf dem Ansehen der Kirche oder eines Standes in der Kirche. Das Predigtamt habe keine Macht über irgend eines Menschen Glauben und Gewissen sondern nur den Auftrag, die Lehre aus Gottes Wort nach allem Vermögen und empfangenem Maaß des Geistes der Gemeinde vorzutragen; den Gliedern aber der Gemeinde stehe das Recht und die Pflicht zu, zu prüfen und niemandem außer Gott die Herrschaft über ihr Gewissen zu gestatten." Er redet gegen diejenigen, welche sich immer nur aufs alte berufen und jedem redlichen Beginne das Wort „Neuerung" als ein erstarren machendes Meduſenhaupt entgegenhalten. Darin offenbare sich eine unzeitige Hochachtung der Vorfahren, aber auch Ehrgeiz, Unwissenheit, Unbedachtsamkeit, Trägheit, Scheu der Arbeit. Es dürfe nicht alles genau

Digitized by Google

oder für immer in der Kirche geordnet werden, was die Darstellung der Lehre und des Glaubens der Gemeinde angeht. Bei allen dergleichen Veränderungen müsse eigentlich die ganze Gemeinde gefragt werden.

Im Februar 1689 an einem Bußtage machte Spener als Beichtvater seinem Kurfürsten bescheidene aber ernste Vorstellungen über den Zustand seines Gemüths und Lebens. Auch seine Amtsvorgänger hatten diese Sitte geübt, von Zeit zu Zeit ein solch seelsorgerisches Schreiben an den Kurfürsten oder Glieder seiner Familie abzusenden. Wie der Kurfürst nach der ersten Predigt Speners in Dresden geäußert hatte: „er habe nicht geglaubt, daß jemand ihm durchs Evangelium das Herz in dem Maaße rühren könne," so machte auch dieser Brief einen tiefen heilversprechenden Eindruck auf sein Gemüth. Leider aber theilte er ihn an einige Hofleute mit, welche diese Gelegenheit ergriffen, den Kurfürsten gegen seinen ihnen längst verhaßten Beichtvater aufzuregen; er that einen Schwur, nie wieder einer Predigt desselben beizuwohnen.

Um dieselbe Zeit lenkte Gott das Herz des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich des Dritten, auf Spener, als in Berlin die Propststelle an St. Nikolai im Jahre 1691 erledigt wurde. Auch dieß Mal wies Spener eigene Entscheidung von der Hand und überließ sie der Berathung der beiden Kurfürsten. Als vorläufig der Kurfürst von Brandenburg davon Abstand nahm, versuchte die fromme Kurfürstin das alte Verhältniß zwischen Johann Georg und seinem Beichtvater wieder herzustellen, aber vergeblich. Er wollte ihn um jeden Preis aus seinem Lande entfernen. Indeß zeigte sich bei den Bürgern eine weit andere Gesinnung. Spener war das Gespräch, die Sorge, das Anliegen in den christlichen Familien. Da schrieb unterm 21. März 1691 der Kurfürst von Brandenburg an den von Sachsen und bat um Ueberlassung seines Oberhofpredigers, und ehe noch die Vokation aus Berlin eintraf, hatte Spener schon das ehrenvolle aber kalte Entlassungsschreiben seines Kurfürsten in Händen. Er hielt am 1. Juni 1691 seine Abschiedspredigt in der kurfürstlichen Schloßkapelle, auf Grund von St. Johannis 3, 16—21 von der Summa der ganzen Heilslehre. So hatte sich bestätigt, was er auf die erste Einladung nach Dresden von Frankfurt aus schrieb: Wenn die dich müde

Digitized by Google

machen, die zu Fuße gehen, wie will dirs gehen, wenn du mit den Reutern laufen sollst? (Jeremias 12, 5). Schon am dritten Juni verließ Spener mit seiner Familie die kurfürstliche Residenz. Eine große Menge Volks folgte dem Wagen und schwoll immer mehr an, je weiter er fuhr. Als die Reisenden über das Thor hinaus waren, und das Volk den Wagen von allen Seiten umgab und mit Thränen noch um ein Abschiedswort bat, ließ Spener anhalten, stieg aus und sprach zum letzten Male eine herzergreifende Rede zu der wahren Gemeinde, die er in Dresden sich erworben hatte. Dann reichte er den zunächst Stehenden die Hand, warf noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf die trauernde Menge und einen gläubig hoffenden zum Himmel und fuhr nun rasch von dannen.

Weil der Vorwurf, seine Lehre sei nicht Luthers Lehre, dadurch neue Nahrung erhielt, daß er die Berufung eines reformierten Fürsten angenommen hatte, so erklärte er bei dieser Gelegenheit aufs neue, er habe mit der Lehre der Reformierten nichts zu thun; ferner wies er nach, daß er an eine lutherische Gemeinde berufen sei, und daß die lutherischen Geistlichen in Berlin völlig ungehindert ihre Lehre vortragen und auch die Irrlehren der reformierten Kirche bekämpfen könnten. Schon damals war der Geist „der Mäßigung und Milde" den Konfessionen in ihrem Verhältniß unter einander allerdings zur strengsten Pflicht gemacht. Für Spener aber hatte diese Vorschrift gar nichts Beengendes. Seine Antrittspredigt hielt er über Evangelium St. Lucä 14, 16—24 vom großen Abendmahle und behandelte bald darauf den wichtigen Artikel von der Wiedergeburt in sechsundsechszig aufeinander folgenden Predigten. Seine Predigten waren stets ungemein zahlreich besucht, und sehr erfreulich war ihm das Vertrauen, mit welchem ihm die Besetzung geistlicher Stellen in verschiedenen Provinzen des Landes fast ausschließlich überlassen wurde. Die pietistischen Streitigkeiten dauerten aber, zumal in Sachsen, in großer Heftigkeit fort.

Den tiefsten Einfluß auf den Fortbestand seines Werkes übte Spener bei dem besonderen Vertrauen seines kurfürstlichen Herrn durch Errichtung der Universität zu Halle. Die Stiftung dieser Universität wurde dadurch veranlaßt, daß der berühmte Jurist und Kirchenrechtslehrer Thomasius, aus Sachsen ver-

Digitized by Google

trieben, durch seine Vorlesungen viele Studierende nach Halle zog. Spener stellte nun der Regierung vor, wie ein Staat, der sechstausend Pfarrämter habe, einer Universität nicht entbehren könne, um so weniger, weil in Wittenberg, der alten lutherischen Universitätsstadt, der Geist der Frömmigkeit und Milde zu sehr fehle. Dann, sagte er, bleibe dadurch auch viel Geld im eignen Lande. Die theologische Facultät wurde nun gegründet durch die Berufung von Breithaupt, Anton und Francke. Diese Universität übernahm den Kampf des Pietismus gegen die Orthodoxie und zeichnete sich aus durch den sittenreinen Wandel der Studenten. Bei der milden Beurtheilung sodann, die Spener etlichen Schwärmern, wie der Rosamunde Juliane von der Asseburg, dem Superintendent Petersen und dessen Frau, der Anna Eva Jakob zu Theil werden ließ, die theils ihre Gesichte predigten, theils das tausendjährige Reich lehrten, gelang es seinen Feinden, ihn als Haupt aller Schwärmer zu verlästern und an manchen Orten Regierungsedikte zu erwirken gegen die Pietisten, als ob dieselben eine neue Münstersche Rotte wären. Allerdings traten solche Schwärmer ziemlich frei und öffentlich auf, sie standen auch untereinander in Verbindung und beriefen sich nicht selten auf Spener gegen die Obrigkeit und die orthodoxen Prediger. Es war die persönliche Frömmigkeit, die Spener an diesen Leuten ehrte, und ihr ernstes Streben nach Gottseligkeit. Das machte ihn gegen ihre bedenklichen Seiten allerdings fast zu gleichgiltig. Obwohl also auch dieß sein mildes Verhalten gegen die Schwärmer Anlaß hergab, über ihn herzufallen, so hielt sich doch die Brandenburgische Regierung sehr weitherzig. Alle Irrungen, Unordnungen oder außerordentliche Begebenheiten schrieb man damals gern den Pietisten zu. Spener aber behauptete, jene Schwärmereien giengen den Pietismus nichts an und ermahnte, nicht neue Offenbarungen zu suchen sondern sich an der heiligen Schrift genügen zu lassen. Seine Schüler aber sahen doch in den Schwärmern insofern Verbündete, als sie mit ihnen die klare Orthodoxie bekämpften. Spener schloß eine seiner damaligen Vertheidigungsschriften mit den Worten: „HErr, steure allen Aergernissen und erfülle die Herzen derer, die schreiben wollen, mit Wahrheit und Liebe — um deiner Ehre willen! Amen.“ Er sagte auch: „Niemand soll über das Elend der Zeit und über das allgemeine Verderben sich

Digitized by Google

also betrüben, daß dadurch die Freudigkeit, getrost des HErrn Werk zu treiben, niedergeschlagen werde."

Damals versuchte der französische Bischof Bossuet eine Vereinigung zwischen der evangelischen und katholischen Kirche; oder eigentlich, er suchte Fürsten und Fürstinnen zu berücken, katholisch zu werden. Seine Künste deckte zwar der große Weltweise von Leibnitz auf; indeß auch dieses Mannes Lieblingsidee war eine Vereinigung der Kirchen; auch der Professor Calixt half einen Vereinigungsentwurf zu Stande zu bringen. Während Spener durch seine Schriften solchem Streben widerstand, traf ihn ein harter Schlag durch den Uebertritt seines Zöglings, des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der um der polnischen Königskrone willen 1697 den Glauben seiner Väter und seinen erhabenen Standpunkt in der evangelischen Kirche verließ. Spener war gerade in Lichtenburg bei der verwittweten Kurfürstin und theilte den Schmerz mit ihr. Er zitterte vor der gefährlichen Folge fürs Land. Er betrachtete ihn als gerechtes göttliches Gericht über das Verderben in der lutherischen Kirche und ließ von neuem seine schon 1684 in Frankfurt veröffentlichte Warnung vor der katholischen Kirche drucken.

Eine schwere Sorge, die schwerste seines Lebens, bereitete ihm am Ende seines Wirkens der von seinem Kollegen, dem Diakonus Johann Kaspar Schade, erregte Beichtstreit. Durch die Verwandlung der Ohrenbeichte in die Privatbeichte war dem lutherischen Seelsorger die Möglichkeit gelassen, einen jeden insonderheit zu strafen und zu trösten, wie es der Seelenstand des Beichtkindes forderte; auch die Privatabsolution hatte die lutherische Kirche als ein hohes Gut sich bewahrt. Freilich kam es theils aus Schuld der Trägheit vieler Geistlicher, theils bei der Menge der Beichtenden dahin, daß oft nichts geschah als ein Hersagen der Beichtformel und die Ertheilung der Absolution unter Handauflegung, und dabei trauten doch die Leute auf die also empfangene Sündenvergebung ähnlich wie die Katholiken auf ihren Ablaß und verabsäumten lebendige Buße und wahre Bekehrung. So kam es, daß dem gewissenhaften, aber auch zur Schwermuth geneigten, überdieß im Kampfe gegen die Orthodoxen gereizten Diakonus Schade die Beichte nach seiner Aussage zu einer unerträglichen Marter

Digitized by Google

seines Gewissens wurde. Spener sprach vermittelnd sich so aus: „Da keine Aeltesten vorhanden seien, die die Macht hätten, Namens der Gemeinde die Unwürdigen vom heiligen Abendmahl auszuschließen, so müsse der Prediger die Absolution allemal als bedingt durch Bußfertigkeit darstellen.“ Aber es gelang ihm nicht, Schade zu beruhigen. Am Freitag pflegte denselben die Angst zu überfallen, welche Sonnabends während der Beichte fortdauerte. Nach einer schlaflosen Nacht mußte er dann ganz abgemattet in die Sonntagsarbeit eintreten. Vergeblich erboten sich seine Kollegen, ihm die Last des Beichthöreus abzunehmen. Plötzlich erschien eine Schrift von ihm, betitelt: „Ich suchte Hilfe bei den Menschen und fand keine“. Darin nannte er den Beichtstuhl „Satansstuhl, Höllenpfuhl“ und die lutherische Kirche die babylonische Hure. Als Spener dieß Schriftchen zu sehen bekam, war er vor Schrecken fast des Todes. Aber Schade fuhr fort, sich selber zu helfen, und der Jünger eilte dem Meister voraus. Er lud seine Beichtkinder ein, mit ihm in der Sakristei zusammenzukommen; hier ermahnte er sie aufs beweglichste, kniete mit ihnen nieder, sprach ihnen die Beichte vor und ertheilte dann die Absolution im allgemeinen. Die Bürgerschaft von Berlin, damals noch kirchlich und von den Streitigkeiten mit den Reformierten noch aufgeregt, gerieth in die größte Bewegung, und viele verlangten Schades Absetzung. Vor einer Kommission, zu welcher auch Spener gehörte, sollte die Sache verhandelt werden. Schade, der nebst vielen Zeugen und Vertretern der Bürgerschaft vorgeladen war, vertheidigte sich mit großer Festigkeit und Sicherheit, und wie wenig er vereinzelt dastand mit dem, was er wollte, bewies eine Deputation aus Cölln an der Spree, welche Aufhebung des Beichtzwanges verlangte. Am Ende erschien am 16. Dezember 1698 ein kurfürstlicher Befehl, welcher unter der Bedingung der persönlichen Anmeldung beim Beichtvater die erbetene Freiheit vom Beichtstuhl gewährte. An Speners Seele aber fraß wie ein Wurm der vielfach gehegte Verdacht, daß er an allem Schuld sei. So geschehen oft auf eine unvorhergesehene Weise wichtige Veränderungen auch in der Kirche des HErrn und werden von den einen als Gericht, von den andern als gute Gaben Gottes angesehen.

Anno 1701, im sechsundsechszigsten Jahre seines Lebens

Digitized by Google

spürte Spener eine so bedeutende Abnahme seiner Kräfte, daß er sich einen Adjunkt erbat. Noch aber hielt er seine Sonntags- und Wochenpredigten und arbeitete wacker auf seiner Studierstube. Nur seiner rechten Hand wurde das Schreiben schwer, und im Jahre 1702 blieben siebenhundert Briefe aus diesem Grunde unbeantwortet liegen; am dritten Sonntag nach Trinitatis 1704 vollendete er die Zahl seiner Predigten in Berlin, es waren eintausendzweihundertundsechsundsechszig, genau so viel wie in Frankfurt am Main. Es war seine letzte Predigt. Er versuchte noch eine auszuarbeiten über St. Matth. 10, 38: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth"; aber diese Arbeit blieb liegen. „Gott will nicht, daß ich vom Kreuze predige, sondern daß ich es erfahre," sagte er. Am 11. Juni ließ er seine Kollegen von St. Nikolai an sein Bett kommen und schloß noch ein Mal vor ihnen sein Herz auf. „Ich bekenne mich von ganzem Herzen zu den Bekenntnißschriften, stehe auch nicht in Widerspruch gegen den Artikel von der Wiederkunft Christi, wenn ich an den noch zukünftigen Eintritt des tausendjährigen Reichs glaube. Ich glaube, daß Gott auch außerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche die Seinen habe. Die specielle Seelsorge, wie ich sie in Frankfurt ausüben konnte, halte ich für das Kleinod im Predigtamte. Zu Dresden und hier bin ich von dieser Sorge verschont geblieben; ob mir dieß aber vor Gott gut ist, darüber erwarte ich bloß die göttliche Barmherzigkeit. Ich habe Nichts, Nichts, Nichts, als nur die Barmherzigkeit Gottes in Christo JEsu; von allem guten, das etwa durch mich geschehen ist, rechne ich mir selbst nichts zu; mir gebührt nichts davon, als was daran fehlt."

Noch ein Mal sollte Spener von seinem Sterbelager sich erheben, nicht um sein Amt wieder anzutreten, aber um die letzte Hand zu legen an eine Schrift, die ein Zeugniß war von der ewigen Gottheit unseres HErrn JEsu Christi. Auch schrieb er noch seinen Lebenslauf nieder, wie er sollte nach seinem Tode von der Kanzel verlesen werden. Er wollte dadurch Lobeserhebungen abwehren, wie dieselben leider oft in solchen Nachrufen frommer Männer allzureichlich eingeflochten wurden. In den ersten Tagen des Januar 1705 saß er an seinem Arbeitstisch und schrieb einen Brief, worin er einem Freunde den Tod eines andern lieben Freundes meldete. Wie

Digitized by Google

er nun im Schreiben an das Wort Tod kam, fiel ihm die Feder aus der Hand, und er mußte zu Bette gebracht werden. Am 13. Januar 1705 beschloß er sein siebenzigstes Lebensjahr. Als die Wanduhr die fünfte Abendstunde schlug, um welche er geboren war, traten Thränen der tiefsten Rührung in seine Augen, und sein Mund floß über von Lob und Dank und dann wieder vom Bekenntniß seiner Unwürdigkeit vor Gott. Zuletzt noch schrieb er an seinen König Friedrich den Ersten und legte ihm des HErrn Werk in seinen Landen ans Herz. Als am 27. Januar seine Hausfrau ihm das Essen brachte, wies er dasselbe mit den Worten zurück: „Ich will nicht mehr essen und trinken; ich bin nahe an der Ewigkeit."

Die Freudigkeit und Festigkeit seines Glaubens wankte keinen Augenblick. Nur fühlte er sich arm am Geist. „Schade," sprach er, „war wie ein Gefäß voll Most; wo man dasselbe anbohrt, überall quillts; ich bin ein harter trockner Klotz und habe kein andres Wort, als daß ich mich als ein Kind auf die Barmherzigkeit meines himmlischen Vaters dahingebe." Aber allen Besuchern war gerade diese stille Demuth sehr erbaulich. Besonders unterhielt er sich noch gern mit seinem Freunde dem Baron von Canstein. Sein Lebelang war die Arbeit seine Ruhe gewesen, und dieß Hinliegen ohne Arbeit ward ihm schwer. Jedoch gestand er, daß bei ihm nun wahr werde das Wort 2 Cor. 4, 16: „Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird der innerliche von Tag zu Tag erneuert." Ganz besondern Trost fand er in den schönen Liedern: „Ich rufe zu dir, HErr JEsu Christ", „Ich bitt' erhör mein Klagen" von Paul Speratus, und „Allein zu dir, HErr JEsu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden" von Johann Schneesing. Am Abend vor seinem Tode ließ er sich das siebenzehnte Kapitel des Evangelii St. Johannis drei Mal vorlesen. Es war ihm das herrlichste Kapitel im ganzen Neuen Testamente. Mit den umstehenden Freunden redete er von Simeons Abschiedsworten und segnete sie einzeln. Am nächsten Morgen, erwacht von einem langen ruhigen Schlaf, schlossen sich seine Augen, er streckte Hände und Füße gerade von sich, und so entschlief er ohne Zuckung oder den geringsten Schmerzenslaut — Sonntag früh, 5. Februar 1705. Am 12. Februar wurde er auf den Kirchhof von St. Nikolai zur Ruhe gebracht. „Mein Knecht

Digitized by Google

Mose ist gestorben" lautete der Text der Leichenpredigt, und der der Gedächtnißpredigt: „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen." Weiß gekleidet, in einem weißen Sarge wurde er bestattet. „Ich habe Zeit meines Lebens über den Zustand der Kirche genug getrauert; da ich nun in die triumphierende Kirche eingehe, so will ich durch ein weißes Sterbekleid und durch einen hellen Sarg bezeugen, daß ich in der Hoffnung einer Besserung der Kirche auf Erden sterbe." Diese Bestimmung hatte er vor seinem Ende getroffen. So starb der Mann, der züchtig, gerecht und gottselig gelebt hatte in dieser Welt und wartete auf die selige Hoffnung und Erscheinung des großen Gottes, unsers Heilands JEsu Christi, der unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Das Innerste seines Lebens war Gebet; er betete ohne Unterlaß. Lange und ernstlich betete er täglich drei Mal im Kämmerlein, ebenso Morgens, Mittags und Abends mit den Seinen. Eine besondere Gebetsordnung galt für den Sonntag. Nach dem gemeinsamen Morgengebete sang er in seinem Kämmerlein Luthers Lied: „JEsus Christus unser Heiland, der den Tod überwand, ist auferstanden." Nach genossenem Mittagsmahl sang er das Sterbelied von Albinus: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu." Ferner das Lied von Johann Franck: „JEsu meine Freude, meines Herzens Weide", und „Verzage nicht o Häuflein klein, ob schon die Feinde willens sein, dich gänzlich zu zerstören." Abends sang er mit den Seinen: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", und, wenn er an diesem Tage eine Leichenpredigt gehalten hatte, das Sterbelied von Simon Dach: „Ich bin ja, HErr, in deiner Macht", und endlich im Kämmerlein: „So wünsch ich nun ein gute Nacht der Welt und laß sie fahren" und „Mit Fried und Freud ich fahr dahin in Gottes Willen."

Ausgezeichnet war seine Treue in der Fürbitte. Er hielt dazu täglich eine besondere Betstunde in seinem Kämmerlein. Für manche betete er wöchentlich ein Mal, für andere, die dessen recht bedürftig waren, täglich, für seine liebsten Freunde drei Mal täglich. Er nahm jeden auf in die Reihe dieser Namen, für die er betete, von dem er erfuhr, daß er bekehrt sei oder

Digitized by Google

doch sich bekehren wolle, ob reich oder arm, ob fern oder nah. Er schrieb sich diese Namen auf und wandte sich beim Gebet nach der Gegend hin, wo sie wohnten. Dabei genügte er selbst sich so wenig, beklagte seine Untüchtigkeit zum Gebet so sehr, daß er nur Trost fand in dem Worte Psalm zehn: „Das Verlangen des Elenden hörst du, HErr.“ Neben dem Beten aber war er ein so fleißiger Arbeiter, daß er nach seinem Geständniß niemals ganz ausgeschlafen hat, niemals spazieren gieng, den Garten hinter seiner Amtswohnung in Berlin während neun Jahre nur zwei Mal besucht hat. Nur Amts-Wege benutzte er gern, sich Leibesbewegung zu verschaffen, und bediente sich dabei nicht leicht eines Wagens.

Den ganzen Vormittag widmete er seiner Arbeit am Schreibtisch; dagegen fand Nachmittags jeder Zugang bei ihm, der ihn sprechen wollte. Seine Predigten schrieb er wörtlich nieder und trug sie auch wörtlich vor. So gewiß er seiner Sache sein konnte, so gieng er doch nie ohne Furcht und Angst stecken zu bleiben auf die Kanzel. Aus seinen zahlreichen Briefen in Angelegenheiten des Reiches Gottes sind die theologischen Bedenken entstanden, welche theils er selbst, theils nach seinem der Tode Baron von Canstein in sechs großen Quartbänden herausgab. In der Haushaltung blieb er ein Fremdling, und die ganze Sorge darum lag ungetheilt auf dem Herzen der thätigen Hausfrau; so auch die Kinderzucht. Seine treue Gattin überlebte ihn nur neun Monate. Zwei Töchter und sechs Söhne überlebten die Eltern, und alle, wie sie das vierte Gebot gehalten hatten, wurden auch Erben seiner Verheißung: „Auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“

Digitized by Google

August Hermann Francke.

August Hermann Francke ist im Jahre 1663 am 23. März in der alten Hansestadt Lübeck geboren. Sein Vater war der Syndikus des Domkapitels und Doktor der Rechte Johann Francke, ein frommer, in allen kirchlichen Dingen wohl erfahrener, der lutherischen Lehre herzlich zugethaner Mann; seine Mutter Anna, des Bürgermeisters Daniel Gloxin Tochter. Als der Knabe drei Jahre alt war, folgte der Vater einer Berufung Herzog Ernst des Frommen nach Gotha, woselbst dieser Fürst sich seines Raths in Kirchen- und Schulverfassungen bedienen wollte. Aus der neuen Heimath wurde er schon nach vier Jahren in die ewige Heimath abgerufen. Die Wittwe bewährte sich aber als ein treues Mutterherz, indem sie den Sohn bei einer durchaus trefflichen und sorgfältigen Erziehung vornehmlich auf das eine, was noth ist, verwies. Ihr und einer drei Jahre älteren Schwester hat August Hermann viel, viel zu danken gehabt. In Folge ihres gesegneten Beispiels zeigte der Knabe schon frühe einen so frommen Sinn, daß er im zehnten Jahre um ein eigen Kämmerlein bat, um in der Stille lernen und nach seiner lieben Gewohnheit auf den Knieen beten zu können. Er selbst hat mehrmals erzählt, daß ihm namentlich die eine Bitte immer wieder auf die Lippen getreten sei: „Lieber Gott, es müssen ja allerlei Stände und Handthierungen sein, die doch endlich alle zu Deiner Ehre gereichen. Aber ich bitte Dich, Du wollest mein ganzes Leben bloß und allein zu Deiner Ehre lassen gerichtet sein.“ Mit dreizehn Jahren kam er auf das Gymnasium und zwar so gut vorbereitet, daß er sogleich in die Vorbereitungsklasse für die Universität aufgenommen werden konnte. Bei hervorragender Begabung wurde er schon nach

Digitized by Google

einem Jahre für reif erklärt, die Schule zu verlassen. Doch behielt ihn die verständige Mutter noch zwei Jahre im Hause, ehe sie ihn — sechszehn Jahre alt — auf die Universität nach Erfurt sandte. Das Bewußtsein, seine zum Theil fast noch einmal so alten Mitschüler geistig bedeutend zu überragen, hatte schädlich auf ihn gewirkt. Aus dem frommen Kinde war ein eitler Schüler geworden, der zwar unanstößig wandelte, aber nach „kluger Schüler" Weise nach der Seligkeit des Wissens verlangte und das verborgene Herzensleben sterben und verderben ließ. In dieser durchaus äußerlichen und verstandsmäßigen Richtung studierte er Theologie, ein halbes Jahr in Erfurt und drei Jahre in Kiel, wohin ihn die Verleihung eines Gloxinschen Familienstipendiums zog, und wo er Zuhörer und Hausgenosse des trefflichen Professors Kortholt wurde, allerdings noch ohne den rechten Segen von diesem Umgange zu empfangen. „Ich wußte damals," schreibt er von jener Zeit, „alle Begriffe des Glaubens und der Sittenlehre zu bestimmen, ich konnte alle Lehren aus der heiligen Schrift beweisen, ich versäumte nichts, was man zu äußerer Frömmigkeit rechnet. Aber meine Theologie war in meinem Kopfe, nicht in meinem Herzen. Sie war eine todte Wissenschaft, die mein Gedächtniß und meine Phantasie beschäftigte. Wenn ich die heilige Schrift las, geschah es, damit ich gelehrt werden möchte, nicht um ihren Inhalt auf mich anzuwenden. Ich suchte sehr viel darin, alles auf Papier zu schreiben, und hatte auch wirklich viele ansehnliche Hefte zusammengeschrieben: in mein Herz etwas zu schreiben, das war mir ein zu seltener Gedanke." Da ein Lehrer einmal geäußert hatte, Griechisch und Hebräisch seien die beiden Augen der Theologie, begab er sich einige Monate nach Hamburg zum gelehrten Rabbiner Esra Edzardi, um sich in der zweitgenannten Sprache unterweisen zu lassen. Bei seinen hervorragenden Gaben, die ihm neben der Kenntniß des Lateinischen und Griechischen die beiläufige Erlernung des Französischen und Englischen ermöglicht hatten, gelangte er bald zu solcher Fertigkeit, daß er im nächsten Jahre die hebräische Bibel sieben Mal durchlas. Diese Kenntniß kam ihm gut zu Statten. Ein junger wohlhabender Theologe lud ihn ein, als sein Präzeptor ihn nach Leipzig zu begleiten und Hebräisch zu lehren. Das geschah mit gutem Erfolge. Franckes Schüler

Digitized by Google

wurde nachmals ein Professor der orientalischen Sprachen. Der Leipziger Aufenthalt hatte für August Hermann viel belehrendes und förderndes. Er lernte Italienisch, wurde Magister und begann Vorlesungen zu halten, die viel Beifall fanden. Wichtiger für sein inneres Leben war die Einrichtung eines Kollegiums für Bibelfreunde. Eine Predigt von Spener hatte die Anregung dazu gegeben. An jedem Sonntag Nachmittag versammelte er sich mit anderen jungen Magistern. Es wurde ein Kapitel aus dem alten Testamente und eins aus dem neuen gelesen und erklärt und dann darüber gesprochen. Gewiß lag schon in diesem gemeinsamen Lesen und Hören des Gotteswort ein Segen, wenn er auch selbst noch über seinen damaligen Herzenszustand schreibt: „Ich fand meinen Zustand so verderbt und zwar durch mancherlei Hinderungen und Abhaltungen so verstrickt — welches keine groben Laster waren, sondern die Verstrickung in den Studien und in der Weltgefälligkeit — daß mir war wie einem, der im tiefen Schlamme steckt und die Arme hervorstreckt aber die Kraft nicht hat, sich ganz loszureißen, oder wie einem, der mit Banden an Händen und Füßen und am ganzen Leibe gefesselt ist und zwar einen Strick zerreißt, aber sich nun desto mehr sehnt, auch von dem anderen frei zu werden. Gott aber, der Treue und Wahrhaftige, kam mir mit seiner Gnade zuvor, und bereitete mir den Weg, ihm von Tage zu Tage gefälliger zu leben."

In diese Zeit fällt ein Ereigniß, das an sich sehr unbedeutend, doch für Francke Veranlassung wurde, zum ersten Male seine Stimme in Sachen des „Quietismus" zu erheben, und somit gewissermaaßen den Kampf-, Leidens- und Siegesweg andeutete, den er sein Leben lang gegangen ist, indem er der Vertiefung des Seelenlebens in die Schätze der göttlichen Gnade und dem heiligen Liebesdienst gegen die Brüder den Vorzug gab vor einer gesetzesstolzen und verdammungssüchtigen Orthodoxie, die auf „reine Lehre" pocht, wie die Pharisäer auf die Abstammung von Abraham. Ein Leipziger Professor hatte ungebührlicher Weise die Schriften des frommen Katholiken Molinos, eines solchen mystischen „Ruhemannes", angegriffen und geschmäht — nach der echten Art solcher Zänker — ohne sie gelesen zu haben. Dagegen erhob sich Francke, indem er die Bücher aus dem Italienischen in das Lateinische über-

Digitized by Google

setzte und nachwies, wie viel erbauliches darin enthalten sei, daß man sie ungescheut annehmen dürfe, weil die Wahrheit unter allen Umständen zu lieben sei, fände sie sich bei Freunden oder Feinden.

In demselben Jahre erhielt er noch einmal das Gloxinsche Familienstipendium unter der Bedingung, seinen Aufenthalt beim Superintendenten Sandhagen in Lüneburg zu nehmen, um sich daselbst auf das Predigtamt vorzubereiten. Der Umgang mit diesem frommen und gelehrten Theologen wirkte im hohen Grade erwecklich auf ihn. Mehr und mehr wurde der Gegensatz zwischen seinem Wissen und Glauben ein quälender und nach Versöhnung verlangender, bis bei einer Gelegenheit seine innere Angst, von dem zeugen zu sollen, was ihm selbst nicht feststand, im hellen Verzweiflungskampfe hervorbrach. Sein inniges Herzensflehn, das in dem lauten Angstschrei ausbrach: „O Gott, wenn Du wirklich bist, so offenbare Dich und rette mich!“ es führte ihn zum Siege, und alle Unruhe und Herzensangst verschwand vor einer seligen Gewißheit. Nach dieser Befreiung von quälenden Zweifeln drängte es ihn, auch mit Predigt und rettender That Zeugniß abzulegen von der Barmherzigkeit, die ihm widerfahren war.

Die Zeit seines Aufenthalts in Lüneburg wandte er mit Eifer auf Errichtung eines Vereins von Bibelfreunden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg, woselbst er mit seinem Freunde Nikolaus Lange eine Privatschule errichtete und durch den Anblick der traurigen Kinderzucht und des verkommenen Schulwesens zu der Schrift: „Von Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit“ veranlaßt wurde, begab er sich Weihnachten des Jahres 1688 nach Leipzig, um hier den letzten Rest seines lang ausgedehnten Universitätslebens zu verbringen. Mit großem Beifall hielt er Vorlesungen über Paulinische Briefe und zwar in deutscher Sprache — damals eine Seltenheit —; aber nicht nur Beifall sondern reicher Segen begleitete seine Worte. Eine wunderbare Bewegung zeigte sich unter den Studierenden. Darüber entbrannte Neid und Zorn der anderen theologischen Professoren, welche durchgängig Vertreter einer strengen Rechtgläubigkeit waren und das lutherische Bekenntniß ihren Schülern wie das Einmaleins einprägten, vor allen des hoffährtigen und heftigen Carpzov.

Digitized by Google

Sie verleumdeten ihn als Heuchler, Separatist, Pietist. Das war der neu erfundene Spott- und Schimpfname, mit dem seit Speners Auftreten die Orthodoxen jede Spur neuen christlichen Lebens zu brandmarken gedachten. Eine förmliche Untersuchung wurde gegen ihn angestellt. Doch, obwohl sich Professoren, Pastoren und Konsistorialräthe wider ihn verschworen hatten, ward er dennoch frei gesprochen. Später erließ er einige Vertheidigungsschriften, worin er den Satz aufstellte: „Ich verlange keine neue Religion sondern neue Herzen." Die Anfechtungen erhöhten natürlich seinen Ruf. Wohin er auf seinen Reisen kam, ward er gedrungen zu predigen. Die Feinde führten aber doch einen Streich wider ihn. Doktor Carpzov hatte einen Beschluß der Universität durchgesetzt, daß die Magister keine Vorlesungen mehr halten dürften. Das nahm ihm Freudigkeit und Grund zu längerem Aufenthalte, und gerne folgte er der Berufung an die Augustinerkirche zu Erfurt, woselbst er als Diakonus wirken sollte neben seinem Freunde D. Breithaupt, den er in Kiel kennen gelernt hatte. Beide Männer verkündeten mit Kraft das lebendige Evangelium und giengen den bedürftigen Seelen auch in den Häusern nach. Francke hielt daneben Vorlesungen für die Erfurter Studenten und suchte Bibeln im Volke zu verkaufen, die er von Lüneburg bezog. Aber die Feindschaft ruhte nicht und fand ein willkommenes Bündniß bei den Katholiken: denn die Stadt und Universität Erfurt stand unter kurmainzischer Oberhoheit. Man denuncierte Francke als Sektenstifter, und plötzlich erschien ein kurfürstlicher Befehl, welcher ihn seines Amtes entsetzte und binnen achtundvierzig Stunden aus der Stadt wies. Umsonst waren alle Bittschriften aus der Gemeinde sowie ein Fußfall, den die Schulkinder vor dem Statthalter thaten. Am 27. September 1691 zog er aus Erfurt nach Gotha, der Gewalt weichend, aber mit ungebrochener Freudigkeit. Unterwegs dichtete er das Lied: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet". Um ein Unterkommen oder Fortkommen brauchte er nicht verlegen zu sein. Nach Gotha, Koburg und Weimar wollte man ihn haben. Aber sein Herz zog ihn mehr nach Kurbrandenburg, das seit der Regierungszeit des großen Kurfürsten Vorort und Schutz des Evangeliums in deutschen Landen geworden war.

Digitized by Google

Gern folgte er dem Rufe nach Halle als Professor der orientalischen Sprachen und Pastor an St. Georg in der Vorstadt Glaucha. Mit ihm ward sein Freund Breithaupt berufen als Professor der Theologie und Konsistorialrath. Am 7. Januar 1692 trat Francke sein neues Amt in einer verödeten, geistlicher Seits schwer versäumten Gemeinde an. Seine Predigten giengen wie ein mächtiges Rauschen über Todtengebeine. Neues Leben entstand allerorten. Aus Haus- und Tischgenossen und besonders erweckten Gemeindegliedern entstand eine Hausgemeinde, die Morgens und Abends zu kurzen Andachten bei ihm zusammen kam und als ein rechtes Salz im großen Kreise der Gemeinde wirkte. Alle heilshungrigen Herzen der Stadt verließen die dürre Weide der trockenen Rechtgläubigkeit und Schulgelehrsamkeit, womit sie von den anderen Kanzeln bewirthet werden sollten, und wandten sich ihm zu. Natürlich regte sich auch hier die Feindschaft wieder. Man erhob die schmählichsten Verdächtigungen wider ihn, nannte ihn Sektenstifter und verschrie seine Abendandachten als anstößige Konventikel. Der Skandal wurde immer größer, so daß das Magdeburger Konsistorium eine Untersuchungskommission nach Halle schickte. An die Spitze trat der wohlwollende und gemäßigte Kanzler von Seckendorf. Francke und Breithaupt standen bald gerechtfertigt da, und der Kanzler wußte künftigen Verdächtigungen dadurch die Schärfe zu nehmen, daß er Francke die täglichen Andachten in die Kirche verlegen ließ, was demselben hoch erwünscht war.

Nachdem er von außen Frieden erlangt hatte, wandte er sich mit neuer Freudigkeit der Fürsorge für die Gemeinde im Innern zu. Namentlich schmerzte es ihn tief, die armen Kinder in Schmutz, Unwissenheit und Bosheit heranwachsen zu sehen. Er benutzte die regelmäßigen Almosenvertheilungen zu kurzem Katechismusunterricht, bei dem die Erwachsenen zuhörten. Doch hätte er gerne dauernd geholfen. Einst überlegte er im betrübten Gefühl seiner Armuth, wie St. Paulus im 2. Corintherbriefe geschrieben habe: „Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reif seid zu allerlei guten Werken." Da kam der Brief eines Freundes, der ihn in großer Noth dringend um Hilfe bat. Nach langem Ueberlegen, wie das in

Digitized by Google

seiner Mittellosigkeit anzustellen, brachte ihn seine herzlichste Bruderliebe und Opferfreudigkeit auf einen glücklichen Gedanken. Täglich wandte er die Zeit, die er sonst zum Abendessen gebraucht hatte, die einzige Freistunde zwischen schweren Amtsgeschäften, auf Ausarbeitung eines Büchleins, der „Biblischen Anmerkungen", verkaufte es schleunigst und sandte den Erlös, einhundertundfünfzig Thaler, dem bedrängten Freunde. Das war ihm eine herrliche und tröstliche Erfahrung. Ihm war, als habe er ein wunderbares Geheimniß entdeckt, und mit Heldenmuth gieng er an die Ausführung seiner barmherzigen Vorsätze.

Eines Tages fand er in seiner, im Pfarrhause angebrachten Armenbüchse als die Gabe einer frommen Frau vier Thaler sechszehn Silbergroschen. Da rief er mit Freudigkeit: „Das ist ein ehrlich Kapital; davon muß man was Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen!" An demselben Tage noch kaufte er für zwei Thaler Bücher und stellte einen armen Studenten mit sechs Silbergroschen wöchentlich an, täglich zwei Unterrichtsstunden zu geben. Zuerst machte er schlimme Erfahrungen. Die Kinder verkauften die anvertrauten Bücher und blieben weg. Nach manchem Versuche und veränderter Einrichtung kam die Sache in Gang. Arme Bürgersleute schlossen sich theilnehmend an und überließen ihm ihre Kinder für einen Groschen wöchentlich zum Unterricht. Nach dem ersten Halbjahre hatte er sechszig Kinder, gab dem Lehrer wöchentlich sechszehn Groschen, und dieser ertheilte dafür täglich fünf Stunden. Im Winter gebrauchte er bereits drei Zimmer, und die Beiträge fingen allmählich an zu fließen. Da er sah, daß die Kinder zu Hause immer wieder durch böses Beispiel verdorben wurden, drängte sich ihm die Nothwendigkeit auf, sie ganz in Pflege zu nehmen. Unerwartet erhielt er ein Vermächtniß mit fünfundzwanzig Thaler jährlichen Zinsen zur Erziehung eines Waisenkindes. Bei der Auswahl konnte er sich nicht entschließen, unter vieren das bedürftigste auszuwählen, und so nahm er in Gottes Namen alle vier. Sie wurden bei christlichen Bürgern untergebracht. Im Herbste waren es schon neun, über die ein Student, Namens Neubauer, die Aufsicht führte. Im folgenden Jahre setzten ihn Beiträge von tausend, dreihundert und hundert Thaler in den Stand, neben dem Pfarrhause ein Haus zu kaufen und darin für nunmehr

Digitized by Google

zwölf Kinder eine förmliche Wirthschaft einzurichten. Damit verband er einen Freitisch für zwölf arme Studierende, aus welchen er die Lehrer seiner Schule entnahm. Daraus entsprang später ein Lehrerseminar. Im nächsten Jahre wurde schon ein zweites Nebenhaus gekauft, die Armenschule in eine Knaben- und Mädchenklasse getrennt, und der schon länger davon geschiedenen Bürgerschule eine lateinische Klasse beigefügt. Das waren die kleinen Anfänge des „Waisenhauses", der „Armenschulen" und der lateinischen Schule. Nach zehn Jahren hatte die letztere zweihundertundsechszig Schüler in sieben Klassen und nach zwanzig Jahren fünfhundert Schüler.

Mit der Hilfe wuchs aber auch die Lust, mehr zu thun, und mit dem Segen der Muth. Es wurde zur Nothwendigkeit, ein selbstständiges Gebäude zu haben. So kaufte er getrosten Muthes in der Kraft des Glaubens den Gasthof „zum Adler" in Glaucha nebst dem großen Platze daneben, um schlechte Nachbarschaft zu verhüten: da hatte er den Bauplatz, zugleich einen Bauernhof im Dorfe Giebichenstein, zu welchem ein Steinbruch gehörte. Der gab die Steine. Aber Geld hatte er nicht. Trotzdem legte er fröhlich den Grundstein am 24. Juli 1698 zum Neubau des jetzigen Hauptgebäudes mit dem Adlerschilde.

Die Geschichte dieses Baues ist eine Reihe der wunderbarsten Gebetserhörungen und ein Vorbild des unerschütterlichsten Gottvertrauens. Bald fehlte es an Bauholz, bald an Kalk, bald an Lebensmitteln für die Hunderte, die erwartend auf Francke sahen, und an Geld, aber dennoch haben sie nie Mangel gelitten. Einmal saßen die Kinder beim Dunkelwerden noch ohne Licht, weil kein Geld dazu vorhanden war, und der Hausverwalter lief in der Stadt umher, solches aufzutreiben; richtig! ehe es ganz finster wurde, war das Gewünschte da. Die Freunde wurden oft bange wegen Franckes Unerschrockenheit. Vergeblich drangen sie in ihn, von Fachwerk zu bauen anstatt von Steinen, wegen der großen Ersparniß. Er behauptete, es sei ihm, als habe Gott zu ihm gesagt: „Baue von Steinen, ich will es bezahlen." Er selber erzählt aus jener Zeit in seinen „segensvollen Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes": „Im Jahre 1698, im Oktober ward einer frommen und durch

Digitized by Google

Kreuz bewährten Christin an einem anderen Orte ein Dukaten von mir zugesandt, worauf dieselbe mir schrieb, der Dukaten wäre ihr zu einer solchen Zeit kommen, da sie dessen wohlbenöthigt gewesen. So habe sie auch Gott gleich gebeten, daß er meinen armen Waisen einen Haufen Dukaten wieder bescheeren möchte. Bald darauf brachte mir eine christliche Person einen Dukaten und zwölf Doppeldukaten. An eben dem Tage wurden mir auch zwei Dukaten von einem guten Freunde aus Schweden geschickt, und nicht lange darnach empfieng ich durch die Post fünfundzwanzig Dukaten, dabei der Geber nicht genannt war. Und da um dieselbe Zeit Prinz Ludwig von Würtemberg zu Eisenach starb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Waisenhause vermacht. Es waren aber fünfhundert Dukaten Species die er in einem atlassenen, rothen Beutelchen verwahrt und dabei einen Zettel gelegt: Dieses soll fürs Waisenhaus in Halle. Da ich nun diesen Haufen Dukaten auf dem Tische vor mir sah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau, da sie Gott gebeten, er wolle meinen armen Waisen einen Haufen Dukaten wieder bescheeren. Es geschah, daß ich zu einer Zeit einer großen Summe benöthigt war, so daß ich mit hundert Thalern nicht auszukommen wußte, gleichwohl aber nicht sah, woher ich zehn, geschweige denn hundert Thaler bekommen sollte. Es kam der Oekonomus und zeigte die Nothdurft. Ich beschied ihn, er sollte nach der Mittagsmahlzeit wiederkommen, und gab mich inzwischen ans Gebet. Als er aber nach der Mittagsmahlzeit wiederkam, war noch nichts vorhanden, daher ich ihn auf den Abend wiederkommen ließ. Ich ward inzwischen von einem vertrauten, christlichen Freunde besucht, mit welchem ich mich denn im Gebet vor Gottes Angesicht vereinigte und ward sehr bewegt, Gott zu loben und zu preisen für alle seine Werke und Wunder, die er von Anbeginn an den Menschenkindern bewiesen hat, also daß mir die vornehmsten Exempel der ganzen heiligen Schrift in meinem Gebete zu Gemüthe kamen. Daher ich denn auch in solchem Lobe Gottes so gestärkt ward, daß ich dabei allein blieb und nicht nöthig fand, Gott ängstlich zu bitten, daß er mich aus gegenwärtiger Noth erretten möchte. Da nun dieser gute Freund von mir weggieng, und ich ihn durchs Haus bis an die Thür begleitete, stand an der einen Seite der Oekonomus

Digitized by Google

und wartete, daß ich ihm das verlangte Geld auszahlen würde; an der anderen Seite stand eine andere Person, welche einhundertundfünfzig Thaler überbrachte in einem versiegelten Beutel zum Behuf des Waisenhauses. Als einmal einer meiner Gehilfen, dem die Ausgabe anvertraut war, zu mir sagte: Unser Geld ist alle, so antwortete ich ihm: Deß freue ich mich; denn das ist ein Zeichen, daß uns Gott aufs neue etwas bescheeren wird, der hat mir von Kindheit auf ein Paar neue Schuhe gegeben, wenn die alten zerrissen gewesen. Des folgenden Tages in der Morgenstunde lässet sich jemand anmelden, daß er etwas nöthiges an mich zu bestellen habe; es waren aber zweihundert Thaler, welche zum Behuf des Waisenhauses zu überbringen diesem anvertraut worden."

Einmal kam von unbekannter Hand ein Bild Luthers, dabei ein Doppeldukaten und das Verslein:

Der Luther bringt nach seiner Sitt'
Den Waisen eine Gabe mit
Und wünschet, daß der Pfennig werd'
Auf tausendfache Art vermehrt.

Ein einzig Mal war so große Noth und Aussichtslosigkeit, daß Francke es als eine besondere Gnade pries, in der Zeit nicht den Muth verloren zu haben. Da kam aber auch die größte Gabe ein, die er bis dahin empfieng, nämlich fünftausend Thaler, und der unbekannte Geber hatte nicht einmal die augenblickliche Noth gekannt. Franckes Werk war wie eine laute Predigt von Gottes Barmherzigkeit, die jedermann zur Barmherzigkeit erweckte. Reiche und Arme, Freunde und Bekannte, Deutsche und Ausländer halfen um die Wette. Kurfürst Friedrich schenkte hunderttausend Mauersteine, dreißigtausend Dachziegel und zwei Mal je tausend Thaler. Nachgehends als König gab er Steuerfreiheit und mancherlei Privilegien für das Waisenhaus. Bauern brachten Butter, Käse, Eier, Flachs und Garn und stellten Gespanne zum Bau. Ein Leipziger Apotheker sorgte für alle Medikamente. Der Schornsteinfeger Klemme in Halle übernahm es, Zeit seines Lebens die Schornsteine des Waisenhauses unentgeltlich zu reinigen, und viele Handwerker arbeiteten umsonst. Solche wunderbare Einrichtungen göttlicher Fürsorge stärkten Franckes

Digitized by Google

Herz dermaaßen, daß er mit einer Sicherheit in die Zukunft schaute, die seinen Freunden oft wie ein gewisser frommer Leichtsinn vorkommen mußte. Bereits im Jahre 1696 hatte er ein Pädagogium gegründet, in welchem die Söhne auswärtiger Adeliger erzogen und unterrichtet wurden; doch gab es dazu noch kein eigen Haus. Da hatte Francke einmal viertausend Thaler zu einem Zweck liegen, dessen Termin noch längere Zeit anstand. Nun fand man eines Tages Spuren eines versuchten Einbruchs an dem Aufbewahrungsorte. Da meinte Francke: „Ehe es gestohlen wird, baue ich davon ein Haus für das Pädagogium.“ Gesagt, gethan. Der Bau gieng vorwärts; aber auch der Zahlungstermin für die viertausend Thaler rückte heran. Alle Freunde waren in Angst und Sorgen. Er allein blieb ruhig, selbst als der gefürchtete Tag erscheint und noch kein Geld aufzutreiben ist. Als er Mittags aus der Vorlesung heimkam, fand er einen Brief vor, der begann: „Achttausend Thaler sind dem Waisenhause in Halle von meiner Schwester im Testament vermacht.“ Nun war die Noth vorbei und sogar für den Weiterbau gesorgt. Allmählich wuchsen zu den Hauptanstalten herrliche Nebenwerke heran. Die nothwendig gewordene Hausapotheke wurde zu einer reichen Erwerbsquelle. Ein Mann Namens Burgstaller gab ihm auf seinem Sterbebette mehrere chemische Aufsätze und Recepte, aus denen der gelehrte und fromme Waisenhausarzt Dr. Christian Friedrich Richter eine gewisse aus dem Golde herzustellenden Tinktur, die sogenannte Essentia dulcis herstellte, die, viel verlangt und bewährt, der Apotheke nebst anderen von einem Dr. Vischer überlassenen Recepten bedeutende Einnahmen brachte. Daneben entstand aus Geschenken eine beträchtliche Bibliothek, die schon zu des Stifters Lebzeiten achtzehntausend Bände enthielt.

Wunderbar war auch die Entstehung der Buchhandlung. Der Kandidat Julius Elers aus Bardewick bei Lüneburg, ein alter Freund Franckes, ließ eine von dessen Predigten: „Von der Pflicht gegen die Armen“ drucken und verkaufte sie zum Besten des Waisenhauses. Durch den guten Erfolg ermuntert, dehnte er diesen Handel aus, bis er endlich große Werke in Verlag nahm und in Leipzig, Berlin und Stettin Niederlagen errichtete. Sein ganzes Einkommen floß in die Waisenhaus-

Digitized by Google

kasse. Dafür ließ er sich nur seinen Anzug und seine Nahrung beschaffen. Von selbstständigem Eigenthum besaß er nichts als eine Bibel zu seinem Gebrauch. Als Friedrich Wilhelm der Erste, der aus einem mißtrauischen Beobachter, zu dem ihn die Verleumdung der Orthodoxen gemacht hatte, durch eigene Anschauung ein warmer Freund und Beschützer der Franckischen Stiftungen geworden war, einmal unvermuthet das Waisenhaus vom Dache bis zum Keller visitierte, fragte er den Buchhändler, den Kandidaten: „Und was hat er nun von dem allen?“ Da sagte dieser: „Majestät, wie ich gehe und stehe.“ Da klopfte der König auf Franckes Schulter und sagte mit tiefer Bewegung: „Nun begreife ich, wie Er so etwas kann. Solche Leute habe ich nicht.“ Er behielt den seltsamen Buchhändler-Kandidaten immer im Gedächtniß und sprach gern von ihm.

Man sollte fast meinen, der eine Mann, auf dem die Schwere vieler Unternehmungen — denn zu den bisher erwähnten kam noch die Sorge für die Mission in Ostindien und für die Bibelverbreitung — lastete, müsse in Vielgeschäftigkeit schier zu Grunde gegangen sein. Dem war aber keineswegs so. Regelmäßig predigte er und hielt seine täglichen Erbauungsstunden, sorgte auch sonst, wie er konnte, für das Seelenheil der Gemeinde, namentlich auch durch eine Reihe kleiner Schriften, die er ausgeben ließ, so: „Kurzer und einfältiger Entwurf von den Mißbräuchen des Beichtstuhls“, ein Versuch, bei der Zulassung zum heiligen Abendmahl wieder Kirchenzucht einzuführen; ferner: „Einfältiger Unterricht von der Führung des Predigtamts und dessen heilsamer Anwendung von Seiten der Zuhörer“; „Nikodemus oder von der Menschenfurcht“; „Schriftmäßige Lebensregeln“; ferner Einleitungen zum neuen Testamente und zu einzelnen Episteln: „Christus, der Stern der heiligen Schrift“, „Kurze Anleitung zum Christenthum“, „Grundregeln JEsu Christi“, „Kurze Anweisung zur wahren, lauteren und apostolischen Erkenntniß JEsu Christi“, „Betrachtung von der Gnade und Wahrheit“. Viel Aufsehen und Anstoß gab außer den oben erwähnten „biblischen Anmerkungen“ das Schriftchen: „Beantwortung der Frage, was von dem weltüblichen Tanzen zu halten“. Im Jahre 1695 wurde Johann Anastasius Freylinghausen sein Adjunkt an der Kirche zu Glaucha, ein vortrefflicher Mann, der zwanzig Jahre

Digitized by Google

Franckes treuer Gehilfe blieb ohne weltlichen Lohn und nachgehends sein Nachfolger im Pfarramte wie im Direktorate des Waisenhauses wurde. Unsere Leser kennen ihn als hochbegnadigten Liederdichter. „Wer ist wohl wie du", „Mein Herz, gieb Dich zufrieden" dichtete er unter den heftigsten Zahnschmerzen, an denen er oft litt. Er ward auch Franckes Schwiegersohn. Dieser hatte 1694 Anna Magdalena von Wurm heimgeführt. Der älteste Sohn starb als kleines Kind, der zweite, Gotthilf August, wurde Pastor und Professor der Theologie, auch des Vaters Nachfolger im Direktorat der Stiftungen.

Im Jahre 1714 ward er an die Ulrichs-Kirche zu Halle berufen, und Freylinghausen folgte ihm dahin nach. Leider wurde ihm durch Haß, Neid und giftige Verleumdungen der Orthodoxen auch in diesem Pfarramte seine Bahn reichlich mit Dornen besäet. Einige Male wurde er so heftig durch Schmähschriften angegriffen, daß auch er zu seiner Vertheidigung öffentliche Verantwortungen ausgehen lassen mußte, und daß es nöthig wurde, durch eigens niedergesetzte Regierungskommissionen Ruhe und Frieden zu stiften. Seine stille Geduld und Gelassenheit trug indessen überall den Sieg davon. Sein Leben und Wirken nöthigte auch den Feinden Achtung ab. Endlich hörte wenigstens in Halle die Feindschaft auf. So verrufen und thöricht verleumdet waren damals die „Pietisten", daß der berühmte Jurist Stryk in Wittenberg eine Berufung nach Halle ablehnte, „bis man erst den pietistischen Francke wegschaffen würde". Francke war aber so gewiß, durch Gottes Fügung dorthin gekommen zu sein, daß er rundweg ablehnte, sich anderweitig versorgen zu lassen. Stryk kam daher dennoch und wurde einer der herzlichsten und thätigsten Freunde Franckes. Die Studenten betrachtete dieser ganz besonders als seine geistlichen Kinder und suchte ihnen auf alle Weise geistig zu dienen und zu helfen. Sein Einfluß ward zum Segen für ganze Geschlechter. Die durch sein Werk in dürrer Zeit Erweckten trugen es weiter, nahmen das neue Leben in das Amt hinüber und erweckten ihre Gemeinden. Das ist die eigenthümliche Gnadengabe erleuchteter und hochbegnadigter Seelen, daß sie Mittelpunkt vieler empfänglicher Geister werden, die sich an ihnen stärken und heranbilden. So umgaben Francke im näheren und ferneren Kreise: Frey-

Digitized by Google

linghansen, Elers, der Arzt und Liederdichter Christian Friedrich Richter, von Canstein, Neubauer, Herrnschmied, Karl Heinrich von Bogatzky und Gottlieb Woltersdorf.

Nachdem ihm einige seiner treuen Gehilfen vorangegangen waren, nahte sich auch ihm die Ruhe der Verheißung. Nach einem langwierigen, mit heldenmüthiger Sanftheit getragenen Leiden, das nur dazu diente, seinen schönen Glaubensmuth um so heller leuchten zu lassen, entschlief er unter Gesang und Gebet der Seinen, nachdem er noch einen Amtsbruder, der darum bat, gesegnet und auf die Frage der Gattin, ob sein Heiland ihm nahe sei, geantwortet hatte: „Daran ist kein Zweifel."

Bei seinem Tode zählte das Pädagogium 82 Schüler, die Latina 400, die Bürgerschulen 1724, das Waisenhaus 134 Waisen; Freitischgänger waren 255 Studenten und 360 arme Schüler. Im Fräuleinstift befanden sich 15, in der Mädchenpension 8, im Wittwenhause 6. — Es wird erzählt, Francke habe einmal den HErrn inbrünstig gebeten, der Anstalt doch zu allen Zeiten wenigstens einen Mann zu erhalten, der ein Zeuge des seligmachenden Glaubens wäre. Das ist richtig in Erfüllung gegangen, bis auf diesen Tag, selbst während der fast allgemeinen Herrschaft des Vernunftglaubens.

Möge der goldene Wahlspruch, der über der Thür des Hauses prangt, für alle Zeit in den gesegneten Stiftungen regieren! Er lautet: „Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler!" (Jes. 40. 31.)

Digitized by Google

Karl Hildebrand Freiherr v. Canstein.

Als der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Reverse und Edikte, welche einen Paul Gerhardt seiner Zeit außer Landes zu gehen veranlaßten, bald darauf zurückzog, that er das nur, um sie durch neue zu ersetzen. Dieselben sollten zunächst von seinen Hofräthen und sämmtlichen Mitgliedern des Konsistoriums unterzeichnet werden. Allein das war undurchführbar. Denn der Fürst begegnete in diesen Kreisen einem Widerstande, auf den er nicht gefaßt war, und der ihm weiteres Vorschreiten auf dem betretenen Wege unmöglich machte. An der Spitze der Männer, welche den Einspruch erhuben und ihren Namen unter die vorgelegte Erklärung zu setzen sich weigerten, stand der Oberhofmarschall Raban von Canstein. Derselbe war ein hochgestellter Beamter, von Haus aus ein Westphale, ein Jurist, aus Braunschweigschen Diensten in Kurbrandenburgische übergegangen, zu wichtigen Posten gebraucht, bei Gelegenheit einer Kaiserwahl, welcher er als Gesandter beigewohnt hatte, zum Baron erhoben, ein aufrichtig frommer Mann, der sich in Mußestunden auch mit Dingen beschäftigte, für die sonst nur Gottesgelehrte von Fach Theilnahme haben, und große Bücher voll Auszüge aus den Schriften der Kirchenväter hinterließ — ein vornehmer, gebildeter, gottseliger Christ.

Von seiner Gattin, die aus dem Geschlechte derer von Arnim stammte, wurde ihm im Jahre 1667 am 4. August, der gerade auf den neunten Sonntag nach Trinitatis fiel, auf seinem Gute Lindenberg bei der märkischen Stadt Beeskow ein Sohn geboren, welcher in der heiligen Taufe Karl Hildebrand genannt wurde. Derselbe wurde nachmals der Erbe aller äußeren und inneren Güter, die dem Vater anvertraut

Digitized by Google

waren, mit den beiden einzigen Ausnahmen, daß er keine glänzende Laufbahn im öffentlichen Leben beschert bekam sondern fast immer ein Privatmann blieb, und daß er niemand hinterließ, der seinen Namen fortgepflanzt hätte. Allein dessen bedurfte es nicht. Sein Gedächtniß ist nach Gottes Rath in anderer Weise erhalten, und wiewohl auch an seinem Grabe, das er in einem der Gewölbe unter der St. Marienkirche zu Berlin gefunden hat, kein Gedenkstein von ihm Meldung thut, so kann man doch den Freiherrn von Canstein nicht nennen, ohne mit ihm zugleich einer der reichsten Segensquellen zu gedenken, die den protestantischen Kirchengemeinschaften mit durch ihn ist aufgegraben worden. Darum darf auch sein Bild in der Reihe derer nicht fehlen, die in dem Reiche Gottes von Bedeutung sind.

Dreizehn Jahre war der junge Baron, da starb ihm der fromme Vater. Das Segenswort, welches der Sterbende ihm besonders sprach, vergaß er Zeitlebens nicht. „Ich gehe hin," lautete es, „den Weg aller Welt; so sei ein Mann und warte auf die Güte des HErrn Deines Gottes!" Drei Jahre darauf, und der also Gesegnete bezog die Universität Frankfurt an der Oder, um zu studieren, was sein Vater studiert hatte. Noch bevor die übliche Zeit abgelaufen war, erwarb er sich die Doktorwürde der Rechtsgelehrsamkeit. Als ein neunzehnjähriger Jüngling trat er eine damals schon für junge Adlige gewöhnliche Studienreise an, auf welcher er Holland, England, Frankreich, Oberitalien und Oesterreich sah. Vielleicht wäre er noch länger geblieben oder noch weiter gegangen! Allein der Tod des Großen Kurfürsten veranlaßte ihn zu eilen, damit er dem Leichenbegängnisse noch beiwohnen könne. Bald darauf trat er als Kammerjunker in den kurfürstlichen Hofdienst und blieb es mehrere Jahre hindurch. Dann wurde er Soldat und machte freiwillig einen Feldzug gegen Frankreich mit. In der Zeit war es, daß er zu Brüssel an der rothen Ruhr erkrankte. Diese Schrecken des Todes erschütterten sein Herz auf das tiefste. Der gute Same, welcher in dasselbe gesenkt worden war, begann zu sprießen, und der todtkranke junge Baron that in Gegenwart seines Kammerdieners das feierliche Gelübde: „Wenn mich Gott der HErr von dieser Krankheit errettet, so will ich ihm mein Leben lang dienen." Es gefiel der göttlichen Weisheit anzunehmen, was er gelobt hatte. Denn der Leidende

Digitized by Google

genas und kehrte nach Berlin zu seiner Mutter zurück. Dieselbe bewohnte dort in der Poststraße das Erbhaus der Canstein'schen Familie, welches zu der vor der Thür liegenden St. Nikolaikirche gehörte. Und als bald nach der Rückkehr des Sohnes — man schrieb 1694 — die Mutter von dem HErrn abgerufen wurde, war der Propst Spener derjenige, der am Sarge aus Gottes Wort zu trösten hatte. Dadurch entspann sich eine nähere Bekanntschaft des ehrwürdigen Greises mit dem eben in das Mannesalter eintretenden jungen Baron, ja ein seelsorgerisches Verhältniß, welches dadurch gesegnet wurde, daß Spener den Weg zum Frieden der Seele seinem Pfleglinge zeigte und ihm zu demselben half, wie das Letzterer ausdrücklich ausgesprochen hat, wenn er dankbar schrieb: „Es hat dem großen und barmherzigen Gott gefallen, nach seiner guten Hand über mir, den hochwürdigen und hochgelahrten Theologum, Herrn Philipp Jakob Spener, der Heiligen Schrift Doktorem, zu einem Werkzeuge seiner Gnaden an mir zu gebrauchen."

Noch ein Jahrzehnt, nämlich bis zu Speners Tode, lebten beide Männer zu Berlin mit einander in naher Nachbarschaft und in freundlicher Verbindung. „Die Güte des HErrn," rühmte hernach der Baron davon, „hat mich eines innigst vertrauten, fast täglichen Umgangs mit diesem theuren Manne in die zehn Jahre und drüber gewürdigt. Es hat auch solches in mir zum wenigsten so viel gewirkt, daß ich wohl erkannt, wie groß die Wohlthat sei, welche mir der HErr dadurch erzeigen wollen. Ich versichere, es sei nächst meinem Heile selbst in Christo die größte, so ich in meinem Leben von der Hand des HErrn empfangen, und dafür ihm ewigen Dank demüthig werde bringen. So ist kein Mensch auf dieser Welt, welchem ich mich hierinnen so verbunden achte als diesem seligen Lehrer, ja, ich kann an ihn ohne Erbauung nicht gedenken." Selbstverständlich trat er damit auch zugleich in Beziehung mit allen Freunden Speners nicht nur zu Berlin sondern auch mit vielen Seelen, die über das ganze Deutsche Vaterland, ja über seine Grenzen hinaus in aller Welt zerstreut waren, insbesondere mit den theologischen Professoren der soeben gegründeten Universität Halle, unter denen er sich am genauesten an den ihm geistesverwandten August Hermann Francke anschloß. Mit ihm

Digitized by Google

und seinem hallischen Werke verknüpfte ihn bald ein so enges Band, daß er schon vor Speners Tode und noch ernstlicher nach demselben den Plan erwog Berlin mit Halle zu vertauschen und dort zu leben. Doch zerschlug sich das wieder, und meist nur auf Reisen, die er nach seinem Stammschlosse zu machen hatte, berührte er den ihm überaus werth gewordenen Ort. Im übrigen hatte er seinen Wohnsitz zu Berlin oder auf dem vor dem Frankfurter Thor gelegenen Gute Dahlwitz, welches ihm 1698 aus der Erbschaft seines Verwandten, des Grafen von Canitz, zufiel. Ein öffentliches Amt nahm er nicht an: er meinte so besser im Stande zu sein, „sich dem lieben Gotte mit Seele und Leib, Hab und Gut gänzlich zu ergeben und aufzuopfern". Im Januar 1707 vermählte er sich mit einem Fräulein von Krosigk. Freundschaftlich verbunden stand er in Berlin vor allen mit dem Feldmarschall von Natzmer, dem Stiefvater des Grafen von Zinzendorf, und mit den Geistlichen an St. Nikolai, mit Raue, der sein Beichtvater war, und Porst, dem Herausgeber des Gesangbuches. Seine Lebensaufgabe aber sah er in der Beförderung wahrer christlicher Frömmigkeit, und zwar suchte er das auf verschiedenen Wegen, von denen einige so waren, wie sie auch schon andere eingeschlagen hatten, ein einzelner hingegen so neu, daß Zeitgenossen und Nachwelt durch ihn einen Segen erlangten, wie er noch nicht dagewesen war.

Wer könnte auch nur zählen, in wie mannigfacher Weise sich der liebethätige Glaube des Mannes gegen seine Umgebung und gegen seine Freunde und gegen Nothleidende und andere, die mit ihm in Verbindung kamen, erwiesen habe! Er hatte ein sehr warmes Herz und eine offene Hand für die verschiedenartigsten Nothstände einzelner Menschen oder der ganzen Zeit, in welcher er lebte. Es war seine Lust wohlzuthun, namentlich, wenn er durch seine Wohlthaten frommen Leuten auf ihrem schweren Wege fortzukommen helfen konnte. Zu Berlin sowohl als in der Ferne segneten ihn denn auch viele, die seine Liebe erfahren hatten. Jener arme Vertriebene rühmte, „der Herr Baron habe sofort mit aller Willigkeit in einen starken Beutel gegriffen und ihm soviel davon ungezählt gegeben, als er mit der Hand habe fassen können." Ein bedürftiger Schüler — der nachmalige Missionar Ziegenbalg — wurde

Digitized by Google

nicht nur von dem Freiherrn unterstützt, daß er ein Berliner Gymnasium besuchen konnte, sondern auch in ein Bad geschickt, auf daß er seine wankende Gesundheit kräftigen könnte. Armen hallischen Studenten stiftete er einen Freitisch, in Franckes Gemeinde gründete er ein Wittwenhaus, den mit Geschäften überladenen Professoren an der neuen Hochschule schaffte er dadurch Erleichterung, daß er dem Würtemberger Theologen Herrnschmied es möglich machte, sich ihnen als Universitätslehrer anzuschließen, dem einen Gelehrten zu Halle war er behilflich, daß er Studenten zu umfangreichen Arbeiten über den Wortlaut des Alten Testaments anstellen und bei eingetretener Erschöpfung sich auf Dahlwitz erholen konnte. Das sind so einige kleine Züge, welche wir noch heute wissen. Wie viel derartiges mag noch im Verborgenen geschehen sein!

Allgemeinen Bedürfnissen der Zeit kam er, so viel wir sehen können, mit zwei Gaben entgegen, die allerdings auch noch nicht gerade besonders ungewöhnlich waren. Erstens nämlich war er als Schriftsteller thätig, und zwar mit einer großen, umfangreichen Auslegung der heiligen vier Evangelien, die im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle herauskam. Kaum nämlich hatte er die Herausgabe der „letzten theologischen Bedenken" Speners vollendet, als er auch schon den Trieb in sich spürte, seine Bildung und seine Feder zum Besten des Reiches Gottes zur Verfügung zu stellen. „Bin schlüssig geworden," schrieb er in sein Tagebuch, „eine Arbeit über das Neue Testament zu übernehmen. Dem HErrn ist am besten bekannt, aus welchen bewegenden Ursachen, in welcher Absicht. Ach HErr, sei doch in mir mächtig durch Deine allmächtige Gnade!" Da er sich selbst nicht trauen zu dürfen glaubte, nahm er sich einen Kandidaten der Theologie, den ihm Francke empfahl, als Sekretär zu Hilfe. Demselben diktierte er die Auslegung in die Feder, und die Frucht etwa siebenjährigen Fleißes waren zwei mächtige Bände, betitelt: „Harmonie der vier Evangelisten". Das Buch mußte nach neun Jahren noch einmal gedruckt werden und hat sicherlich vielen pietistischen Pastoren und forschenden Christen zur Erbauung und zur Förderung der Erkenntniß gedient.

Doch war noch mehr das Element des Freiherrn, daß er mit seinen Mitteln etwas gutes stiftete, und mit größerem

Digitized by Google

Fleiße noch als an seinem Buche hat er sich an den Stiftungen in Halle gemüht, die heute wohl nach Franckes Namen genannt werden, aber ihren Ursprung zum großen Theil dem seligen Manne verdanken, dessen Bild jetzt vor unserer Seele steht. Ueber seine Betheiligung an denselben ist von ihm selbst, nachdem er etwa zehn Jahre hilfreich Hand mit angelegt hatte, folgendes erbauliche und herrliche Wort geschrieben worden: „Ich muß mit Grund der Wahrheit sagen, daß ich meinem Gotte von ganzer Seele danke, daß er mich gewürdigt, bei diesem Werke einer der geringsten zu sein, welche ihren Dienst dazu einigermaaßen haben beitragen können, ja ich finde eine rechte Freudigkeit bei mir, wenn ich gedenke an den Entschluß, welcher mir seit geraumer Zeit noch viel lebendiger geworden, den ich gemacht, meine übrige Zeit des Lebens und alle Kräfte bei diesem Werke anzuwenden und zu verzehren. Und wollte ich es mit nichts in der Welt, es sei so hoch, als es wolle, vertauschen." In der That ist er dieser Herzensstellung auch bis zum letzten Hauche treu geblieben, und nur ein besonderes Werk ist in den letzten neun Jahren seines Lebens ihm noch theurer geworden als das Hallische Waisenhaus: doch auch dieses wollte er für spätere Zeiten in die engste Verbindung mit demselben gestellt wissen.

Seinen Antheil an „Franckes Stiftungen" anlangend, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Mann in Halle schwerlich die gewaltigen Anstalten hätte ins Leben rufen können, wenn ihm von Gott dem HErrn nicht der adlige Freund in Berlin erweckt und zugeführt worden wäre, an dem er im äußerlichen und innerlichen, in der Beschaffung der nöthigen Geldkräfte und im Einholen erwünschter Rathschläge den kräftigsten Helfer hatte. So sahen es die Zeitgenossen der beiden trefflichen Pietisten an, ein Graf von Zinzendorf, der es ausgesprochen hat: „Gott hat dem gottseligen Baron von Canstein einen Professor Francke zugewiesen," und der Bischof Spangenberg aus der Brüdergemeine, welcher es nicht anders wußte, als daß der Freiherr „die Hallischen Anstalten ganz besonders unterstützt" habe. Das bestätigen auch die noch vorhandenen Briefe von Canstein an Francke, welche theils Begleitschreiben zu Geldsendungen bilden, theils Antworten auf erbetenen Rath und auf derartige Anfragen sind. Auch ergriff der Baron selbst

Digitized by Google

die Feder und berichtete in einem französischen Sendschreiben an einen hochgestellten Beamten über die Anstalten zu Halle — Francke ließ es später ins Deutsche übersetzen und gab es als eine Fortsetzung seiner „Segensvollen Fußtapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes", einer Erzählung der Entstehung des Waisenhauses, in den Druck, ja, die späteren Fortsetzungen sind in die Form von Briefen, die an den Freiherrn von Canstein gerichtet waren, gefaßt, „und es nimmt sich so aus, als ob demjenigen, der vor andern seine christliche Liebe bei der Gründung und Erhaltung des Werkes bezeugt habe, der schuldige Dank dadurch abgestattet werden solle". Endlich setzte das Testament des Barons schließlich das Waisenhaus in Halle zum Universalerben ein — ein würdiger Schlußstein eines großen Reichthums von Liebesbeweisen der edelsten Art, die der fromme Mann durch die wohlthätigen Anstalten tausenden hatte zukommen lassen.

Allein die Krone von allem war eine Stiftung, zu welcher er erst verhältnißmäßig spät, nämlich im Jahre 1710, geleitet ward. Dieselbe war dazu bestimmt, uns den Namen des Mannes bekannt zu erhalten, und zwar in folgender Weise. Die einsichtigen Männer unter den Pietisten überlegten an verschiedenen Orten die Frage, wie doch wohl das Wort Gottes reichlicher könne unter das christliche Volk gebracht werden. Doch wars nirgends zu einer namhaften Hilfe gekommen, sondern Neue Testamente und ganze Bibeln blieben viel zu theuer, als daß man hoffen durfte, ihnen auch in den ärmsten Schichten der Christenheit eine recht weite Verbreitung zu verschaffen. Auch zu Berlin und Halle wurde die Sache reiflich erwogen, und Briefe über diesen Gegenstand giengen zwischen Elers, dem Buchhändler des Waisenhauses, und dem Freiherrn hinüber und herüber. Da erließ im Frühling 1710 der Baron von Canstein einen Aufruf. Er war betitelt: „Ohnmaaßgebender Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei", und forderte zu milden Beiträgen auf, daß es doch möglich gemacht werden könne, das Neue Testament und die ganze Bibel unter die Leute zu bringen. „Auch die allergottseligsten Bücher," heißt es unter anderem, „mit diesem Buche verglichen, müssen wie die Sterne ihr Licht verlieren, wenn diese Sonne hervor-

Digitized by Google

leuchtet; und was für Wahrheiten in solchen Büchern befindlich, sind es nur, sofern sie aus dem Worte Christi fließen: so ist es ja am besten, dasselbige vor allen den Menschen in die Hände zu bringen." Drei Hauptpunkte aber waren es, auf die alles hinauslief. Erstens müssen Mittel zusammengebracht werden, damit bei dem Verkauf des Wortes Gottes der größere Theil des Preises dem Käufer obenein geschenkt wird. Sodann soll mit stehenbleibenden Lettern gedruckt werden, damit noch auf einem zweiten Wege die Billigkeit zu erzielen sei. Endlich ist dieser Handel von dem gewöhnlichen Buchhandel völlig zu trennen.

Der Aufruf des Freiherrn glich einem zündenden Funken, von dem ein großes Feuer anbrennt. Von allen Seiten strömten Gaben herbei, und noch in demselben Jahre konnte die Sache in Angriff genommen werden. Die reichsten Beisteuern gaben der Stifter selbst, ein Dänischer Prinz und die regierende Königin von Preußen, letztere in tiefster Verborgenheit. Nach zwei Jahren konnten die ersten Neuen Testamente, nach dreien die ersten Bibeln für einen äußerst niedrigen Preis verkauft werden. Und zwar ward alles zu Halle besorgt, vor der Hand aber noch unabhängig vom Waisenhause, auf des Barons Namen, weil er den etwa entstehenden Haß der Buchhändler auf sich nehmen wollte: erst wenn es im Stande wäre, sollte es an Francke übergeben werden, um eine Zierde der Anstalten zu sein. So hat es der Freiherr von Canstein selbst ausgesprochen, und dieß war nach einem höheren Walten der Grund, warum gerade dieß Werk nicht auch namenlos und ohne Zusammenhang mit der Person seines Stifters auf uns gekommen ist.

Denn nun ward öffentlich von dem Bibeldruck des Mannes gesprochen und geschrieben, von den Pietisten mit großer Freude, aber auch von den Orthodoxen mit ehrerbietigem Danke gegen den Stifter und aufrichtigem Danke gegen Gott den HErrn. Der Freiherr aber erhielt von seinem HErrn den Segen, daß er seinen Gedanken sich als durchaus lebensfähig erweisen sah. Tausende von Neuen Testamenten und Bibeln wurden noch zu seinen Lebzeiten fertig und fanden reißend schnell Abnehmer. Und nicht allein das! Sondern er vernahm, wie man auch anderwärts in Deutschland, ja gar auf dem Missionsgebiete in

Digitized by Google

Ostindien darauf aus sei, in derselben Weise vorzugehen. Also war er gewissermaaßen zum Anfänger einer heilsamen Bestrebung geworden, deren Wohlthaten den weitesten Kreisen der Christenheit und allen Zeiten nach ihm zu Gute kommen sollten, und wer nur immer den Segen erwägt, welcher durch die Bibelverbreitung in Schule und Haus gewirkt ist und gewirkt wird, der bleibt dankbar bei dem Namen des seligen Freiherrn von Canstein stehn und benedeiet sein Andenken.

In den Augusttagen des Jahres 1719 wurde das Leben des Mannes geschlossen. Er bekam zu Berlin die rothe Ruhr, dieselbe Krankheit, deren Schrecken ihn einst in Brüssel zu dem Gelübde, sich Gott dem HErrn zu weihen, gebracht hatte. Als er die Gefahr erkannte, ließ er nach Halle Nachricht davon gelangen. Alsbald machten sich Francke und Elers auf und langten am 18. August bei dem Schwerkranken an. Scheinbar war eine Besserung eingetreten. Aber schon Tags darauf in der Frühe kam die Todesnoth. Da standen denn außer dem Beichtiger von St. Nikolai die drei Freunde um das Sterbelager, der Feldmarschall von Natzmer, der Professor Francke, der Buchhändler Elers, und stärkten den Heimfahrenden durch ihren Zuspruch. Doch währte der Kampf bis über Mittag hinaus, bis zwischen ein und zwei Uhr sich der Tod als ein sanfter Schlaf einfand und allem Elende ein Ende machte. Das Begräbniß hatte am folgenden Mittwoch statt. Raues Leichenrede gieng von dem Worte St. Pauli aus: „Nicht viel Edle sind berufen“ und hatte den von dem Entschlafenen verordneten Text: „Darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich JEsus Christus erzeigete alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben“ (1 Tim. 1, 16). In der St. Nikolaikirche aber hielt Porst zehn Tage nach der Bestattung eine Gedächtnißpredigt auf den Freiherrn von Canstein, in welcher es am Schlusse vor dem Gebete lautete: „Wir alle sollen Fleiß anwenden, seinem christlichen Exempel, so oft wir seiner gedenken, im Glauben, der die Gerechtigkeit Christi ergreifet, in der Liebe, Verleugnung, Gehorsam und Geduld, worinnen sich der Glaube thätig erzeiget, beständig nachzufolgen, so werden wir mit ihm vereinigt sein und dereinst auch alle Herrlichkeit bei Gott ewig genießen.“

Digitized by Google

Bartholomäus Ziegenbalg.

Bartholomäus Ziegenbalg wurde geboren zu Pulsnitz in der Ober-Lausitz im Jahre 1683 am Tage Johannis des Täufers. Er ward sehr früh eine vater- und mutterlose Waise. Wir wissen wenig von seinen Eltern, doch ist das wenige um so lieblicher. Denn als seine Mutter auf dem Todtenbette lag, ließ sie, wie uns Bartholomäus selbst erzählt, alle ihre Kinder zu sich kommen: „Sie sagte zu uns: „„Lieben Kinder, ich habe euch einen großen Schatz gesammelt, einen sehr großen Schatz habe ich euch gesammelt.““ Als dann meine älteste Schwester sie fragte: „„Liebe Mutter, wo habt ihr denn diesen Schatz?““ so antwortete sie: „„Suchet ihn in der Bibel! da werdet ihr ihn finden, denn ich habe jedes Blatt mit meinen Thränen benetzt.““ Solche Rede gieng uns Kindern sehr zu Herzen, und wir pflegten uns oft dessen untereinander zu erinnern.“ Auch was von seinem Vater, der ein Handelsmann war und zugleich eine Ackerwirthschaft betrieb, erzählt wird, läßt uns einen Blick in ein Haus thun, wo man den Ernst des Lebens und des Todes wohl gekannt hat. Er hatte sich lange vor seinem Tode seinen Sarg machen und in seine Wohnung stellen lassen. Und wer so das letzte Bretterhaus vor Augen hat, in dem müssen Gedanken ernster Art aufsteigen. Es war in Pulsnitz im Jahre 1689, als Bartholomäus also sechs Jahre alt war, eine Feuersbrunst ausgebrochen. Auch das Haus Ziegenbalgs stand in Gefahr von den Flammen ergriffen zu werden. Der Vater lag krank darnieder. In der Angst legten ihn die Kinder in seinen Sarg und trugen ihn auf den Markt der Stadt. Da unter freiem Himmel verschied er.

Nach dem Tode seiner Eltern übernahm die Erziehung

Digitized by Google

seine älteste Schwester, hielt ihn im Geist der frommen Mutter fleißig zur Schule und zum Lesen des göttlichen Wortes an. Nachdem er einige Zeit auf der Schule zu Camenz gewesen war, besuchte er das Gymnasium in Görlitz. Sein Vorsatz war Theologie zu studieren, und von großem Einfluß für sein inneres Leben war ein Vorfall, den wir am besten ihn selbst erzählen lassen. Er schreibt: „Als ich nun mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, so kam von ungefähr ein Studiosus zu mir, als ich eben ein Studium musikum hielt, und sagte, wie die Musik zwar eine sehr herrliche Kunst wäre, aber gleichwohl könnte sie von niemandem recht verstanden und gebraucht werden als von solchen, die mit Gott und mit sich selbst in einer geistlichen Harmonie ständen. Diese Rede gefiel mir sehr wohl, und ich fragte, was doch diese geistliche Harmonie wäre. Er sagte mir darauf, wie das Gemüth nach dem Abfalle von Gott ganz verworren wäre, und wie es nöthig hätte, ganz anders eingerichtet zu werden, sollte es wiederum zu einer rechten Harmonie kommen. Ich bekam eine große Liebe zu diesem Menschen, nahm ihn zu mir und bat, daß er mich seiner Freundschaft würdigen möchte. Er sagte: Sehr gern, aber doch solchergestalt, daß ich die Freundschaft der Welt ernstlich meiden möchte. Ich antwortete ihm, daß ich mich seiner Führung gern überlassen wolle." Dessen Führung überließ sich nun der junge Ziegenbalg auch, betete mit ihm, trieb mit ihm täglich das Wort Gottes und gieng mit ihm hinaus, um aus dem Buche der Natur Belehrung und Ergötzen zu finden. Der Umgang mit diesem neuen Freunde hielt ihn aber nicht nur vor den Lockungen der Welt zurück, er wirkte auch in ihm ein ernstes Ringen nach der Heiligung und war so recht geeignet, ihn zu seinem künftigen Berufe tüchtig zu machen. Die inneren Erfahrungen, die er in dieser Zeit machte, und besonders hernach, als er ohne diesen Freund seinen Weg gehen mußte, die Versuchungen und inneren Kämpfe, die er durchzukämpfen hatte, und wovon er selbst manches erzählt, waren durch die immer wieder tröstende und erquickende Gottes Gnade, die er erfahren durfte, der Weg zur rechten inneren Freiheit und Glaubensfreudigkeit geworden — Eigenschaften, die für einen Missionar hochnöthig sind.

Auf den Rath des Professors August Hermann Francke in

Digitized by Google

Halle, dessen Predigten er gelesen, und zu dem er dadurch großes Vertrauen gewonnen hatte, besuchte er das Friedrichwerdersche Gymnasium in Berlin, welchem damals D. Lange vorstand. Da es dem jungen Ziegenbalg an Geld mangelte, so nahm sich durch Franckes Vermittelung der Baron von Canstein des Jünglings an. Von seinem Aufenthalte in Langes Schule sagte er: „Da hörte ich die Prinzipien der wahren Weisheit so rein und deutlich, daß ich mich höchlich erfreuete.“ Auch Spener, der ja zu derselbigen Zeit Prediger in Berlin war, nahm sich des strebsamen Jünglings freundlich an. Nächst Gott, sagte Ziegenbalg, habe er das meiste diesen seinen Lehrern Lange und Spener zu verdanken. Im Jahre 1703 bezog er die Universität Halle, wohin ihn die Liebe und Verehrung gegen August Hermann Francke zog; nach dessen Rath richtete er seine Studien ein, wie er denn überhaupt nichts wichtiges ohne ihn that. Doch auch während seiner Studienzeit in Halle blieben die inneren Kämpfe und Zweifel nicht aus, und der Gedanke an die Verantwortlichkeit des Predigtamts drückte ihn nieder. Er war viel kränklich und körperlich schwach, wie er denn einmal sagte: „Ich mochte sein, wo ich wollte, so folgte mir allenthalben das liebe Kreuz nach.“ So fragte er sich damals, ob es nicht besser sei, die Theologie zu verlassen und Ackerbauer zu werden. Gott hatte es anders mit ihm im Sinne; er selbst schreibt von der damaligen Zeit: „Es gieng mir fast wie dem Jonas, der gleichfalls von solcher schweren Bürde befreit sein wollte aber dennoch endlich dem Befehle Gottes gehorsam werden mußte. Denn ob ich gleich nicht wie Jonas ins Meer geworfen wurde, so mußte ich doch unter schweren Züchtigungen die Hand Gottes fühlen, so daß ich mich endlich dem Willen Gottes gefangen geben mußte.“ Wieder holte er sich bei seinem theuren Lehrer August Hermann Francke Rath. Von diesem wurde er beruhigt und ermuntert, seine Studien nicht aufzugeben, und er setzte dieselben nun mit neuem Eifer fort, aber seine Krankheit zwang ihn bald Halle zu verlassen.

Nachdem er nach Merseburg und von da nach Erfurt geschickt war, wo er sich meist mit dem Unterricht von Kindern beschäftigte und in großem Segen arbeitete, mußte er doch auch dieß lassen und sich nach Hause zur Ruhe begeben, wo er ein ganzes Jahr bei einer Schwester sich aufgehalten hat. In

Digitized by Google

Merseburg hatte er einen treuen Freund gefunden, von dem er nur schwer sich trennte. Es war ein Herr von Linde. Als er dem Rufe nach Erfurt folgte, und die beiden von einander Abschied nahmen, schlossen sie unter freiem Himmel folgenden Bund mit einander: „Wir beide wollen in der Welt nichts anderes suchen als die Verherrlichung des göttlichen Namens, die Ausbreitung des göttlichen Reiches, die Fortpflanzung der göttlichen Wahrheit, das Heil unserer Nächsten und die stete Heiligung unserer eigenen Seelen, wir mögen auch in der Welt sein, wo wir wollen, es mag uns auch noch so viel Kreuz und Leiden deshalb begegnen."

Nach seinem Aufenthalt in Pulsnitz begab er sich wieder nach Berlin, um einen in der Nähe wohnenden Prediger zu vertreten. Und hier traf ihn der Ruf seines HErrn zum Missionswerke unter den Heiden. Friedrich der Vierte, König von Dänemark, hatte Besitzungen in Ost- und Westindien. Er wollte Geistliche senden, den Weg des HErrn zu bereiten unter den Heiden. Seinem Hofprediger Lütkens gab er den Auftrag Leute zu suchen, die ausgerüstet wären, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Als dieser in Dänemark keinen fand, wandte er sich an seine Freunde in Berlin. Ziegenbalg ward von ihnen als der Mann bezeichnet, der zu diesem Werke geeignet sei. Der Ruf gelangte an ihn und zugleich an seinen Schul- und Universitätsfreund Heinrich Plütschau. Leicht wurde es den beiden nicht, den Ruf anzunehmen, besonders unserm Ziegenbalg, wenn er seine Kränklichkeit betrachtete. Aber alle Zweifel waren bald überwunden, und sie sagten in Gottes Namen Ja. Am 29. November 1705 traten sie mit dem Schiffe „Sophia Hedwig" ihre Missionsreise an. Die Zeit auf dem Schiffe wußten sie wohl anzuwenden zur inneren Stärkung und weiteren Vorbereitung auf ihren Beruf. Ziegenbalg erzählt davon: „Des Morgens, Mittags und Abends hatten wir unsere gewöhnliche Schiffserbauung mit Gottes Wort, nebst Beten, Singen und Loben Gottes, dadurch denn zugleich viele andere aufgemuntert wurden. Die übrige Zeit des Tages brachten wir zu mit Meditieren, Lesung und Betrachtung göttlichen Wortes, mit freundlichen und erbaulichen Gesprächen, mit Anschauung der großen Wunder Gottes, die wir täglich vor Augen gehabt haben. Dann und wann suchten wir auch wohl durch eine liebliche Vokal- und

Digitized by Google

Instrumental-Musik Gott zu loben und mit geistreichen Arien unsere innere Harmonie zu erwecken. Solchergestalt haben wir die edle Zeit nicht ohne Nutzen und mit nicht geringer Gemüthsergötzung zubringen können, also daß selbige uns immer zu kurz, niemals aber zu lang worden ist, ja, wir würden es wenig achten, wenn wir auch gleich noch etliche Jahre auf dem Meere zu schiffen hätten, so nur Gott uns Gesundheit verliehe." So beschlossen die beiden, als sie von der Kapstadt aus wegfuhren, es sollte sich jeder einen Gegenstand des Nachdenkens wählen, um auf diese Weise sich erbaulich zu beschäftigen. Plütschau wählte die Wahrheit, Ziegenbalg die Weisheit. „Denn," sagt er, „unser Schiff heißt Sophia, das bedeutet Weisheit, und unser Amt war von der Natur, daß die wahre Weisheit sich vornehmlich bei uns finden mußte. Als ich nun einen ganzen Monat hindurch täglich über diesen Gegenstand nachgedacht hatte und in meinem Herzen durch das Zeugniß der heiligen Schrift darüber war froh geworden, so hielt ich es für nützlich und erbaulich, daß solche gute Gedanken schriftlich aufgesetzt und meinen lieben Freunden im Vaterlande mitgetheilt würden zu einem beständigen Gedächtniß an Gottes Gnade, die mir von der himmlischen Weisheit auf dem großen Weltmeere in einem Schiffe widerfuhr, das mir eine Akademie war." So entstand das Buch: „Allgemeine Schule der wahren Weisheit", welches Ziegenbalg auf seiner Reise zwischen Afrika und Ostindien begonnen und nachher in Trankebar vollendet hatte. Dasselbe ist später in Deutschland im Jahre 1710 auch im Drucke erschienen.

Am 9. Juli 1706 kamen sie nach beinahe siebenmonatlicher Reise glücklich und mit freudigem Danke gegen Gott in Trankebar an. Sehr schwer war ihr Anfang. Mit großen Ehren wurden sie in Kopenhagen entlassen, kalt und gleichgiltig wurden sie von den dänischen Beamten empfangen. Brief und Siegel des Königs wurden kaum beachtet. Man wies ihnen anfangs nicht einmal eine Wohnung an. Doch wußten sie bald sich zurecht zu finden. Das erste Erforderniß einer gesegneten Thätigkeit war nun die Sprache zu erlernen. Als auch hierin keiner der dänischen Beamten sich bereit zeigte, ihnen behilflich zu sein, nahmen sie einen alten heidnischen Schulmeister in ihr Haus und vermochten ihn dazu, bei ihnen seine Schule zu

Digitized by Google

halten. Seine Kinder saßen auf dem Erdboden und malten mit Stäben ihre Buchstaben in den Sand. Die beiden studierten Europäer saßen unter ihnen und malten mit. So lernten sie lesen und schreiben. Aber noch fehlte die Hauptsache, das Verstehen. Da mußte wiederum ein Heide zu Hilfe genommen werden. Ein gelehrter Hindu, Namens Aleppa, hatte im Umgange mit den Europäern mehrere europäische Sprachen gelernt. Ihn nahmen sie im Oktober 1706 zu sich, behielten ihn zwei Jahre bei sich und beuteten die Zeit so aus, daß sie nach Ablauf derselben des Tamulischen völlig mächtig waren. Ja, Ziegenbalg sprach es wie seine Muttersprache. Er verfaßte zwei malabarische Wörterbücher, ein prosaisches, welches zwanzigtausend Worte und Redensarten enthielt, und hernach noch ein poetisches mit siebenzehntausend Wörtern aus allerhand dichterischen Schriften unter Anleitung von erfahrenen malabarischen Dichtern. Er spricht sich über letzteres selbst also aus: „Dieses Wörterbuch kann mir zwar nur wenig helfen, wenn ich Gottes Wort rede und predige, aber es ist ein Schlüssel zu allen poetischen Büchern. Da ich mir Mühe gebe, den Götzendienst der Heiden aus ihren eigenen Büchern aufzufassen und aus denselben ihre Irrthümer zu widerlegen wünsche, so hat die Nothwendigkeit geboten, mich soweit in das Gebiet der Dichter hineinzuwagen. Wenn die Dichter vom Lande, wie oft geschieht, mich besuchen, oder ich sie, hört man aus ihrem Munde fast nichts anderes als Verse zum Beweise ihrer Lehrsätze. Da ist mir denn nothwendig, sie zu verstehen, um sie gehörig widerlegen zu können.“ Im Januar 1707 konnten sie mit ihren Zöglingen in der tamulischen (oder malabarischen) Sprache katechisieren, bald war auch Luthers kleiner Katechismus in diese Sprache übersetzt. Auch für die Uebersetzung und Verbreitung der heiligen Schrift war Ziegenbalg unermüdet thätig. Schon gegen den Schluß des Jahres 1708 hatte er angefangen, das Neue Testament ins Tamulische zu übersetzen, welches Werk nach manchen Unterbrechungen bis zum 31. März 1711 vollendet war, wo Ziegenbalg sagen konnte: „Nun sind sämmtliche Bücher des Neuen Testaments übersetzt,“ und das ist hier in Indien ein Schatz, der alle andern irdischen Schätze übertrifft.“ Nach den Grundsätzen, welche er für Uebersetzung der heiligen Schrift aufstellte, ließ sichs nicht anders erwarten, als

Digitized by Google

daß seine Arbeit eine gediegene wurde. Als Ziegenbalg mit der tamulischen Uebersetzung des Neuen Testaments fertig war, fieng er mit Büchern des alten Testaments an. Nur langsam gieng es damit vorwärts, und die Arbeit war bei seinem Tode nur bis zum Buche Ruth zu Stande gekommen. Aus der Geschichte seiner Bibelübersetzung werde ein kleiner, lieblicher Zug hier eingefügt! Als er mit einem neubekehrten Helfer an 1 Johannis 3, 1 herankam, und dieser Mann die Worte: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen," in seine Sprache übertragen sollte, sagte er: „Nein, das ist zu hoch und zu viel, daß Gott uns seine Kinder heißen soll, ich will statt dessen übersetzen: „Daß wir dem Vater die Füße küssen dürfen", das ist schon herrlich und groß genug!"

Sobald er die Sprache ordentlich verstand, gründete er eine Schule, in welcher er die deutschen Lieder, ins Malabarische übersetzt, nach deutschen oder malabarischen Volksmelodieen singen ließ. Der Schule folgte die Kirche. Bereits am 14. August 1707 stand die erste evangelische Kirche, zu welcher er am 14. Juni den Grund gelegt hatte, fertig da: sie erhielt den Namen „Neu-Jerusalem". Da in Trankebar auch viele sogenannte portugiesische Heidenkinder lebten, die von portugiesischen Vätern und heidnischen Müttern stammten, gründeten sie eine zweite Schule, in welcher sie in portugiesischer Sprache unterrichteten.

Eine wesentliche Wirksamkeit übte Ziegenbalg in Zwiegesprächen und Disputationen, in welche er sich mit den gelehrten Braminen einließ. Und er war mit seiner innern Erfahrung, mit seiner großen Klarheit, mit seiner Glaubensgewißheit der Mann dazu. Dabei vergab er nie seine Würde. Nie kämpfte er mit Bitterkeit, nie zeigte er Schadenfreude über die Niederlage seines Gegners. Nein, auch seine Feinde sahen, daß die Liebe ihn trieb, daß er nicht einen geistigen Triumph sondern das Heil ihrer Seele wollte. Daß es nicht so leicht war, allen den Einwürfen zu begegnen, daß die ganze Einfalt des Glaubens und die Tiefe der Erkenntniß Ziegenbalgs dazu gehörte, können wir leicht ermessen, wenn wir aus den vielen Gesprächen, die Ziegenbalg mit den Eingeborenen führte, nur etliche Einwürfe hervorheben. Einer fragte, wann Gott die Welt erschaffen

Digitized by Google

habe, und als Ziegenbalg erwiederte, vor mehreren tausend Jahren, so meinte jener, es sei undenkbar, daß Gott erst vor so kurzer Zeit die Schöpfung begonnen haben sollte, da man nicht annehmen könne, daß das höchste Wesen so lange vorher unthätig gewesen und keine Geschöpfe um sich gehabt habe, die es erkannten und verehrten. Leicht mochte Ziegenbalg diesem Einwurfe durch die Bemerkung begegnen, daß Gott von Ewigkeit sei, und wenn die Schöpfung auch in eine noch so ferne Zeit zurückversetzt werde, doch immer ein unendlicher Zeitraum vorher angenommen werden müsse, und daß wir von der Thätigkeit des höchstens Wesens in der unendlichen Zeit gar keine Vorstellung haben, ja daß es im höchsten Grade vermessen sei, solche Fragen aufzuwerfen. Er machte den vorwitzigen Frager besonders auch darauf aufmerksam, daß eben die Unbegreiflichkeit des höchsten Wesens ein nothwendiges Ergebniß unseres beschränkten Geistes sei. Als ein anderer fragte, wie es doch komme, daß das Loos der Menschen so ungleich sei, erinnerte Ziegenbalg an die auffallende Verschiedenheit der einzelnen Glieder des menschlichen Körpers, und daß jene Ungleichheit ebenso nothwendig sei wie diese Verschiedenheit zum harmonischen Zusammenwirken der einzelnen Theile und zum festen Bestehen des Ganzen. Als einer vorschlug, man möge, um recht augenscheinlich zu erfahren, auf welcher Seite die Wahrheit sei, beide Religionsbücher ins Feuer werfen, und welches von beiden unversehrt bleibe, das solle für das wahre gelten, und als alle übrigen beistimmten, was manchen andern wohl hätte in Verlegenheit setzen können, erklärte Ziegenbalg ganz ruhig, Gott könne wohl Wunder thun, aber man dürfe ihn nicht versuchen, indem man solches von ihm fordere, sondern müsse dieß seiner Weisheit überlassen; überdieß habe uns Gott den Verstand gegeben, um selbst prüfen und die Wahrheit erkennen zu können, und dieß gelte auch von der göttlichen Wahrheit und von der Religion. Es wäre ja thöricht, wenn sie zwei Kisten, die eine mit echten Goldstücken, die andere mit offenbar unechter Münze gefüllt, vor sich hätten und noch ein Wunder begehren wollten, bevor sie das Geld annähmen: ebenso verhalte es sich mit der christlichen und heidnischen Religion, deren Falschheit ihnen so einleuchtend gemacht worden sei, daß sie nicht darüber ungewiß sein können. Sie möchten,

Digitized by Google

fügte er mit Nachdruck hinzu, diese Zeit als eine Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes betrachten und das dargebotene Heil nicht versäumen, sonst würden sie einst von Gott deshalb zur Rechenschaft gefordert und zu ewiger Verdammniß verurtheilt werden. An solche Unterredungen knüpfte sich meist ein sehr eingehender Briefwechsel.

Dieser segensreichen Arbeit sollten aber noch mancherlei Trübsale beigemischt werden, und leider kamen diese Trübsale von christlicher Seite, von den Dänen, die in Trankebar stationiert waren, und vor allem von dem Kommandanten, mit Namen Hassius. Ihm war das ganze Missionswerk und mit ihm fast sämmtlichen dänischen Beamten von Herzen zuwider. Je mehr die Arbeit im Segen wuchs, desto mehr wuchs der Haß und Neid der Europäer zum Aergerniß sogar der Heiden. Bereits hatte sich eine Gemeinde von gegen hundert Seelen gesammelt. In den Predigten nahm Ziegenbalg auch Veranlassung die Sünden der Europäer, wenn auch ohne Nennung von Namen, zu strafen. Darüber ergrimmte Hassius, der am liebsten die ganze Gemeinde ausgerottet hätte. Die Plackereien aller Art mehrten sich. Ziegenbalg beschwerte sich bei dem König und bat um Schutz für sich und seine Gemeinde, was der Kommandant sehr übel nahm. Als er vollends für eine arme Wittwe, die vergeblich beim Kommandanten Recht suchte, sich verwandte, kannte der Zorn desselben keine Grenzen mehr. Er wurde aus seiner Wohnung von Soldaten ins Gefängniß geholt. Es wurde ihm nicht einmal Feder und Dinte und Papier verstattet, noch weniger ein Schreiber, um seine angefangene Uebersetzung des Neuen Testaments zu vollenden. Aber diese Trübsal war von Segen. Ziegenbalg zeigte sich als Jünger seines HErrn. Betend zog er ins Gefängniß. Er beschäftigte sich in seinen Gedanken mit all den Männern Gottes, die Verfolgung leiden mußten, und wenn ihm ein Elias oder Jeremias, ein Paulus oder ein Johannes der Täufer einfiel, waren seine Gedanken keine andern, als wie sie unser Paul Gerhardt ausdrückt:

Ich habe mich ergeben
In gleiches Glück und Leid,
Was will ich besser leben
Als solche große Leut'.

Und nicht nur für ihn selbst sollte die Gefangenschaft ein Segen

Digitized by Google

sein, er sollte sich weiter erstrecken. Denn das Gefängniß ist die Geburtsstätte einer Schrift: „Der Gott gefällige Lehrstand" geworden. Lange hatte er sich in Gedanken mit diesem Gegenstande einsam beschäftigt, da wurde er — er war bereits einen Monat im Gefängniß — einmal in der Nacht von der Wache aus dem Schlafe gerufen, ob er etwa eine Bleireißfeder haben wollte. Darin eine Fügung Gottes erkennend, bemerkte er, sie würde ihm wohl sehr nützlich sein, aber er hätte auch kein Papier, darauf er schreiben könnte. Alsbald holte ihm die dabei stehende Person ein Buch weißes Papier und erzählte ihm, wie alle Einwohner der Stadt, sowohl Christen als Heiden, ein herzliches Mitleid mit ihm hätten. Nun schrieb er mit Eifer seine Gedanken nieder, und in sieben Wochen war die obengenannte Schrift vollendet, welcher er, ebenfalls im Gefängniß, eine zweite Schrift folgen ließ: „Von dem Gott gefälligen Christenstande". Trotz der ungerechten und grausamen Behandlung behielt Ziegenbalg doch keinen Groll gegen seinen Peiniger im Herzen. Zum neuen Jahre wünschte er ihm vom Gefängniß aufrichtig Glück, ohne seiner Sache auch nur mit einem Worte zu gedenken. Dieß besänftigte den Kommandanten in etwas, und er fragte ihn, ob er wohl irgend etwas wünschte. Ziegenbalg ließ ihm danken und sagen, er sei mit seinem Gott vergnügt und wünsche nichts mehr, als daß es ihm wohl gehen möge, doch würde es ihm lieb sein, wenn er einen malabarischen Schreiber haben könnte, damit er an der Uebersetzung seines Neuen Testaments fortarbeiten könnte. Ohne sein Zuthun kam es zu einem Vergleich. Ziegenbalg bestand aber darauf, daß er einen wahrheitsgetreuen Bericht nach Kopenhagen senden müßte. In einem Briefe an den Kommandanten und an den Geheimerath schrieb er, daß er ohne allen persönlichen Groll gern aufs neue das Band der Liebe und des Friedens zu knüpfen bereit sei, und schließt den Brief also: „Ich bezeuge hiermit vor dem allwissenden Gott, vor meinem allergnädigsten König und vor der evangelischen Christenheit, daß ich rein und unschuldig bin an dem Blute derjenigen Heiden, die aus Enthaltung meines Amtes durch Ihre Schuld verloren gehen sollten. Ach! bedenken Sie also wohl, was Sie thun, sintemal Sie nicht wider mich, sondern wider Gott und ihren König streiten. Aus diesem allen können Sie sehen, daß

Digitized by Google

ich keinen Haß gegen Sie hege aber auch keine Furcht vor Ihnen habe, sondern in göttlicher Freudigkeit die Wahrheit ebenso wohl im Gefängniß schreiben kann, als ich sonst jederzeit in meiner Freiheit gethan habe, und hoffe so lange bei meinem freudigen Muthe zu bleiben, als ich nicht meine Person sondern nur die Wahrheit zu vertheidigen suche. Unterdeß, ob Sie mir gleich bisher alles verbieten können, was ich öfters von Ihnen verlangt, so haben Sie mir doch niemals zu verbieten vermocht, daß ich nicht für Sie beten sollte, und werden auch hinfüro mir solches nicht verbieten können." Dieser Brief erbitterte den Kommandanten aber nur noch mehr. Allein als Ziegenbalg gesagt wurde, daß seine Gegner zum äußersten schreiten wollten, hatte er die Antwort in seinem Herzen: So will ich das Aeußerste in der Liebe thun! und lud den Kommandanten und seine Gemahlin zu sich ins Gefängniß. Der Kommandant kam wirklich. Ziegenbalg umarmte ihn und benahm sich so freundlich und zugleich so würdevoll gegen ihn, daß er unmöglich länger in seiner feindseligen Stimmung beharren konnte. Die Sanftmuth blieb Sieger. Nachdem sie die Bedingung gemacht und gehalten hatten, sich gegenseitig die volle Wahrheit, aber ohne alle Erbitterung zu sagen, schieden sie versöhnt von einander: und kurz darauf ward der Missionar seiner Haft entlassen.

Außer dieser Feindschaft der europäischen Christen in Indien hatten die Missionare mit der Gegnerschaft der Christen in der Heimath zu kämpfen, welche der Missionare Namen und Werk durch einseitige Beurtheilungen wie durch Verläumdungen stinkend machten. Zudem fehlte es ihnen oft an dem nöthigen Gelde, so daß ihr Glaube fortwährend auf schwere Proben gestellt wurde, was alles in diesem kurzen Lebensbilde nur angedeutet werden kann. Aber unser Ziegenbalg war der Mann mit seinem Glauben die Hindernisse zu überwinden. Seine Wirksamkeit blieb eine gesegnete.

Als er im Jahre 1714, nachdem er mit Hassius einen Vertrag gemacht hatte, daß alle bisherigen Streitigkeiten vergessen sein sollten, eine Reise nach Europa antrat, wohin er einen indischen Knaben Maleiappen mit nahm, wußte er in der Heimath das Feuer der Missionsliebe anzufachen. In Schweden, Norwegen, in Holland, England erwarb er sich

Digitized by Google

Freunde seiner heiligen Sache. In Würtemberg ließ der Herzog eine Sammlung für die Mission durch sein ganzes Land veranstalten. So war auch diese seine Erholungsreise von großem Nutzen für seine Arbeit. Nachdem er sein geliebtes Halle und darin seinen theuren Lehrer Francke besucht und in Merseburg eine Lebensgefährtin gefunden hatte, bestieg er mit seinem Maleiappen am 4. März 1716 das Schiff zur zweiten Reise nach Indien. Die Hindernisse, die bisher ihm im Wege lagen, waren größtentheils gehoben. Der Kommandant Hassius war abgerufen, und dessen Nachfolger Christian Brun war ein lebendiger Christ und ein treuer Freund der Mission. Er errichtete eine Bildungsanstalt für einzelne Lehrer und Katecheten. Ebenso wurde der Bau einer neuen Kirche in Angriff genommen, da die im Jahre 1707 aufgeführte für die Gemeinde zu klein geworden war. Am 9. Februar 1717 war der Grundstein von dem neuen Kommandanten gelegt, und Ziegenbalg redete über 1 Corinther 3, 11. Nach der Vollendung wurde dieselbe im Oktober des folgenden Jahres von Ziegenbalg feierlich mit einer Predigt über die Worte des Propheten Jeremias 16, 19 bis 21 eingeweiht. Der neue Bau erhielt denselben Namen wie der alte: „Kirche des neuen Jerusalems". Die Arbeit an den Heiden gieng neben dem Kirchenbau fort. Im Jahre 1717 wurden über dreißig Eingeborene durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, und im Jahre 1718 über funfzig.

Aber so geistig frisch und rege Ziegenbalg war, so sehr fühlte er seine Körperkraft schwinden. Schon im Sommer 1718 litt er an heftigen Magenschmerzen. Das Leiden steigerte sich und am ersten Tage des Jahres 1719 war es ihm das letzte Mal vergönnt, mit schwacher Stimme an heiliger Stätte zu seiner Gemeinde zu sprechen. Er hatte einen treuen Gehilfen in dem Missionar Johann Ernst Gründler gefunden, dem mußte er am zehnten Februar, weil seine Schwäche fortwährend zunahm, die ganze Leitung der Mission übergeben. Bald zeigten sich deutliche Zeichen des Todes, und da stand ihm wie im Leben so auch im Tode helfend und tröstend der liebe Gründler zur Seite. Am 23. Februar 1719 Vormittags nahete sich ihm das Ende. Einer der Anwesenden fragte, ob er mit Paulus wünschte abzuscheiden und bei Christo zu sein. Da antwortete

Digitized by Google

er: Ach gar gern! Er lasse mich mit seinem Blute von meinen Sünden abgewaschen und bekleidet mit der Gerechtigkeit Christi aus dieser Welt in sein Reich eingehen. Und als er bei seinem Todeskampfe an Paulus erinnert wurde, der gesagt habe: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, sprach er: „Ach ja, ich will in diesem Kampfe durch Christum aushalten, auf daß ich eine so herrliche Krone erlange!“ und bald darauf: „Ich kann fast nicht mehr sprechen, Gott lasse nur das, was ich gesprochen, im Segen sein.“ Hierauf antwortete Gründler: „Der HErr wird, was er geordnet, zum ewigen Segen sein lassen.“ Darauf sagte Ziegenbalg: „Ich habe mich täglich dem Willen meines Gottes ergeben. Christus spricht: Vater, ich will, daß wo ich bin, da soll auch mein Diener sein,“ griff dann hastig mit der Hand nach den Augen und sagte: „Wie ists doch so hell, es ist, als schiene mir die Sonne in die Augen.“ Nun verlangte er, daß das Lied: „JEsus meine Zuversicht“ gesungen werde, was auch geschah. Nachdem er sich noch hatte aus dem Bette in einen Lehnstuhl bringen lassen, schlief er gegen elf Uhr sanft ein. Sein Freund und Mitarbeiter Gründler hielt ihm die Leichenpredigt über St. Johannes 3, 29.

Dieß ist in Kürze das Leben desjenigen Mannes, welcher als der erste Missionar der evangelisch-lutherischen Kirche hinausgieng, ein auserwähltes Rüstzeug das Evangelium zu bringen den Heiden, ein leuchtendes Vorbild für alle späteren Missionare durch seinen Glauben, seine Treue, seine Demuth und seine Weisheit. Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen.

Digitized by Google

Johann Albrecht Bengel.

Am 24. Juni 1687 wurde Johann Albrecht Bengel zu Winnenden, einem nahe bei Stuttgart gelegenen Würtembergischen Landstädtchen, geboren. An einer ansteckenden Krankheit, die er sich bei einem Krankenbesuche zugezogen, verlor er seinen Vater, der Diakonus daselbst war, schon in seinem sechsten Jahre. Wenige Monate nach diesem harten Schlage wurde das Haus der Mutter sammt der väterlichen Bibliothek von den Franzosen in Asche gelegt. Da nahm sich ein Freund seines Vaters, der Präceptor Schindler, des verwaisten Knaben an und behielt ihn trotz eines wiederholt nothwendig gewordenen Wohnungswechsels bis zum Jahre 1703 bei sich, wo der hoffnungsvolle Jüngling bereits die Universität Tübingen bezog. In eben diesem Jahre hatte sich seine Mutter mit dem Klosterverwalter Glückler zu Maulbronn wieder verheirathet, und dieser Stiefvater, ein rechtschaffener und frommer Mann, gewährte gern die zur Vollendung seiner Studien nöthigen Mittel.

In frühster Jugend schon hatte Bengel den HErrn kennen und lieben gelernt. Sogleich mit dem Erwachen seines Bewußtseins fühlte er sich als ein Kind Gottes. Eine bestimmte Zeit, in welcher er zum HErrn bekehrt worden, läßt sich also bei ihm nicht angeben: Bengel hat zu den wenigen Menschen gehört, die immer in der Taufgnade geblieben sind. Als er seinen Vater verlor, stand er bereits in einem solchen Gebetsumgange mit dem HErrn, daß er die feste Ueberzeugung hatte, er wollte seinen Vater mit seinem Gebete am Leben erhalten haben, wenn man ihn angewiesen hätte, Gott um Fristung seines Lebens anzurufen. Von frühster Kindheit an fand er Gelegenheit das Wort Gottes zu hören, zu lesen und zu lernen,

Digitized by Google

so daß die Kraft desselben unvermerkt dermaaßen in sein Herz eindrang, daß ein kindliches Vertrauen zu Gott, ein Ernst im Beten, ein Verlangen nach dem ewigen Leben, ein Vergnügen an den Sprüchen der heiligen Schrift, ein Geschmack an den üblichen Gesängen und auch an den gemeinsten Kindergebetlein, eine Bewahrung des Gewissens, eine Scheu vor dem Bösen, eine Liebe zum Guten entstand. In der Erinnerung an diese frühen Gnadenzüge ruft er später in demüthiger Beugung aus: „Meine Jugend ist ein solches Meer des Erbarmens gewesen, daß hundert alte Adam darin hätten ersäuft werden mögen.“ Fehlte es an Ausbrüchen jugendlichen Leichtsinns auch nicht ganz, so war die Gefahr der Verführung doch nicht häufig, da er außer den öffentlichen Lektionen immer etwas zu thun bekam und vor dem Müßiggange völlig bewahrt wurde. „Kam ja eine Uebertretung vor, so rügte sie sogleich der im innersten der Seele stets aufmerksame Wächter und verhinderte es dadurch, daß keine von außen kommende Verderbniß hängen blieb“.

Erst sechszehn Jahre alt bezog Bengel die Universität. Er hatte das Glück, Männer zu Lehrern zu finden, die selbst von einem lebendigen Glauben an JEsum durchdrungen waren und daher nicht bloß auf eine tüchtige wissenschaftliche sondern auch auf eine gründliche Herzensbildung bei den Studierenden hinarbeiteten. Dazu hatte der HErr gerade in jener Zeit unter den älteren Studenten einen ungemeinen Eifer für die Gottseligkeit erweckt, so daß sich wie zu Halle und Leipzig auch zu Tübingen ein Kreis gottesfürchtiger Jünglinge zu einem brüderlichen Vereine verband, der praktische Schrifterkenntniß und lebendiges Christenthum unter sich und seinen Umgebungen pflanzen und pflegen wollte. Freudig schloß der junge Bengel sich diesem Vereine an und erhielt durch ihn manche Förderung seines geistlichen Lebens, so daß er ihm zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt hat. Ein ganzes Jahr lang wurde er in seinen Studien durch eine schwere Krankheit aufgehalten, aber der HErr, mit dem er auf seinem Lager einen vertrauten Gebetsumgang pflegte, tröstete ihn mit der innerlichen Gewißheit, daß er nicht sterben sondern leben und Sein Werk verkündigen werde. Von Kindheit an allem Müßiggange abhold, arbeitete er auch als Student mit rastlosem Fleiße, weshalb ihm nicht nur von seinen Lehrern bald selbstständige Arbeiten

Digitized by Google

übertragen wurden, sondern er sich auch an eine solche haushälterische Benutzung der Zeit gewöhnte, daß es ihm später möglich wurde neben der gewissenhaften Erfüllung seiner anstrengenden Amtspflichten die mühevollsten und umfassendsten schriftstellerischen Arbeiten zu Stande zu bringen und eine Correspondenz zu führen, die sich jährlich auf zwölfhundert Nummern belief.

Aufs ernsteste war Bengels Wille für das Gute entschieden und sein Herz für das Evangelium erwärmt, dennoch machte ihm von Zeit zu Zeit sein scharfer Verstand durch allerlei Zweifel zu schaffen. „Einem unbekehrten Menschen, der so nach der Weltmode hinlebt, und welchem die Wahrheit überhaupt gleichgiltig ist, kommt es nicht sauer an alle Lehrsätze zu unterschreiben, er glaubt eben, was er vor sich findet, es geht bei ihm nicht durch Prüfung. Aber in der Bekehrung wird dem Menschen die Wahrheit theuer, er möchte gern damit pünktlich und vorsichtig als mit einem kostbaren Kleinod umgehen, da geht es nicht mehr so leicht, im Gegentheil es müssen alle Lehrsätze durch einen Kampf gehen, und ihre Wahrheit muß aufs neue errungen werden.“ Bengels Zweifel bezogen sich vornehmlich auf die Reinheit des Neutestamentlichen Textes, gegen die er bedenklich wurde, da er in den griechischen Ausgaben eine große Menge verschiedener Lesarten fand und keine Anleitung erhielt, sich aus diesem Gewirre herauszufinden. Der schüchterne Jüngling, meinte er, sei der einzige, der von solchen Zweifeln angefochten würde, und er getraute sich nicht seine Bedenken gegen irgend jemand zu äußern. Aber denen, die Gott lieben, müssen auch die verschiedenen Lesarten des Neutestamentlichen Textes zum Besten dienen. Bengel fühlte sich durch sie zum fleißigen Gebete getrieben, die Ungewißheit über die Reinheit des Textes gewöhnte ihn, mit der größten Genauigkeit auf alle Einzelheiten des göttlichen Wortes zu achten, und welche köstlichen Früchte für Kirche und Theologie dieser Gewinn später gebracht hat, wird uns der weitere Verlauf seines Lebens bald zeigen.

Kaum zwanzig Jahre alt verließ Bengel mit einer gründlichen theologischen Bildung ausgerüstet die Universität und wurde Pfarramtsverweser in Metzingen, wo er bald auf mancherlei aufmerksam gemacht wurde, was ein Kandidat der Theo-

Digitized by Google

logie nothwendigerweise ins Amt mitbringen sollte, aber leider selten mitbringt. Er blieb jedoch nur ein Jahr in dieser Stellung, da berief man ihn als Repetent nach Tübingen zurück. Hier hatte er die Studien der jungen Theologen zu leiten und konnte zugleich in seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung weiter arbeiten. Repetent blieb er fünf Jahre lang, während welcher Zeit er auch verschiedene Vikariate zu versehen hatte, „auf denen ihn Gott gegen die Gewissen seiner Zuhörer offenbar werden ließ", wie er viele Jahre hernach bei unvermutheten Gelegenheiten erfuhr.

1713 wurde Bengel als Professor oder Klosterpräzeptor, wie es damals hieß, nach Denkendorf berufen, wo eine Art Seminar errichtet worden war, in welchem eine Anzahl künftiger Theologen auf ihre akademischen Studien vorbereitet werden sollten. Wegen nothwendiger Bauten konnte er aber diese Stelle nicht sogleich antreten, und es wurde ihm gestattet auf herrschaftliche Kosten eine gelehrte Reise durch einen großen Theil Mitteldeutschlands zu machen. Hier lernte er an höheren und niederen Unterrichtsanstalten eine große Reihe trefflicher Männer persönlich kennen, und da er alles mit offenen Augen sah und mit vorurtheilsfreiem Blick prüfte, so kehrte er mit einem reichen Schatze werthvoller Erfahrungen und Anregungen in seine Heimath zurück. Ganz besonders fühlte er sich von August Hermann Francke und seinen blühenden Anstalten angezogen und befriedigt. „Wer weiß," äußerte er, „ob man in der ganzen Christenheit wieder so drei Kollegen zusammenbringen könnte, als zu Halle Breithaupt, Anton und Francke gewesen. Sie sind durchs Kreuz zusammengefügt worden, und die Anstalten im Waisenhause waren eine bequeme Gelegenheit, daß es immer fein munter und aktiv bei ihnen hergieng, daß sie als in einer Familie beisammen waren." Es war Bengels Grundsatz auf seiner Reise „vorzüglich diejenigen ausgezeichneten Männer aufzusuchen, welche die Reichthümer ihres Geistes und Herzens noch nicht durch Druckschriften öffentlich mitgetheilt hatten", und da er diese Männer nicht bloß in schnell und fruchtlos vorübereilenden Höflichkeitsbesuchen kennen lernte sondern Tage und Wochen lang in ihrem Hause und an ihrem Tische zubringen durfte, so wurde er durch sie auch in seinem persönlichen Glaubensleben nicht wenig befestigt und gefördert.

Digitized by Google

„Ich schätze es für eine große Gnade Gottes," heißt es in einem seiner Reisebriefe, „daß ich so viele herrliche, lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des HErrn aus dem Menschen zu machen vermag. Bis dahin war ich fast nur für mich allein ein Christ, hier aber lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft der Heiligen ist. Ich halte es für einen ausgezeichneten Gewinn meiner Reise, daß ich bei so verschiedenen Werkzeugen des göttlichen Geistes so verschiedene Gnadengaben und so mannigfaltige Erweisungen der heiligenden und zu segensreicher Thätigkeit befähigenden Kraft Gottes gesehen habe, wodurch ich eine immer vollständigere Vorstellung eines wahrhaftigen Menschen Gottes, welchen kein einzelner darzustellen vermag, bekommen."

Im November 1713 trat nun Bengel sein Lehramt in Denkendorf an. Ueber die Grundsätze, welche seine Thätigkeit als Klosterpräzeptor leiten sollten, sprach er sich in seiner gehaltvollen Antrittsrede aus, die das Thema behandelte, daß das Trachten nach der Frömmigkeit der sicherste Weg zur wahren Bildung sei. Ebenso gründlich wie klar und fesselnd war sein Unterricht, den er in den alten Sprachen, der Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, vor allem in der Religion ertheilte. Daß die zukünftigen Theologen die heilige Schrift kennen, lieben und leben lernten, sie deutsch und im Grundtext fleißig läsen und die Hauptstellen dem Gedächtnisse und noch mehr dem Herzen einprägten, darauf legte er das Hauptgewicht. Da Bengel aber nicht bloß Lehrer sondern auch Erzieher sein wollte, so war es ihm eine Herzenssache, die Klosterjugend zur Ehrerbietung gegen heilige Dinge zu gewöhnen und sie vor den eben so häufigen als gefährlichen Jugendsünden, dem Lügen und der Unkeuschheit, zu bewahren. Seine Erziehungsweise, von peinlicher Engherzigkeit wie von schlaffer Zuchtlosigkeit gleichweit entfernt, war durch und durch gesund. Nur einige seiner beherzigenswerthen Grundsätze mögen hier Platz finden! „Ich mache bei der Jugend nicht viel aus den so gewöhnlich vorkommenden Bübereien und jugendlichen Leichtsinnigkeiten. Ich erkläre es wohl für Sünde aber ahnde es nicht bei jedem vorkommenden Falle, weil es bei Leuten, die auf die innere Zucht nicht achten, doch nicht wohl anders sein kann. Ein anderes ists, wo hernach schädliche und gefährliche Ausbrüche

Digitized by Google

dazukommen, da muß man freilich scharf drein sehen.“ „Wenn man die Kinder allzu sorglich hütet, so pflegen sie hernach, wenn sie ein wenig Luft bekommen, desto mehr auszuschweifen.“ „Das viele Schnitzeln an den jungen Bäumen verletzt nur, und einem Kinde, daß außer sich kommt und sich in seiner Unlust gefangen hat, soll man erst Ruhe lassen wieder zu sich selbst zu kommen, wo es im Stande sein wird liebreiche Ermahnungen anzunehmen, die besser helfen als Schärfe und Strenge.“ „Heiter, freundlich, gütig, nicht griffig und mürrisch mit ihnen handeln ist billig und löblich. Eltern und Präzeptoren müssen sich in der Erziehung ja vor dem Zorne hüten und nicht ihren Respekt erzwingen oder mit Gewalt der Untergebenen Eigensinn brechen wollen. Sonst wenn man sie zum Zorne reizt, überschlagen sie gern, bekommen harte Gemüther und werden noch mehr verderbt. Mir gefällt auch vieles an der Jugend nicht, aber ich ziehe nie den Degen aus, ohne daß ich ihn mit Reue wieder einstecken müßte.“ War es durch die Umstände geboten, so trat Bengel aber auch sehr ernst und scharf auf und ermahnte auch andere solches zu thun. So heißt es in einem an einen ihm befreundeten Prälaten gerichteten Briefe: „Du weißt, daß Gott auch ein eifriger Gott und ein Rächer jenes weichlichen Mitleidens ist, der einen Fehler nach dem andern den Untergebenen ungestraft hingehen läßt, bis sie allzumal zu Grunde gehen; Du weißt, daß man die Jugend nicht bloß mit Liebe sondern auch mit Ernst leiten und frühe gewöhnen muß, an die jenseits abzulegende Rechenschaft zu gedenken.“ Am meisten erzog Bengel seine Schüler durch den tiefen Ernst, der aus seinem ganzen liebreichen Wesen sprach. Seine geheiligte Persönlichkeit machte selbst die einfachsten Worte zu Nägeln und Spießen für die Gewissen. „Wie oft,“ schreibt ihm viele Jahre nach seinem Abgange von Denkendorf ein ehemaliger Schüler, „wie oft klingt mir noch jetzt Ihr Abschiedswort, das Sie Samstags nach dem Abendgebet allemal zum Adieu hinterließen, Ihr: „Sammelt Eure Seelen!“ in die Ohren. Damals verstand ich es nicht, jetzt aber weiß ich, was es ist, und obgleich ich noch nicht sagen kann: ich sammle immer meine Seele, so bete ich doch: Sammle Du, o HErr, meine Seele!“

Sonst gieng Bengels Fleiß beständig dahin, „alles, was

Digitized by Google

ihm vor die Hand kam, mochte es wichtig oder gering, ansehnlich oder unscheinbar sein, nach dem Vermögen, das von Gott dargereicht ward, treulich zu erfüllen" Durch die pünktlichste Treue im kleinen bewies er die wahre Gewissenhaftigkeit. Mit der größten Sorgfalt bereitete er sich vornehmlich auf seine Unterrichtsstunden, sonderlich auf die Erklärung der heiligen Schrift vor, und da es zu seiner Eigenthümlichkeit gehörte den Dingen auf den Grund zu gehen, so verfolgte er seine Studien weit über die durch sein Amt gesteckten Grenzen hinaus. Auf diese Weise sammelte er nach und nach ein überaus reichhaltiges wissenschaftliches Material, das er auf Drängen seiner Freunde bearbeitete und in einer Reihe der werthvollsten Schriften, die sich durch Gedankentiefe und Gedrängtheit des Ausdrucks auszeichnen, veröffentlichte. So wurde Bengel ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, dessen gesegneter Einfluß sich in die weitesten Kreise erstreckte. Wie bei allem, was er sprach, so war es auch bei allem, was er schrieb, seine Regel, kein Wort zu setzen, was ihn in der Stunde des Todes reuen könnte. Nicht aus Eitelkeit sondern äußerlich und innerlich gedrängt hat er geschrieben, „was ihm so unaffektiert verliehen wurde". Seine Bücher brachten auch wirklich neues. Trotzdem beeilte er sich nicht mit ihrer Herausgabe. Oft hat er sie zehn bis zwanzig Jahre alt werden lassen und stets erst die Meinung urtheilsfähiger Freunde eingeholt. Daher war aber auch gediegen, was er zu Markte brachte, für flüchtige Leser keine Speise. Ein Georg Conrad Rieger giebt über Bengels Schriften das Urtheil ab: „Sie sind von der Art Obst, welches erst eine Weile liegen muß, ehe man es aus der Hand essen kann." Trotz ihrer Vortrefflichkeit hatte Bengel aber ihretwegen manchen ungerechten und bittern Angriff zu leiden, aber er vergalt dann nicht gleiches mit gleichem sondern pflegte zu sagen: „Es kann nicht schaden, wenn man dergleichen einsammelt. Man kann und soll sich durch solche Dinge nicht aus der Ruhe sondern in dieselbe hinein bringen lassen, ob es schon dabei Gelegenheit zur Prüfung giebt," und wiederum: „Bei allen, die mir so zuwider gewesen sind, wollte ich, wenn sie nur gegenwärtig wären, gewiß so viel Liebe beweisen, als wenn nichts zwischen uns vorgefallen wäre." Da er es nicht auf den Beifall der

Digitized by Google

Menschen abgesehen hatte, so konnte er eben auch mit Sanftmuth ihren Tadel ertragen.

Bengel liebte vor allem sorgfältige Auslegung der heiligen Schrift. Alle zwei Jahre hatte er mit seinen Schülern das Neue Testament durchzugehen, und so sammelte er bei der Vorbereitung auf seine Lektionen länger als zwanzig Jahre hindurch eine reiche Fülle kurzer, erklärender Anmerkungen, die er unter Gebet und Flehen nach und nach in einer Reihe gediegener Schriften verarbeitete. Bengels Bibelauslegung wurzelte in dem felsenfesten Glauben an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, daher war ihm jedes Wort wichtig, daher faßte er aber auch die Schrift als ein großes zusammenhängendes Ganze auf, das man nicht zerreißen dürfe, wenn man das einzelne recht verstehen wolle. Einen ausbündigeren Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift kannte er nicht als die Schrift selbst. Als Hauptgrundsätze für die Auslegung galten ihm also: Erkläre die Schrift aus der Schrift; trage nichts in die Schrift hinein, aber schöpfe alles, was du schöpfest aus ihr heraus; halte dich streng an den Text und wende den Text immer auf dich an.

Das Hauptwerk unter den auslegenden Schriften Bengels ist eine unter dem bescheidenen Titel: „Gnomon", das heißt Zeiger herausgegebene Erklärung des ganzen Neuen Testaments. Dieser Gnomon ist ein höchst eigenthümliches Werk. Es ist nicht etwa eine fortlaufende, ausführliche Erklärung, sondern er giebt nur kurze Fingerzeige, abgebrochene Bemerkungen, die oft nur in ein oder zwei Worten bestehen, dabei berücksichtigt er die feinsten Schattierungen des biblischen Ausdrucks, zeigt, wie oft in den kleinsten Wörtchen ein bedeutsamer Nachdruck liege, und streut unter sprachliche und allerlei gelehrte Noten zahlreiche ebenso kurze wie gehaltvolle praktische Nutzanwendungen ein. In der ganzen theologischen Literatur giebt es kaum ein zweites Buch, das an Bündigkeit, Geistestiefe und Inhaltsfülle diesem Werke an die Seite gestellt werden könnte. Bis auf diesen Tag holen die Bibelerklärer aus dieser Schatzkammer Gold und Edelgestein — wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun! Ja, „mehr als tausend andere Knechte des Lammes hatte die ewige Weisheit Bengel in ihre Kammern geführt und ihm aufgeschlossen die Gänge des Lichts, das die Geister

Digitized by Google

erleuchtet, die Kräfte des Worts, das die Seelen belebet, die Schätze der Gnade, die uns locket, leitet und selig macht," wie Fresenius so schön in seinem dem Verfasser des Gnomon gewidmeten Nachrufe singt.

Bengel „wagte sich aber auch in die prophetischen Dunkelheiten" wie derselbe Nachruf weiter hervorhebt. Seine Schriften über die Offenbarung St. Johannis und die biblische Zeitrechnung nehmen eine hervorragende Stelle unter seinen gesammten Arbeiten ein. Durch die unausgesetzte Beschäftigung mit der heiligen Schrift hatte Bengel einen großartigen Gesammtüberblick über die Geschichte des Reiches Gottes erlangt, und so stellte er sich die Aufgabe, durch das Labyrinth der ganzen in den geschichtlichen und prophetischen Büchern des Alten und Neuen Testaments enthaltenen Zeitlinie von ihrem Anfange bis zum Ende einen anmuthigen Fußpfad nachzuweisen. Die vielen Zahlenangaben der Schrift, meinte er, verdienten schon um deßwillen unsere Beachtung, weil sie Theile der göttlichen Offenbarung seien, ganz besonders aber, weil sie so untereinander zusammenhingen, daß sie ohne Unterbrechung zu einem wichtigen Ziele, nämlich zu dem Tage der künftigen Erscheinung Christi hinführten. Auf dieser Unterlage einer allgemeinen biblischen Zeitrechnung entstand denn die Erklärung der Offenbarung St. Johannis, in welcher Bengel nicht nur die Dinge sondern auch die Zahlen berücksichtigte, da nicht umsonst so viele Zeitbestimmungen in ihr enthalten seien und der Mensch nicht scheiden dürfe, was Gott zusammengefügt habe. Nicht Vorwitz trieb ihn zu diesem kühnen Unternehmen sondern die lauterste Ehrfurcht gegen das göttliche Wort und die Treue in der Ausbeutung der ihm verliehenen Gabe. Daher war seine Erklärung nicht das todte Wissen eines Gelehrten sondern die lebendige Ueberzeugung eines gläubigen Christen, der Herzenserbauung durch sie wirken wollte. Besonders die sechszig Reden über die Offenbarung, die als Bibelstunden von ihm gehalten und von Freunden nachgeschrieben wurden, sind ein Erbauungsbuch im schönsten Sinne des Wortes. Gleich bei der Erklärung des ersten Verses heißt es da: „Die Offenbarung gehört für die Knechte Gottes und JEsu. Für Fremde, Feinde oder Spione gehört sie nicht; wer bloß aus Neugierde wissen will, was über kurz oder lang, in der Nähe oder Ferne sich zutragen

Digitized by Google

möchte, ist keiner Antwort werth. Nur Knechte Christi wissen sich die Offenbarung auf eine wohlbefugte Weise zu Nutzen zu machen; bei ihnen flechten sich Hoffnung, Gebet, Verlangen, Demuth, Liebe, Freude mit der Betrachtung dessen, was geschehen wird, so hübsch in einander, daß es eine tägliche gute Beschäftigung, ein völliges wackeres Christenthum abgiebt." Als ihn einst ein Freund vor der Beschäftigung mit der Offenbarung warnte, deutete Bengel auf die Tasse Thee, die er eben vor sich hatte, und in welcher sich noch ein süßer Bodensatz befand, und sagte: „Ich will doch bei dem Neuen Testament auch den Zuckerboden — das letzte Buch — mitnehmen."

In seiner Demuth war er weit davon entfernt seine Erklärungen im einzelnen für unfehlbar zu halten, obgleich er im Ganzen von ihrer Richtigkeit fest überzeugt war. Daß innerhalb hundert Jahren eine große Veränderung vor sich gehen werde, galt ihm als unzweifelhaft; von den übrigen Terminen sagte er, „sie gehörten zum Eintrag, nicht zum Zettel seines Systems, der letztere sei gut, aber am ersteren fehle es noch hier und da. Sollte aber das Jahr 1836 ohne merkliche Veränderung vorbeistreichen, so wäre freilich ein Hauptfehler in seinem System, und man müßte eine Ueberlegung anstellen, wo er stecke." 1836 hatte Bengel nämlich als den großen Termin berechnet, mit welchem — nicht, wie vielfach fälschlich ihm untergelegt wird, die Welt untergehen, sondern — das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen werde. Die Berechnung hat sich als unrichtig bewiesen. Wo steckt nun der Fehler? Offenbar darin, daß der Ausleger des prophetischen Wortes ein Rechner wurde. Bengel hatte ja durchaus Recht, das prophetische Bibelwort praktisch zu verwerthen, aus ihm die Zeichen der Zeit zu deuten und auch mit seinem Lichte in die Zukunft hinein zu leuchten, aber Zeit und Stunde auszurechnen hat der HErr Christus verboten. Diese Verbote beseitigte Bengel durch eine gewaltsame Auslegung, die den Buchstaben ungebührlich preßte. In Apostel-Geschichte 1, 7 behauptete er liege der Nachdruck auf dem Worte „euch" und was den Aposteln habe verschlossen bleiben sollen, das könnte doch den später lebenden Gläubigen aufgeschlossen werden, und in St. Matth. 24, 36 und St. Marc. 13, 32 müsse man beachten, daß das Wort „weiß" in der Gegenwart stehe, damals habe

Digitized by Google

freilich niemand, auch der Sohn nicht, Zeit und Stunde gewußt, er habe es aber hernachmals erfahren und in der Offenbarung St. Johannis bekannt gemacht. Diese unnatürliche, gepreßte Auslegung, die bei einem so durch und durch gesunden Bibelerklärer nur unter dem Einflusse einer vorgefaßten Meinung entstanden sein kann, ist denn auch nicht ungestraft geblieben. Bengels Zeitberechnung ist einem großen Theile nach nicht in Erfüllung gegangen. Aber trotz der fehlgeschlagenen Zeitberechnung wird seine Erklärung der Offenbarung keine vergebliche Arbeit. Die sachliche und erbauliche Auslegung ist von bleibendem Werthe. Auch sind viele seiner prophetischen Vorblicke durch die kommende Zeit gerechtfertigt, so daß Zinzendorf nicht Unrecht hat, wenn er Bengel „den Propheten seiner Zeit" nennt. Lassen wir die Vorherverkündigung des siebenjährigen Krieges, der Auflösung des deutschen Reichs, der Herrschaft eines französischen Kaisers, der Einziehung der deutschen Bisthümer und Abteien, der Revolutionen in Spanien und Griechenland und dergleichen politischer Dinge ganz bei Seite und heben nur einige Aeußerungen über die moralische und religiöse Weltlage hervor: „Die Sünden wider das sechste Gebot nehmen sehr überhand, aber es wird noch ärger kommen. Bald wird die Hurerei in der Christenheit für geringer gehalten werden als bei den Heiden." „Heutzutage sind es nur Lehrjungen gegen die letzte ruchlose Zeit, da denn Sicherheit und Spötterei so gar überhand nehmen wird. Die Zeitungsschreiber, die so im Tagelohn Journale schreiben, haben viel an dem Geschmack verdorben, sowie man aus ihren Blättern hinwiederum den Zeitgeist kennen lernen kann. Dieser Geist wird je länger je mehr Skepticismus und Naturalismus werden. Die heilige Schrift kommt in eine klägliche Verachtung, die Kräfte der Natur und Vernunft werden über die Maaßen erhöht. Die Lehre vom innern Wort wird noch erschrecklich viel Unheil anrichten, wenn einmal die Philosophen anfangen werden sich ihrer zu bedienen. Sie werden den Kern ohne Butzen, Hülse und Schaale haben wollen, das ist Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten in das Gröbste fortschreiten. Alles was vom Geiste Gottes noch ist, wird vollends verrauchen und vor der Welt prostituiert werden. Hernach wird sie meinen, sie habe jetzt ein gewonnen Spiel.

Digitized by Google

Man bringt dann so etwas allgemeines daher, das jedermann recht ist und dabei Juden, Türken und Heiden wohl ist. Es schickt sich alles dazu an, daß es auf eine bloße natürliche Moral und Ehrbarkeit hinauskommt und alles höhere verlacht wird." Auch den ein halb Jahrhundert nach seinem Tode erwachten Eifer für Mission und Bibelverbreitung hat Bengel vorausgesehen und ihn mit unter die Zeichen der bevorstehenden Weltänderung gerechnet.

Doch verlassen wir diesen anziehenden Gegenstand und werfen einen Blick in Bengels praktische Thätigkeit, nachdem wir ziemlich lange in seiner Studierstube ihn beobachtet. Schon mit seinem Lehramte in Denkendorf war ein Predigtamt an der Gemeinde verbunden, wie er denn auch später an einer andern Gemeinde ein solches zu verwalten hatte. Der Mann, der mit Recht „ein Glanz der Gelehrten" genannt wird, predigte so einfach, daß auch Kinder und gemeine Leute ihn ohne Mühe verstehen konnten. Was er sagte, war nach den Bedürfnissen der Zuhörer eingerichtet und immer auf die Grundwahrheiten des Evangeliums bezogen. Jeder Art von Effekthascherei und Gemüthsstürmerei gründlich abhold, predigte er, obgleich ein Schriftgelehrter, doch gewaltig und brachte unter seinen Zuhörern eine große Bewegung hervor. In Herbrechtingen erklärten die Leute, solche Predigten hätten sie ihr Lebtage nicht gehört. Den Text, den Bengel vor sich hatte, sah er stets so an, als ob er noch nie darüber gepredigt hätte und auch niemals wieder darüber predigen wollte. Während der Predigt las er zuweilen ausführliche Stellen der Bibel im Zusammenhange vor, weil man nicht allzuviel Kenntniß der Schrift voraussetzen dürfe und die Bibelstellen doch das Beste und Erquickendste seien für wahrhaft heilsbegierige Hörer.

Seine Schrift- und Herzenskenntniß, seine Weisheit und Lebenserfahrung, seine Sanftmuth und Demuth, seine Dienstfertigkeit und Treue machten Bengel auch zu einem ausgezeichneten Seelsorger, „zu einem Auge der Blinden, einem Rathe der Sehenden, einem Leiter der Schwachen", wie Fresenius sagt. Aus der Nähe und Ferne begehrten die verschiedensten Leute seinen Rath und Beistand, und er wurde auch dem Geringsten und Fremdesten nicht versagt. Mit scharfem Menschenkennerblick fand Bengel bald den Sitz der Krankheit,

Digitized by Google

und für jede Wunde hatte er die rechte Salbe. Ebenso aufrichtig wie mild sagte er jedem, was ihm noth that, und sein kurzes, immer treffendes Wort wurde so leicht nicht vergessen. Einst wurde er an das Sterbebett des Hofpredigers Grammlich gerufen. Der Kranke, über sein Elend tief gebeugt, fühlte sich zittern vor der Majestät Gottes und klagte und winselte sehr. Da sprach Bengel: „Der Knecht muß eben abbitten.“ Als der Hofprediger unter vielen Thränen seine Sünden bekannt, fuhr Bengel fort: „Wenn wir unsere Schuld und Armuth recht bekennen, so kleinmünzelt Gott auch nicht, es geht königlich zu, er schenkt zehntausend Talente auf ein Mal.“ Der Sterbende war getröstet. Einem adeligen Fräulein, das an der Auszehrung schon lange krank lag und sich beklagte, daß Gott sie gar nicht heim hole, gab er zur Antwort: „Es geht Ihnen wie neulich einem meiner Schüler, der gern in die Ferien gegangen wäre, aber eben hatte warten müssen, bis auch die letzte Lektion zu Ende gewesen.“ Einem Manne, dessen fromme Frau krank war, bemerkte Bengel: „Sie haben jetzt ein Heiligthum in Ihrem Hause,“ und das Wort ist jenem nie wieder aus dem Sinne gekommen. Als man sich seinen Rath in Betreff einer ledigen Frauensperson erbat, die wegen ihres früheren gottlosen und unzüchtigen Lebens die heftigsten Gewissensbisse empfand und sich nicht wollte trösten lassen, schrieb er einen überaus köstlichen Brief, in welchem es unter anderm heißt: „Die eine Seele nimmt es zu leicht, die andere zu schwer. Wir sollen es aber mit unserm Innern machen, wie man es macht, wenn man ein Zimmer reinigt. Man sucht sorgfältig alles zusammen, was unsauber ist, kehrt es aus und wirft es mit der Schaufel zum Hause hinaus, giebt sich aber hernach nicht mehr Mühe das garstige Zeug lange auseinander zu lesen; genug, daß es fort ist.“

Aber auch im täglichen Verkehr und bei solchen Gelegenheiten, wo man ihn nicht gerade zum Seelsorger begehrte, wußte Bengel durch ein kurzes, den Nagel auf den Kopf treffendes Wort den Leuten einen Pfeil ins Gewissen zu schießen. Er hatte eben allezeit Salz bei sich. So fragte ihn einst eine vornehme Dame: „Herr Propst! da ich höre, daß Sie ein Prophet sind, so können Sie mir wohl sagen, ob es im Himmel besondere Sitze für hohe Standespersonen giebt?“ Sofort

Digitized by Google

erwiederte Bengel: „Ein Prophet bin ich nicht, aber Gott hat mir einiges Licht in sein geoffenbartes Wort verliehen, und demgemäß kann ich Ihnen sagen, daß es allerdings solche besondere Sitze giebt, aber sie sind sehr staubig.“ Einmal hatte Bengel, als er bereits Prälat war, Besuch von einem nicht eben frommen Dekan, als ein frommer Mann niedrigen Standes eintrat. Diesem gieng der Prälat entgegen, grüßte und küßte ihn und sagte: „Sondern ehret die Gottesfürchtigen,“ die Ergänzung der Anfangsworte (Ps. 15, 4) dem Dekane überlassend. Ein ander Mal fuhr er in der Postkutsche in der Gesellschaft mehrerer vom Weine erhitzter Leute, welche leichtsinnige Weinlieder sangen. Aufgefordert doch auch mitzusingen und lustig zu sein, gab er zur Antwort: „Ich mag nicht singen, es möchte sonst eine Predigt darauf folgen.“ Das machte die Sänger mäuschenstill. Bei einem Hoffeste wurde Bengel vom Herzog Karl aufgezogen, er möchte doch mit der Herzogin einen Tanz thun. Da erklärte er: „Ich bin bereit dazu, wenn zu dem Tanze das Lied gespielt wird: Zum Leben führt ein schmaler Weg.“

Ganz meisterlich sind dann auch die Anweisungen, die er andern zur Uebung der Seelsorge giebt, und die sich in seinen Schriften, Briefen und Reden als wahre Goldkörner eingestreut finden. Es kann einen ordentlich betrübt machen, daß der knapp zugemessene Raum nur eine dürftige Auswahl dem Leser zu bringen gestattet. „Ein Seelsorger soll seiner Sache, das heißt seiner Berufung zum Amt der Versöhnung, sowie der Wahrheiten, die er predigt, gewiß sein. Er soll, so zu sagen, seinen geistlichen Geburtsbrief aufweisen können, soll fest entschlossen sein, Gottes Ehre zu fördern, Christo wahrhaftig zu leben und zu dienen, selber in den Himmel zu kommen und auch viele andere dafür zu gewinnen. Er soll die Sache tapfer angreifen, sich unter die Leute hinein machen und ja den Muth nicht sinken lassen und die Geduld nicht verlieren. Bei einem Pastor gilt Seufzen und Flehen, aber Verlegenheit so wenig als Vermessenheit. Mit dem Worte Gottes und Gebet soll man anhalten, aber nicht alle Geschosse hervorsuchen auf ein Mal, die man könnte. Sonst wenn die Menschen sich dawider verhärten, so rührt sie gar nichts mehr. Wenn eine Seele auf einen bessern Sinn gebracht wird, so gehen alsdann wie im

Digitized by Google

Leiblichen bei einem jungen Kinde erst die Kinderkrankheiten an, welche „mütterliche“ Pflege und Wartung erfordern. Es läßt sich die Bekehrung einer Seele nicht erzwingen, und ist besser, wenn eine einzige Taube selbst geflogen kommt, als wenn viele in den Schlag eingetrieben werden. Wenn ich ein Bäumlein hätte, und ich wollte immer daran schnipseln und graben, es würde nichts besser und fruchtbarer werden. Das immer triebige Wesen ist unnöthig. Ein einziges Wörtlein, ein Blick, ein Strahl kann bei einer Seele die Entscheidung geben, wenn man den Nagel auf den Kopf trifft. Ihr lieben Seelsorger! Wir wollen unser Herz mit Christi Liebe füllen, diese macht uns munter, wacker, rüstig, hilft uns erkennen, wie eine Seele stehe, damit wir sie um so leichter herumholen können. Lasset uns recht vertraulich mit einander handeln und stets bedenken, daß wir Miterlöste vor uns haben!“

Achtundzwanzig Jahre war Bengel als Klosterpräzeptor in Denkendorf thätig. Man hatte ihn während dieser Zeit wiederholt zur Bewerbung um höhere Stellen, namentlich um Professuren an der Universität aufgefordert, aber er hatte es sich zum Grundsatz gemacht, „sein Vertrauen auf die Leitung Gottes auch dadurch an den Tag zu legen, daß er sich um keine Stelle bewerbe sondern in Geduld und Stille wartete, was Gott durch seine Vorgesetzten mit ihm zu machen für gut finden würde“. Ehre bei den Menschen hatte der demüthige Jünger JEsu niemals gesucht, darum eben suchte sie ihn. Bengel wurde allmählich zu den höchsten geistlichen Würden berufen, die es in seinem Vaterlande gab. 1741 wurde er Propst in Herbrechtingen und zugleich fürstlicher Rath, 1749 Prälat zu Alpirsbach und Konsistorial-Rath, als welcher er seinen Wohnsitz in Stuttgart nehmen mußte, 1751 Doktor der Theologie.

Wie er schon zu Denkendorf gethan, hielt er auch zu Herbrechtingen und selbst noch in Stuttgart Privat-Erbauungsstunden, auf denen der Segen Gottes reichlich ruhte. Bengel war überhaupt ein Freund und Beförderer dieser namentlich in Würtemberg unter den Gläubigen gepflegten Versammlungen. „Ich begreife nicht,“ sagt er, „was man gegen den Besuch der Privatversammlungen hat. Warum soll denn jeder für sich bleiben und fromm sein? Es ist eben, wie wenn Leute über

Digitized by Google

Feld gehen, und ich wollte ihnen befehlen, geht ja nicht miteinander sondern ja einer einen Büchsenschuß hinter dem andern.“ Aber so sehr er diese „Stunden“ schätzte und schützte, so wenig überschätzte und verhätschelte er sie. „Manche hangen allzusehr an den Versammlungen,“ urtheilte er, „und scheinen fast zu meinen, als ob sie um deßwillen frömmer wären. Aber sie sind weder allein noch alle fromm. Es giebt auch außerdem wackere Seelen, und es giebt auch in den Versammlungen Heuchler. Die, welche ob dem Besuche der Versammlungen von der Welt zu leiden haben, soll man nicht sogleich trösten, es ist ihnen gut und heilsam. Wenn meine Mägde meinen Töchtern grob und hart begegneten, so habe ich mich der Sache nicht sobald angenommen oder etwas darüber merken lassen: es hat mir etwas an der väterlichen Zucht gespart.“

In seinem kirchenregimentlichen Amte war es seine beständige Absicht, nur immer Gottes Ehre und das Heil der Kirche zu fördern. Die vielen und beschwerlichen Geschäfte ließen ihn das Bedürfniß nach dem göttlichen Gnadenbeistande und nach der Fürbitte der Gläubigen immer lebendiger empfinden und machten ihn immer begieriger in den Hafen der ewigen Ruhe einzulaufen. Herrschsucht und Einbildung auf seine hohe Stellung war ihm so fremd, daß er die Geringeren vielmehr als solche ansah, zu deren Dienste die Höheren da sind. So viel als möglich suchte er dem Bösen Abbruch zu thun, ohne durch gesetzliches Poltern und Stürmen helfen zu wollen. Aufs schmerzlichste empfand Bengel die Abhängigkeit der Kirche von dem weltlichen Regimente und bezeichnete es als einen faulen Fleck, daß man den Fürsten mehr auflege als sie ertragen können, daß die Theologen in den Konsistorien nicht als Vertreter der Kirche sondern als Räthe der Fürsten gelten u. s. w. „Mit den vielen äußerlichen kirchlichen Anstalten ists meistens ein Mückenseigen und Kameelverschlucken. Die Kameele weiß man wohl, aber denen kann oder mag man nicht abhelfen. Im Konsistorio oder Synodo sehen sie wohl, daß es fehlt, geben auch im Herzen den Pfarrern Recht, die eine strengere Kirchenzucht wünschen, aber ob sie das Herz haben, die Faust außer dem Sack zu machen, das ist eine andere Frage.“

Wie wenig andere hatte Bengel wie gesagt die Höhen und Tiefen des göttlichen Wortes, auch in seinem prophetischen

Digitized by Google

Theile durchmessen, aber für sich selbst suchte er beständig seine Seelennahrung in den einfachsten Grundwahrheiten des Katechismus mit aller Einfalt, ohne Grübelei. Glaube, Hoffnung, Liebe, Sanftmuth, Demuth war ihm die Hauptsache. Von einem Klosterschüler konnte er durch das Wort getröstet werden: „Christi Blut macht uns rein von aller Sünde.“ Sein ganzes Christenthum trägt dazu den Stempel der Gesundheit und Nüchternheit. Er erklärte sich zufrieden mit vorübergehenden Gnadenblicken. „Es ist mit den Gnadenblicken wie mit dem Essen,“ meinte er „man ißt nicht immer, und der Geschmack dauert nur so lange als das Essen, aber der Leib empfängt doch hinterdrein noch lange die stärkende Kraft desselben; dadurch wird Gott nicht gedient, daß wir uns immer an den Tisch setzen und Gnadenblicke speisen wollen. Wir sind nicht in der Welt, um immer Leckerbissen zu genießen, aber wohl dürfen wir einen ruhigen Seelen-Grund und Frieden begehren.“ Und ein ander Mal sagt er: „Ich nehme eben und thue heute, was mir noth ist, wie ein Bettler, der jeden Tag von dem Stücklein Brot lebt, das er erbettelt. Ich mache eine gerade Linie zwischen dem Herzen Gottes und meinem Herzen. Ist nichts im Wege, so schwimme ich. Ist etwas im Wege, so ists entweder überwindlich oder nicht überwindlich. Ists überwindlich, so strecke ich meine Kräfte daran, bis es weggeräumt ist; ists aber nicht überwindlich, so laß ich mir auch keine weitere Sorge deshalb machen, es ist dann eine Läuterung, die mir nichts schaden sondern zum besten dienen wird.“ Ferner: „Die Gnade fängt eben da an, wo die natürlichen Hilfsmittel nicht ausreichen. So lange man aber ordentliche Mittel haben kann, soll man keine außerordentlichen begehren. So gerne ich zu geistlichen Dingen aufsteige, so habe ich doch Respekt davor, was ich im Vorhof abmachen kann, ins Heiligthum zu bringen.“ Wollte er den Willen Gottes in einer bestimmten Sache wissen, so betete er, Gott möge ihm doch in den Sinn geben, was er thun sollte, aber vom Loosen, wie es zum Beispiel bei den Herrnhutern üblich, wollte er nichts wissen: er nannte es Gott versuchen.

Glücklich und lieblich war Bengels Familienleben. Bereits 1714 hatte er sich mit Johanna Regina Seeger, der Tochter eines Landschafts-Einnehmers zu Stuttgart, verheirathet. Bis

Digitized by Google

an das Ende seiner Wallfahrt, wie er Gott oft darum gebeten, ist er mit dieser Gattin verbunden geblieben. Beide Eheleute standen in der innigsten Gemeinschaft des Geistes und wetteiferten einander in der Vertragsamkeit zuvorzukommen. An allerlei Hauskreuz fehlte es freilich nicht, aber eben darum schätzte Bengel die Ehe hoch, überzeugt gegenüber ihren übergeistlichen Verächtern: „Die verschiedensten und wichtigsten Erfahrungen in Leid und Trost sind mir mittelst des Lebens im Ehestande gekommen. Ich achte es auch daher fast für nothwendig, daß ein Bischof eines Weibes Mann sei, und vergleiche eine Familie, darin alle Stände, welche Gott erschaffen und eingesetzt hat, beisammen sich finden, einem Bienenkorbe, hingegen so ein einsames Kloster voller lediger Leute einem Wespennester."

Bengels Ehe war mit zwölf Kindern gesegnet, von denen er sechs in früher Kindheit durch den Tod verlor. Ueber die einfache und gesunde Weise, mit welcher er die ihm gelassenen Kinder erzog, ist schon die Rede gewesen, darum hier nur wenige Worte über sein Betragen beim Tode der ihm genommenen. Mit zärtlicher Liebe hieng sein Herz an den Kindern, aber größer als diese Liebe war sein Glaube. Er wußte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, und daß der Tod verschlungen ist in den Sieg. Daher war seine Trauer die eines Christen, der Hoffnung hat. Als seine Frau, in deren Abwesenheit eins der Kinder schnell gestorben war, bei ihrer Rückkehr nach seinem Befinden fragte, da kündigte er ihr mit fröhlichem Angesichte den Tod desselben mit den Worten an: „Es liebt und lobt!" Besonders köstlich ist ein Brief, den er nach dem Tode seines dritten Kindes an seine Eltern schrieb, in welchem es unter anderem heißt: „Mein Herz ward dergestalt gestärkt, daß mir mitten unter dem anbrechenden Leide besser war als bei den besten Lustbarkeiten, denen ich jemals beigewohnt. So sollen wir denn den Gnadenwind, davon durch die unsern Verstorbenen geöffnete Himmelsthür auch uns etwas angeweht, dazu annehmen, daß wir uns erfrischen lassen, nicht dieselben zurückzuwünschen sondern ihnen nachzueilen. Auf dem Kirchhofe wurde die Bahre noch einmal geöffnet. Als ich nun des seligen Kindes Gesicht noch einmal aufgedeckt sah, und die Sonne am hellen Himmel

Digitized by Google

vor mir stand, mußte ich, auf beide deutend, zu den Nahestehenden sagen: So wird das liebe Kind nun aussehen. Und in solcher Hoffnung wäre es mir ein leichtes gewesen, dem Todtengräber die Schaufel abzunehmen und das Ruhekämmerlein eigenhändig zu beschließen. Nun sind wir abermals vor dem Thore gewesen, und wenn wir uns jetzt wieder in die Nothwendigkeit dieses eiteln Lebens einlassen, so sind wir doch wiederum gewisser, daß es sich mit der Zeit auch zum wirklichen Eingange schicken werde. Der Name des HErrn sei gelobt!"

Zeit seines Lebens hatte Bengel die Ewigkeit vor Augen gehabt und verschiedene Male bei lebensgefährlichen Krankheiten auch ernstlich an ihren Pforten gestanden. Je älter er wurde, desto mehr freute er sich auf seinen Heimgang, so daß, als die Stunde des Abscheidens kam, er wohlgerüstet war. Er wollte durchaus nicht, daß man aus seinen letzten Reden etwas mache, denn man habe an JEsu, seinen Aposteln und Märtyrern genug. Nicht „geistlich pompös", wie sich Oetinger ausdrückte, sondern „gemein" wollte er sterben, „wie wenn man unter seinem Geschäft zur Thüre hinaus gefordert wird." Dennoch war sein Ende höchst erbaulich, eine praktische Auslegung des alten Wortes, daß, wem Christus sein Leben gewesen, dem Sterben Gewinn ist. An seinem sechsundsechszigsten Geburtstage wurde er ernstlich krank. Eine Zeit lang, bis in den Oktober 1752 hinein, suchte er sich aber immer noch aufzuraffen und seinen Amtsgeschäften nachzugehen. Ende Oktober aber wurde er völlig bettlägerig; doch je mehr die Kräfte des Leibes abnahmen, desto mehr sammelten sich die Kräfte des Geistes, so daß es schien, „er habe gleichsam zusammengespart auf den letzten Abschied von der Welt, denn er redete mit so großer Geisteskraft, daß die, welche ihn hörten, es während ihres ganzen Lebens nicht vergessen konnten". Solche Kraftworte sprach er besonders, als er mit den Seinigen das heilige Abendmahl empfieng. Nach der Ablegung des Glaubensbekenntnisses und der Beichte betete er da fast eine halbe Stunde lang ein hohenpriesterliches Gebet, von dem die Umstehenden nur bedauerten, daß sie es nicht hätten aufschreiben können. Die dem Genusse des heiligen Abendmahles folgenden Stunden wurden unter beständiger Unterhaltung aus Gottes Wort und Gebet zugebracht.

Digitized by Google

Endlich kam der letzte Augenblick. Man rief dem Sterbenden zu: „HErr JEsu, Dir leb ich, Dir leid ich, Dir sterb ich, Dein bin ich todt und lebendig, mach mich, o JEsu, ewig selig, Amen!“ Da zeigte er mit der Hand auf die Brust und sprach: „Dein bin ich“, und — sein Geist verließ die Erde.

Am zweiten November war er gestorben, am fünften wurde seine sterbliche Hülle in Stuttgart zur Erde bestattet. In der Stadt, deren Thore während des Leichenbegängnisses geschlossen waren, herrschte feierliche Stille. Aufrichtig trauernd gab ihm die gesammte Bürgerschaft das letzte Geleit. Die Leichenpredigt wurde gehalten über Hebräer 7, 24 u. 25. Die Wahl dieses Textes war veranlaßt durch eine der letzten Aeußerungen Bengels auf seinem Sterbebette: „Mein Grund ist das Vertrauen, welches ich in der Kraft des heiligen Geistes auf den ewigen Hohenpriester JEsum setze, in welchem mir alles geschenkt ist.“

Hans Egede.

Im Jahre 1707 wurde in Norwegen im Kirchspiel Vogen ein junger Geistlicher, Namens Hans Egede, als Seelsorger angestellt. Er hatte nicht bloß sein himmlisches sondern auch sein irdisches Vaterland lieb und las daher gerne in den alten Chroniken, die von seinen Vorfahren, den tapferen Normannen, erzählten. Besonders gern verweilten sein Herz und Gedanken bei den kühnen Seefahrten, in denen sie ferne Länder aufgesucht und anderen die Erkenntniß Christi gebracht hatten. Da erfuhr er denn auch, wie einst, vor etwa achthundert Jahren, Normannen von der Insel Island aus nach Westen und Norden gefahren waren und ein neues Land entdeckt hatten. Sie rühmten es ihren Landsleuten in Island wegen seines Reich-

Digitized by Google

thums an Jagd und Fischerei und nannten es Grönland, das ist grünes Land, weil sie dort viel Wald, Wiese und Acker gesehen hatten. Da zogen die Normannen in vielen Zügen hin und siedelten sich dort in vielen Ortschaften an. Sie wurden auch bald Christen, indem die christliche Religion von Norwegen und Dänemark hinüberkam, und standen unter einem besonderen Bischof, der in Grönland wohnte. Eine Domkirche war auf der Ostküste erbaut, und in sechszehn Kirchspielen diente man dem wahren Gott.

Davon las der norwegische Priester in Vogen; aber er fand zu seiner Verwunderung, daß mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert alle Nachrichten über diese schöne christliche Kolonie ein Ende hatten. Nun trieb es ihn, Gewißheit darüber zu erlangen. Er wandte sich nach der großen Handelsstadt Bergen und forschte unermüdlich bei den dortigen Wallfischfahrern nach; da erfuhr er folgendes: „Die Ostküste von Grönland ist jetzt so mit Schnee und Eis vermauert, daß kein Schiff hindurchdringen und landen kann. Von dortigen Menschen oder Kirchen hat niemand etwas gehört. Die Westküste ist etwas zugänglicher, aber grün und schön ist es auch dort nicht, und die Menschen, die man dort angetroffen und mit denen man Handel getrieben hat, sind den Norwegern wenig ähnlich und leben in der Finsterniß des Heidenthums."

Diese Kunde betrübte den forschenden Egede sehr. Die alten Normannen Grönlands, so dachte er, haben das Licht Christi wieder verloren und sind ins Heidenthum zurückgefallen! Da kommt seinem Herzen der Gedanke: „Ich will hin und ihnen das Heil wieder bringen!" Aber war das von Gott oder von ihm selbst? Er hatte ja das Amt an einer Gemeinde: durfte er das verlassen? Dazu Weib und Kind: durfte er die ins Unglück stürzen? Unablässig seufzte er zu Gott um Licht und Klarheit. Darauf schrieb er, ohne je mit einem Menschen davon geredet zu haben, sein Vorhaben in einer Bittschrift nieder und schickte sie durch die Bischöfe von Bergen und Drontheim an den König. Dadurch erfuhren aber seine Bekannten und sein Weib von dem Plane, und sie drangen heftig in ihn, davon abzulassen, und er fieng an, ihn zu bereuen, und wollte in dem Amte, das ihm Gott gegeben hatte, bleiben.

Indeß, es gelang ihm nicht, der ersten Gedanken Herr zu

Digitized by Google

werden. Das Wort des Heilandes (St. Matth. 10, 37): „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth!“ kam ihm nicht aus dem Sinne und ließ ihm keine Ruh bei Tag und Nacht. Ihm wurde so angst zu Muthe, daß er lieber sterben als leben wollte, zumal seine Frau, der er sich entdeckte, zu ihm sagte, daß seine Gedanken über Grönland nicht von Gott sondern vom bösen Feinde herstammen könnten. Da geschah es, daß zu der Zeit viel Verdruß und Aerger sein Amt und Haus trafen, indem von seinen Feinden allerlei Lügen und Verleumdungen gegen sie ausgesprengt wurden. Das bewog die Frau, ernstlich darüber nachzudenken, ob es nicht doch Gottes Wille sei, daß sie nach Grönland giengen. Sie trug die Sache Gott im Gebet vor, und siehe da, bald wandelte sich ihr Herz: sie war bereit, mit dem Manne zu den Heiden zu gehen, und hat sich von da an standhafter als der Mann gezeigt, alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden.

Im Jahre 1718 legte Egede sein Amt in Vogen nieder und gieng mit Weib und Kindern, deren jüngstes erst ein Jahr alt war, nach Bergen, weil er hoffte, dort sein Ziel eher erreichen zu können. Hier meinten viele, er sei verrückt, und die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, wollten kein Ende nehmen. Da reiste er selbst nach Kopenhagen und trug der dortigen Missionsbehörde und besonders dem Könige Friedrich dem Vierten seine Sache vor. Der König freute sich seines frommen Eifers und versprach ihm Förderung und Unterstützung. Es kam aber alles darauf an, daß er eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammenbrächte, die bereit waren, eine Handelsverbindung mit Grönland zu unternehmen, woran sich seine Missionsarbeit anlehnen könnte. Drei Jahre lang mühte er sich, bis dieß zu Stande kam. Es wurden drei Schiffe ausgerüstet, deren eines „die Hoffnung“ genannt, in Grönland selbst verbleiben sollte. Das zweite sollte auf den Wallfischfang gehen, und das dritte die Verbindung mit der Heimath unterhalten. Der König hatte seine Zustimmung gegeben und Egeden, der an die Spitze des ganzen Unternehmens gestellt war, ein jährliches Gehalt von dreihundert Thalern als Heidenprediger zugesagt.

Digitized by Google

Am 12. Mai verließen die Schiffe Norwegen, und am 4. Juni waren sie an der Südspitze Grönlands. Egedes Freude beim Anblick des lang ersehnten Landes war mit tiefem Schmerz gemischt: von grünem Land oder Halm keine Spur, so weit das Auge reichte, nichts als Schnee und Eis, dazu zwischen dem offenen Meer und der Küste viele Meilen weit Eisfelder und Eisberge, die bald fest aneinanderhiengen, bald einander zerstießen und durchbrachen. Diesen dicken Panzer galt es zu durchdringen. Man segelte an der Westküste entlang, eine Oeffnung zu finden. Nach drei Wochen Suchens zeigte sich endlich eine offene Stelle, und bei günstigem Wind und Wetter fuhr man da hinein, zwischen zwei große Eisfelder hin. Aber das offene Wasser dauerte nicht lange, und bald war auf viele Meilen weit bis zum Lande hin wieder nichts als Eis zu sehen. Man wollte zurück. Da erhub sich ein Sturm von Süden her und das Schiff ward von allen Seiten von mächtigen Eisblöcken eingeschlossen. Diese stießen an die Wände und beschädigten sie hart, so daß die Mannschaft sich verloren gab. Da rief der bedrängte Egede zum HErrn: er gedachte der Sünden seiner Jugend, aber auch der Aufrichtigkeit, mit welcher er in dieser Sache nur Gottes Ehre gesucht hatte, und bat, daß er ihn nicht verlassen und sein eigenes Werk nicht zu Schanden werden lassen wolle. Er erinnerte sich der gefährlichen Schifffahrt St. Pauli, welche Apostelgeschichte 27 geschrieben steht. Da kam ihm neuer Muth ins Herz, und er konnte die verzagten Schiffsgenossen aufrichten und stärken. Und der HErr half seinem Knecht: allmählich legte sich der Sturm, das Wetter hellte sich auf, und das Schiff war wieder in offener See.

Unter solchen Erfahrungen gelang es endlich, im Juli die Küste zu erreichen und mit den Schiffen zu landen. Zwei Boote ruderten ihnen entgegen, und verwundert sah Egede die kleinen, kaum fünf Fuß hohen Menschen, in Seehundsfelle vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt, mit breiten Gesichtern, platten Nasen und kleinen, schwarzen Augen. Das waren keine Normannen, und die völlig unverständliche Sprache, die sie redeten, machten es dem erstaunten Egede gewiß, daß er es hier nicht mit abgefallenen Christen aus Europa sondern mit uralten Heiden aus Amerika oder Asien zu thun hatte. Indeß zeigten

Digitized by Google

sie sich als ein gutmüthiges Volk und fiengen bald an, zutraulich mit Egedes Kindern zu spielen.

Die Norweger suchten nun zuerst nach einem Platze, an welchem sie und ihre Schiffe überwintern könnten, und da die Küste einen solchen nicht darbot, wählten sie eine Insel, die sie „Hoffnungsinsel" nannten. Sie errichteten ein Haus aus Rasen und Steinen und bekleideten es inwendig mit Brettern. Anfänglich halfen ihnen die Grönländer dabei; da sie aber merkten, daß es auf eine längere Niederlassung abgesehen war, wurden sie immer seltener und blieben zuletzt ganz fort. Die Norweger thaten sich nun um: sie untersuchten das Land, um zu sehen, ob sie von Jagd und Fischfang leben, auch einen Handel mit dem Mutterlande führen könnten. Aber, wie entsank ihnen bald der Muth und die Hoffnung! Der mitgekommene Kaufmann sah wenig Gewinn, und die anderen verzagten daran, daß sie in solchem Lande ihr Leben würden fristen können. Denn das zweite Schiff war verunglückt und das dritte zurückgefahren, um erst im nächsten Sommer wiederzukommen. Der ihnen gebliebene Mundvorrath war nicht groß, und was das traurigste war: der Heidenprediger hatte kein Volk, dem er die Liebe Gottes verkündigen und seine eigene Liebe zeigen konnte.

Gegen Weihnachten wurde ein Theil der Mannschaft nach dem Festlande geschickt, um dort zu jagen. Sie wurden angewiesen, in einigen grönländischen Hütten, die sie dort im Sommer verlassen gefunden hatten, so lange zu wohnen, bis sie hinreichenden Vorrath gewonnen hätten. Aber diese Jäger fanden die Hütten nicht leer sondern von etwa hundert Grönländern bewohnt. Zum Umkehren war es zu spät, sie mußten bleiben. Die Wilden, anfangs verdrießlich, räumten ihnen zuletzt eine der Hütten zur Nachtherberge ein, und da eisiger Sturm und Kälte auch in den folgenden Tagen die Rückkehr unmöglich machten, mußten sie die Fremdlinge drei Tage lang bei sich behalten. So lernten diese die Sitten und Lebensweise der Grönländer kennen und konnten nach ihrer Rückkehr dem sehnsüchtig danach verlangenden Egede darüber Nachricht geben.

Von dieser Zeit begann dann auch ein geringer Verkehr zwischen beiden: etliche Grönländer kamen nach der Hoffnungs-

Digitized by Google

insel, und Egede versuchte nun zuerst, in das Geheimniß ihrer Sprache einzudringen. Er hatte sich gemerkt, daß sie „Kina?“ sagten, wenn sie wissen wollten, was dieß oder jenes sei. So frug er sie denn auch und zeigte dabei auf einzelne Gegenstände. Die sonderbaren Laute hielt er fest und suchte sie in Buchstaben nachzubilden. Dann überredete er einen seiner Landsleute, Namens Aaron, von dem er gemerkt hatte, daß ihn die Grönländer gerne hatten, daß er auf längere Zeit zu ihnen gieng, um ihre Sprache zu erlernen. Er reiste selbst mit ihm hin und kehrte in ihren Hütten ein, konnte es aber nur mit Mühe eine Nacht in der von brennendem Thran, stinkendem Fleisch und faulenden Fellen verpesteten Luft aushalten. Aaron aber blieb, obwohl ihn die Grönländer gar nicht behalten wollten, und nach einigen Wochen brachte Egede ihm noch einen Gefährten hinzu. Zum zweiten Male brachte er nun eine Nacht in ihren Hütten zu. Dießmal aber hatten sie ohne sein Wissen einen ihrer Zauberer kommen lassen, der ihn durch seine Kunst aus ihrer Mitte vertreiben sollte. Eben war Egede auf seiner Fremdenbank eingeschlafen, da wurde er durch ein wunderliches Singen und Schreien aufgeweckt. Alle Lampen waren ausgelöscht, die dickste Finsterniß herrschte. So viel er merken konnte, saß jemand auf der Erde, schlug eine Trommel und schrie mit einer krächzenden Stimme bald hoch, bald tief dazu; bald pfiff er auch, bald plapperte er; dann schien er zu zittern, wie einer, der vom Frost geschüttelt wird. Plötzlich ward es stille, und Egede hörte leise die Weiber reden; aber bald darauf fiengen sie alle an zu singen und zwar einige gute Stunden nach einander, daß Egede in große Unruhe gerieth. Da er aber nicht davonlief sondern blieb, wurden die Grönländer der Meinung, daß er auch ein großer Priester sei, der gegen sie nichts böses vorhabe.

Ehe es ihm indeß gelang, der fremden Sprache mächtig zu werden, kam das Frühjahr, und die Grönländer machten sich auf, nach dem Norden zu ziehen, um dort reicheren Vorrath an Fischen und Fleisch zu erlangen. Da kamen denn auch von Süden her viele Züge an der Hoffnungsinsel vorbei und traten mit den Norwegern in Verkehr. Egede, der ihren Herzen so gerne nahe treten wollte, ließ, da es durch die Sprache nicht möglich war, von seinem Sohne biblische Ge-

Digitized by Google

schichten zeichnen, zum Beispiel den Sündenfall, Christi Wunderwerke und sein Leiden. Diese Bilder zeigte er denen, die zu ihm kamen, und suchte sie ihnen nothdürftig zu erklären. Er hatte auch die Freude, daß sie etwas davon verstanden, und besonders machte es großen Eindruck auf sie, wenn sie den Heiland Kranke heilen sahen. Sie verlangten, daß Egede ihnen ähnliches thun solle, und ruhten nicht, bis er ihre Kranken wenigstens anhauchte. Und siehe, einige, über welche er betete, wurden durch Gottes Gnade wirklich gesund. Dadurch stieg sein Ansehen, und das Vertrauen zu ihm mehrte sich.

Aber schon stand eine neue Prüfung vor der Thür. Da der Sommer herbeigekommen war, hatten die Norweger Nachricht und Hilfe aus der Heimath zu erwarten. Sehnsüchtig schauten sie von der Hoffnungsinsel in die Ferne nach Segeln aus: holländische und andere Schiffe fuhren vorüber — sie giengen dem Wallfischfang im Norden nach, aber ein norwegisches war nicht darunter. Monat auf Monat vergieng mit getäuschter Hoffnung. Da wurden Egedes Leute ungeduldig und drangen auf Rückkehr, da sonst ihr Lebensvorrath ausgehen werde. Auch der Kaufmann mit dem Buchhalter wollte nicht bleiben. Egede berief Versammlungen und suchte sie zu beruhigen, aber umsonst: man hielt es für ein unverantwortliches Wagstück, länger zu bleiben, und die Rückkehr wurde beschlossen. Zwar wollte er anfänglich allein mit etlichen Leuten zurückbleiben, allein er mußte das Vorhaben aufgeben, weil auch diese wenigen sich unzuverlässig zeigten. Mit betrübtem Herzen ergab er sich darein. Die einzige, die Hoffnung behielt, war seine Frau; sie tröstete ihn und sprach den festen Glauben aus, daß Gott sie nicht zu Schanden werden lassen könne. So kam der zur Abfahrt bestimmte Tag heran: tief betrübt legten sich beide zur Ruhe. Da kommt jemand gelaufen und pocht an die Thür. Erschrocken fahren sie auf und fürchten neues Unglück. Da ruft eine Stimme: „Es kommt ein Schiff, und man hört die Leute norwegisch reden!“ Freudig überrascht springen sie auf und finden nicht bloß eins sondern zwei Schiffe, die aus Norwegen gekommen sind, um sie aufzusuchen. Sie waren an der Hoffnungsinsel vorbei gefahren und hatten nördlich längere Zeit vergeblich nach dem Wohnort ihrer Landsleute gesucht. Sie brachten nun reichliche Vorräthe und gute Bot-

Digitized by Google

schaft mit. Die Bergische Handelsgesellschaft war ernstlich gesonnen, das Unternehmen fortzusetzen, und die Missionsbehörde munterte sie durch ein Schreiben, in welchem auch versichert wurde, daß dem Könige die Bekehrung der Heiden sehr am Herzen liege, zu weiterer Arbeit auf.

Jetzt faßte Egede wieder neuen Muth: getrost ließ er das vorjährige Schiff mit seiner Mannschaft von dannen ziehen und untersuchte mit den beiden neuen das Festland, ob sich ein passender Ort zur Niederlassung finden ließe. Um diese Zeit kehrten dann auch die Züge der Grönländer vom Norden nach Süden zurück, und so konnte er seine Arbeit an ihnen von neuem anfangen. Er zeigte ihnen wieder biblische Bilder und wies sie bei Krankheiten auf den allmächtigen, lebendigen Gott. Um ihrer Sprache ganz mächtig zu werden, versuchte er noch einmal mitten unter ihnen in ihren Hütten zu wohnen. Aber nur neun Tage hielt es sein sonst so kräftiger Leib aus, er mußte wieder zu den Seinigen zurück. Indeß war das Vertrauen zu ihm so weit gewachsen, daß von jetzt ab einige Wilde zu ihm zogen und länger bei ihm wohnen blieben. Diese lehrte er nun die Buchstaben und ließ sich dabei keine Mühe verdrießen, denn sie lernten wohl für Geschenke hie und da ein wenig, aber es fehlte an Lust und Ausdauer; sie sahen nicht ein, wozu ihnen Lesen und Schreiben nützen sollte. Aus einem seiner Bücher machten sich die Frauen einen Rock, und aus seinem Zirkel die Männer einen Angelhaken.

Bald darauf machte Egede wieder mehrere Fahrten, um die Beschaffenheit der Westküste näher kennen zu lernen. Er erforschte mehrere Buchten und kam dabei von neuem mit Heiden in Berührung. Hier hatte er zum ersten Mal die Freude zu erfahren, daß seine Arbeit nicht vergeblich war. Denn sie legten auf seine Ermahnung die Zauberhölzer und Knochen, die sie, um Glück zu haben, am Halse trugen, ab, und als ein junger Grönländer auf der Jagd im Wasser ertrunken war, vernahm er, wie einer, der ihm öfter zugehört hatte, die betrübten Eltern mit der Auferstehung der Todten zu trösten suchte. Er zeigte ihnen dabei, auf Händen und Füßen kriechend, daß diejenigen, welche hier vor Alter und Schwäche nicht gehen können, im Himmel wieder frisch und jung sein werden.

Im Sommer des Jahres 1723 kam mit den bergischen

Digitized by Google

Schiffen auch ein Gehilfe für Egede hinzu, und nun gieng die Arbeit zu zweien. Einige von den Heiden erlangten auch allmählich einige Kenntniß von den Hauptstücken des christlichen Glaubens, aber zu einer wirklichen Bekehrung und inneren Umwandlung kam es bei ihnen nicht. Der Grönländer Herz glich dem ewigen Schnee und Eis ihres Landes. Es vergiengen noch zwei Jahre, ehe sie den ersten Heiden, einen Knaben, taufen konnten. Von großem Nutzen waren ihnen Egedes Kinder, welche durch den täglichen Umgang mit den grönländischen Kindern die Sprache am besten erlernten. So kamen sie endlich dahin, daß sie die Sonntags-Evangelien übersetzten und mit einigen Erklärungen versehen konnten, um dieß Buch denen, die das Lesen gelernt hatten, zu ihrer Erbauung in die Hände zu geben.

Aber es gieng nur sehr langsam vorwärts, und fast jedes Jahr brachte neue Widerwärtigkeiten, so daß der glaubenseifrige Mann viel Ausdauer und Beharrlichkeit nöthig hatte. 1727 verließ ihn sein Gehilfe, der das rauhe Klima nicht länger ertragen konnte. Indeß bei allem Schmerz, den ihm die Herzenshärtigkeit der Grönländer bereitete, hatte er doch auch hie und da eine Freude. Als er sich einst mit einer Familie über das Gebet und seine Kraft unterhielt, traten zwei hervor und bekräftigten vor den übrigen seine Worte. Der eine sagte: „Im verwichenen Sommer fuhr ich allein in meinem Boot auf eine Insel; als ich die Küste betreten hatte, zog ich mein Boot ans Land; während ich mich aber weiter von der Küste entfernte, stieg das Wasser und nahm mein Boot hinweg. Mir ward sehr bange, weil die Insel unbewohnt war. Da dachte ich an Egedes Lehre, daß man im Glauben beten solle und werde dann erlangen, was man bedürfe. Ich betete daher zum allmächtigen Gott, er möge mir mein Boot wieder zuführen, daß ich nicht Hungers stürbe. Und siehe da, es währte nicht lange, so war das Boot wieder da!" Der andere erzählte: „Ich war einmal in großer Lebensgefahr. Ein Seehund, auf den ich jagte und dem ich meine Harpune schon in den Rücken geworfen hatte, wollte zur Seite weichen; die Harpunenleine kam quer vor das Boot zu liegen und warf mich um, so daß ich mich nicht wieder emporrudern konnte. Ich gedachte an den Allmächtigen und seinen Sohn und bat,

Digitized by Google

daß er mir helfe. Und es ward mir geholfen, denn die Harpune gieng wieder los aus dem Seehunde, der zwar nun entkam, aber auch ich konnte mich nun wieder in die Höhe arbeiten." Bald nach dieser Zeit konnte er die ersten Erwachsenen, einen Mann und seine Frau, taufen. Sie erhielten dabei die Namen Christian und Christine. Mehrere andere folgten bald nach. Im folgenden Jahre erhielt er zwei neue Mitarbeiter, die ihm auf den Wunsch des Königs zugesandt waren. Mit ihnen beschloß er, da mit den Alten nichts anzufangen war, fortan sich besonders der Kinder anzunehmen. Diese wurden, wenn die Eltern ihre Zustimmung gaben, getauft und dann in besondere Seelenpflege genommen. Dadurch wurde viel guter Same ausgestreut.

So gieng es mehrere Jahre fort, und ob auch die Erfolge, im Geistlichen wie im Weltlichen, kümmerlich waren, so ließ doch der König in Kopenhagen das Werk nicht fallen, gab vielmehr auf die Vorstellung seiner Räthe, daß ja die Kosten größer seien als der Gewinn, die schöne Antwort: „Und wenn eine Seele gewonnen werden kann, ist nicht zu viel darauf gewandt!" Da kam im Jahre 1731 die Nachricht nach Grönland: Der König Friedrich der Vierte ist gestorben, und sein Nachfolger hat das ganze Unternehmen aufgegeben, weil die Kosten zu groß seien. Alle Europäer sollten bis auf die, welche freiwillig bei Egede bleiben wollten, das Land verlassen und zurückkommen. Das war ein harter Schlag für den vielgeprüften Mann, und schon trug er sich mit dem Gedanken, selber mit zurückzukehren. Aber die hundertundfünfzig getauften Kinder und die Bitten seiner glaubensstarken Frau hielten ihn; auch erklärten sich zehn von der Mannschaft bereit, bei ihm auszuhalten. Die Schiffe segelten ab, und er blieb mit diesen wenigen allein im wilden Lande. Die Grönländer aber freuten sich seiner großen Liebe zu ihnen und wiesen auf die Rennthiere, Seehunde, Fische und Vögel ihres Landes hin, um anzuzeigen, daß auch er und die Seinen Nahrung finden würden.

So fuhr er fort zu arbeiten, zu beten und zu hoffen, und als im folgenden Sommer das Schiff wiederkehrte, welches das noch übrige Gut von der Niederlassung abholen sollte, da kam die Nachricht: Gott hat das Herz des neuen Königs gelenkt, daß er seine Hand nicht abziehen sondern Egedes Werk auch

Digitized by Google

ferner unterstützen will. Nun faßte dieser wieder neuen Muth, und fuhr fort Kinder zu taufen, was er bei dem zweifelhaften Zustande der letzten Zeit nicht gewagt hatte.

Indeß die schweren Prüfungen sollten noch kein Ende haben. Im September 1733 griff die Blatternseuche, welche durch einen grönländischen Knaben aus Kopenhagen eingeschleppt war, unter den Grönländern um sich und richtete unter Jung und Alt eine gewaltige Niederlage an. Egede mühte sich, so viel er konnte, zu rathen, zu helfen, zu trösten und auf den Tod zu bereiten. Aber an den meisten Orten fanden sich nur leere, ausgestorbene Häuser. Die Leichen lagen drinnen oder auf dem Schnee unbegraben. Auf einer Insel fand er ein Mädchen, bei dem die Blattern ausgeschlagen waren, nebst ihren drei kleinen Brüdern, ganz allein noch übrig. Der Vater, von dem alle übrigen Bewohner der Insel begraben waren, hatte sich endlich selbst nebst dem kleinsten kranken Kinde in ein von Steinen gemachtes Grab gelegt und dem Mädchen befohlen, ihn mit Steinen und Fellen wohl zuzudecken. Egede nahm die Verlassenen zu sich und pflegte sie. Durch diese freundliche Behandlung empfieng noch mancher vor seinem Ende einen freundlichen Eindruck auf sein Herz, und einer, der früher über Egede und seine Lehre viel gespottet hatte, mußte vor seinem Tode folgendes bekennen: „Du hast an uns gethan, was unsere eigenen Landsleute nicht gethan haben; du hast uns zu essen gegeben, hast auch die Todten begraben, damit sie nicht vor Füchsen und Raben liegen müssen: besonders aber hast du uns mit Gottes Wort unterwiesen, wie wir sollen selig werden, damit wir mit Freuden sterben und drüben ein besseres Leben erwarten könnten!“ Unter dieser Pflege zeigte sich auch Frucht der Arbeit an den Kindern, denn ihrer viele erwarteten geduldig ihr Ende und trösteten sich mit der Hoffnung der Auferstehung und des seligen Lebens im Himmel. Vom September 1733 bis zum Juni 1734 wüthete diese Pest, und von dreihundert Familien in Egedes Umgebung waren kaum noch dreißig in einigen Gliedern vorhanden.

Von dieser Zeit an kamen in Egedes Herz Gedanken, wie nie zuvor: er dachte daran, Grönland zu verlassen, und so sehr es ihn früher nach diesem Lande hingezogen hatte, ebenso mächtig trieb es ihn jetzt von demselben hinweg, nach Europa

Digitized by Google

zurück. Zwar wollte er die Bekehrung der Heiden nicht aufgeben, vielmehr weiter dazu helfen, aber er wollte nicht mehr im Heidenlande bleiben, weil er sich da von jetzt an für völlig unnütz hielt. In Kopenhagen wollte er die Arbeit mit Rath und That weiter fördern. Er bat den König um Urlaub: bis zum nächsten Jahre aber, wo der Bescheid zurückkommen mußte, wartete er mit seinem Sohne, der indessen zum Manne herangewachsen und zum Heidenlehrer herangebildet war, treulich seines Amtes weiter. Der Urlaub kam, aber er konnte mit dem Schiff nicht zurück, weil seine Frau schwer erkrankt war. Kummervolle Tage und Nächte brachte er an ihrem Krankenlager zu; um Weihnachten entschlummerte sie sanft, und er mußte ihr die Augen zudrücken.

Nun schien es, als ob er und das Land nicht mehr zusammengehörten; er, der hier immer gesund gewesen war, wurde nun auch krank. Und nicht allein dem Leibe, auch der Seele nach gerieth er in große Trübsal. Eine schreckliche Anfechtung kam über ihn, die er selbst mit folgenden Worten beschrieben hat: „Am 11. März fühlte ich zuerst solchen Haß gegen Gott in meinem Herzen und solchen Abscheu, sein Wort zu hören, daß ich mich den ganzen Tag davon ferne hielt und ihn sehr betrübt für mich verbrachte, ohne meinen Zustand zu offenbaren. Und da ich am Abend in dieser Unruhe und Verwirrung zu Bette gehen wollte, kam es vor meinen Ohren als ein sausender Wind, der mir in alle Glieder fuhr, mit einer solchen Pein, daß ich es nicht aussprechen kann. Mein Leib fieng an zu zittern und zu beben; ich war nicht im Stande die Zunge zu rühren, um meine Kinder zu rufen, die in der Nebenstube waren. Meine Seele war mit Höllenangst umgeben und mit Todesbanden gefesselt. Da ich aber wieder ein wenig zu mir kam, brachen die Worte mit Ach nnd Weh heraus, daß mich Gott verlassen habe. Das verursachte, daß sich meine Mitbrüder und lieben Kinder zu mir begaben und sich bemühten, mich aus Gottes Wort zu trösten. Ich war aber nicht im Stande, irgend welchen Trost anzunehmen, denn mein Gewissen verdammte mich, daß ich gedachte, ich hätte keine Hülfe mehr bei Gott. Ich wußte vor innerlicher und äußerlicher Angst nicht wohin. In diesem elenden Zustande brachte ich bei zwei Stunden zu. Der gütige Gott aber, welcher

Digitized by Google

nicht ewig verwirft, ob er schon betrübt, und den Menschen nicht von Herzen plagt, erbarmte sich über mich und hörte die Stimme meines Flehens. Er führte mich wieder aus der Hölle und gab mir das Leben zurück!"

Am 29. Juli 1736 hielt er seine Abschiedspredigt über Jes. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst zu, wiewohl meine Sache des HErrn und das Amt meines Gottes ist." Darauf taufte er noch ein grönländisches Kind, welches nach ihm „Hans" genannt wurde, und begab sich mit einem Sohn, zwei Töchtern und der Leiche seiner Frau zu Schiffe. In Kopenhagen angelangt, begrub er zuerst die Leiche der Geliebten in heimischer Erde und gieng dann zum Könige, um ihm über den Stand der Mission zu berichten und neue Vorschläge zu machen. Der König nahm diese an, und so wurde in Kopenhagen eine besondere Anstalt errichtet, in welcher unter seiner Leitung Studenten und Waisenknaben in der grönländischen Sprache unterwiesen und zu Missionaren ausgebildet wurden. So wirkte er auch für das geliebte Volk und schaffte ihr auch aus der Ferne vielen Segen, bis er im Jahre 1758, dreiundsiebenzig Jahre alt, zu seines HErrn Freude eingieng.

Digitized by Google

Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf.

Der Vater unseres Grafen, Graf Georg Ludwig von Zinzendorf, war Kurfürstlich Sächsischer Conferenz-Minister, hochgeachtet wegen seiner Klugheit und Rechtschaffenheit. Von seiner Gemahlin in zweiter Ehe, Charlotte Justine geb. Freiin von Gersdorf, einer durch gelehrte Bildung und christliche Frömmigkeit gleich ausgezeichneten Frau, wurde ihm in Dresden am 26. Mai 1700 Nikolaus Ludwig geboren. Bei seiner Taufe war unter andern Spener Gevatter. Sechs Wochen nachher wurde ihre glückliche Verbindung durch den Tod des in seinen besten Jahren stehenden Vaters getrennt. Kurz vor seinem Ende, als man ihm sein schlafendes Kind brachte, ertheilte er demselben seinen väterlichen Segen.

Das Kind mit seiner Mutter kam nun zur Großmutter von Gersdorf in Groß Hennersdorf. In seinem vierten Jahre vermählte sich die Mutter wieder mit dem Preußischen Feldmarschall von Natzmer, und so kam seine Erziehung ganz in die Hände der Großmutter. Er selbst erzählt davon folgendes: „Meine liebe Großmutter hat mich zehn Jahre lang in ihrem Cabinette behalten, meine Tante Henriette hat Abends und Morgens mit mir gebetet. Ich erinnere mich einmal sehr darüber geweint zu haben, daß ich in einer Hausbibelstunde den Vers verschlafen hatte: „Unser lieber Vater du bist, weil Christus unser Bruder ist.“ Gerade diese Idee machte in meinem vierten oder fünften Jahre einen besonders süßen Eindruck auf mich. Als in meinem sechsten Jahre mein Lehrer Edeling Abschied von mir nahm, gebrauchte er sich zarter Ausdrücke von meinem Heilande und seinem Verdienste, und auf wes Weise ich Ihm angehöre. Die waren mir so aufgeschlossen

Digitized by Google

lebhaft und eindringend, daß ich in ein langes Weinen gerieth und unter demselben fest beschloß, lediglich für den Mann zu leben, der Sein Leben für mich gelassen hat. In meinem achten Jahre kam ich durch ein Lied, welches meine Großmutter vor dem Schlafengehen sang, in eine Meditation und aus derselben in ein tiefes Spekulieren, darüber ich die Nacht ohne Schlaf lag, und dieß gieng soweit, daß mir zuletzt Hören und Sehen vergieng. Die raffiniertesten Ideen der Atheisten entspannen sich in meinem Gemüth; alles was ich seitdem von Zweifeln des Unglaubens gelesen und gehört habe, erscheint mir dagegen seicht. In der Folge hatten solche Vernunftschlüsse auf mein Herz keine Wirkung, und ich faßte damals gleich den Entschluß, mit dem Verstande das Wort Gottes zu verstehen, das erkannte aber mit ganzem Herzen zu glauben. Ich habe von Kindheit auf ein Feuer in meinen Gebeinen, die ewige Gottheit JEsu zu predigen, in herzlicher Liebe, mit hinreißender Bewegung; mein Herz lebt, wenn es davon hört."

Nach dem Plane der Mutter und Großmutter sollte der junge Graf zu einem frommen Staatsmanne gebildet werden. Eltern und Verwandte hatten ein besonderes Zutrauen zu August Hermann Francke zu Halle a. d. Saale. Die Großmutter selbst brachte ihn in seinem elften Jahre auf das dortige Pädagogium, in welchem er bis 1716 blieb. Die Großmutter sagte zum Professor Francke: Man muß ihn kurz halten, damit er nicht hochmüthig wird und auf seine guten Gaben sich etwas einbildet. Jene Erinnerung wurde nur allzustreng befolgt; und die drückende Lage des Knaben wurde noch durch die Schlechtigkeit zweier auf einander folgenden Hofmeister vermehrt. „Gleich im ersten Jahre," erzählt er selbst, „sah ich mich nach guten Gemüthern um unter meines Gleichen, verband mich mit ihnen und errichtete kleine Gesellschaften, in denen wir uns von der Gnade Christi unterhielten; wir untersuchten alle unsere kleinen Thaten nach der heiligen Schrift, und wenn wir eine gute Gelegenheit bekamen, so warfen wir uns vor der unsichtbaren Majestät nieder, die wir bald unsere Liebe, bald unsern Bruder und Bräutigam nannten." Der Art war zuletzt der Senfkornorden, mit gedruckten Statuten und einem Ringe als Symbol, auf dem griechisch die Worte standen: Unser keiner lebt ihm selber. Das Leben auf der Anstalt mit den

Digitized by Google

vielen Zöglingen und den vielen durchreisenden Gästen erweiterte übrigens seinen Gesichtskreis für das Reich Gottes sehr.

Im Jahre 1716 gieng er auf die Universität Wittenberg, wo er zwar die juristischen Vorlesungen regelmäßig besuchte, aber alle Freistunden auf theologische Privatstudien verwandte. Unter den Studenten stand er sehr einsam und wurde von den meisten gehaßt. Dazu kam die boshafte Behandlung eines heuchlerischen Hofmeisters. „Ich wurde dadurch so gedemüthigt," sagt er, „daß ich mich lange nicht aufrichten konnte". Doch überwand er sich selbst. Nach der Sitte der damaligen Zeit trat er 1719 eine größere Reise an; er segnete sich dazu ein mit dem Spruch: Der HErr behüte uns bei dem Einigen, daß wir Seinen Namen fürchten! Der Weg gieng über Leipzig, Frankfurt am Main, Düsseldorf nach Holland. „Meine Gedanken waren mit lauter Ewigkeit erfüllt. In Düsseldorf auf der Bildergallerie zog ein Ecce homo mein Auge und Gemüth auf sich; darunter standen die Worte:

Das alles that Ich für dich:
Was thust du für mich?

Da bat ich meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft Seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinwolle."

Nach halbjährigem Aufenthalt in Utrecht reiste er nach Paris, wo er Ende September 1719 ankam. „Ich suchte mir unter den Hohen der Welt lauter solche Leute aus, denen ich meines Heilands Gnade anpreisen konnte. Denen, die mich verführen wollten, begegnete ich grob. Da kam ich auch unter die rechtschaffenen Bischöfe und Religiösen." Frankreich war damals durch die Schriften des Jansenius, Bischofs von Ypern, gestorben 1683, in ein reformatorisches Gähren gerathen. Der Bannstrahl von Urban dem Achten konnte die Schaaren nicht beschwichtigen. Quesnel gab das Neue Testament mit Anmerkungen heraus, und der Cardinal von Nivilles, Erzbischof von Paris, empfahl es. Für Jansenius stand das Volk, gegen ihn der Hof, ein Theil der höheren Geistlichkeit und die Universität. Ludwig der Vierzehnte griff zur Gewalt. Auf sein Begehren erließ Clemens der Elfte 1713 die berüchtigte Bulle Unigenitus, welche den Jansenius und hundert und ein Sätze des Quesnelschen Neuen Testaments verdammte.

Digitized by Google

Ganz Frankreich gerieth in Bewegung, und der Erzbischof appellierte an ein Koncil.

In dieser entscheidenden Zeit ist Zinzendorf in Paris. Der Cardinal dringt mächtig ein auf den neunzehnjährigen Jüngling: die Protestanten seien abgefallene Kinder; die römische Kirche sei die Stadt auf dem Berge. Aber bald bekommt er eine hohe Achtung vor dem Glaubensgrunde des Jünglings und vertieft sich mit ihm in Herzensgespräche. Als später der Cardinal dem Papste nachgab, schrieb ihm Zinzendorf einen Absagebrief. Die Jesuiten wurden bald auf ihn aufmerksam, und durch einen Brief wurde ihm Gift beigebracht; in Folge davon fiel er in eine schwere Krankheit, behielt auch davon das Wahrzeichen des Gifts im Gesicht bis an sein Ende. Zu Paris lernte er im Umgang mit verschiedenen Konfessionen erkennen, wie der HErr überall die Seinen habe. „Katholiken und Reformierte," schrieb er, der Lutheraner, „können bei ihrem Bekenntniß selig werden. Daraus folgte aber nicht, daß eine Religion so gut sei wie die andere." Vorzügliche Achtung und Aufmerksamkeit erwies ihm die Mutter des Regenten — Ludwig der Fünfzehnte war noch minderjährig. „Einmal redete sie ihrem Enkel in meiner Gegenwart ernstlich zu und fragte ihn beweglich: warum er es denn nicht so gut haben wolle wie ich? ich wäre auch ein junger Mann und wüßte in der Welt zu leben, fürchte aber den lieben GOtt von Herzen und wäre wohl tausendmal glücklicher denn er."

Nach der Rückkehr von seinen Reisen opferte er seine Neigung, an den Franckischen Stiftungen den Baron von Canstein zu ersetzen, dem Willen der Seinigen und nahm eine Hof- und Justizrathstelle in Dresden an. Im Jahre 1722 kaufte er von seiner Großmutter das eine Stunde von Hennersdorf gelegene Gut Berthelsdorf. Die dortige Pfarrstelle besetzte er mit dem Candidaten Johann Andreas Rothe. Als treuer Patron redete er ihn in der Vokation also an: „So gehet denn in den Weinberg des HErrn. Ihr seid ein Mann guter Botschaft, gehet hin in Frieden des HErrn. Predigt von den Gerechten, daß sie es gut haben. Machet eine ebene Bahn eurem Gott. Reiset getrost und schonet nicht. Ihr glaubet, darum so redet ihr auch, und ob ihr der Trübsal Christi viel hättet, so wisset, daß ihr auch reichlich getröstet werden sollt in Christo JEsu."

Digitized by Google

Am 16. August 1722 vermählte er sich mit der Gräfin Erdmuth von Reuß und am Trauungstage dichtete er sein Lied: Kron und Lohn beherzter Ringer. In demselben Jahre kamen Christian David, ein Zimmermann, und mit ihm zwei Familien aus Mähren in Berthelsdorf an, wo der Graf sie aufnahm. Als Christian David am 17. Juni den ersten Baum zum Anbau fällte, rief er mit Psalm 84: Der Vogel hat sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre HErr Zebaoth. Der Graf rief ihnen zu: „Seid das Salz unter meinem Volk!“ und seinen Unterthanen: „Laßt euch diese Fremdlinge nicht vorlaufen!“ Diese Fremdlinge waren sogenannte böhmische oder mährische Brüder. Als Kaiser Otto der Erste um 950 Böhmen unterwarf, suchte der Papst die dortigen griechischen Christen unter seine Oberhoheit zu bringen, aber zum Theil vergeblich. Die Bedrängten suchten ihren Halt desto mehr in der heiligen Schrift. 1176 kommen Waldenser sie zu stärken. Das Kirchlein blüht in einer Zeit der Ruhe auf, aber 1391 wird es entdeckt und blutig verfolgt. Johann Huß tritt an die Spitze, leidet aber 1415 den Martertod zu Kostnitz. In den Hussitenkriegen lenkt der Papst ein, hält aber sein Wort nicht. Ein Häuflein Brüder flüchtet nach Mähren und an die schlesische Grenze. Gräßlich wüthen die römischen Sendlinge unter den Brüdern; sie werden verstümmelt, geschleift, lebendig verbrannt. Die Uebrigbleibenden schauen sich um nach einer biblischen Kirche gen Morgen und Abend. Die ausgesandten Boten berichten: Seufzer genug nach Erlösung, aber nirgends eine echte Christengemeinde! Da endlich tritt Luther auf. Sie senden zu ihm „der Brüder Lehre und Verfassung“. Luther läßt es 1532 drucken und versichert, daß die Brüder mit den Seinen in einen Schafstall gehören. Seid ihr, sagte Luther, Apostel der Böhmen, ich und die Meinen wollen Apostel der Deutschen sein. Er ermahnt sie ihr Kirchenlied und ihre Kirchenzucht zu bewahren. Im dreißigjährigen Krieg werden ihre Prediger aus dem Lande gejagt, unter ihnen ihr Bischof Komenius. Er ordiniert 1657 noch einen Bischof in Hoffnung! Von 1624 an sind wohl neunzigtausend Brüder ausgewandert. Auch Christian David war umhergereist, ein sichres Obdach zu suchen für die Seinigen; so kam er zu Zinzendorf. Als der Graf und die Gräfin aber zum erstenmal nach ihrer Vermäh-

Digitized by Google

lung nach Berthelsdorf kamen, erblickten sie im Walde am Fuß des Hutberges das neu erbaute Haus. Der Graf fiel mit den Bewohnern desselben auf seine Kniee und betete, daß Gott mit Seiner Hand dieß Haus behüten wolle. Das ist die Entstehung des Namens „Herrnhut".

Im Jahre 1723 schloß der Graf mit seinen drei Freunden Rothe, Schäfer und Friedrich von Wattewille einen Bund: dem Reich der Finsterniß, wo und wie sie könnten, Abbruch zu thun; die Verbindung mit Kindern Gottes in andern Ländern durch Briefe und Reisen zu unterhalten; Erbauungsschriften zu verbreiten und Erziehungsanstalten zu errichten. In diesem Jahre dichtete er sein berühmtes Kinderlied:

Ich bin ein Kindlein arm und klein,
Und meine Kraft ist schwach;
Ich möchte gerne selig sein
Und weiß nicht, wie ichs mach.
Mein Heiland, du warst mir zu gut
Ein armes kleines Kind
Und hast mich durch dein theures Blut
Erlöst von Tod und Sünd.

Indeß behielt er seine Regierungsrathsstelle in Dresden noch immer bei, legte in den hohen Ständen sein Zeugniß von Christo ab, einst auch in besonderer Privataudienz vor Kaiser Carl den Sechsten.

1724 kamen drei neue Häuser voll mährischer Brüder in Herrnhut hinzu, und am 12 Mai wurde der Grund gelegt zu einem umfassenden Gemeinde- und Anstaltshause. Dabei that Friedrich von Wattewille ein Gebet von solcher Geisteskraft, daß die Anwesenden in Thränen zerflossen, und der Graf in der Folge oft bezeugte, er habe ein solches Gebet nie wieder gehört. In derselben Stunde kamen fünf Brüder, echte Nachkommen der ältesten Brüderkirche, die Straße daher gewandert. Sie blieben und brachten ihren Segen und ihre Verheißungen mit. Je größer aber die Gemeinde wurde, desto mehr gabs konfessionelle Unterschiede auszugleichen zwischen den lutherischen Berthelsdorfern und den mehr reformierten Herrnhutern; desto mehr bewährte sich auch des Grafen Talent zum Ordnen. Für die Singstunden schrieb er Gemein- und Chorlieder. Ev. St. Joh. 14—17 behandelte er dichterisch; daraus sind die bekannten Verse des Liedes:

Digitized by Google

Herz und Herz vereint zusammen
Sucht in Gottes Herzen Ruh.
Lasset eure Lieb erflammen,
Lodern auf den Heiland zu.
Er das Haupt, wir Seine Glieder;
Er das Licht und wir der Schein;
Er der Meister, wir die Brüder;
Er ist unser, wir sind Sein.

Die erste Liebe, die aber bei ihm nie erkaltet ist, machte ihn in Dresden oft scharf. Er sagte darüber: Wer anfienge die Sünde gemäßigt zu hassen, der würde bald wieder Freund mit der Sünde werden. Man fängt an alles in Extremen und wird hernach in die Mittelstraße gebracht.

In den fünf Jahren bis 1727 waren in Herrnhut dreißig und einige Häuser gebauet, in denen mehr denn zweihundert Exulanten und sonst noch hundert Leute wohnten. Es war aber viel Zwietracht, der Graf schwankte, ob er die Kirchenverfassung und Kirchenzucht der Brüder beibehalten solle, wovon diese ihr Bleiben abhängig machten. Da las er das Gebet des Komenius: HErr, bringe uns wieder zu dir, daß wir wieder heimkommen. Erneuere unsre Tage wie vor Alters! Nun rief er: Ich will helfen. So blieb die Verfassung mährisch, aber die Lehre im Grunde lutherisch. Auf Grund jener mährischen Kirchenverfassung berief ihn die Gemeinde zu ihrem Vorsteher. Am 12. März wurden die Statuten der Gemeinde eingeführt. Jeder verpflichtete sich durch Handschlag. In seiner Rede brachte Zinzendorf Schaam über die Brüder und den heiligen Entschluß, von nun an in Treue dem HErrn zu gehören. Außer dem Vorsteher und Prediger gabs Helfer, Ermahner, Krankenwärter, Armenpfleger. Die ganze Gemeinde wird in Banden getheilt; es entstehen auch die Nachtwachen, an welchen alle Männer von sechszehn bis sechszig Jahren theilnehmen, theils zum Schutz gegen Diebe und Räuber, theils um auch in der Nacht Gesang und Gebet nicht verstummen zu lassen. Außer dem kirchlichen Gottesdienst in Berthelsdorf kommt die Gemeinde zu Herrnhut nun jeden Morgen früh zur Andacht, jeden Abend zur Singstunde zusammen. Hinterher werden Nachrichten aus dem Reiche Gottes mitgetheilt. Große Menschenschaaren strömten jetzt sonntäglich nach Berthelsdorf. Zinzendorf mußte oft drei Mal reden, damit die Fremden alle zum Hören kamen. Am

Digitized by Google

10. August sinkt Pastor Rothe in einer Mittagsversammlung zu Herrnhut, von den Gefühlen der Andacht überwältigt, aufs Knie; die ganze Gemeinde ihm nach; eine wunderbare Seelenfeier geht durch die ganze Schaar. Am 12. August hält Zinzendorf eine Prüfung der Herzen in Herrnhut, am 13. ist allgemeines Abendmahl: dabei drückt der HErr von oben das Siegel auf die durch Zinzendorf erneute Brüdergemeinde. Am 17. August begreifen die Kinder den Unterschied zwischen JEsum kennen und JEsum lieben, und es entsteht unter ihnen eine große Erweckung. Helfer und Helferinnen empfangen die Aufsicht über die irdischen Hanthierungen: es sollte gut und billig gearbeitet werden. Nach 1 Cor. 6. wird ein Gemeindegericht eingesetzt. So war denn die neue Gemeinde gegründet und fieng an in das Land zu leuchten mit ihren Gaben, die den Orthodoxen und Pietisten gleichmäßig neu, verdächtig, oder gar ärgerlich erschienen. Fast williger denn sie zollte die Welt ihre Anerkennung dem neuen Werke. Als der Graf in diesem Jahre in Jena einen Vortrag hielt über Eph. 5, 1, gelobten die Studenten, so wollten sie JEsu nachfolgen. Des Grafen Weitherzigkeit erlaubte ihm, es auch mit anerkannten Schwärmern zu versuchen. Er richtete jedoch wenig aus, und erbitterte dadurch seine kirchlichen Gegner noch mehr.

Ins Jahr 1728 fällt der Ursprung der Loosungen. Der Graf gab Abends den behandelten Spruch oder Liedervers der Gemeinde zu einer Loosung für den folgenden Tag mit nach Haus. Die erste Loosung am 3. Mai hieß:

Liebe hat Ihn hergetrieben,
Liebe riß Ihn von dem Thron:
Und ich sollte Ihn nicht lieben?

Alle besondern Stände und Lebensalter in der Gemeinde liegen dem Grafen am Herzen. Der Name eines einzelnen kann ihm centnerschwer auf das Herz fallen, und sieh da, derselbe lag in schweren Anfechtungen. Zu der Zeit geschahen manche wunderbare Krankenheilungen in der Gemeinde.

Im Jahre 1729 verkündigten die Pietisten, der Graf sei kein Kind Gottes, weil er den rechten Bußkampf nicht aus Erfahrung kenne. Da meinte er selbst anfangs, er dürfe sich nur als Knecht, nicht als Sohn im Hause ansehen. Bei fortgesetztem Nachdenken aber gelangte er zur festesten Gewißheit, daß er

Digitized by Google

sich aus Gnaden ein Kind Gottes nennen dürfe. „Ich bin ganz einfältig beständig vor Gott gebeugt.“ Die Versöhnungslehre wurde ihm mehr und mehr der Mittelpunkt, am Ende das einzige des christlichen Glaubens. Er dichtete:

Dieß ist das wundervolle Ding,
Erst dünkts für Kinder zu gering,
Und dann zerglaubt ein Mann sich dran;
Er stirbt wohl, eh' ers glauben kann.
Das ist die Loosung hier vom kleinen Heer,
Das ist der Psalm dort am crystallenen Meer.

Die Leipziger Zeitung brachte damals einen historisch theologischen Bericht von der Herrnhutschen Brüderschaft und stellte unter andern darin die Erklärung auf: „Der Bruderkuß ist eine natürliche Folge der Liebe.“ Zinzendorf konnte darauf erwiedern: Als ein junger Mann einem jungen Mädchen einen solchen Kuß gab, kam er neun Wochen in Arrest und so lange Herrnhut besteht, ist noch keine dortige Schwester in eine sogenannte grobe Sünde gefallen.

Im Jahre 1731 machte er den Vorschlag, man wolle sich lutherisch nennen: aber das Loos wies ihn ab. Desselben Jahres reiste er nach Kopenhagen zur Krönung Christians des Sechsten. Es wurde ihm aber schwer sich in die Förmlichkeiten des Hofes zu schicken; die Zeit, auf Kleinigkeiten verwandt, schien ihm verloren.

„Mein Beruf heißt: JEsu nach!
Durchs Gedräng von auß' und innen,
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforte JEsus brach.

Der Königin und den Prinzessinnen dichtete er Lieder z. B.

Christen sind ein göttlich Volk,
Aus dem Geist des HErrn gezeuget,
Ihm gebeuget,
Und von Seiner Flammen Macht
Angefacht . . . .
Königskronen sind zu bleich
Für der Gottverlohten Würde . . .
Pilgrimschaft zur Ewigkeit
Bleibet immerdar beschwerlich
Ja gefährlich,
Bis man ringt und bringt zu Dir,
Ewigsthür!

Eines Grafen Kammermohr Anton, ein Negersklave von

Digitized by Google

St. Thomas, erzählte dem Grafen von dem traurigen Zustande der dortigen Neger und von der Sehnsucht seiner leiblichen Schwester Anna nach Erkenntniß des wahren Gottes. Bei seiner Rückkehr erzählt er in Herrnhut von Anton und Anna, und zwei Tage darauf bieten sich zwei Brüder, Leonhard Dober und Tobias Leupold, schriftlich an, nach St. Thomas zu gehen und daselbst Sklaven zu werden, um den Negern das Evangelium zu verkündigen. Zwei andere melden sich nach Grönland zur Unterstützung der Mission von Hans Egede. Das ist der Anfang der großen Brüdermission.

1732 zählte Herrnhut sechshundert Seelen. Schon kommt ein Regierungskommissarius an, geht aber gerührt von dannen. Jetzt legt Zinzendorf seine Stelle bei der Regierung in Dresden nieder und kommt am 10. März als ein freier Diener des HErrn wieder. „Da liegen Sauls Waffen," sagte er; ich erwähle mir die Stärke des Hirtenknaben." Aus seinem Hause sei folgende Scene hier erzählt! Am 16. Mai liegt sein Söhnlein Johann Ernst im Sterben. Die älteste Schwester Benigna weint. Renatus sagt: Was weinst du? Der Bruder stirbt nicht sondern sein Elend. Theodora Karitas geht um die Wiege und singt:

Stilles Lämmlein, frommes Schäflein,
Anders kanns nicht sein auf Erden,
Morgen wird es besser werden.

Am 2. Dezember kämpft auch sie mit dem Tode. Als sie sich legt, singt sie:

Mein Heiland nimm mich ein zur Ruh'
Und mich in dich recht füge.
Thu' du mir selbst die Sinne zu
Und sei du meine Wiege.

Zinzendorf bebt im väterlichen Herzen; doch tritt er ans Bett und singt:

Gieb, daß sie in Lieb und Treu
Als ein Lamm gehorsam sei.

So kommt der 2. Dezember. Karitas ist nah am Sterben. Sie legt sich, als wollte sie einschlafen, die Hand aufs Gesicht; der Vater legt seine Hand auf die ihrige und fängt an zu beten: Herz der offenbaren Liebe, meine Seele opfert dir — diese hier! Bei dem Worte starb das Kind.

Im Jahre 1733 kam Spangenberg, um Gehilfe Zinzendorfs zu bleiben, dem Grafen theuer durch Nüchternheit und Gelehrsamkeit. Den äußern Beruf mit dem innern ins gleiche zu setzen, bestand

Digitized by Google

er, der Graf, in Stralsund die Prüfung zum Pfarramte. Sein dortiger Hauswirth Richter folgte ihm nach Herrnhut, ja gieng endlich nach Algier, den Galeerensklaven das Evangelium zu verkündigen. Der alte Jablonsky in Berlin aber weihte nun mehrere Brüder zu Bischöfen, endlich auch den Grafen selbst. Auf einer Fußreise, die er Zeugenreise nannte, konnte er sich eines Abends nicht entschließen, trotz freundlicher Einladung zu bleiben. Während er durch die Nacht weiterwanderte, stürzte die Decke über dem ihm zugedachten Gastbette ein. Er reiste damals bis in die Schweiz. Mit emporgehobenem Haupte flegte er zu gehen, ohne auf den Weg zu achten — ein Bild seines ganzen Lebensganges; darum nicht selten über Stock und Stein, auch wohl in die Irre. Er machte aber auf jedermann einen solchen Eindruck, daß man ihm mit Ehrfurcht begegnete, ihm gern zurechthalf und diente. Das Geld in der eignen Tasche verschenkte er bald an Bettler; deshalb mußte ein Reisegefährte die Kasse führen. Aber auch so war Geldnoth nicht selten. Dann wurde gedarbt oder Geld geliehen. 1736 war er in Amsterdam; da war sein Haus umlagert von Leuten aus allen Ständen. Auf Reisen und ohne Heimath blieb er vollends, seitdem er in diesem selben Jahre durch ein Landesherrliches Rescript aus Sachsen verbannt war. Dahin hattens seine Feinde, besonders die unter den Theologen, gebracht. Nun wollte er ausgehen, der Welt den Heiland zu verkündigen. Die Kommission, darunter Superintendent Valentin Löscher, nahm übrigens einen günstigen Eindruck mit zurück. Löscher stellte seiner Gemeinde in Dresden Herrnhut zum Muster hin. Der Graf wohnte nun eine Zeitlang mit seiner Familie auf dem alten Schloß Ronneburg, in der Wetterau, unter Inspirierten, Juden und Bettlern. Allein und zu Fuß begab er sich dann nach Livland. In Reval hielt er erschütternde Predigten; unterm Volke hieß es: „Wenn immer so gepredigt würde, müßte sich alles bekehren". Die Nachwirkungen seines damaligen Besuchs dauern bis in die Gegenwart.

Schon von der Ronneburg aus hatte der Graf an König Friedrich Wilhelm den Ersten von Preußen geschrieben: Hören Sie mich, daß Gott Sie wieder höre! Der König lieh ihm sein Ohr, auch weil er der Sohn seines Patzmer war. Der Graf war ihm von einigen beschrieben als ein Narr. Als

Digitized by Google

derselbe nun auf seiner Rückreise nach Wusterhausen kam, schickte der König einen Hofbedienten ab ihn zur Tafel zu holen. Was hat er gesagt? fragt der König den zurückkehrenden Bedienten. „Nichts!“ antwortet der. „So ist er kein Narr“, meint der König. Am ersten Tage sprach er mit Zinzendorf sehr kalt, doch gründlich; am zweiten Tage offen und zutraulich; am dritten Tage sagte er vor der Königin und dem Hofe, er sei belogen und betrogen; er wolle dem Zinzendorf dienen wo er könne. Später sagte er: Gegen Zinzendorf bringe mir niemand eine Anklage; ich fühle ihn an meinem Herzen. Als der König von seiner letzten Krankheit befallen war, bat ihn Zinzendorf um die Erlaubniß, ihm die Wahrheit schreiben zu dürfen. Als der König ihm das befahl und in seinem Briefe äußerte, „die Frommen liebe er, nur nicht die Kopfhänger, seinen Feinden vergebe er und wolle sich noch bessern so viel wie möglich“, antwortete Zinzendorf: er habe im Briefe des Königs seinen eignen Glauben ausgesprochen gefunden; aber drei Stellen möchte er doch nicht nachsprechen, erstens: es kommen Zeiten, wo auch Könige krumm und sehr gebückt und den ganzen Tag traurig gehen und also Köpfhänger werden müssen, Psalm 116; zweitens: man müsse sich sehnlich darnach umsehen, daß unsre Feinde auch uns vergeben; drittens: man muß im Angesichte des Todes nicht noch von Besserung sprechen sondern allein den suchen, der die Gottlosen gerecht macht.

In Frankfurt am Main, in London, in Holland stiftete er in den folgenden Jahren Brüdergemeinden. 1738 hielt er in Berlin zahlreich besuchte Hausversammlungen; ein Mal hielten zweiundvierzig Kutschen vor der Thür; durch Spener war ihm ja dort vorgearbeitet. „Meine Präparation ist eine Stunde vorher eine solche Beklemmung und Armuth, daß ich nicht weiß, wo ich bin. Sobald ich anfange zu reden, fühle ich die Kohle am Altar. Ich fühle meine Zuhörer nach ihren unterschiedlichen Arten. Thränen sind nichts rares bei ihnen, auch bei den Soldaten. Die ganze Stadt ist in Bewegung; alle Pfarrer sind gegen mich. Ich bin ein armer Sünder und Gefangener der Liebe, der wie im Triumph bei seinem Wagen daherläuft.“ Damals entstand die Brüdersocietät der Deutschen in Berlin, später die der Böhmen. Heidenboten werden nun schon ausgesendet nach Surinam, Berbice, Ceylon, ihn selbst bestimmt das Loos zur Negermission in Westindien.

Digitized by Google

Er macht sich auf. Der Sturm jagt das Schiff; vom 26. Dezember 1738 bis 28. Januar 1739 dauert die Reise nach St. Thomas, dem Todtenloche. Bei der ersten Versammlung hält der Neger Abraham das Eingangsgebet. Als der Graf beginnt: Ich glaube, daß JEsus Christus wahrhaftiger Gott .... sei mein HErr, da fallen die Stimmen der Neger mit Thränen ein: der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat. Die allgemeinen Versammlungen, an denen neunhundert Sklaven sich beiheiligten, nahmen Sonnabend Abends sieben Uhr ihren Anfang und dauerten bis Sonntag früh. Die armen Sklaven bekannten unter den härtesten Drangsalen ihren Glauben mit ihren Werken. Mit Schwären und Wunden bedeckt kehrte Zinzendorf heim und schrieb auf der Rückreise seinen Jeremias.

In allen protestantischen Ländern nannte man seinen Namen, bald mit Liebe, bald mit Haß. 1740 schreibt er in Montmirail folgende für die Beurtheilung des Mannes wichtigen Zeilen: „Ich habe keinen Generalplan, wohl aber folge ich bald diesem bald jenem Spezialplan; ich habe zu einem Plan, die mährische Kirche dem Heiland zu konservieren, daß sie kein Wolf zu fressen kriege; ein Plan ist, so viel heidnische Völker aufzusuchen als ich kann; ein Plan, des Heilands Testament St. Joh. 17 so viel mir möglich ist durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, nicht ins Mährische — da arbeite ich vielmehr dagegen — sondern ins allgemeine Band der Gemeinschaft; dahin endlich die mährische Kirche auch soll, doch erst nach ihrer völligen Abnutzung; ein Plan soviel Seelen als ich kann zur Sünderschaft und Gnade zu bringen. Darum habe ich die Kanzel lieb und reiste einer Kanzel zu Gefallen fünfzig Meilen; und einen Plan alle auch nicht beisammenwohnenden Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich bis 1739 unverrückt gefolgt, lasse ich jetzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern im Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken.“ Es kam in Folge des Aufgebens des bezeichneten Gedankens damals das auf, was in der Folge Diaspora der Brüdergemeinde genannt wird: erweckte Christen schaarten sich zusammen, die sich des Dienstes und der Pflege der Brüder bedienen, ohne aus ihrer Konfession oder ihrem früheren Gemeindeverbande auszutreten: ein Segen in glaubensarmen

Digitized by Google

Zeiten! Etwas schwärmerisch erscheint uns die im Jahre 1742 stattfindende Wahl des HErrn Christus zum Oberältesten der Brüdergemeinden. Jedoch soll die Bekanntmachung dieses Aktes von „einem hinreißenden Gefühl der Gnadengegenwart des Heilands" begleitet gewesen sein.

Wir finden den Grafen noch in diesem Jahre in Nord-Amerika. Er feiert mit etlichen Brüdern die Christnacht am Delaware in „Bethlehem". Mit seiner Tochter, Anna Nitschmann und etlichen Brüdern reist er zu den Indianern. Ueber hohe Berge, durch Moräste, auf Jagdpfaden der Indianer ging die Reise. David Zeisberger setzte später dieß gesegnete Werk fort. Auf einer zweiten und dritten Reise in die Wildniß behütet ihn Gottes Wunderhand. Er fühlt sich unter den Wilden höchst glücklich. Auf der Rückreise fesselte seine Glaubensfreudigkeit bei einem Seesturm den alten Kapitän Garrison an ihn. Von dieser Zeit an aber zeigte sich bei Zinzendorf ein Bemühen, Geist und Leben im Gegensatz gegen alle hergebrachte Form zur Wirklichkeit zu bringen; so wurde er oft regellos und geschmacklos.

Indeß war vier Meilen von Herrnhut Niesky entstanden. Er legte 1744 seine Ideen von den drei verschiedenen Lehrarten in der Brüderunität dar. Innerhalb derselben sollte bleiben die mährische, reformierte und lutherische Konfession. Er selbst wollte an der Spitze der lutherischen stehen und das keinem andern abtreten: denn in diesem Punkte — äußerte er — sind mir alle Brüder verdächtig. Deßungeachtet wollte er nicht in allen Punkten gebunden sein durch die lutherischen Bekenntnisse; ja allen christlichen Bekenntnissen zuwider führte er manchesmal eine sonderbare Ausdrucksweise. Er war ein heftiger Gegner der „Gottvaterreligion". Der Vater unsers HErrn JEsu Christi ist nicht unser direkter Vater; er ist, was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nennt. Den heiligen Geist nannte er wohl Gottmutter. Der selige Prälat Bengel, der sich als Anhänger der alten lutherischen Bluttheologie bekannte, sagte doch im Hinblick auf Zinzendorfsche Uebertreibungen: „Sie machen aus dem theurem Blute Christi ein Opium, indem sie aus dem Wundenblick ohne das Gesetz alles herleiten, was man thun und lassen soll." Die Herrnhuter predigten das Kreuz, setzten es aber nicht in den gehörigen Zusammenhang sowohl mit dem Wandel wie mit der Auferstehung des Erlösers.

Digitized by Google

Was bei Zinzendorf gewagt ausgedrückt war, das griffen seine Jünger auf und lieferten geistlose Dichtungen von Blut und Wunden JEsu. Damit verband sich eine Sicherheit, die etliche Jahre wie eine Krankheit in den Gemeinden grassierte. Man wollte nur jubilieren und vergaß darüber das Wachen und Beten. Das „Seitenhöhlchen des Blutbräutigams" stand ja offen für die Sünden! „Das Seitenhöhlchen ist die warme Lagerstätte der Kinder Gottes; diese küssen sie, lecken sie, spielen und lagern sich darin nach der Länge und Breite. Dann gehts zum Leichnam des HErrn. Die Leichenausdünstung — gegen Psalm 16! — ist die Kreuzesluft; diesen himmlischen Dunst einzuathmen ist herzstärkend." Zinzendorf selbst that darüber Buße, daß er die drohende Gefahr nicht zeitig genug abgewendet habe. Die erste Gelegenheit, sagt er reumüthig, zu der kurzen, aber entsetzlichen Stiftungsstunde bei uns habe ich selbst gegeben durch die Idee, daß nichts ganz seliges zu hoffen sei in der Gemeinde, bis man im Herzen wieder zum Kinde werde. Er mußte zu spät erkennen, daß es eine böse Macht giebt, der gegenüber man nie jubilieren darf, und gegen die nur das Wort Gottes und der strengste Gehorsam unter den Buchstaben der Schrift schützt.

Bei alledem müssen wir den Mann ehren, der in einer Zeit, wo die Theologen dem Stolze der Schriftgelehrten verfallen waren, im Volke das Liebesfeuer wach erhielt; der gegen pietistische Aengstlichkeit und Engherzigkeit einen Damm aufwarf; der das gläubige Herz erquickte in einer Zeit, wo eine weltweise Vernunftlehre das Herz ausdörrte; der mit einem Muthe ohne Gleichen das Kreuz predigte, während Voltaire und seine Libertiner das Andenken des Gekreuzigten von der Erde austilgen wollten. Ungerecht sind die Stimmen der Zeit gewesen, die wie Walch und Fresenius nur Schatten sehen, wo auch viel Licht ist. Freilich müssen wir ja dem Prälaten Bengel recht geben, der in Bezug auf die Bedeutung der Herrnhuter für die christliche Kirche sagt: Dahin wird es nicht kommen, daß an der sogenannten Brüdergemeinde der ganze Kredit des wahren Christenthums, ja der Ruhm der Treue Christi selbst gegen seine Gläubiger, hangen sollte — aber auch ein Gelehrter der neueren Zeit hat Recht, wenn er sagt, „daß in glaubensarmer Zeit Zinzendorf das Heiligthum der Bundeslade getragen habe".

Digitized by Google

Zinzendorf sagt: „Die glauben, Säulen der Kirche zu sein, habens nicht hübsch mit mir gemacht; der Heiland vergeb es ihnen". Daß vollends untreue Pastoren ihm zürnten, darf uns nicht wundern. Von ihnen sagt der geharnischte Mann: Der Haufen der Lehrer ist meist in zwei Theile getheilt. Einer ist froh, daß ers schlecht machen darf, ungestraft. Einem ists leid, daß ers nicht besser machen darf. Beide aber sind entschlossen, sich so zu betragen, daß sie bei ihrem Amte bleiben. Ihr armen Menschen, die ihr über eurem Amte verloren geht: ich bins gewiß, daß ihrs meist selbst glaubt!

Eigenthümlich der Brüdergemeinde ist der Gebrauch des Looses. Jedoch haben sie den Grundsatz: Gefühl geht über das Loos; nur wo Gott uns das entscheidende Gefühl vorenthält, entscheidet das Loos. Das Liebesmahl haben sie nie vermengt mit dem heiligen Abendmahl. Es entstand unabsichtlich, naiv. Mit dem Fußwaschen, das Zinzendorf auch einführte, verband er die Idee einer dem heiligen Abendmahle vorangehenden Entsündigung der Gemeinde.

Liegt nun die Bedeutung der Herrnhuter-Gemeinden mehr in vergangner Zeit, so hat ihre Stiftung doch viel prophetisches für unsre und folgende Zeiten; und viel glückliche Nachbildung apostolischer Gemeinden ist anzuerkennen. Sie sind ein Werkzeug gewesen in der Hand Gottes und ein theures Glied am Leibe der Kirche. 1748 wurde in Barby an der Elbe ein theologisches Seminar angelegt. Von 1752 an blieb der Graf mit seiner Begleitung drei Jahrelang in England; er fuhr auch fort viele Bücher zu schreiben. Bei seiner rastlosen Thätigkeit dichtete er:

Wir bitten HErr Dich ins gemein,
Komm wieder, wenn es Zeit wird sein!
Du aber rufst uns feierlich:
Seid ihr denn auch bereit für mich?
Ja, wenn schon alles recht gethan,
Und wenn Du fändst nach Deinem Plan
Und Deinem Wunsch Dein Haus gemacht,
Du kämst vielleicht die nächste Nacht!

Das letzte Sieben seiner Lebensjahre wurde eingeleitet durch den Verlust seines geliebten Renatus, der nach tiefem Schmerz über seine phantastischen Verirrungen während der Jahre 1745—50 im Jahre 1752 am Blutsturz starb. Bei der

Digitized by Google

Erinnerung an diesen Sohn giengen dem Vater später allemal die Augen über mit Dank- und Schmerzensthränen: er hatte ihn sehr geliebt. Eine andere Läuterung noch kam über ihn und seine Gemeinden, nämlich große Geldnoth. Die Ausgaben für Reisen, Missionen, Erziehungsanstalten, Bauten u. s. w. waren jährlich gestiegen. Der Bankerot eines Juden erschütterte den Credit einiger Kaufleute in England, die zu den Brüdern gehörten; von allen Seiten liefen die Forderungen ein. Da gab Zinzendorf die schriftliche Erklärung an alle Gläubiger, daß er persönlich haften wolle für Bezahlung aller Schulden. So kam es, daß er einst mit Bestimmtheit einer gefänglichen Haft entgegensah. Noch im letzten Augenblick kam die Post. Diese Noth wirkte vielfach ernüchternd. Im Jahre 1754 übersteht er in London eine schwere Krankheit. Wo sie den höchsten Punkt erreicht hat, erlebt er in seinem Innersten die angenehmsten und seligsten Stunden. Nach seiner Genesung wirkte er viel durch seine öffentlichen Predigten in der Brüderkapelle. Er hielt unter andern zwölf Predigten über das Recht und das Glück, in parteilicher Gemeinschaft zu stehen mit dem Manne, der uns erschaffen und versöhnt hat. Das Ablassen vom Gebet im Kämmerlein, sagt er, bringt unersetzlichen Schaden. Bei einer Versammlung in York vermißte bei der Versammlung der Graf den alten Organisten. Man sagte ihm, derselbe läge hart darnieder an der Lungenschwindsucht. Da gieng der Graf zum Kranken, legte die Hand aufs Haupt und segnete ihn in der Stille. Alsbald fiel der Kranke in einen tiefen Schlaf und genas. Damals brachten ihn herzlich abbittende Geständnisse einige seiner Gegner auf den Gedanken, daß man am besten dem Heiligen Geiste überlasse, Reue bei den Feinden zu wirken. Er selbst bekennt Unrecht gethan zu haben gegen John und Charles Wesley, die Stifter der Methodisten. Sehr kühn sprach er sich damals über die Gesinnung eines wahren Christen folgendermaaßen aus: „Ein heilig Leben in dieser Welt zu führen und gute Werke zu thun, das war meinem Heilande keine saure Sache, wozu Er sich hatte zwingen müssen. Als Er nun für uns starb und unsre Schuld und Strafe wegnahm, erwarb Er allen denjenigen, die an Seinem Verdienste Theil haben, das Privilegium nicht mehr zu sündigen. Mir gefällt es nicht, wenn man gutes thut und solches als eine Verleugnung und als ein Sterben

Digitized by Google

ansieht. Was andere Pflicht nennen, daran habe ich meine Freude; das ist mir das tägliche Brot, das ist eine Fürstenlust für mich.“ Diese Worte kennzeichnen sein Innerstes, seinen kindlichen Sinn voll Liebe, aber auch seine Geneigtheit, dem Heilande zu dienen in der Art seines natürlichen Temperaments; es fehlte bei ihm aber mannigfach diese Abtödtung der Natur.

Den 19. Juni des Jahres 1756 entschlief ihm seine Gemahlin ohne vorhergegangne Krankheit in ihrem dreiundfunfzigsten Lebensjahre. „Ich habe fünfundzwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehilfin, die ich habe, die einzige gewesen, die in meinen Beruf paßte. Wer hatte vor der Welt so unanstößig gelebt, wer hat mir so klug assistiert in Ablehnung der trocknen Moral; wer hatte den Pharisäismus so gründlich gekannt; wer hatte meine Oekonomie so viele Jahre so wirthschaftlich und reichlich gesichert — wie es die Umstände erfordert; wer hatte so niedrig und hoch sein können; wer hatte so bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentiert; wer hatte zu Land und See solche beständige Mitpilgerschaft übernommen!“ Das war der Nachruf des Grafen. Als mit dem Beginnn des siebenjährigen Krieges die Preußen erschienen, lautete die Loosung St. Luc. 21, 2: Wenn ihr von Kriegen höret, so fürchtet euch nicht. Die Generäle schützten die Brüderkolonieen, und nur ein Mal im Kriege wurde von östreichischen Husaren geplündert. Gleich im Anfange, nämlich im Jahre 1757, vermählte sich der Graf wieder mit seiner alten Reisebegleiterin Anna Nitschmann, der Aeltestin.

Hören wir noch ein paar Worte von ihm! So schreibt er 1759 in seinem Glaubensbekenntniß an den koptischen Patriarchen in Cairo: Wir handeln mit den Herzen der Menschen über lauter unstreitige Wahrheiten, und unser großer Plan bleibt immer die Erfüllung des Hohenpriesterlichen Gebets JEsu, daß sie alle eins seien! Die Christen, denen unsre Kirche dient, nehmen wir nicht alle in unsre Verfassung auf, sondern wir suchen nur alle Kirchen, wie sie sind, zu besprengen mit Seinem Blute und das Salz unter ihnen aufzuwecken und den Sauerteig seines Todes unter sie zu bringen, der ihre eigne Kirche nach und nach heilige, vor dem Entschlafen im Tode oder der Fäulniß verwahre, bis es Zeit ist, daß der Erzhirte erscheint und in Frieden eine Heerde macht.

Digitized by Google

Wir sind allemal zu der Zeit, da uns eine christliche Kirche zu Hilfe ruft, nicht ihre Oberen sondern ihre Untergebenen und unser Wahlspruch ist: Ich dien'.

Damals schrieb er auch: Sollte hier oder da das Evangelium in größerer Klarheit hervorbrechen, als die Brüder es bis dahin unter sich gehabt haben, so sind sie verbunden sich an solche neue Oekonomie anzuschließen. Wenn sie aber die ihnen gegebene Beilage bewahren, und es dem Heiland gefällt sie in seiner Gnade und Erkenntiß wachsen zu lassen, so werden andere Kinder Gottes sich ferner auf denselben Grund des Glaubens zur Geistesgemeinschaft mit ihnen verbinden, und alsdann kann es geschehen, daß die Gnadenökonomie, bei der sich der Heiland der Brüder bedient hat, bis auf kein Hinderniß fortgeführt werde.

Vom Leiden Christi sagte er: Seine Seele ists eigentlich gewesen, der es so gar sauer geworden ist. Von der ersten Liebe: Die erste Liebe hat etwas majestätisches: sie frißt die Feinde: die größten Schwierigkeiten sind ihr ein Bissen Brot. Die Märtyrer giengen zum Tode wie zu einem Gastmahle. Was nicht in JEsu Nähe gedacht, geschrieben, vor seinen Augen resolviert, Ihm zu Liebe ausgestanden und in Seiner Kraft ausgestanden ist, darüber kann ich mich nicht freuen, das kommt bei mir aus Affekt her. Ich habe eine Passion, und das ist Er nur Er. Es ist meine tägliche Meditation: ach möchte ich gefallen dem leidenden HErrn, dem Märtyrer für mich, dem Treuen, der meine Seele liebt, dem Gott, der meine Freude und Wonne ist.

Als in Schlesien eine Brüderkolonie geplündert und verbrannt war, verbot er das Klagen und drang auf das: Wir sagen allezeit Gott Dank! Am Ende seines Lebens lebte er immermehr in Hoffnung und Sehnsucht. Hoffnung und Sehnsucht ist die Gewohnheit und die Natur des Volkes Gottes, sagte er. Der gehört dazu, der von Jahr zu Jahr auf den Heiland zugeht. Je näher er dem Ende kam, desto eifriger arbeitete er, und hielt besonders fleißig Conferenzen. Er sprach damals gern mit allen Gliedern der Gemeinde einzeln und fand dabei manche, die nicht zu ihm gehörten. Dabei gedachte er an Gal. 6, 1. Sieh auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest. Er blieb aber bei dem Spruch:

Herrnhut soll nicht länger stehn,
Als die Werke seiner Hand ungehindert drinnen gehn.

Digitized by Google

Die letzten Sonntage sah man seine Augen oft voll Thränen. Am 5. Mai 1760 überfiel ihn ein starkes hitziges Katarrhalfieber. Den Abend aber brachte er noch in vertraulicher Unterhaltung zu mit seinen drei Töchtern. Wenn er sonst krank geworden sei, äußerte er sich, habe er allemal nach der Ursache der Krankheit gefragt und seine Sünden bekannt. Dießmal aber sei er gewiß, daß ihm der Heiland mit dieser Krankheit nichts dergleichen zu sagen habe. Die Krankheit blieb im Steigen; es befiel ihn ein anhaltender heftiger Husten. Ohne Schlaf blieb er doch sehr freundlich. Ich weiß nicht auszudrücken, sagte er, wie lieb ich euch alle habe. Wir sind ja wie die Engel zusammen, als wenn wir im Himmel wären. Hattest du das im Anfange gedacht, daß Christi Gebet: „Auf daß sie Alle Eins seien" so selig unter uns zu Stande kommen würde? sagte er zu seinem Schwiegersohn. Er rechnete nach, wer von seinen Herzensfreunden schon in der obern Gemeinde sei.

Gegen hundert Brüder und Schwestern hatten sich kurz vor seinem Ende in den anstoßenden Zimmern versammelt. Mit unbeschreiblich vergnügten Blicken sah er sie einige Male an. Gegen zehn Uhr Morgens legte er sein Haupt zurück und schloß die Augen selbst zu. Sein Schwiegersohn sprach: Der Herr segne dich .... und bei dem letzten Worte „Friede" that Zinzendorf den letzten Athemzug, fast sechzig Jahr alt. Mehr als viertausend Kinder und Erwachsene begleiteten seinen Sarg zur Gruft; die Feier hatte den liturgischen Charakter, den der Verklärte so sehr liebte.

Von seinem Leibe waren Ströme des lebendigen Wassers geflossen. Leben, Seele, Harmonie, sagt sein Lobredner Schrautenbach, bezeichnete alles, was er that. Wenn er einen Bischof weihte oder die Hand aufhob, um zu segnen, so fuhr eine Bewegung durch die Gemeinde. Bruder, redete er einst den Ordinanden an, hast du Ihn lieb? Weide Seine Schafe! An den Feiertagen erwies sich bei ihm die Kraft von Früh bis Abend zu lesen, zu singen, zu reden ohne Ermüdung seiner selbst oder des Zuhörers. Sein äußeres Ansehen war groß, edel, kraftvoll. Er flößte allen Respekt ein; unwillkürlich verbeugten sie sich vor ihn, traten ihm aus dem Wege, waren ihm behilflich. Einst forderte ihm ein Räuber auf einsamer Fußreise sein Geld ab. Zinzendorf reicht es ihm hin, klopft ihn auf die Schulter

Digitized by Google

und spricht: Und nun, mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich, daß JEsus auch für deine Sünden gestorben ist; du kannst dann vielleicht noch selig werden. Der Mensch gieng getroffen davon und bekehrte sich.

Eine offne Stirn, feurige, bewegliche, aber durch Krankheit kleine, dunkelblaue Augen, eine wohlgeformte, nur mäßig gebogene Nase: sehr ruhig geschlossene Lippen, ein durchdringender Blick, mittlere Statur, muntrer Gang, fester Tritt, den Kopf gerade zwischen den Schultern tragend — das ist sein äußres Bild.

Es geschah nicht selten, daß er aus einer der heftigsten Unterredungen unmittelbar in den Versammlungssaal trat und dort eine Rede hielt, als ob seine Seele in der ruhigsten Stimmung gewesen wäre. Die Bibel ausgenommen, las er wenig; dagegen schrieb und meditierte er viel. Seine Gemüthsbewegungen waren stark und heftig. Er konnte aus Liebe zu nachgebend, aus Eifer zu streng und hitzig sein. Was ihn betrübte, griff ihn zu stark an; erfreute ihn hingegen etwas, so bemeisterte sich die Freude seines ganzen Gemüths. Auf der Kanzel leuchtete ihm die Freundlichkeit und Leutseligkeit JEsu Christi aus den Augen. Was gebrechlich und einfältig, unbegabt und deshalb verachtet und unwerth war, das nahm er besonders in Augenmerk, und Leute der Art waren ihm, wenn er eine Liebe zum Heiland bei ihnen wahrnahm, vorzüglich theuer und werth.

Digitized by Google

Karl Heinrich von Bogatzky.

Karl Heinrich von Bogatzky stammt aus einer altadeligen Familie in Schlesien. Sein Vater war kaiserlicher Offizier und viel von Hause abwesend, seine Mutter, eine geborene von Kalkreuth stand im lebendigen Glauben, „war eine fleißige Beterin". Der Knabe, der am 7. September 1690 geboren war, mußte schon vom achten Jahre aus dem elterlichen Hause, weil die Eltern zu arm waren, um ihn standesgemäß erziehen zu können. Er kam zunächst zu Verwandten, später als Page an einen der kleinen sächsischen Höfe nach Weißenfels. Dort herrschte ein ganz weltlicher Ton und leichtfertiges Leben, und die Gefahr der Verführung war dort sehr groß, um so mehr, als ihm der Verkehr mit der Mutter sehr erschwert war. Doch kannte er schon das rechte Mittel dagegen, hielt treulich am Gebet und an seinem Gotte, und der HErr bewahrte ihn wie sein biblisches Vorbild Joseph in Aegypten. Die Neckereien, denen er ausgesetzt war, und die Lektüre frommer Bücher trieben ihn immer ernstlicher ins Gebet und stärkten ihn im Vertrauen auf den HErrn. Als ihn daher sein Vater zum Soldaten bestimmte, vor welchem Stande er wegen der Roheit und Zügellosigkeit unter dem Offizierkorps einen Widerwillen hatte, bat er Gott, ihn davor zu bewahren, und wirklich stand der Vater von seinem Vorhaben ab und erlaubte ihm zu studieren.

In Breslau, wohin die Eltern inzwischen gezogen, bereitete er sich zur Universität vor, war sehr fromm und sehr fleißig, besuchte auch Sonntags mindestens drei Mal die Kirche. Allein dadurch gerieth er in Selbstgerechtigkeit und Sicherheit. Da ließ ihm Gott Skrivers Seelenschatz in die Hände fallen. Daran gieng ihm, wie er sagt, erst ein Licht auf, daß das wahre

Digitized by Google

Christenthum etwas Lebendiges und Seliges und ganz was anders wäre als das, was die Welt dafür hielt. „Ich lernte den Unterschied einsehen zwischen einen bloß moralischen, tugendhaften Wesen und dem Gnadenwerke des heiligen Geistes. Bis dahin hatte ich mit großem Fleiß allerlei moralische Schriften gelesen. Tugend war mein Gesuch und mein Trost, wie auch meine damaligen Lieder davon handelten. Auch in der Bibel suchte ich nichts als die Lehren von den Lebenspflichten." Daneben diente ein kleiner Ehrenhandel, in den er verwickelt wurde, dazu, ihm zu zeigen, wie sehr er doch noch die Ehre vor den Menschen suchte, und wie alle seine Gottesfurcht oberflächlich und löcherig sei.

1713 bezog er die Universität Jena, wo es sehr wild und wüste zugieng. Doch bewahrte ihn Gott gnädig vor allen Beläftigungen und Versuchungen, indem er gleich zu Anfang seines Aufenthalts heftig erkrankte und in Folge dessen so elend wurde, daß man ihn auch, als er genesen, ruhig seine Wege gehen ließ. Auch fand er treue Freunde, denen er sich anschloß. Mit großem Segen hörte er die Vorlesungen des Professor Buddeus über Moral: „Da fieng ich erst recht an, um Glauben zu bitten; und ich merkte, daß der HErr mich erhörte und mich immer weiter brachte". In Jena lernte er dann auch den damals noch sehr verschrieenen Pietismus näher kennen. Anfangs war er sehr mißtrauisch dagegen, weil ihn nicht nur sein Beichtvater sondern auch seine fromme Mutter ernstlich davor warnte. Deßhalb hielt er sich von dem Kreise der dieser Richtung zugethanen Studenten fern. Allmählich aber wurde es ihm doch fraglich, ob nicht auf jener so angefochtenen Seite das Recht und die Wahrheit sei. Er hätte, wer weiß was darum gegeben, darüber ins Klare zu kommen. Da gieng er eines Sonntags Nachmittags allein unter Gebet und Flehen ganz bekümmert mit dem Neuen Testamente in der Hand über Feld. Er schlug es von ungefähr auf, da fielen seine Blicke auf die Stelle St. Joh. 7, 48: Glaubet auch irgend ein Oberster der Pharisäer an ihn? Das erschien ihm wie ein Schriftzeugniß für den Pietismus. Denn, wie damals die Obersten gegen JEsum einwandten, daß nur das gemeine Volk ihm anhienge, so würfen auch jetzt die Gelehrten den Pietisten vor, daß ihnen nur der gemeine Haufe glaubte und anhienge.

Digitized by Google

Auf diesem Wege führte ihn Gott nun weiter. Sein Gönner, der Graf Reuß auf Köstritz, der auch dieser Richtung zugethan war und in seinem Hause sammt seiner Dienerschaft ein gottseliges Leben führte, nahm ihn bald darauf mit nach Halle, damit er August Hermann Francke predigen hörte und kennen lernte. Noch hatte er seine Bedenken nicht ganz überwunden; ehe er daher zur Kirche gieng, betete er um Erleuchtung von oben auf seinen Knieen. Unterwegs war es ihm auffallend, daß so wenig Leute sich um Francke zu kümmern schienen. Die Predigt machte tiefen Eindruck auf ihn, mehr aber noch, daß in dem Gasthofe, wo er abgestiegen, mehrere hohe Herren, Grafen und Offiziere, lauter Anhänger Franckes, regelmäßig zusammen kamen, die sich sehr erbaulich unterhielten, mit einander sangen und auf den Knieen beteten. So etwas hatte er noch nie erlebt. Als er Francke seinen Besuch machte und ihm erklärte, nun wolle er noch erst gern recht Buße thun, kniete der mit ihm nieder und betete, dann legte er ihm die Hand auf und segnete ihn. „Da wars mir," erzählt Bogatzky „als spräche er: Nun der soll mir nicht entrinnen sondern feste bleiben." Es gefiel ihm in Halle so wohl, er hatte da so reichen Segen für sein inneres Leben gehabt, daß er 1715 Jena verließ und dorthin gieng, um da seine Studien fortzusetzen. Hier entdeckte ihm der HErr erst recht sein tiefes, inneres Verderben, daß er sich für den größten Sünder hielt, und die Sünde wurde ihm überaus sündig und mächtig, so daß er schwere innere Anfechtungen durchzumachen hatte und lange nicht zur Freudigkeit des Glaubens und zur Gewißheit seines Gnadenstandes hindurch dringen konnte.

Unter diesen Kämpfen ereilte ihn zu Ende des Jahres die Nachricht von dem Tode seiner Mutter mit der Aufforderung, nach Breslau zu kommen, um dort ihre Sachen zu ordnen. Er war darüber sehr erschrocken. Wie willst du fortkommen mitten in der Welt, da du in deinem Stübchen und unter lauter frommen Personen so elend bist, dachte er. Doch schenkte ihm der HErr die Gnade, daß er am Weihnachtsfeste durch das Lied: Fröhlich soll mein Herze springen, zum Frieden kam. Da war mir, sagte er, der hohe Artikel von der Rechtfertigung zum ersten Mal recht aufgeschlossen und tröstlich, da ich glaubte, daß ich, obwohl immer ganz unrein, in Christo ganz vollkommen rein sei. Durch den Genuß des heiligen Sakraments in seinem

Digitized by Google

Gnadenstande noch gestärkt, reiste er ab und durfte sowohl unterwegs als in der Heimath von dem gefundenen Heil Zeugniß ablegen als auch die viel geschmähten hallischen Pietisten erfolgreich vertheidigen. Die geistlichen Gespräche, die er mit allerlei Volks, Freund und Gegner, führte, machten ihm so viel Freude, daß er sich ernstlich die Frage vorlegte, ob er nicht noch Theologie studieren solle, denn bis dahin hatte er die Rechte studiert. Nach seiner Rückkehr nach Halle fragte er Francke um seinen Rath. Der war sehr erfreut über sein Vorhaben, ermunterte ihn kräftig dazu, auch seine andern Freunde riethen dringend zu; so wurde er denn Theologe. Nun gieng aber für seine Seele das wahre Leben an. In allen Kollegien fand er Nahrung für sein Herz. Nach jeder Vorlesung knieete er nieder und betete und bereitete sich auch so auf jede neue vor. Sonn- und Wochentage waren für ihn lauter selige Tage. Ueber dem vielen Studieren aber wurde er elend und spürte eine Schwachheit des Kopfes, die ihn namentlich am lauten Reden verhinderte, so daß er auch später ein Pfarramt nicht annehmen konnte.

Nach beendigtem Studium kehrte er nach Breslau zurück und gab dort auf vielfaches Drängen sein güldnes Schatzkästlein heraus. Er hatte nämlich schon auf der Universität angefangen, die ihm besonders erbaulichen Sprüche der heiligen Schrift zusammenzustellen und mit Bemerkungen zu versehen. Die Handschrift sandte er seinen Freunden nach Breslau, die fanden soviel Freude daran, daß sie ihn bewogen, sie drucken zu lassen. Den Titel, unter dem das Büchlein so berühmt geworden, erhielt es in Halle, von seinen dortigen Gönnern, die dessen Werth gleich erkannten. Es erlebte dort auch gleich nach einander zwei Auflagen.

Bogatzky nahm jetzt seinen Aufenthalt in Glaucha, wo der Pastor Mischke unter dem Patronat des HErrn von Kessel ein Waisenhaus errichtet hatte. Von dort aus machte er in Begleitung eines preußischen Edelmanns eine Reise nach Carlsbad, die ihm seine Gesundheit wiedergab. Die neugeschenkten Kräfte wollte er im Dienste des Reiches Gottes verwenden. Die meiste Fürsorge wandte er dem Waisenhause zu; da er aber keinen festen Beruf hatte und ledig war, so reiste er auch viel umher und fand überall Gelegenheit, von dem Einen, was Noth ist zu reden. In den Häusern der Frommen stärkte er sich und

Digitized by Google

andere durch erbauliche Gespräche und Andachten; in den Postwagen, den Gasthöfen, den Häusern der Weltlichen verstand er die Feinde zu überwinden, die Spötter zum Schweigen zu bringen und manch schlafendes Gewissen zu wecken, so daß seine Reisen vielfach gesegnet waren. Er hat auch auf ihnen oftmals den wunderbaren Schutz Gottes erfahren. So ritt er einstmals über einen durch den Regen glatt gewordenen schmalen Steg. Das Pferd glitt aus und fiel so unglücklich, daß es mit zwei Beinen rechts mit den andern links vom Steg zu liegen kam. Bogatzky stieg mühsam ab, stieß das Pferd vollends in den Graben, da er es nicht in die Höhe kriegen konnte und zog es dann aus dem ziemlich tiefen Graben heraus. Roß und Reiter waren unbeschädigt geblieben. Aehnliche Unglücksfälle begegneten ihm öfters, aber niemals nahm er Schaden.

Seine anstrengende, unruhige, der Regelmäßigkeit entbehrende Lebensweise machte ihn von neuem krank, und er mußte 1725 wieder zur Kur nach Carlsbad. Seine Freunde riethen ihm daher nach seiner Heimkehr dringend dazu, einen eigenen Hausstand zu gründen, und die Umstände fügten sich so, daß er nicht länger zögern durfte, diesen Schritt zu thun. Anfänglich hatte er an nichts weniger als ans Heirathen gedacht und gemeint, dem HErrn im ledigen Stande besser dienen zu können. Ja, er glaubte davon göttliche Ueberzeugung zu haben, bald aber sah er ein, daß er sich geirrt habe und Gott seine Cousine ihm zur Frau bestimmt habe. Er hatte dieses Mädchen schon seit ihrer Jugend gekannt: sie war durch ihn erweckt worden. Später mußte sie, um die Mutter zu unterstützen, eine Stelle als Wirthschafterin annehmen und kam in ein ganz weltliches Haus. Dort wurde sie von ihrem Vetter bei einem Besuch gestärkt und getröstet, und beider Herzen näherten sich einander. Später zog die Mutter nach Glaucha mit ihren beiden Töchtern. Bogatzky speiste bei ihr. Als indeß die Mutter während seines Carlsbader Aufenthalts oder gleich nachher starb, sah er darin eine Weisung Gottes, sich mit ihrer ältesten Tochter Eleonore zu verloben. „Unser beider Sinn war," schreibt er, „wir begehren keine Ruhe für das Fleisch in Ewigkeit." Gleich nach der Verlobung kam er aber in einen so scharfen Kampf, ob er recht daran gethan, einen solchen Schritt zu wagen, da er arm und kränklich war, daß er dachte, er würde nicht durch-

Digitized by Google

kommen sondern seine Seele verlieren. Doch kriegte er bald Kraft und Trost von oben, und so begieng er denn voll Vertrauen auf den HErrn am 26. Februar 1726 seine Hochzeitsfeier, betete sich auch mit seiner lieben Braut recht in den Ehestand hinein.

Sehr bald kamen nun mannigfache Prüfungen zum Zeichen, daß der HErr ihrer nicht vergessen hatte. Böse Schuldner wollten ihn um Kapital und Interessen bringen; es war theure Zeit: alles mußte um schweres Geld gekauft werden. Bogatzky hatte als lediger Mann sich nichts für den Hausrath angeschafft sondern all sein übriges Geld verschenkt; so kam die junge Frau ohne Mittel in ein leeres Haus. Als sie ihren Mann einst deswegen tadelte und ihm sagte: Hätte er doch wenigstens das Nöthigste angeschafft! antwortete er: Gott wird zu rechter Zeit schon alles reichlich ersetzen. Das wenige, das ich etwa weggeben habe, hätte doch nicht weit gereicht. So aber, da es so angewendet ist, ist es ein Capital, das ich Gott geliehen habe, und der wird gewiß gar reiche Zinsen geben, das wirst du schon erfahren. So schrieb er auch um die Zeit in sein Tagebuch: „Dein ganzer Unterhalt steht schon in der stets aufgethanen Hand Gottes. Nicht dein Feld, dein Haus, Garten, Kapital und Zinsen ist dasjenige, wovon du deinen beständigen Unterhalt gewiß zu hoffen und herzunehmen hast. Nur die Hand Gottes ist es allein, woher du täglich alles nöthige hernehmen kannst. Da hast du es stets gewiß. Was die Hand Gottes in sich hält, das kann dir nie genommen werden. Schlägt dir nun dieß und das fehl, kommt in deine Kasse nicht, was hinein kommen sollte, so nimmt die Hand Gottes es anders woher, sollte sie es auch aus zehn andern Kassen nehmen. Denn sie hat alle Kassen unter ihrem Schluß."

Sein Glaube sollte noch auf manch harte Probe gestellt werden. 1727 wurde das Glauchaer Waisenhaus in Folge von allerhand Umtrieben theils seitens der Katholiken, theils seitens einiger Schulmänner, die voll Neid auf die aufblühende Anstalt blickten, durch kaiserliches Reskript aufgehoben und alle auswärtigen Lehrer sowie die Pastoren Landes verwiesen. Da entstand große Noth. Bogatzky gab, so arm er selbst war, sein letztes hin, um die Freunde in ihrer Bedrängniß zu unterstützen. Dann wurde ihm, im Jahre 1728 zu Anfang, das erste Kind

Digitized by Google

unter großer Noth und viel Schmerzen geboren und seine Frau in der ganzen Zeit von vielen Anfechtungen geplagt. Außerdem drückten ihn Nahrungssorgen gar sehr und bekümmerten namentlich seine Frau, die noch nicht so fest im Glauben war wie ihr Mann. Doch durften die Eheleute Gottes Trost und Hilfe beides innerlich und äußerlich unmittelbar durch den heiligen Geist und durch guter Freunde Rath und That erfahren. So wurde seine Frau nach der Geburt des Kindes so freudig, daß sie sprach: „Da Gott mir aus so großer Leibes- und Seelennoth geholfen hat, so wird er auch in unseren leiblichen Bedürfnissen Hilfe schaffen, ob wohl unsere Umstände bedrängter sind als zuvor, daran zweifle ich nicht.“ Wirklich kamen Unterstützungen auch von entfernten Freunden in oft wunderbarer Weise, die des HErrn Finger deutlich erkennen ließ. Ueberhaupt war sein Ehestand ein rechter Schmerzensstand. Seine Frau, die ihm noch zwei Kinder gebar, kränkelte nach der Geburt des letzten beständig und wurde schon im Jahre 1734 von seiner Seite genommen. Ihr Heimgang war ein sehr erbaulicher und stärkte den Gatten mächtig. Auch nahmen sich liebe Freunde seiner und der Kinder treulich an.

Hernach durfte Bogatzky die Fürsorge seines Gottes wiederholt preisend erfahren. Er war aber auch gewohnt, sich ganz von Gottes Hand leiten zu lassen und sich nach dem Worte zu halten: Führe ich mich ohne dich, so werd ich bald verführet. So trat ihm bald nach dem Tode seiner Frau die Frage nach einer zweiten Ehe entgegen. Alle Freunde riethen dazu; er selbst hatte Freudigkeit, namentlich schien ihm die Rücksicht auf die Kinder diesen Schritt zu verlangen. Allein, als die Person, die er sich ausersehen, seinen Antrag ausschlug, so erkannte er darin eine Weisung Gottes, von einer Wiederverheirathung abzustehen und ließ von Stund an alle Heirathsgedanken fahren. Seiner beiden Söhne (die Tochter war bald nach der Geburt wieder gestorben) nahmen sich edele, begüterte Freunde an. Sein ältester Sohn erhielt eine Freistelle auf dem Gymnasium zu Oels, für den jüngeren versprach sein alter Gönner, der Graf Reuß auf Köstritz, zu sorgen. Er brachte 1740 den Knaben nach Köstritz, und das war die Veranlassung, daß er nun ganz in Sachsen blieb. Durch seine Gabe, erwecklich und tröstlich reden zu können, sowie durch sein Schatzkästlein und seine

Digitized by Google

geistlichen Lieder, auch in Folge seiner Reisen war er nämlich eine in den christlichen Kreisen besonders seiner Standesgenossen sehr bekannte und gesuchte Persönlichkeit geworden. Ueberall hin wurde er gerufen, wo es galt, Angefochtene aufzurichten, und blieb dann Monate ja Jahre lang auf den Besitzungen. So reiste er von Köstritz auf mehrere Jahre nach Saalfeld zum Herzog Christian Ernst hauptsächlich wegen der Herzogin, die oft in Zweifel wegen ihres Gnadenstandes gerieth und an dem Zuspruch Bogatzkys den meisten Gefallen fand. Er wurde gleichsam ihr Hofprediger. Es war damals die Zeit, wo die Geistlichkeit in todter Rechtgläubigkeit, theils schon in todtem Unglauben versunken war, dagegen durch manche weltliche Kreise, von Halle angeregt, ein frisches religiöses Leben gieng, das freilich mehr im Gefühl sich bewegte und sich dahin vorzugsweise wandte, wo es dafür die meiste Nahrung erhielt. Die Gläubigen erbauten sich untereinander und suchten ihre Förderung in Andachtsstunden, die sie in ihren Häusern hielten. Das war die Ursache, die Bogatzky so lange in Saalfeldt festhielt. Sein Aufenthalt dort war auch reich gesegnet. Er stand der Herzogin, die langsam ihrem Ende entgegen siechte und unter schwerem Leiden hinübergieng, freundlich zur Seite, daß sie im getrosten Glauben entschlafen konnte. Der Herzog war ihm dafür so dankbar, daß er ihn nicht fortließ, bis er selbst zur Ruhe eingegangen war. Auch nahm er seinen jüngsten Sohn als Pagen an seinen Hof.

Als der Herzog 1745 als ein bewährter und gegründeter Christ — es habe kein Zimmer gegeben, sagte Bogatzky, in welchem er nicht gebetet habe — selig entschlafen war, siedelte Bogatzky nach Halle ins Waisenhaus über, wo ihm der jüngere Francke freies Quartier anbot. Er hatte nun neben seinem kleinen Vermögen so viel, daß er sorgenfrei leben konnte. Schon während seines Aufenthalts in Saalfeldt hatte er einzelne Schriften herauszugeben, so die Schrift: Kurze und einfältige, jedoch gründliche und erbauliche Gedanken von der wahren Bekehrung eines Menschen zu Gott; ferner einige Traktate. In Halle setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit mit Eifer fort und hielt daneben Erbauungsstunden für die studierende Jugend, zu der lauter junge Edelleute und Juristen, später aber fast nur Theologen kamen, und durch die er einen sehr segensreichen Ein-

Digitized by Google

fluß auf die heranwachsenden geistlichen Lehrer des Volks ausübte. Wir wollen gleich hier einen kurzen Ueberblick über seine hauptsächlichsten Schriften geben, die ja zum Theil noch in gesegnetem Gebrauche sind. Des berühmtesten, des güldenen Schätzkästleins, haben wir schon gedacht. Es wurde sehr oft aufgelegt und stets verbessert und vermehrt, nach den Tagen des Jahres geordnet und in der letzten von Bogatzky's Hand veranstalteten Ausgabe auch mit Gebeten versehen, nachdem er schon 1760 einen zweiten Theil hinzugefügt hatte. Bald nach seiner Niederlassung in Halle schrieb er ein Schatzkästlein für die Jugend im Anschlusse an seine Erbauungsstunden und nach dessen Vollendung das tägliche Hausbuch der Kinder Gottes. Im folgenden Jahre 1749 kam dann die Sammlung seiner Lieder unter dem Titel: „Die Uebung der Gottseligkeit in allerlei geistlichen Liedern" heraus. Die bekanntesten sind: O Vaterherz voll Licht und Leben; Hör o Vater unser Lallen; Mein Friedensfürst! du hast mich aufgenommen; Ehre sei Gott in der Höhe; Wach auf du Geist der ersten Zeugen. Die Königin von Dänemark nahm gleich dreihundert Exemplare dieses Gesangbuches und verschenkte sie in ihrem Lande. Eine andere bekannte, auch jetzt noch aufgelegte Schrift ist: Der eine schmale Himmelsweg und der breite Höllenweg; auch der vertraute Umgang mit Gott, endlich seine Betrachtungen über das ganze Neue Testament. Daneben schrieb er noch eine ganze Reihe kleinerer Traktate für verschiedene Stände. Es war nicht eiteler Ehrgeiz, auch nicht mäßiger Zeitvertreib, der ihn so viele Bücher abfassen ließ, sondern allein sein herzlicher Eifer den Seelen zu dienen. Es kostete ihm viele Ueberwindung, ein Buch zu schreiben, wie schon daraus hervorgeht, daß er erst im fünfundfunzigsten Lebensjahre anfieng, Bücher herauszugeben. Er sagt selbst, daß es anfangs gar nicht habe von Statten gehen wollen, daß er aber den HErrn gebeten habe, er möge ihn doch nicht unnützlich in der Welt leben lassen und ihm Kraft zum Schreiben geben, da er mit Reden wegen zunehmender Leibesschwachheit nicht viel für ihn wirken könnte. Seine Schriften sind alle Früchte eines vieljährigen Gebets und Flehens und fast nie ohne besondere äußere Veranlassung entstanden. In welcher Weise er sie arbeitete, davon giebt die Abfassung seines Hausbuches ein Beispiel. Erst ließ er sich dazu lange durch den Waisenhaus-

Digitized by Google

buchhändler Böttcher nöthigen. Dann rang er sich durch Gebet in die rechte Stimmung hinein. „Endlich fand ich die Gnade," sagte er, „daß ich die erste Betrachtung am Neujahrstage 1747 mit erwecktem, gläubigem Herzen schreiben konnte." Am zweiten Tage fand er sich dagegen ganz elend, und es mußte wieder ein Gebetskampf vorangehen, ehe er sich an die zweite Betrachtung machen konnte. Dazu kam noch große leibliche Schwachheit, doch setzte er es durch, daß er jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, eine Betrachtung mit der nöthigen inneren Sammlung anfertigte.

Mit ähnlicher Treue sind alle seine Bücher angefertigt. Diese seine Treue im Dienste seines himmlischen HErrn ist überhaupt bei ihm ein hervorstechender Charakterzug; sie befähigte ihn, bei seiner großen leiblichen Hinfälligkeit so viel zu leisten für das Reich Gottes, wie er geleistet hat, daß sein Name noch jetzt nach hundert Jahren einen guten Klang unter den Gläubigen hat. Man kann zwar auf ihn das Wort nicht anwenden: Der Eifer um Gottes Haus hat ihn gefressen, denn er hat trotz seiner Kränklichkeit ein sehr hohes Alter von vierundachtzig Jahren erreicht; dennoch aber ist ihm sein siecher Körper keine Hinderung in der Treue gewesen sondern vielmehr ein starker Reiz zu vermehrter Treue, die ihn zähe machte im Arbeiten. Sie hat ihm auch die Unerschrockenheit gegeben, die er im Verkehr mit den Ungläubigen und Weltkindern bewies. Von Natur war er ein zaghaftes, blödes, ängstliches Gemüth, das sich schwer zum Vorgehen entschließen konnte. Er selbst spricht häufig davon, welche Ueberwindung es ihm gekostet habe einen Dispüt aufzunehmen, überhaupt vorzutreten. In dieser Schüchternheit ist auch die Ursache zu suchen, warum er so spät Bücher herauszugeben anfieng. Wo es aber die Ehre des HErrn galt, ließ es ihn nicht schweigen. Er stärkte sich zuvor durch Gebet und that dann seinen Mund auf, und Gott segnete dann meist seine Worte. Diese Treue verbunden mit einem lebendigen Gefühl seiner Ohnmacht war es auch, die ihn so fleißig im Gebet sein ließ, daß er eigentlich ganz im Gebete lebte. Seine Treue bewahrte ihm die Nüchternheit gegen die Ueberschwänglichkeiten, in welche das Christenthum sich damals oft verlor. Er warnte davor, den Glauben lediglich nach der Wärme des Gefühls und nach den salbungsvollen Gebeten

Digitized by Google

oder Reden zu beurtheilen und die rechte Lehre nicht so gering zu achten, wenn nur Frömmigkeit da sei, wozu seine Freunde sehr geneigt waren.

Die letzten Lebensjahre Bogatzkys vergiengen ähnlich wie die früheren. Er machte Reisen zu seinen Freunden, gerieth oft in große Geldverlegenheit, weil er mit Geld nicht umzugehen verstand und außerordentlich freigiebig war, erfuhr aber auch immer die hilfreiche Hand Gottes, die ihm stets zur rechten Zeit edele Wohlthäter zuführte. Er war in dieser Hinsicht so voll Gottesvertrauen, daß er, als ihn einst ein böser Schuldner um fünfhundert Thaler brachte, unbekümmert blieb. Wirklich schickte ihm gleich darauf eine reiche Frau eine ansehnliche Summe; aber er behielt nichts davon für sich sondern gab es armen Studenten. Dafür öffnete Gott ihm im folgenden Jahre 1765 so viele Liebesquellen, daß sein Verlust nicht nur ersetzt wurde, sondern er auch seinem ältesten Sohne, der ein Gut gekauft, ein paar hundert Thaler schenken konnte. Er lebte recht eigentlich aus Gottes Hand; er nahm hin und gab weg in kindlicher Einfalt. Für seine Schriften nahm er fast nichts; den zehnten, ja bis zum fünften Theil seiner Einnahmen legte er in die Armenkasse, so daß die oft gefüllter war als seine eigene.

Vom Jahre 1767 an wurde er sichtlich schwächer an Leibes- und Geisteskräften, so daß er seine Vorlesungen einstellen mußte. In demselben Jahre überfiel ihn eine Brustkrankheit, von der er sich jedoch wieder erholte; doch konnte er nicht mehr viel thun. Am 15 Juni 1774 ist er dann ohne Krankheit sanft entschlafen.

Bogatzky hat mehr nach innen als nach außen gelebt. Ein Mann fürs Volk ist er nicht gewesen, aber erfahren in den inneren Wegen wie selten einer ist er daher für die Kreise der Erweckten ein großer Segen geworden und wird in seinen Schriften für sie eine Segensquelle bleiben zu allen Zeiten.

Digitized by Google

Gerhard Terſteegen.

Geboren wurde Terſteegen in Mörs, als das jüngſte von acht Geſchwiſtern, am 25. November 1697. Frühe verlor er ſeinen Vater, der ein frommer Kaufmann war. Schon mit dem ſechsten Jahre wurde der befähigte Knabe in die lateiniſche Schule geſchickt, in welcher er während der neun Jahre, die er ſie beſuchte, ſich tüchtige Kenntniſſe, zumal in den Sprachen, erwarb und die Reife für die Univerſität erlangte. Allein die Mutter glaubte, ihn nicht ſtudieren laſſen zu können, und ſchickte ihn nach Mühlheim an der Ruhr zu einem Kaufmann in die Lehre. Eigentlich geiſtliches Leben ſcheint Terſteegen damals noch nicht beſeſſen zu haben, obgleich er ſchon in ſeiner Kindheit ehrbar und unter der Zucht des Geſetzes und Gewiſſens gelebt hatte. „Veränderung, Leichtſinn, frohes Scherzen zerſtreuten ihn faſt ſechszehn Jahre“, ſagt einer ſeiner genauen Freunde, und Terſteegen ſelbſt redet von einer Zeit in ſeinem Leben, da er den HErrn noch „nicht kannte und in Sünd todt und blind, ihm den Rücken wandte.“ Erſt Mühlheim wurde ſeine geiſtliche Geburtsſtadt. Hier gab es damals ein friſches geiſtliches Ringen und Regen. Schon gegen 1660 hatte ein frommer Bremenſer Prediger Undereyk (der geiſtliche Vater des berühmten Liederdichters Joachim Neander) wöchentliche Privaterbauungsſtunden eingeführt. Was er begonnen, ſetzten ſpäter zwei Männer fort, Hochmann und Hofmann, der erſtere urſprünglich ein Handwerksmann, der zweite ein Kandidat der Theologie, beide ſtark zu ſeparatiſtiſchen Anſchauungen geneigt, aber den HErrn wirklich liebend und voll heiligen Eifers für ſein Reich. Hochmann durchzog predigend die deutſchen Rhein-

Digitized by Google

lande und redete mit solcher hinreißenden Kraft, „daß viele hunderte seiner Zuhörer glaubten, sie seien zu den Wolken emporgehoben, oder der Morgen der Ewigkeit sei im Anbrechen.“ In Mühlheim fand eine nicht unbedeutende Erweckung in Folge seines Auftretens statt. Unter den durch ihn Erweckten befand sich auch der Kandidat Hofmann, der nach Hochmanns Weggange die durch ihn neu belebten Versammlungen leitete und jedes Kirchenamt ablehnte. Gerade in der Zeit, in welcher Tersteegen nach Mühlheim kam, machten diese Versammlungen der Erweckten viel Aufsehen und Unruhe. Ob der junge Kaufmannslehrling sie gleich besuchte und in ihnen von der Gnade Gottes zuerst ergriffen wurde, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Da er Hofmann seinen „Vater in Christo“ nennt, so ist dieser jedenfalls das Hauptwerkzeug zu seiner Bekehrung geworden. Sonst wird noch berichtet, daß ein frommer Kaufmann und das Lesen eines gesalbten Dankgebets von einem sterbenden Prediger großen Einfluß auf ihn gehabt. Kurz, bald nach seiner Ankunft in Mühlheim suchte Tersteegen den HErrn mit allem Ernst und auch die mannigfachen Quälereien seines ihm verschwägerten Lehrherrn konnten ihn von dem Wege der Gottseligkeit nicht abbringen. Ganze Nächte brachte er mit Lesen, Beten und frommen Uebungen zu. Einst ward er von seinem Lehrherrn nach Duisburg gesandt. Auf dem Wege dahin bekam er so heftige Kolikschmerzen, daß er meinte, sterben zu müssen. Da gieng er ein wenig vom Wege ab in den Wald hinein und bat Gott herzlich um Befreiung von diesen Schmerzen und um Fristung seines Lebens, damit er Zeit haben möchte, sich auf die Ewigkeit gehörig vorzubereiten. Gott erhörte sein Gebet, die Schmerzen verschwanden, und dadurch wurde er aufs kräftigste bewogen, sich dem guten und gnädigen Gotte ganz, ohne den mindesten Vorbehalt, zu übergeben.

Nach beendeter Lehrzeit begann der zwanzigjährige Jüngling, dem „die gänzliche Nichtigkeit aller irdischen, vergänglichen und das große Gewicht der ewigen himmlischen Dinge bereits klar entdeckt war,“ ein eignes Geschäft; aber es wollte so recht nicht gehen, auch war seinem stillen Sinne das zerstreuende Treiben dieses Standes eine schwere Last. Er gab daher sein Geschäft auf und trat, zweiundzwanzig Jahre alt, bei einem

Digitized by Google

frommen Leinweber in die Lehre. Allein sein schwächlicher Gesundheitszustand nöthigte ihn, dieses Handwerk bald wieder aufzugeben, er kaufte sich daher eine Bandmaschine und webte seidene Bänder. Diese Bandweberei hat er eine Reihe von Jahren fortgesetzt, bis der HErr ihm so viel geistliche Arbeit gab, daß ihm für die Handarbeit keine Zeit mehr blieb. Mehrere Jahre lang führte er als Bandweber ein förmliches Einsiedlerleben. Seine Speisen waren gering und bestanden meist nur in Mehl, Wasser und Milch, ja lange Zeit hindurch aß er des Tags nur ein Mal und trank weder Kaffee noch Thee. Und doch bekennt er: „Ich kann nicht aussprechen, wie vergnügt ich da gewesen bin, als ich einsam wohnte. Ich dachte oft, kein König in der ganzen Welt könnte so zufrieden leben als ich damals. Ich wußte ja nicht, wann ich aß, was es war, und wie es schmeckte, auch sah ich oft in acht Tagen keinen Menschen als nur das Mädchen, das mir die Speise brachte.“ Da sein Verdienst ein äußerst geringer, seine körperliche Schwachheit ihn aber oft arbeitsunfähig machte, so befand er sich nicht selten in der drückendsten Noth. „Es läßt sich auch gut von der Armuth reden,“ schreibt er später, „so lange man mit reichen und geneigten Freunden umgeben ist. Schreiber dieses hat aber im Anfange Zeiten erlebt, da er bis morgen kaum Brot wußte und ohne Freunde war, die von seinen Umständen Nachricht hatten. Von Morgens fünf bis Abends neun Uhr wirkte er, lag auch wohl zehn bis zwölf Wochen krank im Bette oder auf dem Boden, ohne daß auch Freunde, bei denen er im Hause war und Kostgeld bezahlte, nur eine ihrer müßigen Mägde hinaufgeschickt hätten, mir einen Trunk Wasser zu reichen. Ich aber dachte immer, es müßte so sein.“ „Ich lag einst krank zu Bette,“ heißt es in einem andern Briefe, „an einem hitzigen Fieber und meinte vor Durst und Hitze zu verbrennen. Ich bat die Magd meines Bruders, bei welchem ich krank lag, mir für einen halben Stüber dünnes Bier zu holen. Die Magd aber war unachtsam, und indem ihr ihre Frau etwas anderes befahl, vergaß sie meiner. Ich lag oben im Hause, und niemand dachte mehr an mich. Ich mußte also vom Morgen bis weit in den Nachmittag so im heißen Durste liegen, ohne einen Tropfen zu meiner Erquickung zu haben. Endlich hörte ich das Mädchen auf der Treppe

Digitized by Google

kommen, da bat ich Gott, daß er mich doch in der Sanftmuth erhalten möchte."

Trotz dieser Armuth war es seine Freude wohlzuthun. Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hatte und von den Leuten nicht gesehen werden konnte, besuchte er die Häuser der Armen und Kranken, um ihnen von leiblicher und geistlicher Gabe mitzutheilen, so viel er hatte. Diese Wohlthaten suchte er aber mit allem Fleiße vor den Menschen geheim zu halten. „Thu gutes, doch begehre nicht, daß man von deiner Tugend spricht. Vergessen und verachtet werden, sei dein Verlangen hier auf Erden," war seine Loosung. Tersteegen fand volles Genüge an seinem Gott; an keinem Gut dieser Erde hieng sein Herz, daher war ihm auch keine Gabe ein Opfer. „Ich hoffe nicht," äußert er später, „daß ich etwas zu lieb haben würde, daß ich es nicht von Herzen einem Bruder hingäbe. Halten drückt, Loslassen erquickt." In jener Zeit war seine Mutter gestorben. Bei der Theilung des Erbes erhielt er von seinen Geschwistern, die ihn höchst verächtlich behandelten, ein Haus, um zu verhüten, daß er nicht alles wegschenkte. Er aber ließ sich von einem seiner Brüder den Werth desselben nach und nach in baarem Gelde auszahlen und theilte dasselbe, weil er nichts besseres damit anzufangen wußte, an Arme aus.

Nach einigen Jahren gab Tersteegen indeß seine zu strenge und einsame Lebensweise, besonders auf Hofmanns Zureden, auf. Im Jahre 1725 nahm er einen frommen und treuen Mann, Heinrich Sommer, zu seinem Stubengenossen an. Zehn Stunden des Tages arbeiteten sie gemeinsam, zwei Stunden wurden dem einsamen Gebet gewidmet, die übrige Zeit verwendete Tersteegen auf die Schriftstellerei. Weil ihm wegen zunehmender Körperschwäche die Kraft und wegen wachsender Arbeit im Dienste Gottes die Zeit dazu fehlte, mußte er 1728 die Bandweberei ganz aufgeben. Mit dem eignen Verdienste war es jetzt völlig zu Ende, aber da er gewiß war, daß der HErr die Niederlegung des Handwerks gewollt, so machte er auch vollen Gebrauch von dem Vorrechte der Kinder Gottes, nicht zu sorgen. Er überließ sich auch in diesem Stücke ganz seinem himmlischen Vater, und der versorgte ihn derart, daß er niemals Mangel hatte. Es war seinen Freunden große Freude, ihm Handreichung thun zu dürfen von ihrer Habe,

Digitized by Google

und kleine Liebesgeschenke nahm Tersteegen in kindlicher Demuth von ihnen an, während er große Gaben — zehntausend Gulden und noch mehr wurden ihm angeboten — aufs entschiedenste ablehnte.

Doch werfen wir nun einen Blick auf das innere Leben Tersteegens zu jener Zeit. Schon während seiner Lehrjahre hatte ihn die Gnade Gottes lebendig ergriffen und einen guten Grund in seiner Seele gelegt. Aber wir leben hier in einer Welt der Sünde, in der es ohne Anfechtungen und Kämpfe nicht abgeht. Kommen die Kämpfe nicht von außen, so kommen sie von innen, ausbleiben können sie nirgends. Auch Tersteegen hatte in den Jahren seiner Einsamkeit schwere innere Kämpfe durchzumachen. Diese Kämpfe waren theils veranlaßt durch den traurigen Zustand der Kirche seiner Zeit, theils hatten sie ihren Grund in Anfechtungen über seinen eignen Gnadenstand. „Gott entzog ihm seine empfindliche Gnade" und die Finsterniß, welche seine Seele umnachtete, wurde so groß, daß er einmal sogar an dem Dasein Gottes zweifelte. Da klagt er: „Sieh, wie ich im Finstern schwebe! Ach, ich lebe wie verirrt im fremden Land; äußerlich in Kreuz und Schmerzen und im Herzen sind die Leiden dir bekannt. Ach, mein Muth ist gar gesunken, keinen Funken sind ich oft vom Glauben mehr. Oft mein Herze wahrlich meinet, und es scheinet, daß ich ganz verstoßen wär." „Gleichwie man auf dem großen Weltmeere, wenn bei ungestümen Wetter weder Sonne noch Gestirn scheint, nicht wissen kann, wo man ist, ebensowenig kann ich es jetzt sagen," heißt es in einem Briefe von 1731. Doch setzt er hinzu: „Ich hoffe aber, mein JEsus wird am Ruder sitzen und sein Geist wird mein Schifflein treiben." Also einzelne Sterne schienen ihm doch noch in seiner Finsterniß, und auch in der Wüste hatte er den Glauben an die Treue des guten Hirten nicht ganz verloren. Auch studierte er fleißig die heilige Schrift, besuchte die Versammlungen und hielt an am Gebet. Immer klarer wurde ihm die Erkenntniß, daß „der treue Herzog der Seligkeit nur darum eine Seele in solche Enge kriegt, damit wir recht an unserer eigenen, sogar gebrechlichen Gerechtigkeit mögen verzagen." „Im Anfange," schreibt er einem Freunde, „stirbt man der Sünde und der Welt ab durch die Treue in den Ueberzeugungen des Gewissens, man

Digitized by Google

ist im Aeußern streng, eifrig, tapfer. Allein das große Geräusch und die allzugrobe Wirksamkeit der himmlischen Kräfte lassen das Gemüth nicht recht stille werden noch zu sich selbst kommen, und demnach bleibt auch das innere Verderben größtentheils im Grunde sitzen, ja es wird die Selbstliebe durch den Ernst, durch die Gaben und Tugenden noch wohl unvermerkt und auf die subtilste Weise gestärkt. Derhalben muß die Kraft des eignen Lebens auf eine andere Weise im Grunde angegriffen und gründlicher ausgerottet werden, welches theils wirkender, theils leidender Weise geschehen muß." Mit großem Ernste suchte also Tersteegen sich selbst, jeder Eigenheit abzusterben, um sich ganz und gar Gott zum Opfer darzubringen, und zum heißen Gebete wurde seine Klage: „Ach, wann wird mein Herze frei über alles sich erheben und in reiner Liebestreu nur von dir abhängig leben, abgeschieden, willenlos, von mir selbst in allem bloß?" „Aus seinen innersten Kräften sehnte er sich „nach der wesentlichen Erscheinung des HErrn im Grunde seiner Seele." In einem geistesbrünstigen Gebete läßt er diese Sehnsucht vor den Thron Gottes kommen: „Du unser Gott und unser Alles! Du ewig belustigendes und völlig beruhigendes Liebeswesen, besänftige die bitteren Kräfte unserer Natur durch die Balsamsäfte deiner Liebe. Laß unsern unruhigen Eigensinn und Eigenwillen in sanfter Stille zu deinen Füßen hinsinken, unsere ungestümen Gemüthsbewegungen befriedigt und unsere zerstreuten Begierden und Gedanken in ein stilles Nun und Augenblick gesammelt und uns so ganz mit allem, was wir sind, dein eigenthümliches Opfer werden, so werden wir dich ja in kindlich gelassenem Sinn und mit vereinfältigten Taubenaugen anschauen können, du Einfaltswesen! Ach, nur einen Blick in dem innersten Wesen unserer Seele, so werden wir dieses alles in dem einen finden. Du unser Gott wohnest in der Ewigkeit, so laß denn auch uns der Zeit und Ort entfallen, damit wir dich mögen schauen und unser so lang umgetriebener, bald verschmachteter Geist wiederum in seinem ursprünglichen Vaterlande und in deinen Vaterarmen ausruhen möge."

Ungefähr fünf Jahre lang, von 1719 bis 1724, hatte dieser Zustand der Dunkelheit, Anfechtung und Sehnsucht gedauert, als die Gnadensonne ihm wieder hell aufgieng. In der seligen Freude über die neu geschenkte Heilsgewißheit dichtete

Digitized by Google

er das köstliche Lied: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherprieſter du," und ſetzte am Gründonnerſtage eine mit ſeinem Blute geſchriebene Verſchreibung an ſeinen Heiland auf, die alſo lautete: „Meinem JEſus! Ich verſchreibe mich dir, meinem einigen Heiland und Bräutigam Chriſto JEſu zu deinem völligen und ewigen Eigenthum. Ich entſage von Herzen allem Recht und Macht, ſo mir der Satan über mich ſelbſt mit Unrecht möchte gegeben haben von dieſem Abend an, als an welchem du, mein Blutbräutigam, mein Gott, durch deinen Todeskampf, Ringen und Blutſchwitzen im Garten Gethſemane mich dir zum Eigenthum und Braut erkaufet, die Pforten der Hölle zerſprengt und das liebevolle Herz deines Vaters mir geöffnet haſt. Von dieſem Abend an ſei dir mein Herz und ganze Liebe auf ewig zum ſchuldigen Dank ergeben und aufgeopfert! Von nun an bis in Ewigkeit nicht mein ſondern dein Wille geſchehe. Befehle, herrſche und regiere in mir. Ich gebe dir Vollmacht über mich und verſpreche mit deiner Hilfe und Beiſtand eher dieſes mein Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen zu laſſen, als mit Willen und Wiſſen in- oder auswendig dir untreu und ungehorſam zu werden. Siehe, da haſt du mich ganz, ſüßer Seelenfreund, in keuſcher, jungfräulicher Liebe dir ſtets anzuhangen. Dein Geiſt weiche nicht von mir und dein Todeskampf unterſtütze mich. Ja, Amen. Dein Geiſt verſiegle es, was in Einfalt geſchrieben. Dein unwürdiges Eigenthum. Gerhard Terſteegen."

Mit dieſer entſcheidenden Uebergabe an ſeinen Gott iſt Terſteegens Jugend- und Bekehrungszeit abgeſchloſſen und das Mannesalter in Chriſto eingetreten. Wie bei Paulus konnte es auch bei ihm mit Grund der Wahrheit heißen: „Chriſtus lebte in ihm; denn was er lebte im Fleiſch, das lebte er im Glauben des Sohnes Gottes. Unverwandt das Angeſicht gerichtet hinauf nach dem Jeruſalem, das droben iſt, hat er nicht viel beſehen das Kinderſpiel am Weg;" er wandelte auf Erden und lebte im Himmel. „Ich kann es nicht ausdrücken," heißt es in einem Briefe, „wie nichtig und geringſchätzig mir dieſes Leben und die Dinge dieſer Zeit je länger je mehr vorkommen, und dann kann ich mich manchmal als ein Kind darüber betrüben, daß die Menſchen und auch fromme Menſchen ſo viel mit Puppen ſpielen und ihre köſtliche Zeit nicht beſſer

Digitized by Google

anwenden. Es kann mich dann so jammern, daß so ein Gott, so ein innig, gegenwärtig und wesentlich sättigendes Gut ist, und daß er doch so wenig gesucht, erkannt, geliebt und verherrlicht wird." Wie Zinzendorf von sich bekennen konnte: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er nur Er," so drückte Tersteegen dasselbe Bekenntniß in seiner Weise aus: „Jedermann hat seine Lust und sein Zeitvertreiben, mir sei eines nur bewußt, HErr, in dir zu bleiben." „Ich kann mit Gewißheit sagen, daß Gott eine Seele so allgenugsam weiden kann, daß sie in einer Wüste, ohne Lebenslang einen Menschen zu sehen, wohnen und mit Gott allein vergnügt und zufrieden leben kann." In der ersten Zeit seiner Bekehrung zog er sich soviel als möglich von den Menschen in die Einsamkeit zurück, die er so sehr liebte, später aber hieß es: „Ich suchte vormals Ort und Zeit zum Beten und zur Einsamkeit. Nun bet ich stets in meinem Sinn, nun bin ich einsam, wo ich bin." „Wenn ich bei ihm saß," erzählt einer seiner intimsten Freunde, „so kam es mir oft vor, als ob er bei seinem Herzensfreunde im Kabinet gewesen wäre. Einstmals sagte er auf Befragen zu mir: Ja, ich sitze und rede mit dir, aber in meinem Innern ist so ein immerwährendes Beugen und Anbeten." Es hat sicherlich wenige Christen gegeben, die einen so beständigen Wandel vor dem Angesichte Gottes geführt haben als Tersteegen. Aus eigenster Erfahrung hat er das schöne Wort gesprochen: „Ein Christ muß sein wie ein Zirkel; der eine Fuß des Zirkels steht unbeweglich im Mittelpunkte fest zu eben derselbigen Zeit, wenn der andere Fuß im Kreise herumgeht. So muß ein Christ im Mittelpunkte, in der Gegenwart Gottes feststehen und mit dem andern Fuß, das ist mit den Kräften des Leibes, der Seele und des Geistes, beschäftigt sein." Die Gegenwart Gottes war ihm tief ins Herz geprägt, sein ganzer Wandel mit einer heiligen Liebesehrfurcht erfüllt und sein Herz immer voll Anbetung. „Wenn ich nur denke: Gott ist," sagte er einst, „so wird mein Inneres in die tiefste Ehrfurcht und Anbetung gesetzt." Er war wahrlich ein Freund Gottes, bezeugt ein Mann, der ihm nahe stand. „O welch eine Erhabenheit, Andacht und friedensvolle Stille habe ich zu meiner nicht geringen Erbauung und Stärkung oft an ihm erblickt. Wie oft bin ich bedrängt und gedrückt zu ihm gekommen, da sein bloßes Ansehen

Digitized by Google

mich schon wieder ermunterte. Meine Lasten fielen mir dergestalt weg, daß ich sie nicht einmal brauchte zu sagen und in einen innern und stillen Frieden hineingezogen ward." Man weiß nicht, was man an dem seltenen Manne mehr bewundern soll, die heilige Ehrfurcht oder die kindliche Einfalt, mit der er mit Gott verkehrte, die Innigkeit und Tiefe oder die Ausdauer und den Umfang seines Gebets! „O könnten die Wände seiner Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer reden," heißt es in der Leichenrede, „was würden sie uns sagen von seinen vor Gott errungenen Siegen, seinem verborgenen, heiligen Umgange mit der allgegenwärtigen Gottheit, seinen Seufzern, Gebeten, Flehen, für seine Freunde, für seine Feinde, die besonders seiner Fürbitte genossen, für das Land und den Ort seiner Wohnung, für unsern König, für alle Knechte Gottes, für alle bekümmerten ihm besonders bekannten Seelen, für Kirchen und Schulen! Was würden uns die heiligen Engel, wenn sie mit uns redeten, als Zuhörer und Zuschauer seiner Gebete erzählen?" „Die Gabe seines Gebets habe ich kräftig und voller Salbung an mir erfahren," berichtet der obige Freund, „er hatte ein betendes Herz und auch eine betende Gestalt. Wenn ich nach zwei- oder dreitägigem Besuch Abschied nahm, so sangen wir ein Liedchen, und nach diesem betete er mit solcher Andacht und Salbung, daß ich oft gleichsam über mich selbst erhoben wurde und dadurch einen solchen Liebeseindruck von Gott empfieng, der meinem Innern lange wohlthat. Alle seine Liebeskräfte zog er von allem Geschaffenen ab, um im Grunde seiner Seelen mit dem Liebesgott und Heiland eine desto innigere Gemeinschaft zu pflegen." Sein Leben war ein Gebet ohne Unterlaß.

Seine Theologie bestand in den kurzen Worten: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber." Aber dieser in Christo versöhnte Gott und Erbarmer, das betonte er mit allem Nachdruck, ist uns unaussprechlich nahe, klopft an die Thür unserer Herzen und bittet, daß wir von der Sünde umkehren und uns auch mit ihm selber versöhnen lassen. Den Wandel vor Gott und in seiner Gegenwart erklärt Tersteegen für das Hauptstück und edle Kleinod des ganzen Christenthums. Dieser Gedanke durchdringt bei ihm alles. Wie zart und eindringlich er ihn auszudrücken wußte, davon giebt sein herrliches Lied: „Gott ist gegenwärtig", herrliches Zeugniß. Als er

Digitized by Google

einst eine Ansprache mit dem ersten Verse dieses Liedes begann, fuhr er fort: „Wenn ich auch in dieser Stunde uns allen weiter nichts sagte als diese wichtigen, eben ausgesprochenen Worte, so würde ich doch schon alles gesagt haben, was wir einander zu sagen haben. O die große, wichtige, herzrührende und göttliche Wahrheit nicht allein der allgemeinen sondern auch und vornehmlich der besondern und innigen Gegenwart Gottes in Christo muß unser Ganzes sein im Leben und Sterben.“ „Gott allein ist die Quelle des Lebens, und es ist kein anderer Weg diesen Gott zu finden und zu genießen als der durch Christi Tod eröffnete und eingeweihte schmale Weg des innern Betens, Sterbens und geheimen Lebens mit Christo in Gott,“ das wollte er noch in seinem Sterbestündlein allen Kreaturen zurufen. Wegen dieser nachdrücklichen Betonung des innerlichen Lebens der Seele mit Gott, das Tersteegen für das wesentliche, wahrhaftige Kraftchristenthum erklärte, hat man ihn unter die Mystiker gerechnet. Nun, ich denke, solche Mystiker sind das Salz der Kirche, und wenn man unter mystischer Theologie mit Tersteegen „das inwendige Leben oder die Herzensgottseligkeit“ versteht, so ist sie die Seele des Christenthums, das echteste Erkennungszeichen jedes Kindes Gottes. Hören wir über diesen wichtigen Punkt nur einige der schönen Zeugnisse Tersteegens: „Es geht immer ins Verlieren und wieder ins Verlieren, bis man so arm ist, daß man nichts mehr zu verlieren hat. Nun nur fort, in Gottes Namen! Er herrsche, er lebe nur. Man muß doch endlich nur so unschuldig zusehen, als ein Kind in der Wiege so innerlich zustimmen, tief anbeten und herzlich sagen: der HErr ist sehr gut und liebenswürdig.“ „Alles, was in mir ist, neiget sich zur Abgeschiedenheit, Stille, Bildlosigkeit und Einigkeit mit Gott. O das heißt Leben, so leben zu können! Da deucht mich, ist mein Plätzchen, meine Speise das Ziel meiner Berufung, um von allem ausgeleert und abgeschieden einsam mit Gott im Geist leben zu können, alles was den Menschen ist, ruhen und schweigen zu lassen und Gott und dem Göttlichen Raum zu geben.“ „Gott ist vollkommen Alles, das Geschöpf ein armes Nichts, und das ist das Beste und Ruhigste, mich selbst, so gut ich kann, zu vergessen und so einfältig auf Gottes Gnade hinzuleben.“ „O, wenn ich nicht mehr sein möchte,“ heißt es am Schlusse eines

Digitized by Google

Gebetes, in welchem Tersteegen neben der eignen Nichtigkeit die Wesenhaftigkeit der göttlichen Majestät mit ergreifender Gewalt ausspricht, „und ich in mir selbst weder Leben noch Verstand, noch Willen, noch Gedanken, noch einige Bewegungen mehr haben möchte, und du, mein Gott, mein JEsu, Alles in mir sein und wirken möchtest. Laß, o HErr, auf ewig in mir schweigen und still stehen, was du nicht selbst in mir redest und wirkst, verurtheile und zernichte mir alles, was du nicht selbst bist, und was nicht das deine ist. Laß das Ich nicht mehr sein, und sei du nur allein Alles in allem und führe mich dergestalt ganz aus mir selbst und aus alle dem Meinen heraus, in dich, o mein Gott, mein Ursprung und mein Ende. Sodann bin ich nicht mehr im Nichtwesen und Schein sondern im Wesen und erlöst von allem Uebel zur ewigen Verherrlichung deines Namens." Dieses verborgene Leben in Gott goß einen Morgenglanz der Ewigkeit über das ganze Wesen Tersteegens aus und machte ihn zu einer geweihten, ehrfurchtgebietenden Erscheinung, welche den Kindern Gottes wie den Kindern der Welt den Beweis lieferte, daß das Christenthum Friede und Freude im heiligen Geist sei. „Wenn ich das Haus dieses Mannes vorbeipassiere," äußerte ein nicht gerade christlich gesinnter Mühlheimer Wirth, „so überfällt mich jedes Mal eine heilige Ehrfurcht, und das Andenken an ihn macht mir öfters einen tieferen Eindruck als manche Predigt."

„Wer an mich glaubet, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen", diese Verheißung Christi ist an Tersteegen reichlich in Erfüllung gegangen. Jung-Stilling wagt die Behauptung, seit der Apostel Zeiten habe niemand mehr lebendige Christen gezeugt als er. So sehr Tersteegen das Stillleben der Einsamkeit liebte, so hat er es doch geopfert, als er erkannte, der HErr wolle ihn im Dienste seines Reiches gebrauchen. Der Freund Gottes war auch ein Freund der Menschen, nichts von dem, was Gott ihm mittheilte, wollte er für sich behalten, und seine Dienstfertigkeit kannte keine Grenzen. Wie die Erkenntniß in ihm Leben geworden war: „Gott ist die Liebe", so hätte er diese beseligende Wahrheit gern allen Kreaturen zugerufen, und sein ganzes Leben war ein Versuch, selbst auch Liebe zu werden. Vom Morgen bis zum Abend war seine Beschäftigung Gott und dem Nächsten zu dienen.

Digitized by Google

Diesen Dienst übte Tersteegen auf eine mannigfache Weise. Er war thätig als Liederdichter, Schriftsteller, Prediger und Seelsorger.

Frühe schon dichtete er geistliche Lieder, weil er innerlich dazu getrieben ward und einen hohen Genuß darin fand. Er dachte anfangs keineswegs daran, seine „Reime" — wie er in Demuth diese Perlen geistlicher Dichtkunst nannte — gemein zu machen; er veröffentlichte sie erst auf den Rath einiger Freunde, die ihren Gefallen daran bezeugten und sie auch andern erbaulich zu sein achteten. Tersteegens Lieder athmen alle eine tiefe, zarte Gottesliebe, dringen auf das Absterben vom eigenen Selbst, auf Abgeschiedenheit von der Welt, auf kindliche, willenlose Hingabe an Gott und Vereinigung der Seele mit ihm, und das alles mit solcher Wärme und Innigkeit, daß sie dem empfänglichen Herzen förmlich Gewalt anthun. Freilich Speise für jedermann sind sie nicht sondern nur für solche „Gemüther, die durch Abtödtung ihres Fleisches, ihrer Sinne, Affekte, Begierden sehr innig, geistlich und stille gemacht wie auch durch Verleugnung der mannigfaltigen Ueberlegungen und Wirksamkeiten der Vernunft sehr vereinfältigt und kindlich geworden sind". Das bekannteste und vollendetste seiner Lieder ist der ebenso majestätisch-erhabene wie innig-zarte Hymnus: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten". Sonst seien nur noch erwähnt: „Kommt, Kinder, laßt uns gehen", „Mein Erlöser, schaue doch", „Das Kreuz ist dennoch gut", „Zum Ernst, zum Ernst, ruft Christi Geist inwendig", „Nur Gott allein, o goldnes Wort" u. s. w. Gesammelt sind Tersteegens geistliche Dichtungen in seinem „Geistlichen Blumengärtlein", welches in seinem dritten Theile hundertundelf größere Lieder enthält und bis jetzt vierzehn Auflagen erlebt hat. Den Beschluß macht folgende Ermahnung: „Bei diesen Blümelein, mein Leser, bleib nicht stehn, Durch diese Gaben Du zum Geber selbst mußt gehn." Außer seinem geistlichen Blumengärtlein gab Tersteegen noch eine „Frommen-Lotterie" heraus, die dreihundertfünfundsechszig vierzeilige Reimsprüche, eine Art täglicher Loosungen in Versen, enthält und die sinnvolle Ueberschrift trägt: „Das ist der Frommen Lotterie, wobei man kann verlieren nie, Das Nichts darin ist schon so groß, als wenn Dir fiel das beste Loos."

Digitized by Google

Auch als geistlicher Schriftsteller war Tersteegen sehr thätig. Zuerst lieferte er nur Uebersetzungen fremdländischer Erbauungsbücher, zum Beispiel der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, theilweise mit köstlichen Vorreden begleitet. Dann gab er „Lebensbeschreibungen heiliger Seelen" heraus, in denen er besonders das innere Leben frommer Christen aus der katholischen Kirche darstellte. Dieses drei Bände umfassende Werk hat er „dem HErrn JEsu Christo, dem König der Heiligen" gewidmet. Aber auch eigene Schriften hat er viele verfaßt, die jedoch meist erst nach seinem Tode herausgegeben sind. Besonders wichtig ist seine unabsichtliche gelegentliche Schriftstellerei in seinen vielen Briefen, die gleichfalls nach seinem Tode unter dem Titel: „Geistliche und erbauliche Briefe über das inwendige Leben und wahre Wesen des Christenthums" erschienen sind. Diese Briefe sind eine wahre Apotheke für geistliche Patienten und eine Vorrathskammer geistlicher Schätze, viel lesenswerther als hundert bekannte Briefsammlungen. Dem Tode nahe äußerte Tersteegen über seine gesammte Schriftstellerei: „Ich bin ganz beruhigt in Gott über meine Schriften, so ich Euch hinterlasse. Ich fühle darüber gar keine Sorge noch Bestrafung, als ob etwas verdächtiges oder irriges darin enthalten wäre. Ich habe alles, was ich geschrieben, als wichtige Wahrheiten an mir selbst erfahren und kann daher der Ewigkeit getrost entgegen gehn."

Aber ein solcher Haushalter über Gottes Geheimnisse war von dem HErrn auch zum Prediger berufen. Mit welcher Beweisung des Geistes und der Kraft hat dieser Laienprediger geredet! Es ist schon erwähnt, daß in Mühlheim damals erbauliche Privatversammlungen der Erweckten stattfanden. In ihnen als Redner aufzutreten wurde Tersteegen durch den frommen Kandidaten Hofmann veranlaßt. Anfangs wollte sich der stille, demüthige Mann durchaus nicht dazu verstehen, aber als er sich überzeugte, daß der HErr ihn riefe, opferte er sein liebes Stillleben, überwand seine natürliche Schüchternheit und begann seit 1727 öffentlich zu reden. „Ich muß mich so hingeben," schreibt er, „obgleich ich nicht weiß, was die Menschen bei einem so armen Kinde suchen. Ich thue so, wie ich für die Zeit kann, und bitte Gott um Vergebung, wenn ich andern zum Schaden sein möchte. Eins weiß ich, daß ich mich meiner

Digitized by Google

Neigung nach lieber ganz entziehen wollte, wenn ich Freiheit dazu in mir fände." Wie einfältig und herzandringend redete in diesen Versammlungen der liebe Mann, und wie gering hielt er von seinen Ansprachen, obgleich sie einen ganz außerordentlichen Erfolg hatten! „Viele Unbekehrte," berichtet die älteste Lebensbeschreibung, „die ihn nur ein Mal hörten, wurden von der durchdringenden Kraft seiner Rede so gerührt, daß sie zu einer gründlichen und dauerhaften Bekehrung gelangten. Viele Erweckte wurden durch seine süßen Reden so eingenommen, daß sie in allerlei Versuchungen, Proben, Anfechtungen mit dem größten Zutrauen sich bei ihm Raths erholten" und so weiter. Er selbst aber schreibt einem Freunde, der gleichfalls Versammlungen hielt: „Wir sind nur wie die Orgelpfeifen, die den Ton geben, da sitzt aber hier und da ein einfältiges, inniges Herz, das giebt mit seinem geheimen Gebete den Wind des Geistes, Kraft und Segen darein." Im Jahre 1740 wurden leider die so gesegneten Versammlungen gesetzlich untersagt. Tersteegen gehorchte dem obrigkeitlichen Gebot zehn Jahre lang. Da trat aber 1750 in der Umgegend von Duisburg ein holländischer Student der Theologie, Chevalier, auf, hielt Versammlungen und rief eine große Bewegung hervor. Der feurige junge Mann kam auch nach Mühlheim, und da sich Tersteegen überzeugt hatte, daß das Werk aus dem HErrn war, so nahm auch er sich der Sache an und trat neben ihm in den Versammlungen auf. Wohl an drei- bis vierhundert Menschen kamen zusammen, und weil das Haus bis an die Thüre voll war, so nahmen sie Leitern, um in die Fenster zu steigen und von da aus zuzuhören, was natürlich viel Aufsehen erregte und in der ganzen Stadt ein großes Gerede verursachte. Die Prediger Mühlheims nahmen Partei gegen Chevalier, griffen auch Tersteegen aufs heftigste an und ersuchten die Regierung, die Versammlungen zu verbieten. Da schrieb aber Tersteegen einen ernsten Brief an den Richter, wie er es auf seinem Sterbebette verantworten wolle, Erbauungsstunden zu verbieten, da er doch Saufgelage u. s. w. erlaube, und — das schon ausgefertigte Verbot wurde zurückgezogen. Auch an seinen Hauptgegner unter den Pastoren richtete Tersteegen ein ebenso demüthiges wie entschiedenes Schreiben, in welchem er sich erbot, unter seinem Vorsitz neben Chevalier zu reden, doch scheint hier der

Digitized by Google

Erfolg weniger günstig gewesen zu sein. „Das Lästern widrig gesinnter Prediger," sagt er später, „macht keine Wunden, man beantwortet es mit Stillschweigen und sieht sich nicht darnach um." Die Versammlungen, zahlreich besucht, hatten ihren Fortgang, auch nachdem Chevalier in sein Vaterland zurückgekehrt war, etwa bis 1756, wo der schwächliche Tersteegen größere Räume nicht mehr mit seiner Stimme ausfüllen konnte. 1752 gab er auf das Dringen seiner Freunde zum ersten Male eine seiner Reden „über die Kraft der Liebe Christi" (2 Corinther 5, 14) in den Druck. Dieselbe erregte großes Aufsehen, erlebte in kurzer Zeit sechs Auflagen und machte das Verlangen nach mehr solcher Speise so rege, daß sich von da ab eine Anzahl Schreiber einfanden, um seine Reden und Gebete nachzuschreiben. Erst nach seinem Tode wurde eine Anzahl von ihnen veröffentlicht unter dem Titel: „Geistliche Brosamen von des HErrn Tisch gefallen, von guten Freunden aufgelesen und hungrigen Herzen mitgetheilt". Diese Brosamen sind ein köstlicher Nachlaß Tersteegens, biblische, textgemäße, körnige, eindringliche, innige Reden, deren Lektüre auch dem heutigen Geschlechte angelegentlichst empfohlen werden darf. So wenig sich Tersteegen in seinen Gesprächen auf Disputationen einließ, ebenso wenig findet man in seinen Reden sogenannte Beweise für die göttliche Wahrheit. Ein Apologet neuesten Schlages ist Tersteegen nicht, aber ein Zeuge Christi und das ein gewaltiger. „Nachdem so viele Leute in Amerika gewesen sind, bedarf man keine Bücher mehr zum Beweis, daß eine solche neue Welt da sei," äußerte er einmal sehr treffend. Auch von gelehrter Wortkramerei ist der belesene und kenntnißreiche Mann kein Freund. Immer gleich in die Sache hinein ist seine Methode. „Man betrachte nur den unnöthigen Umschweif und die erstaunliche Zurüstung, ehe sie zur Sache kommen," sagt er einmal von den Gelehrten. Wenn man so eine einfachtiefe Tersteegensche Rede gegen ein Kunstprodukt manches gepriesenen theologischen Kanzelredners hält — der gelehrten Auslegungen ganz zu geschweigen — wie versteht man dann die feine Kritik des Wandsbecker Boten: „sie kräuseln nur am Abendgewölk, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe". Auch von Grübeleien über Gottes Geheimnisse wollte Tersteegen nichts wissen. Er hielt sich in aller Einfalt an die Hauptsache:

Digitized by Google

sterben und auferstehen mit Christo und wandeln in der Gegenwart Gottes. Als ihm einst jemand allerlei Skrupel klagte, schrieb er ihm: „Lasset uns antworten, was jener Bursche in der Katechisation seinem Prediger zur Antwort gab, als selbiger fragte: Wie machst Du es, wenn Du in der Bibel etwas findest, was Du nicht verstehst? Ich denke, sagte der Junge, in solchem Fall, daß Gott weiser ist als ich, und der wird es schon verstehen."

Aber nicht in Mühlheim allein wirkte Tersteegen durch sein gesprochenes Wort. Er war auch ein Reiseprediger, aber einer nach seiner Art, auf stille, ungesuchte Weise. In Holland hatte er einen lieben Freund, einen reichen, vornehmen Mann, Namens Pauw, der sein einflußreiches Amt niedergelegt hatte, um ein stilles, gottseliges Leben zu führen, und der sich beklagte, daß er sich mit der Last so vielen Geldes herumschlagen müßte. Zu dem reiste Tersteegen alljährlich auf mehrere Wochen, um sich von der aufreibenden Arbeit daheim ein wenig in die Stille zurückzuziehen. Aber der HErr gab ihm dort neue Arbeit, die Stillen im Lande kamen herbei, um sich von ihm stärken zu lassen in ihrem gemeinsamen Glauben. Der Freundeskreis erweiterte sich mit jedem Jahre, und so wurde Tersteegen veranlaßt Rundreisen durch Holland zu machen, auf denen er viel Samen des ewigen Lebens ausstreuen durfte. Auf ebenso ungesuchte Weise weckte er viel geistliches Leben im Bergischen, besonders im Wupperthale. Ein Freund, Evertsen, hatte ihn zu wiederholten Besuchen in Barmen veranlaßt. Hören wir ihn selbst über seine erste Reise dahin berichten: „Ich wollte sie zwar inkognito thun, doch das war unmöglich, weil nicht allein von dem Orte, wo ich war, verschiedene Menschen erweckt und tief gerührt wurden, so daß ich unter den überflüssigen Thränen anfangender Gemüther kaum mannbar bleiben und von ihnen abkommen konnte, sondern ich mußte auch elf Tage im Bergischen herumreisen, und war vom Morgen bis in den Abend von Menschen umringt." Oft hielt Tersteegen auch Versammlungen in einem Hause, das auf dem Wege von Mühlheim nach Elberfeld liegt und „auf der Otterbek" oder „die Pilgerhütte" heißt. Hier wohnten einige seiner Freunde, die ihr Kaufmannsgeschäft niedergelegt hatten, in stiller Zurückgezogenheit und brüderlicher Gemeinschaft, für welche ihnen

Digitized by Google

Tersteegen eine Reihe überaus köstlicher, allgemein beherzigenswerther Hausregeln gegeben hatte, deren Mittheilung unterlassen zu müssen dem Schreiber besonders schwer wird. Dieses Haus benutzte er gern als Nachtquartier und hatte dann immer eine Schaar heilsbegieriger Seelen um sich versammelt. Auch Krefeld, wo er das einzige Mal in seinem Leben eine Kanzel bestiegen, wurde wiederholt von ihm besucht. In der Umgegend von Mühlheim setzte er seine Reisen bis in sein hohes Alter fort, und niemals kehrte er heim, ohne etwas geistlicher Gabe mitgetheilt zu haben.

Viel zahlreicher aber als die Besuche, welche Tersteegen machte, waren die, welche er empfieng. Von nah und fern, selbst aus außerdeutschen Ländern, kamen Leute allerlei Standes zu dem Mühlheimer Gottesmanne, um sich Rath, Trost und Stärke bei ihm zu holen. Vor keinem Hause in Mühlheim hielten so viele glänzende Wagen als vor dem seinigen. Oft war der Zulauf so groß, daß man lange warten und mehrere Male wiederkommen mußte, um ihn nur ein Viertelstündchen sprechen zu können. Diese fortwährenden Besuche griffen ihn außerordentlich an, aber niemals konnten sie ihn verstimmen, und im Dienste Gottes und des Nächsten kannte er auch keine Schonung. Als einst eine Freundin zu ihm kam und sein Gesicht mit einem matten Schweiße bedeckt fand, sagte er zu ihr: „Ich bin so schwach, habe viele Besuche uud viele Briefe zu schreiben, und noch sechs Briefe liegen unerbrochen da.“ Da wollte die Freundin aus Mitleid weggehen, aber er hielt sie zurück mit den Worten: „Nein, bleibe Du hier, Tersteegen darf nicht geschont werden, der muß keine Ruhe haben.“ Und da er sah, daß sie traurig ward, stand er auf, gieng in der Stube auf und ab, sang mit fröhlicher Stimme einen Vers und ließ sich dann auf die Angelegenheiten der Freundin ein. Neben den Diensten eines Seelenarztes versah Tersteegen aber auch die eines Leibesarztes. Er verfertigte einfache Arzneimittel, die er Freunden und Armen umsonst mittheilte. Aber bei dem großen Vertrauen, das er genoß als „der Armen und Verlassenen Leibarzt“ und bei den vielen günstigen Erfolgen seiner nicht unbedeutenden Praxis blieb er ebenso demüthig wie nüchtern. Oft verwies er seine Patienten an den Arzt, und gründlich haßte er die Geheimnißkrämerei der Quacksalber.

Digitized by Google

Auch rieth er tüchtige Leibesbewegung und ein ruhiges Gemüth in der völligen Ergebung an Gott mehr an als vieles Medizinieren. Sein Hauptgeschäft blieben aber immer die Seelenkuren, auf diese verstand er sich meisterlich. Wie ein Vater in Christo behandelte er seine geistlichen Kinder. Ein gedrücktes Herz gieng nicht leicht ohne Stärkung von ihm weg. Jedem wußte er zu geben, was er brauchte, und weil er so gar demüthig und voll Liebe war, so wurden die Leute ganz offenherzig gegen ihn und entdeckten ihm als ihrem Beichtvater ihr ganzes Herz. „Wer mit Seelen umgeht," pflegte er oft zu sagen, „muß sein wie die Kindermägde, welche die Kinder von hinten am Leitband halten, ihnen aber übrigens Raum lassen zu gehen, wohin sie wollen, wenn sie nur nicht in Koth oder Gefahr laufen." Und wie ernst nahm er es mit seinen Seelsorger-Sorgen! „O welchen Druck, Angst und Last machen mir die berufenen Seelen," bekennt er einmal, „welche untreu vor dem HErrn wandeln. Es giebt mir solche Noth, daß ich mich oft auf mein Angesicht vor Gott niederlegen muß." Sein Hausgenosse wußte von vielen Thränen zu reden, die er im Stillen geweint über Seelen, die ihm theuer waren. Und wie groß war seine Geduld und Tragsamkeit gegen die Schwachen, Strauchelnden und Gefallenen. Anstatt strenge zu sein war er mütterlich und ermahnte sie aufs liebevollste, ihre Sünden zu vergessen und auf pure Gnade wieder zu JEsu zu kommen. Aus vielen Beispielen nur eins, das uns ein Mann erzählen soll, der es an sich selbst erfahren hat. „Ich hatte schon einige Jahre im Umgange mit dem seligen Tersteegen durch seine süßen Gespräche und seinen erbaulichen Wandel viel Segen genossen. Aber nach einiger Zeit ward ich der Gnade Gottes ungehorsam, so daß meine Verdorbenheit und des Feindes List mich zu einem schweren Falle brachten. Weil ich nun den lieben Mann so sehr betrübt, so blieb ich aus Furcht und Schaam von ihm weg. Wie er dieß einige Zeit angesehen, ließ er mich rufen. Ich gieng zu ihm und dachte nicht anders, als daß ich den herben Verweis von ihm bekommen würde, den ich verdient zu haben vollkommen überzeugt war. Allein sein Vaterherz kam mir mit der größten Freundlichkeit entgegen, er umarmte mich in zarter Liebe, wodurch mein Herz sehr gerührt, ja zerknirscht und in Liebe und Vertrauen zu Gott und zu dem

Digitized by Google

lieben Manne aufs neue erweckt wurde. Dabei gab er mir die nöthige Erinnerung, wie ich mich hinfür an die Gnade und den Gehorsam zu halten hätte."

Besonders zärtlich und liebevoll war Tersteegen mit seinen Freunden. Innige Gemeinschaft hatte er freilich nur mit wenigen auserlesenen Seelen nach seinem Grundsatze: „Freundschaft mit allen Guten, Gemeinschaft mit Wenigen." „Hat mir der HErr diese Liebe zu allen Berufenen aus Gnaden ins Herz gegeben, so fühle ich dieselbe noch unvergleichlich inniger und kräftiger zu den wenigen auserwählten Seelen, die sich ganz dem HErrn JEsu und seinem Dienst und Wahrheit gewidmet haben. An diesen Heiligen und Herrlichen auf Erden hat meine Seele allen ihren Gefallen." Bei dieser innigen Liebe zu den Brüdern blieb er sich aber deß stets bewußt, daß auch „die besten Freunde den Umgang mit Gott hindern können" und daß „eine Perle schmutzig wird, die viel durch die Hände geht", daher war es seine Loosung: „Gern bei den Kindern, aber am liebsten bei dem Vater." Welcher Kirche oder „Sinn-Religion" seine Freunde angehörten, darauf kam es Tersteegen wenig an, er wollte „ein unparteiischer, ein allgemeiner Christ" — aber nicht nach der neuesten Mode — sein. Für ihn gab es eigentlich nur zwei Parteien: Kinder der Welt und Kinder Gottes, und die letzteren achtete er für seine Brüder, mochten sie auch römisch-katholisch oder Sektierer heißen. „Mein Sinn und meine Religion," erklärte er „ist diese, daß ich als ein durch Christi Blut mit Gott Versöhnter mich im täglichen Leiden, Sterben und Beten durch den Geist JEsu herausführen lasse aus mir selbst und allem Geschaffenen, um Gott ganz allein zu leben in Christo JEsu, und diesem meinem Gotte durch Glauben und Liebe anhangend hoffe ich mit demselben ein Geist zu werden und aus seiner puren Erbarmung in Christo das ewige Leben zu erlangen. Mit allen, die unter allerlei Volk also gesinnt sind, habe ich eine Religion und liebe sie als Kinder Gottes ebenso herzlich als die, welche in meiner Erbreligion — in der reformierten Kirche — also gesinnt sein mögen. Im übrigen kann ich mich schon darein finden, daß in den Nebensachen ein jeder einen solchen Weg einschlage, den er am füglichsten und förderlichsten erachtet zum Heil zu gelangen, ja ich kann auch einen jeden darinnen lieben,

Digitized by Google

wenn er nur ohne Heuchelei und Sektiererei zu Werke geht.“ Als ihn einst jemand fragte, aus welcher Religion die Seelen wären, die zu ihm kämen, antwortete er: „Ich frage nicht von wannen sie kommen, sondern wohin sie wollen.“ Diese mit der rechten Engherzigkeit verbundene Weitherzigkeit ist die Quelle aller echten Duldung.

Dieß führt uns nun auf die Stellung, welche Tersteegen zur Kirche seiner Zeit einnahm. Man kann weder sagen, daß er ihr feindselig gegenüber, noch daß er ganz in ihr gestanden habe. Mit den sektiererischen Babelstürmern hat er durchaus nicht gemeinschaftliche Sache gemacht. „Ich bin kein Stürmer des äußeren Babels,“ sagt er, „sondern suche nur durch Gottes Gnade, wie das Babel in mir und andern Herzen zerstört und Gottes Reich aufgerichtet werde.“ Viel Eifer wider die todte Kirche erklärt er für „eignes Naturfeuer“, und „den Koth der Separatisten“ hält er für unfähig das verfallene äußere Zion zu reinigen. Dem bekannten Separatisten Dippel giebt er den priesterlichen Rath, „sein Schwert in die Scheide zu stecken und lieber die Rauchpfanne in die Hand zu nehmen.“ Tersteegen war viel zu nüchtern und zu demüthig, um ein Sektenhaupt werden zu wollen. „Es wäre ihm leicht gewesen ein Papst zu werden“, er aber verbot seinen Anhängern ihn „Vater“ oder „Seelenführer“ zu nennen und erklärte: „Wenn ich ein Heiliger wäre, so könnte ich Euch keinen bessern Dienst thun als Euch von mir und allen Kreaturen ab zu dem zu weisen, der das Leben in sich selber hat.“ „Ich bedaure es gar sehr,“ sagt er ein ander Mal, „daß in der Christenheit schon so viele Spaltungen sind, aber unvergleichlich mehr, wenn man noch neue macht.“ Allein den Werth der Kirche, des öffentlichen Gottesdienstes und der Sakramente hat Tersteegen lange nicht gebührend anerkannt. Er selbst ist in Mühlheim nie zum heiligen Abendmahl und erst in seinem Alter dann und wann zur Kirche gegangen. Sein Gewissen erregte ihm die ernstesten Bedenken mit offenbaren Ungläubigen und Weltkindern zum Tische des HErrn zu gehen, dazu war er der Meinung: „Wenn zwei oder drei, die nach dem HErrn eins sind, einmal zusammen essen mit gutem Herzen und in guter Absicht, um sich an die Liebe JEsu zu erinnern und sich aufzuwecken, ihn und einander zu lieben, sollte das nicht auch

Digitized by Google

Abendmahl sein?“ Das ist freilich eine sehr dürftige und unbiblische Anschauung vom heiligen Abendmahle, und sie läßt sich nicht entschuldigen mit dem beständigen inwendigen Verkehre, in welchem Tersteegen mit seinem Heilande lebte, es bleibt eine bedenkliche Unterschätzung des Sakraments. Auch das völlige Wegbleiben aus dem öffentlichen Gottesdienste kann weder mit der reichen Privaterbauung, die Tersteegen suchte, noch mit der dürftigen Predigt verknöcherter Geistlichen gerechtfertigt werden. Aufs allerentschiedenste hielt er aber fest an der Auktorität der heiligen Schrift. Er erklärte sie für das unfehlbare Wort Gottes und für das gewöhnlichste Mittel zur Erweckung, Bekehrung und Stärkung des Menschen, las und empfahl sie fleißig und wollte über solche Dinge nichts sagen, wo die Schrift schwieg. Sonst ist Tersteegen eigentlich in keinem wesentlichen Punkte von der Lehre seiner Kirche abgewichen. Man hat ihm wohl den Vorwurf gemacht, daß er den „Christus in uns“ gegen den „Christus für uns“, und die Heiligung gegen die Rechtfertigung zu sehr habe in den Vordergrund treten lassen. Allein Tersteegen wollte nur nicht scheiden, was Gott zusammengefügt hat, und es ist gewiß zu keiner Zeit überflüssig gewesen, neben den großen Heilsthaten Gottes die Nothwendigkeit der Heiligungsthaten des Menschen mit großem Ernst zu betonen. Doch Tersteegen mag seine Vertheidigung selbst führen, sie ist glänzend und in der heutigen Zeit besonders beherzigenswerth. In der vortrefflichen Vorrede zur „Nachfolge Christi“ heißt es: „Es ist ein recht listiger Fund der alten Schlange und ihres Werkzeugs, der verderbten Vernunft, daß, wenn ein Zeugniß sie etwas hart antastet, sie dann flugs mit dieser greulichen Beschuldigung sich wehret: Es hält nichts vom Verdienst Christi, ist nicht lauter in der Lehre von der Rechtfertigung u. s. w., womit sie einfältige Seelen abzuschrecken gedenkt, damit ihr Wahnglaube nicht verrathen und ihre falsche Ruhe nicht gestöret werde. JEsus Christus, der uns mit seinem theuren Blute von der Erden ihm zum Eigenthum erkaufet hat, der aber auch, indem er für uns gelitten, uns ein Vorbild gegeben, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen, der bewirke uns dergestalt durch seinen Geist, daß eben der Sinn auch in uns sein möge, der in ihm war, uns nämlich in gründlicher Absterbung auszuleeren von

Digitized by Google

aller Kreatur- und Weltliebe und so weiter, und wir ihm dergestalt als Gäste und Fremdlinge mit geschlossenen Augen nachfolgen und mit ihm stille fortwandeln mögen durch die Wüste dieser Welt bis in unser wahres und ewiges Vaterland."

Welchen Ernst Tersteegen selbst mit dieser Nachfolge machte, haben uns die bisherigen Mittheilungen schon genügend gezeigt. Nur einige Züge noch sollen das Bild vervollständigen. Um ganz Gotte und seinem Dienste zu leben und das Fleisch völlig zu ertödten blieb er ehelos. Er war kein unbedingter Gegner der Ehe, als ob der ledige Stand an sich selbst schon in den Augen Gottes wohlgefällig mache, aber er sah ihn doch für einen sichereren Weg zur Seligkeit und für eine höhere Stufe der Vollkommenheit an. Darum konnte er wohl seinen Freunden, die sich verheiratheten, von Herzen zu ihrem Vorhaben gratulieren, aber er that es nie ohne Bedenken und Warnung. Hat man nun auch Grund diese Anschauung über die Ehe für eine Einseitigkeit zu erklären, so war es doch jedenfalls eine edle Einseitigkeit, die sich um so leichter tragen läßt, da sie aus der lautersten Liebe zu Gott hervorgieng und reichlich aufgewogen wurde durch die Fülle derjenigen Tugenden, die St. Paulus als Früchte des heiligen Geistes bezeichnet. Nennen wir hier nur noch die Sanftmuth und Demuth Tersteegens. Nichts konnte ihn aus der stillen Fassung seines Gemüths bringen, seine Seele glich stets der ruhigen Meeresfläche, in welcher die Sonne ihr klares Angesicht spiegelt. Allen Anfeindungen, die er erfuhr, setzte er eine solche sanftmüthige Gelassenheit gegenüber, daß die Angreifer stets entwaffnet wurden. Als man ihm einst in Mühlheim auf der Straße einen Korb ohne Boden über den Kopf warf, um ihn dem Gelächter preiszugeben, bemerkte er einfach: „Das ist noch lange keine Dornenkrone." Auch den Tadel seiner Freunde ertrug er mit solcher demüthigen Gelassenheit, daß sich die Tadler immer beschämt fühlten und meist um Vergebung baten. Seine Feinde liebte er aufrichtig und betete viel für sie. „O du liebe Verachtung und Vergessung aller Kreaturen," ruft er einmal aus, „wie fein verbirgst du uns vor tausend Pfeilen, welche diejenigen treffen, so bloß stehen, und setzest uns in die selige Abgeschiedenheit und Einsamkeit mit Gott allein. Sollte ich dann die nicht von ganzem Herzen lieben, welche mir ein so großes Gut zu-

Digitized by Google

wege zu bringen behilflich sind? Lasset uns unsere Kreuziger lieben und für sie beten." Es mag wenig so ganz geistlich arme und aufrichtig demüthige Christen gegeben haben wie Tersteegen. „Wenn ich mit meiner Armuth, mit meinem Unvermögen und so weiter zufrieden sein kann," schreibt er, „dann ist es als ob ich daheim und in Ruhe bin, bleibe ich aber nicht auf dem Plätzchen meines Nichts, so werde ich in allem, was ich thue, wie verwirret, und alles ist mir finster und beschwerlich, bis daß ich wiederkehre." „Mich deucht, daß ich alle Tage dummer und unwissender werde, und darum bin ich verwundert, daß ich noch zu etwas tauge." „Ich bin nicht so fromm, als mich einige dafür halten, ich schweige aber, damit sie mich nicht noch dazu für demüthig schelten." „Ich bin viel elender und untüchtiger, als andere glauben können." Wenn er in Gesellschaft erweckter Seelen war, die mit der größten Verehrung an ihm als ihrem Vater und Berather in die Höhe sahen, so pflegte er zu sagen: „Kinder, wenn ich unter Euch sitze, so ist es mir so, als ob ich dessen nicht werth sei." „Ich wünsche von Herzen," sagt er ein ander Mal, „daß der Name Tersteegen von allen Menschen vergessen, hingegen der Name JEsus in aller Menschen Herzen tief eingeprägt wäre. Es demüthigt mich in Wahrheit, daß ihr euch an meiner schlechten Person so viel gelegen sein lasset."

Mit dieser Sanftmuth und Demuth war aber auch Muth und Freimuth gepaart. Auf dem Wege von Duisburg nach Mühlheim begegnete ihm einst während des siebenjährigen Krieges ein Trupp Soldaten, die ihn zuriefen: „Halt! in des Teufels Namen!" Tersteegen aber erwiderte ganz ruhig: „Der Teufel hat mir nichts zu befehlen" und ritt weiter. Auf einer Reise nach Holland mußte er einmal in einem Postboote mit einer Anzahl Herren gemeinschaftlich fahren, die viel unnütze Reden führten und zuletzt nach den Karten griffen. Tersteegen, der lange still wie mit geschlossenen Augen dagesessen, sagte jetzt, er hätte schöne Karten in der Tasche und zog, als man sie sehen wollte, ein Neues Testament heraus. In ihrem Unwillen schrieen da die Herren, das sei doch zum Tollwerden, Tersteegen aber bemerkte ganz ruhig, sie seien ja schon toll, und überzeugte sie durch ihre eigenen Worte, wie thöricht sie gehandelt, daß sie die edle Zeit mit so unnützen Dingen zu-

Digitized by Google

gebracht hätten und so weiter. Auch seine Freunde wissen von seinem Freimuth genug zu erzählen, denn er hielt nie mit der Wahrheit hinter dem Berge und verstand es meisterlich, ihnen über sich selbst die oft so blinden Augen zu öffnen. Handelte es sich um Selbst- und Weltverleugnung, da konnte er sehr entschieden auftreten. Den größten Beweis seines Freimuths liefern aber seine „Gedanken über die Werke des Philosophen von Sanssouci". Dieser Philosoph war bekanntlich Friedrich der Große. Seine philosophischen Schriften, die die christliche Religion mehr als unbillig behandelten, waren Tersteegen geliehen worden unter der Bedingung, seine Gedanken über ihren bedenklichen Inhalt zu äußern. Er that das in einem sehr ausführlichen Briefe, welcher ebenso rücksichtsvoll wie kühn, ebenso scharf wie geistvoll die völlige Unhaltbarkeit und Verderblichkeit der Ansichten des Königs aufdeckte. Leider gestattet der Raum nur das Schlußwort des höchst interessanten Werkchens anzuführen: „O, ihr Herren Philosophen von Sanssouci (ohne Sorge) werdet doch erst Philosophen de grand Souci (von großer Sorge) oder ihr betrügt euch jämmerlich. Der großmüthige Verfasser ist ein Feind der Schmeichelei, ein Liebhaber der Aufrichtigkeit. Er denkt frei und erlaubt auch andern eine gleiche Freiheit. Falls derselbe es auch hören möchte, was ich einem Freunde ins Ohr sage, so bin ich doch ruhig dabei, daß er meine Gedanken nicht ungnädig aufnehmen würde. Meine wahre Hochachtung vor dessen verehrungswürdiger Person und unvergleichlichen Eigenschaften haben mich unterm Lesen hundert Mal seufzen gemacht: Welch ein Werkzeug könnte dieser große Mann in der Hand des großen Gottes sein, wenn sein vorzüglicher Verstand vom höheren Lichte bestrahlt die höchst schädlichen Vorurtheile wider die Religion ablegen und sein edles Herz dem König aller Könige, dem Herrn aller Herren, seine gebührende Ehre geben möchte." Der Freund, an welchen dieser Brief gerichtet war, wahrscheinlich der Ober-Consistorialrath Hecker, stellte denselben wirklich dem Könige zu und dieser soll, nachdem er ihn gelesen, ausgerufen haben: „Können das die Stillen im Lande?" Auch soll Friedrich bei einem Aufenthalt in Wesel Tersteegen zu sich eingeladen haben, was der damals schon sehr alte und gebrechliche Mann aber ablehnte, weil es kein Befehl sei.

Digitized by Google

Wie im Reden und Thun, so bezeugte sich Tersteegen endlich auch als einen echten Jünger JEsu im Leiden. Sein ganzes Leben lang hat er an großer körperlicher Gebrechlichkeit zu leiden und viel Schmerzen auszustehen gehabt. Sein Hauptübel war ein sehr heftiges Kopfweh, welches zu Zeiten so überhand nahm, daß Tersteegen meinte, es sei nicht möglich, daß ein Mensch solche Schwäche an Haupt und Gehirn ausstehen könnte, ohne verwirrt zu werden oder einen Schlagfluß zu bekommen. Dazu kamen Rheumatismus, Fieber, Brustschmerzen, Hautausschläge, so daß er oft mehr einem Todten als einem Lebenden glich. Aber mit einer Hiobs-Geduld übertreffenden Ergebung ertrug er diese fast ununterbrochenen Leiden. Nicht heldenmäßig sondern kindermäßig wollte er leiden. „Die Kinder," sagt er, „bekümmern sich weder um Sturm noch um schönes Wetter, sie bleiben nur in der Mutter Schooß. Und sollten sie durch einen harten Stoß eine augenblickliche Bestürzung spüren, so dient das nur dazu, daß sie die Mutter um soviel fester fassen." „Die Kinder haben eine kurze Philosophie: Alles gut, was der Vater thut, und sie bleiben dabei." Das Evangelium ohne Leiden gehört in den Himmel, meinte er, und wenn nun auf der Erde sein Weg durch viel Trübsal gieng, so konnte er Gott herzlich dafür danken. „Mich anlangend," schreibt er einer Freundin, „so beliebt es Gott, daß er mich Unwürdigen mit seinem unschätzbaren Kreuz auf mehr als eine Weise von vielen Jahren her belegt hat. Ich umfasse selbiges von ganzem Herzen durch seine Gnade, und lasse alle Ergötzlichkeiten im Sichtbaren davor liegen als unwerth, schädlich und nichtig." „Ich küsse meines Freundes Hand, die mir das Kreuz hat zugesandt, er will sein Werk vollenden." Als ihn einst ein Freund wegen seiner Schmerzen bedauerte, wehrte er es ihn mit den Worten: „Der alte Mensch hat gesündigt, deßwegen muß er leiden." Gott auch im Leiden zu loben hielt er für das schönste Opfer. „Daß die Engel Gott loben, ist das was Großes? Aber daß Hiob auf seinem Misthaufen saß und Gott lobte, das war was Großes und dieses Lob gefiel ihm besser als aller Engel Lob."

Der Gedanke ans Abscheiden war ihm längst eine süße Freude. Die Welt war ihm ja eine Fremde gewesen, daher sehnte er sich daheim zu sein bei dem HErrn. Schon in

Digitized by Google

seinem neununddreißigsten Jahre hatte er von sich gesagt: „Ich bin und bleibe ein Kandidat des Todes in mehr als einem Verstande, so lange ich nach Gottes Willen hier bin," und nun er trotz großer Leibesschwachheit über siebenzig Jahr alt geworden war, hatte er sich auf die Reise in den Himmel viel vollkommener gerüstet. Thätig blieb er bis zu seinen letzten Lebenstagen, sein Vertrauen aber setzte er allein auf die Gnade. „All unser Thun ist sehr schlecht, wenig und gebrechlich," lautet sein Bekenntniß, „wir wollens aber auch nicht in Rechnung bringen und es nicht so sehr als Pflicht sondern als Glück und Seligkeit ansehen." Im März 1769 wurde er an einer Art Wassersucht bedenklich krank. Seine Schmerzen waren sehr heftig, aber die Gelassenheit und stille Heiterkeit seines Gemüths verließ ihn nicht. Wie sein Leben so war auch sein Sterben erbaulich. Eine Menge Freunde waren gekommen um Abschied zu nehmen, und für alle hatte er Worte des Trostes und der Ermunterung. Sein Sterben war ein Sieg über den Tod. Eines seiner letzten Worte lautete: „O, du armer und unansehnlicher Lazarus! Doch schämen sich die heiligen Engel nicht dich anzupacken." Erwachte er in den letzten Tagen, wo er vom Schlaf fast beständig befallen war, so sagte er gewöhnlich: „O Gott, o JEsu, o süßer JEsu." Am 3. April 1769 rief ihn der HErr endlich zum wesenhaften Schauen von Angesicht zu Angesicht. Und nun, lieber Leser, laß dir zu Herzen gehen, was sein Freund in dem Eingangsgebete zu der Leichenrede über diesen großen und treuen Zeugen der Wahrheit, diesen „bis in den Tod beständigen und getreuen Freund Gottes" sagt: „Sein eingekehrtes, zu Dir, o Gott, gerichtetes Gemüth, sein sanfter, Dir ergebener Sinn, sein sanfter Geist, die Verleugnung seiner selbst und der Welt, sein zärtliches, mitleidiges Herz, sein gesammter gottseliger und heiliger Wandel müsse immerdar zur Verherrlichung Deines Namens bei uns im gesegneten Andenken bleiben, daß wir ihm nachfolgen zur seligen Ewigkeit."

Digitized by Google

John Wesley.

John Wesley ist der mittelste von drei Brüdern, die aus dem Pfarrhause zu Epworth in der Grafschaft Linkoln stammten und alle drei an Geist und Gaben ausgezeichnet waren. Er war 1703 geboren, sein älterer Bruder Samuel 1691, sein jüngerer Karl 1708. Dieser letztere ist neben ihm namentlich als Stifter der Methodistengesellschaft bekannt geworden.

Seine Erziehung erhielt der Knabe zunächst von seiner ausgezeichneten frommen Mutter, mit der er auch später, als er in das Kollegium der Christuskirche zu Oxford als Schüler aufgenommen war, in regem Briefverkehr blieb: er ließ sie beständig in seine innere Entwickelung hineinblicken. Neben einer seltenen Klarheit des Verstandes, einem außerordentlich treuen Gedächtniß, einer gewandten, feinen Form in Wort und Benehmen, einer eisernen Willenskraft, die seine Lehrer bedeutendes von ihm erwarten ließen, zeigte er von früh auf eine lebendige, religiöse Neigung. Doch waren seine frommen Vorstellungen damals noch sehr unklar, wie ihm auch seine Mutter schrieb: „In deinen Glaubensbegriffen bist du noch etwas irre.“ Sie blieben es noch, als er schon aus den Jahren des Lernens heraus war und selbst Lehrer sein sollte, nachdem er zum Diakonus ordiniert und als Lehrer am Kollegium angestellt war. Denn schon damals hatten in England Ansichten Platz gegriffen, die von den Lehren der Reformation weit entfernt waren. Man lehrte vielfach eine flache Moral als das höchste. Das stieß freilich Wesleys ernsten Sinn ab; er suchte seine Nahrung in frommen Schriften, die eine bloße äußerliche Tugendhaftigkeit verwarfen und auf Heiligung des ganzen Menschen, des Herzens drangen. Diese Schriften machten auf

Digitized by Google

ihn tiefen Eindruck, und er bemühte sich mit großem Eifer die Heiligung zu erlangen, ohne die niemand Gott schauen kann. Er wurde sehr streng gegen sich und gegen seine Zöglinge, nahm es nicht nur äußerst gewissenhaft in seinem Amte sondern bestrebte sich auch in seinem ganzen Wandel sich nicht der Welt gleichzustellen sondern die Weisungen Christi mit willigem Herzen zu befolgen. So that er sich besonders durch einen unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn hervor, ebenso wandte er allen Fleiß an, den Spott und die Verfolgung, die ihm seine seltene Frömmigkeit zuzog, mit Sanftmuth zu ertragen. Um sich noch mehr in dem Streben nach Heiligkeit anzuspornen, trat er 1729 mit mehreren gleichgesinnten Freunden zu einem Vereine zusammen, der sich durch fromme Uebungen, Seelsorge an den Kranken und Gefangenen auf dem Wege zum Himmelreich zu fördern suchte. Trotz dieses großen Eifers, und obwohl sein Vater von der hell leuchtenden Frömmigkeit seiner Söhne entzückt war, fand er doch keinen Frieden, wie er noch in einem Briefe an seine Mutter vom Jahre 1732 klagt.

Da trat eine Wendung in seinem Leben ein, zunächst in seinem äußeren. Sein Vater starb 1735; er sollte sein Nachfolger werden, aber er zog es vor, einem Rufe nach den soeben begründeten Kolonieen in Nordamerika Folge zu leisten, um dort als Missionar unter den Indianern zu wirken. Die Gefahren und Anstrengungen in diesem Berufe lockten ihn; sie schienen ihm ein verdienstvolles Opfer zu sein, das er dem HErrn bringen könnte. Das Schiff, das ihn hinüberführte, trug auch einige Herrnhuter Brüder. An ihrem furchtlosen Benehmen in der heißesten Gefahr erkannte er mit Beschämung, daß er den Glauben noch nicht habe, der dem Menschen den Frieden giebt; denn er fürchtete sich vor dem Tode in den Fluthen. Drüben lernte er den Prediger Spangenberg von der Brüdergemeinde kennen. Der fragte ihn: „Giebt der Geist Gottes deinem Geiste Zeugniß, daß du ein Kind Gottes bist?“ und weiter: „Kennst du JEsum Christum?“ Wesley wußte nicht, was er darauf antworten sollte; er erwiederte nur auf die zweite Frage: „Ich weiß, daß er der Welterlöser ist.“ „Weißt du aber auch, daß er dich erlöset hat?“ „Ich hoffe, daß er gestorben ist, um mich zu erlösen,“ war die Antwort. Diese Begegnung gab ihm wohl den rechten Fingerzeig, aber

Digitized by Google

noch suchte er seine eigene Gerechtigkeit vor Gott aufzurichten. Mit heldenmüthiger Aufopferung und Kraftanstrengung verrichtete er sein Amt, predigte des Sonntags fünf bis sechs Mal in verschiedenen Sprachen, schlief auf seinen Reisen des Nachts, oft auch des Winters, unter freiem Himmel. Aber glücklich war er dabei nicht. Er hatte den Stachel im Herzen.

Anfangs 1738 trieben ihn allerlei Verdrießlichkeiten, die ihm seine große Strenge im Amte, besonders seitens der Kolonisten, eintrug, wieder nach Europa. „Ich gieng nach Amerika, um die Indianer zu bekehren: aber ach! wer soll mich bekehren, wer mich befreien von dem bösen Herzen des Unglaubens. Ich habe eine schöne Sommerreligion," seufzte er. Er fühlte sich unaussprechlich elend. „Der Glaube, der mir Noth thut, ist ein sicheres, festes Vertrauen zu Gott, daß durch Christum mir die Sünden vergeben sind. Aber ist es mir möglich, solchen Glauben zu erlangen?" schreibt er. Da traf er fünf Tage nach seiner Ankunft in London, am 7. Februar 1738, mit Peter Böhler, einem Geistlichen der Brüderkirche, zusammen. Der wurde in Gottes Hand das Werkzeug, daß er zum Glauben kam. Böhler bewies ihm, daß in der That allein der Glaube oder das feste Vertrauen zu Gott in Christo das Mittel sei, durch welches der Mensch aus der Finsterniß zum Licht, aus Sünde und Furcht in einen Zustand der Heiligkeit und Glückseligkeit versetzt werde. „So wirkte Gott wohl in den ersten Jahrhunderten der Christenheit, aber wirkt er heute noch auf dieselbe Weise?" fragte Wesley. Am Sonntag den 22. Februar versicherten ihn einige Personen, daß Gott auch ihnen einen solchen alle Furcht ertödtenden, beseligenden Glauben geschenkt habe. Nun stand es ihm fest, einen solchen Glauben müsse er auch haben; er konnte nur noch seufzen: „HErr mein Gott, hilf meinem Unglauben." Denn noch immer spürte er den Frieden nicht. Wohl quälte ihn nicht mehr das unstillbare Verlangen, mit eigener Gerechtigkeit Gott zu genügen, er hatte es aufgegeben, auf dem Wege den Frieden zu suchen, aber zu der Gewißheit, begnadigt zu sein, konnte er auch nicht gelangen. Er befand sich auf dem Standpunkt des Zöllners, der mit zerknirschtem Geist an seine Brust schlug und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig." In einem Briefe an einen Freund beschreibt er seinen damaligen Gemüths-

Digitized by Google

zustand so: „Ich fühle, was du sagst, denn ich bin unter derselben Verdammung; ich fühle wohl, daß ich fleischlich bin, unter die Sünde verkauft; ich weiß, daß ich Gottes Zorn verdiene, denn ich bin von allen Gräueln erfüllt und habe nichts gutes in mir. Gott ist heilig, ich aber bin unheilig, doch höre ich eine Stimme, die mir zuruft: glaube, und du sollst selig werden."

In diesem Zustande verblieb er bis zum 24. Mai 1738, Abends acht drei Viertel Uhr, wo er sich plötzlich wunderbar angefaßt und erwärmt fühlte, und der seligste Friede in sein Herz einzog. Er selbst berichtet darüber also: „Ich glaube, es war ungefähr um fünf Uhr früh, als ich mein Testament öffnete und sogleich auf die Worte stieß, durch welche uns die theueren und allergrößesten Verheißungen geschenkt sind, daß ihr dadurch theilhaftig werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt. Als ich ausgieng, öffnete ich mein Testament wieder und las die Worte: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes. Nachmittags gieng ich in die St. Paulskirche. Der Chor sang den hundertunddreißigsten Psalm. Am Abend gieng ich sehr ungern in eine Gesellschaft, wo man Luthers Vorrede zum Briefe an die Römer las. Ungefähr ein Viertel vor neun Uhr, wo man eben die Veränderung schilderte, die Gottes Kraft durch den Glauben an JEsum in dem Menschen bewirkt, fühlte ich mein Herz auf sonderbare Weise erwärmt; ich fühlte, daß ich mein Vertrauen einzig auf Christum setzte; ich hatte die Gewißheit, daß er alle meine Sünden von mir genommen und mich vom Tode erlöset habe. Ich fieng nun an, ernstlich für die zu beten, die mich verächtlich behandelten und verfolgten. Ich bezeugte auch öffentlich vor der ganzen Versammlung, was ich jetzt in meinem Herzen fühlte. Es war kurz vorher, als der Feind mir den Gedanken eingab: Dieß kann nicht der wahre Glaube sein, denn wo ist deine Freudigkeit: da wurde ich belehrt, daß Frieden und Sieg über die Sünde zu dem christlichen Glauben nothwendig seien, daß aber hinsichtlich des freudigen Entzückens, welches gemeiniglich den Anfang des Glaubens besonders bei denen, die tief getrauert haben, begleitet, Gott zuweilen die Gläubigen freudig stimme, zuweilen aber auch ihnen diesen Genuß versage."

Nun gieng es von Sieg zu Sieg. Erst trieb es ihn nach

Digitized by Google

Herrnhut. Er wollte die Wiege seiner geistlichen Väter kennen lernen. Heimgekehrt predigte er mit solcher Kraft das Evangelium in London, daß Tausende ihm zuströmten. Die Eifersucht der Geistlichkeit der Staatskirche verschloß ihm bald alle Kanzeln, so daß er im Freien predigen mußte. Aehnlich ergieng es ihm und seinem Bruder Karl, der bald nach ihm auch erleuchtet worden war, in Oxford. Beide Brüder wandten sich nun nach den durch die Rohheit ihrer Bewohner berüchtigten Kohlendistrikten zu Kingswood bei Bristol. Auch hier war der Erfolg ihrer Arbeit ein außerordentlicher. Wie groß Wesleys Einfluß war, welche Macht er über die Gemüther besaß, zeigte sich bei einem bald darauf ausbrechenden Aufstande unter den Kohlenarbeitern. Wesley ritt mitten in den Haufen hin und befahl einem der größesten und stärksten ihm zu folgen: der Mann gehorchte sofort. Einen andern wilden Menschen, der wüthend dreinschlug, forderte er auf, doch lieber ihn zu schlagen. Um alles in der Welt nicht, antwortete der und wurde stille. Bald war in Kingswood alles verändert, aus den Löwen waren Lämmer geworden, aus den zerfallenen Hütten mit zerlumpten Bewohnern Stätten der Reinlichkeit und Sauberkeit. Im Jahre 1740 trennte sich Wesley ganz von den mährischen Brüdern, weil einige ihrer Lehren ihm zu schwärmerisch waren, und stiftete die Methodistengesellschaft, die anfangs nichts weiter war als eine Schaar seiner Anhänger, die sich zu den Gottesdiensten, welche er in der Kapelle zu Moorfield hielt, regelmäßig einzufinden pflegte. Auch an anderen Orten bildeten sich bald stehende Gemeinschaften von seinen Anhängern. Es war ursprünglich gar nicht seine Absicht eine von der Staatskirche gesonderte kirchliche Gemeinschaft zu stiften. Er ermahnte im Gegentheil seine Anhänger ernstlich, die Predigt ihrer Geistlichen und das Sakrament aus ihren Händen nicht zu verachten. Allein die Prediger der Kirche stießen die Bekehrten selbst zurück, verweigerten ihnen sogar das Sakrament, lobten die Abtrünnigen und leisteten den Sterbenden in der letzten Noth keinen Beistand. Außerdem trugen viele seiner Anhänger Bedenken, Kirchen zu besuchen, an denen ungläubige Geistliche angestellt waren, und die bildeten leider die Mehrzahl. Das nöthigte Wesley, seine Gesellschaft in gewisse Ordnung zu bringen. (Woher der Name Methodisten stammt, ist nicht

Digitized by Google

ganz klar. Das Wahrscheinlichste ist, daß er von Karl Wesley herstammt, der sich auf der hohen Schule schon durch seine große Regelmäßigkeit in allen seinen Geschäften den Namen Methodist zugezogen hatte.) Zunächst schrieb er für sie 1743 eine Anzahl von Gesetzen und Vorschriften, an deren Spitze er als Zweck der Vereinignng hinstellte, den Mitgliedern beizustehen, ihren Beruf und Erwählung fest zu machen. Sodann bewog er einige unter seinen Zuhörern, die geförderter als die übrigen waren, ihre Mitbrüder möglichst oft zu besuchen und zu ermahnen, und zog sich auf diese Weise Gehilfen, künftige Prediger der einzelnen Gemeinden, aus den Laien heran. Ihnen schlossen sich auch einzelne Geistliche der Staatskirche an. Er konnte ja nicht überall sein. Später gieng er auch dazu über, wovor er sich anfänglich gescheut, seine Gottesdienste gleichzeitig mit den kirchlichen zu halten und dabei auch das heilige Abendmahl auszutheilen. Die Zustände der Gesellschaft nöthigten ihn dazu.

Die Wirkung seiner Predigten, ebenso wie die seines Bruders und Georg Whitefield war überall, wohin er kam, eine gewaltige und erschütternde. Einige seiner Zuhörer wurden von Zittern befallen, andere sanken zur Erde und brachen in lautes Geschrei aus, wieder andere verfielen in Seelenangst und schienen mit dem Tode zu kämpfen. In solchen Fällen wurde für sie gebetet, und dieses Gebet hatte eine solche Kraft, daß sie plötzlich mit veränderten Gefühlen aufstanden und fröhlich und laut bezeugten, die Erlösung durch Christi Blut zu haben. Derartige Erscheinungen haben sich unter den Methodisten bis auf die Gegenwart erhalten. Es ist jedoch nicht richtig, anzunehmen, daß Wesley selbst auf dergleichen Gemüthsbewegungen ein besonderes Gewicht gelegt oder sie gar als Kennzeichen der Bekehrung und des Durchbruches gefordert habe. Allerdings verwarf er sie nicht entschieden, weil er selbst auf ähnliche Weise, unter einem lebhaften und plötzlichen Wechsel der Gefühle zur Erkenntniß gekömmen war, aber die Probe für die Aufrichtigkeit der Sinnesänderung war ihm lediglich der nachfolgende fromme Christenwandel.

Je weiter sich die Wirksamkeit Wesleys ausbreitete, und je mehr Segen der HErr auf seine Arbeit legte, desto mächtiger erhob auch die Feindschaft ihr Haupt. Nicht nur, daß eine

Digitized by Google

zügellose Presse ihn beschimpfte, es entstanden auch häufig tumultuarische Auftritte in und an den Lokalen, in denen er Gottesdienst hielt, und häufig war sein Leben bedroht. In Egworth, seinem Heimathsorte, wurde ihm wie überall die Kirche verweigert. Da predigte er von seines Vaters Grabhügel einer zahlreichen Versammlung das Evangelium. In Wendesbury umringte der Pöbel das Haus, in welchem er abgestiegen war, und schrie: Bringt uns den Geistlichen heraus, wir wollen ihn haben. Er schien verloren. Aber auch hier wie oft später rettete ihn seine erstaunliche Kühnheit und die wunderbare Herrschaft, die er über die Gemüther übte, sowie die Gnade Gottes vor dem Tode oder schwerer Mißhandlung. Während die Menge ihn von einem Friedensrichter zum andern schleppte und zerrte, redete er unaufhörlich auf sie ein, und es gelang ihm wirklich die wildesten unter ihr zu besänftigen, die Schreier zur Erkenntniß ihres Unrechts zu bringen und die Zaghaften zu ermuthigen. „Schämt euch," rief ein ehrlicher Fleischer, „lasset den Mann gehen," und ein anderer sagte: „Mein Herr, ich will mein Leben für Sie lassen, folgen Sie mir, es soll sich niemand unterstehen Ihnen ein Haar zu krümmen." So schlugen sich noch mehrere auf seine Seite, nahmen ihn in ihre Mitte und brachten ihn glücklich durch den dichtesten Haufen in Sicherheit. Er hatte nur eine Westenklappe und etwas Haut an der Hand verloren. Seine Kaltblütigkeit während des Vorgangs war aber auch bewundernswerth. Ihm wäre, sagt er, so ruhig zu Muthe gewesen, als hätte er sich in seiner Studierstube befunden; nur um ein Stück Papier in seiner Tasche hatte er Sorge gehabt, daß es verderben werde, wenn man ihn ins Wasser werfe; für sich selbst habe er für den Fall durch Schwimmen Rettung gehofft. In der Art ergieng es ihm und seinem Bruder Karl an vielen andern Orten. So groß die Begeisterung für ihn auf der einen Seite war, so groß der Haß auf der andern Seite. Namentlich wollten die Weisen und Edlen dieser Welt nichts von ihm wissen. 1744 predigte er zum letzten Male vor der Universität Oxford. Man hörte ihm in der zahlreichen und glänzenden Versammlung aufmerksam zu, oder wandte sich entschieden von ihm ab. „Ich bin nun rein von dem Blute dieser Männer," schrieb er, „ich habe meine Seele vor ihnen ausgeschüttet und freue mich deß."

Digitized by Google

Die wachsende Zahl der Methodisten machte unterdeß eine festere Ordnung immerhin nothwendiger. Schon 1743 hatte Wesley Diakonen ernannt, die jeden Kranken in ihrem Distrikte drei Mal wöchentlich zu besuchen hatten, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen und dem Gesellschaftsvorsteher einen wöchentlichen Bericht abzustatten. Vier Regeln gab er diesen Pflegern auf den Weg. 1) Gehe mit den kranken Seelen aufrichtig zu Werke, 2) sei mitleidig, sanft und geduldig, 3) sei reinlich, 4) sei nicht empfindlich. Ungefähr um dieselbe Zeit ordnete er die Gesellschaft in verschiedene Klassen, kleine Kreise, die unter Aufsicht eines erfahrenen Mannes standen, welcher jede Familie wöchentlich ein Mal zu besuchen, ihren Gebeten beizuwohnen, ihren religiösen Zustand zu prüfen und darüber wie die Diakonen an den Gemeindevorsteher zu berichten hatten. Späterhin zog man es vor, jede Klasse wöchentlich einmal zu versammeln und dabei die gemachten religiösen Erfahrungen auszutauschen, auch den Trost- und Rath suchenden zu ertheilen, was sie begehrten. Einer der Klassenvorsteher war in der Regel auch Vorsteher der ganzen Gemeinde. Im Jahre darauf wurde denn auch die erste Konferenz oder Synode der verschiedenen Vorsteher abgehalten und durch diese Einrichtung die Methodistengesellschaft noch fester begründet und in sich geschlossen.

Dennoch war es auch damals Wesleys Absicht noch nicht, jede Verbindung mit der Nationalkirche zu lösen und eine eigene Kirche zu bilden. Nur das schroffe Auftreten der Kirchlichen nöthigte ihn zu derartigen darauf hinzielenden Schritten. Noch 1746 machte er einen Versuch zum Ausgleich, indem er in kurzen Sätzen seine bisherigen Schritte zusammenfaßte, ihre Rechtmäßigkeit bewies und zugleich angab, wie weit er den Kirchlichen entgegenzukommen vermöge. Er sagt ungefähr: „Vor sieben Jahren fiengen wir an, die innere Ueberzeugung der Seligkeit als durch den Glauben allein erreichbar zu predigen, darum wurden uns die Kirchen verboten, deshalb predigten wir in Privathäusern und im Freien. In Folge dessen traten die Geistlichen heftig gegen uns auf. Aufgeweckte Personen baten uns um Rath, wie sie dem Zorne Gottes entgehen könnten. Da ihrer zu viel waren, um sie einzeln zu berathen, hießen wir sie, sich zu gleicher Zeit zu versammeln. Da manche

Digitized by Google

unter denen, die uns hörten, doch einen übelen Wandel führten, baten wir die Standhafteren, die Aufsicht über die anderen zu führen. Deßhalb sind wir als Volksaufwiegler verschrieen und oft wie tolle Hunde behandelt. Worin sollen wir nun nachgeben? Eins wollen wir thun, den Bischöfen mit aller Ehrfurcht begegnen und die Geistlichkeit brüderlich lieben." Eins hatte er noch hinzufügen wollen, um alle Schuld des Seperatismus von sich fern zu halten: „Wenn Ihr die rechtgläubige Lehre mit Ernst und Kraft predigt, so wollen wir, die nun uns hören, ermahnen, wieder Euch zu hören." Doch war seine Gemeinschaft damals wohl schon zu fest geformt, als daß er auf ihre Wiedereinfügung in die Kirche, auch wenn dort die Zustände sich gebessert, rechnen möchte, oder er hatte in dieser Hinsicht keine Hoffnung mehr. Jedenfalls war ihm die Wiedervereinigung zweifelhaft, und er suchte darum der etwaigen eintretenden völligen Trennung einen Untergrund aus der Schrift zugeben. Auf zwei Gründe stützte er sich besonders: 1) zwischen dem Seelenhirten und seiner Heerde ist Uebereinstimmung durchaus nothwendig; wenn mir jemand nicht länger zum Führer dienen kann oder will, so steht es mir frei, einen andern zu suchen. Zum Beweise dienten ihm Stellen wie das zehnte Kapitel St. Johannis. 2) Die bischöfliche Verfassung, wie überhaupt eine bestimmte Verfassung ist in der heiligen Schrift nicht anbefohlen.

Hier dürfte der Ort sein, einen kurzen Blick auf die Lehren dieser neuen religiösen Gemeinschaft zu werfen, die ja noch bis heute in zahlreichen Gemeinden besteht und in neuester Zeit auch in Deutschland Fuß zu fassen sucht. Es geht aus dem bisherigen hervor und muß mit Freuden anerkannt werden, daß die Methodisten die tiefsten Grundwahrheiten des Evangeliums, die Lehre von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen, aus sich selbst etwas gutes zu vollbringen, und von der alleinigen Giltigkeit des Verdienstes Christi, das im Glauben angeeignet wird, lauter und rein, entschieden und nachdrucksvoll bekannten; allein in einem wichtigen Punkte hatte Wesley sich doch zu einem Irrthum hinreißen lassen, den seine Anhänger später in der Anwendung noch mehr verkehrten. Er verlegte nämlich den Beweis für die Wahrhaftigkeit der Vergebung aus dem Worte Gottes in den Menschen selbst. Nicht

Digitized by Google

das geschriebene Zeugniß im Worte Gottes sondern das inwendige Zeugniß des Geistes, daß man den Frieden schmecke und fühle, solle den Menschen seines Gnadenstandes gewiß machen. Allerdings verlangte er dazu, wie wir schon hörten, nicht unbedingt heftige Gemüthsbewegungen und besonders selige Empfindungen sondern machte einen Unterschied zwischen jenem Frieden, der aus der tröstlichen Ueberzeugung, durch Christum angenommen zu sein, hervorgeht, und dem Frieden, der aus einer erhöhten Zuversicht des Glaubens entspringt und von höheren Freuden begleitet ist; allein es kam doch leicht dahin, daß das Hauptgewicht auf das gelegt wurde, was der Mensch fühlte, und nach der Heftigkeit der Gemüthserschütterung die Aufrichtigkeit der Bekehrung bemessen wurde. Dazu trug noch der Umstand bei, daß die meisten, die sich Wesley anschlossen, aus tiefstem Sündenschlaf plötzlich durch die erschütternde Gewalt seiner Reden aufgeweckt worden waren und demzufolge lebhafte Gemüthsbewegungen bei ihrer Bekehrung durchgemacht hatten. Der gewaltsame Durchbruch, der schnelle Wechsel der Gefühle, der Uebergang aus tiefstem Bußschmerz in höchste Glaubensseligkeit wurde deshalb von den Methodisten als die eigentliche wahre Bekehrung angesehen und fand weitaus den Vorzug vor der stillen allmählichen Arbeit des Heiligen Geistes, durch die er die Seelen zum HErrn führt. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß Wesley jede Bekehrung, die nicht ihre Früchte in der Heiligung des Herzens und Leben brachte, als nichtig verwarf, auch wenn sonst alle Zeichen eines Bußkampfes vorhanden waren.

Eine andere methodistische Eigenthümlichkeit, die wir auch als eine Verirrung bezeichnen müssen, ist die Lehre, daß in geistlichen Dingen ein jeder lediglich seiner Ueberzeugung zu folgen habe und sich nach dem Urtheil der andersglaubenden Mehrzahl, das heißt der Gesammtkirche, nicht zu kehren brauche. So falsch die Behauptung ist, welche die katholische Kirche aufstellt, daß jeder sich unbedingt dem Urtheil der Kirche zu unterwerfen habe, so falsch ist die entgegengesetzte, daß jeder seine persönliche Ansicht über die Lehre der Kirche stellen und sobald ihm daran etwas irrig zu sein scheint, gegen sie auftreten oder aus ihr austreten dürfe. Solcher Grundsatz führt nothwendig zur fortwährenden Bildung von Sekten. Vielmehr

Digitized by Google

ist es Pflicht jedes Christen, die Lehre der Kirche hoch zu ehren und nur, wenn sie unzweifelhaft als schriftwidrig erkannt ist, aus höchster Gewissensnoth sie zu verwerfen, wie wir das an Luther sehen. Es ist ein anerkennenswerthes Zeugniß von der Besonnenheit Wesleys, daß noch auf einer Konferenz im Jahre 1755, die er leitete, die Trennung von der Staatskirche, obwohl sie für berechtigt erklärt wurde, doch als unschicklich abgelehnt wurde. Erst im darauf folgenden Jahrzehnt stellte es sich unzweifelhaft heraus, daß eine Wiedervereinigung für immer unmöglich wäre, und die Trennung eine dauernde bleiben müßte, und von da ab erhielt auch erst die neue Gemeinschaft ihre feste, kirchliche Gestalt.

Einige Andeutungen wollen wir doch davon geben. Die Beamten der Gesellschaft waren die Bischöfe und der Bezirksvorsteher. Schon zehn Jahre nach Wesleys Auftreten gab es in England neununddreißig solcher Bezirke. Unter ihnen standen die Prediger, um die Zeit schon zweiundneunzig. Dann gab es Verwalter, Gemeindeführer, Klassenaufseher, Krankenbesucher, Schulmeister und Hausverwalter. Letztere hatten die Gebäude, in denen Wesley bei seinen Reisen abzusteigen pflegte, zu bewohnen und in Ordnung zu halten, denn er verschmähte es, bei dieser Gelegenheit von der Gastfreundschaft seiner Prediger und Gemeinden Gebrauch zu machen, gewiß aus sehr weisen Gründen. Den Predigern war es streng geboten, irgend wie persönliche Rücksichten zu nehmen, jeder mußte versprechen eher ein Glied zu brechen als eine Versammlung zu vereiteln. Keiner wurde beibehalten, der nicht täglich zweimal predigen konnte. Nach der Predigt durfte der Geistliche Limonade oder Warmbier genießen, Eier und Wein waren dagegen ihm verboten. Eine gelehrte Vorbildung wurde für sie nicht verlangt, dagegen sollte untersucht werden, ob sie gläubig wären, ob sie die erforderlichen Geistes- und Körpergaben besäßen, ob sie Früchte von ihren Früchten sehen und Mitglieder der Gesellschaft durch sie erweckt worden wären. „Wenn und so lange diese Kennzeichen sich an einem unter uns finden, glauben wir, daß er von Gott zum Prediger berufen sei.“ Die Prüfungszeit der Prediger war anfangs ein Jahr, später wurde sie auf vier Jahre festgesetzt. Die Kirchenzucht war streng, fast zu streng. Die einfachste Kleidung war vorgeschrieben, auch die

Digitized by Google

Frauen durften sich nicht putzen. Alle diejenigen, die sich mit Ungläubigen verheiratheten, wurden ausgeschlossen, ebenso Branntweintrinker und Pfandverleiher, gröberer Sünder nicht zu gedenken. Die schärfste Aufsicht wurde über jedes Gemeindeglied geführt, und die angeordneten Krankenbesuche ließen auch das verborgenste Elend nicht unentdeckt. Auf dieser gegenseitigen Ueberwachung und Handreichung sowie der strengen Zucht und der lebendigen Gebetsgemeinschaft beruht die Stärke der Methodisten und ihr Unterschied und die Ursache ihrer Trennung von der Staatskirche. In der Lehre stimmten sie ziemlich überein, trotz mannigfachen Streits.

Will man einen Lehrunterschied zwischen der englischen Landeskirche und den Methodisten aufsuchen, so möchte es einzig der sein, daß die Kirche der calvinischen Lehre von der Gnadenwahl, der Auserwählung etlicher zur Seligkeit, der andern zur Verdammniß huldigte, während Wesley diese Lehre verwarf, weil sie ihm den Eifer in der Heiligung zu lähmen schien. Er war eben der Heiligung wegen von Anfang an dazu geneigt, auch auf das menschliche Thun großes Gewicht zu legen und dem Menschen eine gewisse Mitwirkung zur Erlangung des Heils zuzuschreiben, obwohl er dessen Verdienstlichkeit zur Erlangung der Seligkeit entschieden verwarf. Deswegen mißfiel ihm auch Luthers Auslegung des Galaterbriefes, die er irgendwo auf seinen Reisen fand, sehr; sie schien ihm die Würde des Gesetzes arg zu verletzen, und „die Freiheit vom Gesetz" sehr zu begünstigen. Bei der großen sittlichen Schlaffheit, die damals überall herrschte, war sein Kampf und Widerwille gegen alles, was diese verderbliche Richtung zu befördern schien, erklärlich und gerechtfertigt genug. Dennoch aber machte diese Lehre, die er vorwiegend betonte, nicht die Eigenthümlichkeit der Methodisten aus, denn sein Freund und Mitverbundener George Whitefield, verwarf sie so gut wie die Nationalkirche und theilte darin die Anschauung der letzteren, dennoch war und blieb derselbe ein Mitglied der Methodistengesellschaft. Allerdings spaltete sich die darüber schon früh, 1740, in zwei Gruppen, der Wesleyanischen und der Whitefieldschen Methodisten; allein die Führer blieben in innigster Freundschaft mit einander verbunden, wie denn Whitefield, als Wesley 1753 lebensgefährlich erkrankte, einen zärt-

Digitized by Google

lichen Brief an ihn schrieb und seinen Tod als einen schweren Verlust für die Kirche beklagte. Auch hat sich die Trennung im Laufe der Zeit wieder ausgeglichen.

Die Methodisten hatten sich allmählich durch zahlreiche Auswanderer aus England auch in Nordamerika, das damals noch eine Kolonie von England war, ausgebreitet und bildeten drüben große Gemeinden. Als 1782 die Kolonie ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erkämpfte, mußten auch die dortigen Methodisten-Gemeinden selbstständig werden. In Folge dessen ordinierte Wesley zwei der dortigen Prediger zu Bischöfen, die denn die übrigen Geistlichen einzusetzen und zu beaufsichtigen hatten. Er that dieß nicht, weil er es für durchaus nöthig hielt, sondern um einem Vorurtheil der Seinigen zu genügen. In der englischen Kirche glaubt man nämlich, daß nur das Kirchenamt ein rechtmäßiges sei, das von einem Bischofe ertheilt werde, und der nur ein rechter Bischof, der sein Amt durch ununterbrochene Uebertragung in der Reihenfolge der Bischöfe von den Aposteln herleiten könne. Dieser Ansicht hatten sich auch die Methodisten nicht ganz entwunden, ihre Geistlichen waren daher, so weit sich ihnen nicht Diener der Staatskirche angeschlossen hatten, nur Prediger, und sie suchten die Sakramente bei den Geistlichen der Kirche. Wesley theilte für seine Person diese Ansicht nicht, aber, weil die Seinigen auf die Ordination durch das Amt Gewicht legten und doch kein Bischof sich finden wollte, der Methodistenprediger ordinierte, so erklärte er, daß er, weil er obwohl kein Bischof doch ein ordinierter Geistlicher sei, auch die Macht habe, Bischöfe zu weihen und einzusetzen, denn die Schrift mache keinen Unterschied zwischen Bischof und Presbyter, und führte das zunächst für Nordamerika aus. Seitdem führt die Gemeinschaft den Namen „bischöfliche Methodistenkirche".

Unter allen diesen Arbeiten war Wesley hochbetagt geworden, aber seine Kraft und Geistesfrische hatte nicht abgenommen. Er machte noch immer anstrengende und weite Reisen, selbst bis aufs Festland, predigte tagtäglich mindestens zwei Mal, oft auch mehrmals vor ungeheuren Volksmassen, (einer berechnete die Zahl seiner Predigten auf vierzigtausendfünfhundertsechszig) und leitete alle Angelegenheiten der schon sehr ausgedehnten Gesellschaft aufs sorgfältigste. Als er sein fünf-

Digitized by Google

undachtzigstes Lebensjahr antrat, schrieb er über sich: „Wie viel Ursache habe ich Gott zu preisen! Ich bin zwar nicht so behend wie früher, laufe, gehe nicht mehr so schnell wie ehemals, mein Gesicht ist ein wenig schwächer, mein linkes Auge ist blöde geworden, auch habe ich täglich Schmerz an meiner rechten Seite, ebenso ist mein Gedächtniß für Namen und kurz vergangene Dinge schwächer geworden. Aber hinsichtlich meines Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Appetits verspüre ich keine Abnahme, auch fühle ich keine Schwäche und Müdigkeit, wenn ich reise oder predige, auch wenn ich schreibe, fühle ich keine Verminderung meiner Kraft, ich schreibe noch ebenso schnell und korrekt wie ehemals. Außer der Gnade Gottes schreibe ich das dem zu, daß ich beständig in Thätigkeit und Luftveränderung bin, daß ich niemals den nächtlichen Schlaf entbehrt habe, daß ich ihn jederzeit, wenn ich will, herbeirufen kann, es sei Tag oder Nacht, daß ich jeden Morgen um vier Uhr aufstehe und um fünf Uhr predige, daß ich in meinem ganzen Leben wenig Schmerzen, Sorgen und Kummer gehabt habe. Und obwohl ich jetzt täglich Schmerz im rechten Arm habe, so hält er doch nur wenige Minuten an. Ob mir dieser Schmerz zur Warnung mitgetheilt ist, daß ich diese Hütte bald verlassen soll?"

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Die Stunde seines Abscheidens war nicht mehr fern. Gegen zwei Jahre noch durfte er sich freilich derselben ungeminderten Rüstigkeit und Frische erfreuen, dann verließen ihn die Kräfte schnell. Im siebenundachtzigsten Jahre schrieb er in sein Tagebuch: Meine Augen sind jetzt ganz blöde, meine natürliche Kraft ist sehr im Abnehmen. Als er achtundachtzig Jahr alt wurde, schrieb er: Ich fühle keinen Schmerz, meine Natur scheint nun erschöpft zu sein und nach und nach in sich zerfallen zu wollen. Dennoch hörte er nicht auf zu predigen und zu reisen. Donnerstag, den 17. Februar 1791 überfiel ihn unter der Predigt ein heftiges Fieber, das ihn gänzlich ermattete, daß er viel schlief und kaum auf konnte. Doch raffte er sich wieder auf und predigte noch ein paar Mal bis zum folgenden Mittwoch. Von da ab konnte er höchstens noch aus dem Bette bis zu seinem Stuhl kommen. Die Schwäche nahm immer mehr zu, bisweilen verlor er das Bewußtsein, doch blieb er heiter wie

Digitized by Google

immer und ganz mit dem HErrn beschäftigt. Mittwoch den achten März schlief er dann unter heißem Gebet seiner Freunde ganz sanft ohne irgend einen Todeskampf ein.

In ihm hat die englische Kirche einen ihrer bedeutendsten Männer besessen. Die durchdringende Thatkraft sowie die Umsicht des englischen Volkes war bei ihm bis zum höchsten Grade entwickelt und dabei gepaart mit einem brennenden Eifer für die Sache des HErrn und einer Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit ohne gleichen. Er behielt nur den vierten Theil seiner Einnahmen für sich, und man berechnet, daß er gegen zweiunddreißigtausend Pfund Sterling verschenkt habe. Außerdem goß der Friede, der fast beständig sein Herz erfüllte — nach dem Durchbruchskampf scheint er von schwereren Anfechtungen verschont geblieben zu sein — eine strahlende Fröhlichkeit und Freundlichkeit über ihn aus, die ihn, verbunden mit großer Lebendigkeit, zu einem der liebenswürdigsten Menschen machte. Seine Grabschrift, die er sich bei einem Krankheitsanfall im Jahre 1753 selbst aufgesetzt hatte, lautet: „Hier liegt der Leichnam John Wesleys. Ein Brand, errettet aus dem Feuer, welcher starb ..... ohne, nachdem seine Schulden bezahlt, auch nur zehn Pfund hinterlassen zu haben, betend, Gott sei mir, einem unnützen Knechte, gnädig."

Digitized by Google

Johann Caspar Lavater.

Johann Caspar Lavater wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren. Sein Vater war Arzt und Mitglied der Regierung und wegen seiner Redlichkeit und Berufstreue allgemein geachtet. Die Mutter war das Muster einer Hausfrau, unermüdlich thätig, von vielem Verstande, lebendiger Einbildungskraft und unerschöpflichem Erfindungsgeist, dabei von dem redlichsten Herzen und aufrichtig fromm. Unser Lavater, der ihr zwölftes Kind war, hat später laut gerühmt, wie viel er dieser trefflichen Mutter zu verdanken habe, obschon der Knabe ihre hofmeisterliche Strenge manchmal recht bitter empfand. Er war aber auch ein sonderbarer Knabe. Während er zu Hause und unter seinen Kameraden bei großer Lebhaftigkeit sich furchtsam und linkisch zeigte, bei großer Neigung zum Mittheilen kaum einen Satz ordentlich sprechen konnte und lange bei seinen Mitschülern „der Unmündige" oder „das Kind" hieß, während seine Mutter ihn unaufhörlich zu tadeln hatte wegen seines Leichtsinns und seiner Zerstreutheit, entwarf er in seinem Kopfe Pläne zu babylonischen Thurmbauten oder ergötzte sich an dem Gedanken, Räuberhauptmann zu werden, um bald nehmend, bald zutragend, im Geheimen große Wirkungen hervorzubringen. Während ihm niemand freundlich begegnete, war es seine größte Freude Armen zu schenken, Leidenden zu helfen, selbst auf die Gefahr hin, von der strengen Mutter wegen des verschwendeten Geldes ausgescholten zu werden. Aber während er sich so von den Menschen zurückgestoßen sah, schloß er sich mit ganzer Seele an Gott an und fand darin die größte Seligkeit. Jedes Anliegen trug er in kindlichem Gebete seinem himmlischen Freunde vor, und immer fand er sein kindliches Gebet auf die wunder-

Digitized by Google

barste Weise erhört. Er sollte vor seiner Mutter über verthanes oder verlorenes Geld Rechenschaft ablegen: er betete in seiner Herzensangst, und ehe er ins Gericht gieng, schenkte ihm die Großmutter ungebeten das nöthige. Er hat in einer lateinischen Probearbeit einen Fehler gemacht: er bittet Gott, ihm den Fehler zu korrigieren, und siehe, da die Arbeit zurückgegeben wird, ist die fehlende Silbe angeschrieben. Unter solchen Erfahrungen lernte der Knabe „Gott gebrauchen" und mit einer Glaubensstärke beten, die ihn stets der Erhöhrung gewiß machte. Mit stolzem Mitleiden sah er dabei wohl auf seine Mitschüler, indem er dachte: O ihr Thoren, wenn ihr wüßtet, was ich weiß, hättet, was ich habe! Bei solchem Herzensverhältniß zu seinem Gott war er auch über seinen künftigen Beruf frühzeitig im Reinen. Als ein fremder Herr, der die Schule besuchte, an die Schüler die Frage richtete, wer von ihnen Pfarrer werden wolle, da war es der achtjährige Lavater, der sich unter dem Gelächter der Mitschüler meldete, und sofort stand ihm sein Predigerberuf so fest, als wäre er durch eine himmlische Offenbarung dazu berufen.

Mit dem Vorsatze: „Will's Gott, willst du ein braver Mann werden", trat er, dreizehn Jahre alt, in die höhere Bildungsanstalt seiner Vaterstadt, um sich für den erwählten Beruf wissenschaftlich auszubilden. Während der acht Jahre, die er hier verbrachte, entfalteten sich die reichen Gaben seines Geistes und Gemüthes zur schönsten Blüthe. Die Lehre und der Umgang so ausgezeichneter Männer wie Bodmer und Breitinger, die auch auf die Wiedergeburt der deutschen Dichtung hohen Einfluß übten, konnte bei dem empfänglichen Jünglinge nicht ohne Früchte bleiben. Die Erscheinung des Dichters Wielands, der damals in Bodmers Hause wohnte und von dessen Gelehrsamkeit sich die Schüler Wunderdinge erzählten, verfehlte nicht seinen Eifer zu beflügeln. Mehrere Umstände vereinigten sich, um namentlich seinen sittlichen Ernst mächtig anzuregen. So der 1. November 1755. Die Schüler lasen aus dem römischen Dichter Virgilius die Beschreibung eines Gewitters. „Unvermeidlichen Tod hält alles den Männern vor Augen" — war eben gelesen — da klirrten die Fenster, das Haus wankte, mit dem Rufe „ein Erdbeben" stürzten alle hinaus. Es war das Erdbeben, das sechszigtausend Menschen unter den Trümmern

Digitized by Google

Lissabons begrub. Auf wenige machte dieß furchtbare Unglück wohl einen so nachhaltigen Eindruck als auf Lavater, den achtzehn Tage darauf auch der Tod eines geliebten Bruders erschütterte. Tod und Ewigkeit erfüllten fortan seine Gedanken, daß er einen „erbarmenden" Gott bedürfe, wurde ihm fühlbar, und die gewissenhafteste Benutzung jedes Augenblickes machte er sich schon damals zum Gesetz. Besonderen Einfluß auf die Entwickelung seines inneren Lebens hatte die vertraute Freundschaft, die er um jene Zeit mit gleichgesinnten, edlen Jünglingen, wie den Brüdern Heß und Füßlein, schloß und mit Innigkeit und feuriger Hingebung pflegte. Von dem sittlichen Ernste, der ihn erfüllte, und von der Kraft und Schönheit der Sprache, in welcher jetzt der noch vor kurzem so unberedte Jüngling die Gefühle des Herzens ausströmen läßt, zeugen die Briefe, die er in den Mitternachtsstunden den Freunden schrieb. „Das kostbarste verschwenden die Menschen am meisten, weil sie es im Ueberfluß zu haben meinen; aber der Weise hat es zu wenig und weint schon über den geringsten Verlust davon. Siehe, ich höre den wandelnden Fuß der Zeit nicht, bis er über mein Haupt hingegangen, bis die klingende Sichel droht. Wehe mir, ich höre die Zeugen des Todes, die getödteten Stunden, die in der Ewigkeit neben der wartenden Rache mich verdammen. — Mein Herz würde verzweifeln, meine Seele unter der Last der Thränen und der arbeitenden Reue versinken, hätte ihr nicht eben der Erbarmer den Gedanken gegeben, jeden Augenblick meinem Nächsten und der Seligkeit meiner Seele zu weihen." So schreibt der achtzehnjährige Jüngling dem Freunde. Seine Seele zur „Wirklichkeit zu schaffen" ist sein Sehnen. Er bittet den Freund, sie wollen sich gegenseitig aufmuntern, dem Rauschen der Zeit zu gehorchen und ihr Thaten zu geben, ihrer und der Ewigkeit würdig. Christus wird jetzt sein Ein und Alles: in ihm ist er selig, in ihm fühlt seine Seele seine Unsterblichkeit. Poesie ist ihm Empfindung von Gott, Gott erkennen die wichtigste Erkenntniß, und die Bibel sein liebstes Buch. Im zwanzigsten Jahre bestieg er als Student zum ersten Male die Kanzel. Er predigte über das Wort aus dem Prediger Salomo Cap. 7, 3: „Es ist besser, man gehe in ein Trauerhaus denn in ein Trinkhaus; denn daselbst sieht man das Ende aller Dinge." Eben hatte er ausgeführt, daß wir nur Fremdlinge auf Erden sind

Digitized by Google

und mit jedem Augenblicke einen Schritt nach der Ewigkeit zurücklegen. Da schlägt die Uhr; er hält inne, läßt den letzten Glockenschlag verhallen und fährt dann mit feierlichem Ernste fort: „Hört Brüder! Auch diese Stunde wieder dahin! Ja, auch diese wieder dahin, wir alle unserem Ende wieder eine Stunde näher!“

Im Jahre 1762 war seine theologische Vorbildung beendigt, und er wurde für den geistlichen Stand ordiniert. Mit dem Gelübde, ohne Rast zu ringen nach Weisheit und Wissenschaft wie nach einem exemplarischen Betragen, Gott in allen Dingen zu ehren und kein Knecht der Menschen zu werden, sieht er nun dem Berufe entgegen, der schon dem Knaben als der seligste von allen erschien.

Zunächst jedoch sollte sein Vaterland sehen, daß er auch ein echtes Schweizerherz habe. Im Zürcher Lande herrschte der Landvogt Grebel. Unter dem Drucke seiner Ungerechtigkeit seufzte das Volk. Aber niemand wagte gegen ihn die Stimme zu erheben, da er den ersten Mann im Staate, den Bürgermeister, zum Schwiegervater hatte. In Lavaters Seele lebte ein starker Gerechtigkeitssinn. Derselbe hatte schon den blöden Knaben zur Auflehnung gegen seinen Lehrer fortgerissen, als dieser ihn ungerecht strafen wollte. Sein Gefühl für Gerechtigkeit und sein Mitgefühl mit den Bedrückten ließ ihn auch jetzt nicht schweigen. Der Landvogt erhält ein mit J. K. L. unterzeichnetes Schreiben, das ihn in den stärksten Ausdrücken auffordert, den ungerechten Raub an die Geplünderten zurückzugeben und die öffentliche Rache gegen seine Verbrechen aufzurufen droht, wenn das Verlangte bis zu einem bestimmten Termine nicht geschehen sei. Als nichts geschah, zeigte Lavater, daß er nicht vergeblich gedroht. Seine in Gemeinschaft mit Füßli verfaßte Klageschrift: „Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten“ wird während der Nacht in die Häuser der wichtigsten Regierungsmitglieder gebracht; unter allgemeiner Aufregung wird eine Untersuchungs-Kommission niedergesetzt; der Landvogt sucht sein Heil in der Flucht, das ungerechte Gut wird zurückerstattet, der Schuldige bestraft und Lavater nebst Füßli mit einer Rüge wegen des ungesetzlichen Schrittes vom Gerichtshof abgefertigt: aber nah' und fern ward der Heldenjüngling gepriesen.

Digitized by Google

Nicht lange darauf trieb ihn die Sehnsucht, große und edle Menschen zu sehen und im Anschauen ihres Geistes und Wirkens seinen Geist zu bilden und zu erweitern, zu einer Wallfahrt nach dem Norden. Den Präpositus Spalding zu Barth in Vorpommern hatte er aus seinen Schriften „als einen der aufgeklärtesten und schönsten Geister und zugleich als einen der würdigsten Diener Christi verehren gelernt." Durch einen Aufenthalt bei ihm sich auf die künftige Führung seines Amtes vorzubereiten, war der Hauptzweck der Reise, welche er im Frühjahr 1763 mit Felix Heß und Füßli, den Freunden und Berufsgenossen, antrat. Schon auf der Hinreise, welche über Leipzig, Magdeburg, Berlin gieng, hatte er die Freude, eine große Zahl berühmter Männer kennen zu lernen. In Berlin studierte er mit Eifer die Kunstschätze, aber bei den kalten Gottesdiensten in der Charwoche fühlte er heiße Sehnsucht nach der Heimath.

Neun Monate lebte Lavater mit den Freunden bei Spalding. In freier Muße las er neuerschienene Bücher, verfaßte seine ersten Schriften, und im täglichen, vertrautesten Umgange mit dem vielseitig gebildeten, edeldenkenden Manne reifte er an Geist und Charakter. Er fand viel mehr, als er erwartet hatte, und erklärte mit Spalding den Himmel auf Erden genossen zu haben. Er gewann aber auch Spaldings ganzes Herz, und dieser erzählt in seiner Selbstbiographie von seinem Gaste, noch nie habe er, besonders an jemand von seinem Alter, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, eine solche heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit im Umgange, kurz ein so edles, einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Die Verschiedenheiten mancher Glaubensansichten hinderten die beiden frommen Männer nicht einander zu lieben, und sie blieben auch in der Folge durch die innigste Freundschaft verbunden, als Spalding Propst in Berlin geworden war und immer mehr der Nüchternheit im religiösen Denken sich zuneigte. Gerade im Umgange mit diesem trefflichen Manne gewöhnte sich Lavater, über die Verschiedenheit der Ansichten die vorhandenen Einigungspunkte nicht zu übersehen und auch im Andersdenkenden das Wahre und Gute anzuerkennen und zu schätzen. Nachdem er „mit schlagender

Digitized by Google

Wehmuth" aus den Armen des Freundes sich losgerissen, erquickte und stärkte er sich auf der Heimreise durch neue Bekanntschaften, er sah Klopstock in Quedlinburg, Jerusalem in Braunschweig, Moser in Frankfurt, und kam, vielfach gehoben und bereichert, im März 1764 wieder in der Heimath an.

Mit dem Drange zu wirken war er zurückgekehrt; so konnte die Wartezeit, die jetzt folgte, keine Ruhezeit für ihn sein. Er predigt, schreibt, unter anderem eine gereimte Uebersetzung der Psalmen, widmet sich der Pflege der Sträflinge, gründet zu diesem Zwecke eine besondere Gesellschaft, die lange im Segen gewirkt hat, und bringt seinem Vaterlande die schönen Schweizerlieder dar, die in einfach herzlichem Tone, voll warmer, frommer Begeisterung von Freiheit, Bürgertugend und Vaterlandsliebe singen, die bald in den Thälern und auf den Höhen erklangen und noch in Herz und Mund seiner Landsleute leben. Sein Heinrich Heß hatte sich vermählt, und bald fand auch er in der Freundin von seines Freundes Gattin, Anna Schinz, das Weib nach seinem Herzen, die Begründerin seines häuslichen Glückes und die treueste Gefährtin in der Heiligung.

Im Jahre 1769 wurde ihm endlich ein amtliches Arbeitsfeld zu Theil: er wurde Diakonus an der Waisenhauskirche. Sein Herz quoll über von Dank gegen Gott. Die Waisenhauskinder und die Sträflinge waren nun seiner geistlichen Pflege befohlen. Das war für ihn eine rechte Gelegenheit, in der herablassenden dienenden Liebe sich zu üben und das menschliche Herz kennen und behandeln zu lernen. Der äußere Verlauf seines Lebens blieb ein sehr einfacher. Im Jahre 1774 wurde er Pfarrer an der Waisenhauskirche, ohne daß sich sein Wirkungskreis änderte, 1778 Diakonus und 1787 Pfarrer an der Peterskirche und dadurch Seelsorger der größten Gemeinde Zürichs. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode, indem er einen ehrenvollen Ruf nach Bremen, den er 1786 empfieng, auf die dringenden Bitten seiner Gemeinde ablehnte. So gehörte er lebenslänglich seiner Vaterstadt an, und nur die Reisen, die er zu geeigneten Zeiten zur Erholung und zum Besuch von Freunden machte, unterbrachen zeitweilig seine dortige Amtsthätigkeit. Aber gar bald gieng seine Wirksamkeit weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, stand er in lebendiger Berührung und Wechselwirkung mit allen Bewegungen jener gährenden

Digitized by Google

Zeit und im regen geistigen Verkehr mit ihren Wortführern, und in der Tagesliteratur wurden wenig Namen soviel genannt, gefeiert und geschmäht als der Name unseres Züricher Predigers.

Die treibende Kraft seines Wirkens lag in seiner vielseitig begabten, glaubensmächtigen und liebereichen Persönlichkeit. Schon seine äußere Erscheinung, seine lange, schmale, feingebildete Gestalt, sein vorgebeugter, leise schwebender Gang, sein sehnsüchtig emporgehobenes, immer heiteres Haupt, sein klares liebestrahlendes Auge in seinem „Evangelisten-Johannes Angesichte" hatte nach dem Zeugniß der Zeitgenossen etwas überirdisches und doch wunderbar anziehendes. Es war in ihm ein denkender, immer thätiger Geist, ein tiefes, warm fühlendes Gemüth, ein starker, kräftig auf das Ziel hinstrebender Wille, und dieß alles bewegt von jener Grundkraft des menschlichen Wesens, die dasselbe bindet an die ewige Quelle alles Lebens, dem Glauben, und jener Liebe, die nie müde wird, mit der empfangenen Gabe gutes zu wirken allenthalben und gegen jedermann. Alles in ihm war Ringen und Streben, Ringen nach Wahrheit und Vollkommenheit, ein mächtiger Drang, sich mitzutheilen und zu wirken, seine Glaubenserfahrungen kund zu thun und in sich und anderen die Menschheit ins Göttliche zu gestalten. In seinem Inneren wogte etwas von dem Sturm und Drang, der jener Periode den Namen gegeben hat, nur geweiht und verklärt durch den Odem des göttlichen Geistes. Wort, Sinn und That war bei ihm eins: alles Aus- und Abdruck seines Wesens. Daher die zündende und überzeugende Kraft seines Wortes, vor dem kampffertigste Gegner die Waffen strecken mußten, wenn er ihnen, wie einer sich ausdrückt, „eine große Ansicht wie einen Diamanten-Schild entgegenhielt;" daher seine Gewalt über die Herzen, seine Freudigkeit und Freimüthigkeit, von der Wahrheit, die ihnen so gewiß war wie sein eigenes Leben, laut und nachdrucksvoll zu zeugen allen Feinden und Lästerern zum Trotz. So war er dazu berufen, ein geistlicher Wortführer in seiner glaubensarmen Zeit und ein Seelsorger im weitesten Umfang zu werden.

Auf der Kanzel vereinigten sich seine Gaben zu einer überwältigenden Wirkung. Im reichen Strome flossen seine Worte hell und klar, warm und begeistert, aus seinem von Jesusliebe erfüllten Herzen, die Herzen der Hörer zum Ringen nach Gottes-

Digitized by Google

gemeinschaft und Heiligung fortreißend. Wie selten hörte man damals dergleichen auf den Kanzeln, wo angelernte Glaubenssätze oder seichte Moral statt des lebendigen Gotteswortes vorgetragen wurden. Kein Wunder, daß der Züricher Rath Vorkehrungen treffen mußte, um den zuströmenden Zuhörern in der Peterskirche Platz zu verschaffen, und daß zu den Gastpredigten, die er gern auf seinen Reisen hielt, immer eine zahllose Menge zusammenströmte, zumal da er die besondere Meisterschaft besaß, jedesmal zeit- und ortsgemäß zu predigen. Bei seinem Besuche in Kopenhagen (1793) hörte ihn der nachmals so berühmte, fromme Naturforscher Heinrich Steffens, der in seiner Lebensgeschichte ausführlich darüber berichtet. Anfangs störte die harte schweizerische Aussprache den Hörer, nach und nach gewann ihn die Rede immer mehr. Nicht allein die Zuversicht des Glaubens sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit sprach sich in der Predigt aus, die vom Gebet handelte. Es war dem Hörenden, als vernehme er zum ersten Male eine Stimme, nach der er sich lange gesehnt, als würde er aus einem langen Schlafe mit Donnerstimme aufgerüttelt. „Er schilderte," schreibt Steffens, „mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da sich zu gestalten vermag, wo man ein innerlich selbst erlebtes ausspricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen sei. Die Sprache, die mir anfangs so zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer schöner, heller, ja anmuthiger, sie schien mir mit dem belebenden Inhalte so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zustand innerer Hoffnungslosigkeit geschildert hatte, hielt er einigemal inne und rief dann mit lauter Stimme: „„Bättet!"" Gerade so ausgesprochen hatte dieses Wort eine ungeheure Gewalt. Er rief laut, ja zerschmetternd in mein Innerstes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigstens etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erschütterte!"

Blicken wir auf das seelsorgerische Walten Lavaters, so empfangen wir das liebliche Bild echter christlicher Berufstreue. Sein Haus war eine Stätte des Friedens und der Gottseligkeit, wie es das Haus des Pfarrers sein soll. Mann und Weib vereinigten die Hände zum Beten und Gutesthun, und wohl-

Digitized by Google

geartete Kinder waren die Freude des glücklichen Vaters und der schönste Lohn einer weisen und sorgsamen Erziehung. Jedem stand dieß Haus offen, und jeder gieng erquickt und erbaut heraus. Der Nothleidende fand hier das theilnehmendste Herz. „Was ich habe, das gebe ich — und gebe, so lange ich habe," das war Lavaters Grundsatz. Er lebte mit wenigem zufrieden. Viele seiner Schriften kamen einzig der leidenden Armuth zu gut, und er hatte nicht den geringsten Nutzen davon. Wie manchem half er zum eigenen Schaden! In den Jahren der Theurung 1770 und 1771 war sein Haus der Sammelplatz der Hungernden, von seinen und gesammelten Vorräthen wurden alle gespeist, und doch war es ihm unendlicher Kummer, daß er nicht nach Herzenslust helfen konnte. „Ach Gott," seufzte er, „warum gabst du mir so viel Empfindung des Mitleidens, so starken Trieb zum Helfen und so wenig Macht? Höllenqual ist Liebe ohne Macht!" Aber auch wo seine Mittel nicht reichten, da half sein fürbittendes und empfehlendes Wort. Um keinen Dienst, den er irgend zu leisten vermochte, wurde er vergeblich angesprochen; auch denen, die ihn beleidigten, war er ein williger Helfer. Trost zu spenden, Frieden zu stiften und zum Guten zu ermahnen war seine größte Freude. Stets war er bereit, zu kommen, wenn man ihn rief; er ließ sich in der Sänfte zu einem Schwerkranken tragen, wenn ihn selbst Krankheit ans Lager fesselte. „Noch wenige Menschen habe ich gesehen," schreibt der Kriegsrath Merck, keineswegs ein Gesinnungsgenosse Lavaters, „die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht haben wie dieser außerordentlich gute Mensch." Seine große Menschenkenntniß befähigte ihn, jeden zu nehmen, wie er war, und ihm zu geben, was er brauchte. Die aufrichtige Herzlichkeit seiner Rede, die Anmuth und Freundlichkeit seines Wesens bewirkten, daß jedermann sich wohl fühlte in der Nähe, und mancher Sünder, von seinem Weckruf erschüttert und seiner Liebe gezogen, öffnete ihm freiwillig sein Herz und gelobte Besserung in seine Hand.

Aber dieses hingebende Werk des Seelsorgers beschränkte sich nicht auf die große Zahl derer, die aus seiner Gemeinde Trost, Rath und Hilfe bei ihm suchten. Von Jahr zu Jahr wuchs mit seinem Ruhme die Zahl seiner auswärtigen Verehrer, die ihn zu ihrem Herzensrath erwählten und geistige Speise

Digitized by Google

von ihm begehrten. Eine große Menge von Fremden suchte ihn auf, besonders in der Reisezeit, darunter viele hervorragende, auch fürstliche Personen; manche machten weite Reisen, nur um sich seines Anblickes und Gespräches zu erfreuen. Er hatte für alle Zeit, auch wenn er noch so sehr beschäftigt war, verkehrte mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit mit dem Höchsten wie mit dem Niedersten, und jeder gieng angeregt, gehoben und erquickt von ihm. Auf den Umgang mit den Hohen und Vornehmen war er niemals stolz, wohl aber erfreut über den Christussinn in ihnen, weil er glaubte, daß das Licht von höherer Stelle aus auch weiter leuchten könne. Zu diesen Besuchen kamen die Briefe, welche in Religions- und Herzensangelegenheiten an ihn gerichtet wurden und in unglaublicher Menge von weit und breit bei ihm einliefen. Einmal lagen an fünfhundert Briefe auf seinem Tische, die der Antwort harrten. Nur ein Lavater konnte diese vielfältige Thätigkeit ausrichten und dabei noch ein so fruchtbarer Schriftsteller sein, wie wir ihn sogleich kennen lernen. Er besaß eine unermüdliche Arbeitslust, die größte Leichtigkeit im Hervorbringen und die Fähigkeit, ununterbrochen thätig zu sein und von einer Beschäftigung zur anderen überzuspringen ohne die geringste Abspannung. Jede Stunde aber gewissenhaft zu benutzen hatte schon der Jüngling gelernt und der Mann nicht verlernt. Immer hatte er Kärtchen in der Tasche, um zufallende Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede zu notieren; diese wurden in Kapseln gesammelt; so entstand eine sechzigbändige Gedankenbibliothek, aus der er Altes und Neues herausnehmen konnte, so oft er dessen bedurfte. Konnte er auf die eingegangenen Briefe nicht einzeln antworten, so wurde in einer Schrift auf alle zugleich geantwortet, und die meisten Schriften, die er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens verfaßt hat, sind große Briefe an die Gemeinde seiner Verehrer und Freunde.

Die dritte, vielleicht bedeutendste Seite seines Wirkens ist seine religiöse Schriftstellerei. Ein Lebensbeschreiber führt seine Schriften unter vierundsechzig Nummern auf, ohne doch alles zu nennen. Kein eitler Zweck trieb ihn zum Schreiben sondern sein Herz, der Drang, die Wahrheit und Herrlichkeit des Evangeliums in jeder Form vor aller Welt zu verkündigen. „Was gethan sein soll, weil Wahrheitstreue und Festhalten an der guten Sache es

Digitized by Google

gebietet, das muß, wenn ich weiß, daß es von niemand außer mir gethan wird, schlechterdings von mir gethan werden, es koste, was es wolle" — dieser Grundsatz leitete ihn in allem. Je mehr nun eine glaubenslose Richtung in seiner Zeit sich ausbreitete, desto mehr fühlte er die Nothwendigkeit, mit aller Entschiedenheit für die Sache Christi einzutreten. „Es ist umsonst," ruft er den Gegnern zu, „und wenn die ganze Welt und wenn die lichtvollsten Köpfe sich des Namens Christi schämen und gleich von Uebertriebenheit und Schwärmerei reden, wenn Christus, Christus selber gleichsam mit Gewalt hervorgedrängt und auf die Höhe gestellt wird, es muß sein!" Um Schmuck der Worte war er nicht bemüht, nur die Sache lag ihm am Herzen; er schrieb, wie der Augenblick es ihm gab und sein Herz ihn drängte, in gedankenreichen bald in kurzen Sätzen und Geistesblitzen, in Ausrufungen, Seufzern und Fragen, bald breit, in bisweilen zu breit hinfließender Ergießung, immer lebendig, überzeugungsvoll, an- und eindringend. Die meisten seiner Schriften sind Erbauungsschriften. Für alle Lebensverhältnisse, für jeden Stand und jedes Alter hat der große Seelsorger aus dem Worte Gottes Seelenspeise zubereitet, unter andern in dem Handbüchlein für Kinder, den Briefen an denkende Jünglinge, dem Taschenbüchlein für Dienstboten, der schönen Handbibel für Leidende, der Frucht schweren häuslichen Kreuzes. Der Erbauung dienten auch vorwiegend die dichterischen Erzeugnisse, die ihm so reich und leicht von den Lippen und aus der Feder flossen. Die geistlichen Lieder, die er in so großer Zahl dichtete, eignen sich zwar fast sämmtlich nicht zum kirchlichen Gebrauch, wohl aber durch Innigkeit, Frische und einfache Würde trefflich zur häuslichen Erbauung. Eine Fülle von Lebensweisheit herrscht in den kurzen Sinngedichten und Sittensprüchen, die er in Menge hervorbrachte und besonders in seine „Handbibliothek für Freunde" (vierundzwanzig Bändchen) einstreute. Auch die vielen Predigten, die auf Verlangen der Hörer gedruckt wurden, trugen, obschon sie der lebendigen Kraft des mündlichen Wortes entbehrten, doch das Zeugniß der Wahrheit weithin in viele Herzen, und manche fanden sogar den Beifall solcher, die sonst für Predigten keinen Geschmack hatten, wie die vom Dichter Göthe angezeigten Predigten über den Propheten Jona.

Recht eigentlich der Erbauug dienten auch die beiden Schriften,

Digitized by Google

welche zuerst in weiteren Kreisen Aufsehen machten, Lavaters Eigenart enthüllten und Beifall und Widerspruch in gleicher Weise hervorriefen: „das geheime Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ und die „Aussichten in die Ewigkeit“. Ein gewissenhaftes Protokoll über alle Bewegungen eines reichen inneren Lebens war damit vor den Augen der staunenden Zeitgenossen aufgeschlagen. Der sittliche Ernst des nach Heiligung ringenden Selbstbeobachters war für viele ein Weckruf. Wenn ein Zeitgenosse erzählt, es sei eine der stärksten Rührungen seines Lebens gewesen, als er bei einem Schulgefährten Lavaters Tagebuch gefunden und gelesen habe, daß er sich sofort zum unausgesetztesten Bibellesen, zur sorgfältigsten Wachsamkeit über sich selbst getrieben gefühlt: so ist das einer von vielen, welche denselben Eindruck empfiengen. Zwölf Grundsätze, die er voranstellt, zeugen von dem sittlichen Ernste des Unternehmens. Jeden Tag will er beginnen mit dem Gedanken, daß es vielleicht sein letzter sei; nichts thun oder unterlassen, was er in Christi sichtbarer Gegenwart nicht thun oder nicht unterlassen würde; jeden Tag mit einem besonderen Liebeswerke bezeichnen; immer in Gebetsstimmung sich erhalten. Er legt die Feder nicht aus der Hand, um sich über jedes Zurückbleiben hinter diesen Grundsätzen anzuklagen, vor Gott zu demüthigen und im Gebet sich neu zu stärken, um für jede reine Empfindung und jede gute Handlung Gott inbrünstig zu danken. Das war nicht eitele Selbstbespiegelung, wie die Feinde sagten; das war die aufrichtigste Selbstprüfung und Selbstzucht ohne Schonung und ohne Heuchelei. „Wer nicht sein eigner Vertrauter ist,“ sagt sich der Selbstbeobachter, „der kann nie ein Freund Gottes und der Tugend werden. Je mehr wir vor uns selber fliehen, desto mehr nähern wir uns der Heuchelei, und unter allem in der Welt, was ich nicht gern sein wollte, möchte ich am wenigsten ein Heuchler sein.“ Es war ihm nie um den Schein, stets nur um wahren innern Gehalt zu thun. „Erwecke dich täglich mehr zu sein, als zu scheinen,“ schreibt er mitten aus den Bremer Huldigungen seinem Sohne. „Strebe darnach, etwas in dir zu haben, was niemand kennt, niemand angaffen, bewundern, ahnden kann, und dessen Dasein sich doch in stillen, ewigen Wirkungen äußern muß.“

Die „Aussichten in die Ewigkeit“, in Briefen an Zimmer-

Digitized by Google

mann, nachmals Leibarzt in Hannover, erschienen drei Jahre vor dem Tagebuche. Sie sollen dem christlichen Leser die unendlich seligen Folgen einer weisen und beständigen Vorbereitung auf das zukünftige Leben vergegenwärtigen, ihm dadurch alle Augenblicke seines Aufenthaltes auf Erden über alles wichtig machen und ihn zu den Gesinnungen erheben, die unserer unsterblichen Natur so würdig und die Quellen unbeschreiblicher ewiger Vergnügungen sind. Das Bedürfniß, in das Jenseits zu schauen, hängt also bei Lavater innig zusammen mit dem Ringen nach Heiligung. Das Streben nach der vollkommenen Tugend und Ausgestaltung des menschlichen Wesens, die im Diesseits nicht erreicht wird, verweist die Hoffnung und den schauenden Blick in die überirdische Welt. Lavater stand in seiner Zeit nicht allein mit diesen Betrachtungen; durch den sittlichen Geist derselben stand er über Swedenborg und Stilling, wie er durch Zuversichtlichkeit von diesen übertroffen wurde. Durch tiefsinnige Ausdeutung und Verbindung der betreffenden Schriftstellen und durch Erschließung aus den gegenwärtigen Kräften und Zuständen thut er in die Zustände nach dem Tode, die leibliche Verklärung und fortgehende Erhöhung der menschlichen Natur manchen tiefen Blick. Wenn aber die jugendliche Einbildungskraft Bilder zeichnet, die über die biblischen Offenbarungen hinausgehen, wenn er z. B. die Raumverhältnisse im Jenseits, die Sprache, die Beschäftigungen der Verklärten beschreibt, so wird der Seher zum Dichter, und der Nüchterne sieht den Schwärmer.

Eine andere Reihe von Schriften Lavaters ist ausdrücklich der durchgreifenden Vertheidigung der christlichen Wahrheit gewidmet. Es genüge unter diesen nur eins, das eigenthümlichste, anzuführen. Der Königsberger Weise Hamann hatte in einem Briefe an Lavater „den Executor des Neuen Testaments — Pontius Pilatus — den weisesten Schriftsteller und dunkelsten Propheten" genannt. Lange vergessen, tauchte diese Aeußerung im Jahre 1779 bei Vorlesung der Leidensgeschichte in Lavaters Erinnerung auf: sofort strömte ihm eine Fülle von Ideen zu, und so entstand 1781—85 sein merkwürdigstes Werk: „Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen", eine umfassende Beantwortung der Pilatusfrage: Was ist die Wahrheit? Den Ansprüchen an schöne, künstlerische

Digitized by Google

Form entspricht dieses Werk als Ganzes am allerwenigsten: um so reicher ist es an einzelnen schönen Stellen und tiefen Gedanken. Lavater hat seinen Standpunkt, seine Glaubens- und Lebensanschauung am nachdrücklichsten darin dargelegt. Er schreibt selbst darüber: „Es ist wie ich. Wer dieß Buch hasset, muß mich hassen. Wer dieß Buch liebet, muß mich lieben." Er weiß, daß er dadurch Tausende unversöhnlich wider sich aufgebracht, aber es mußte sein!

Werfen wir nun einen zusammenfassenden Blick auf Lavaters Grundanschauungen, wie sie bei ihm lebenslänglich unverändert geblieben sind, auf die in seinem Denken und Leben ausgeprägte Gestalt des Christenthums.

Die Bibel war schon dem jungen Lavater das liebste Buch: sie blieb es ihm immerdar. Ihr ordnete er unbedingt sein Denken unter, so sehr er sonst auch Geistesfreiheit schätzte. „Nehmt mir alles in der Welt," sprach er, „und laßt mir nur das Evangelium, und ihr laßt mir genug. Sei das Evangelium noch so verachtet, noch so angefeindet, verspottet, es bleibt dennoch meine Ehre, meine Freude, mein Leben; ich werde dennoch bei dieser Wahrheitsquelle stehen bleiben, schöpfen und mich in jedem Durste nach Licht und Kraft und Ruhe daraus erquicken; denn je mehr ich daraus schöpfe, desto froher, desto überzeugter, desto anbetender ruf ich aus: Herr! zu wem sollt' ich sonst gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens!" Diese „Methode der Experimente", dieses „Komm und sieh" empfiehlt er jedem, der Einwendungen gegen die Wahrheit des biblischen Christenthums hat, als die einzig zuverlässige Prüfung.

Mittelpunkt der Schrift nun ist Christus, der Gottes- und Menschensohn: er ist auch der Mittelpunkt in Lavaters Denken und Leben. Mit gleichem Nachdruck hebt er die Gottes- und Menschenwürde Christi hervor: er will „den ganzen, ungetheilten Christus bekommen und bekommen machen." Diese wunderbare Person nun ist das Nothwendigste, das Unentbehrlichste für den Menschen. Er ist das Angesicht Gottes; der unnahbare, über alles menschliche Begreifen erhabene Gott ist in ihm vermenschlicht, anschaubar, genießbar, anrufbar geworden. „Ich rufe, deucht mir, die Luft an, wenn ich Gott außer Christo anrufe." Er ist zwar nicht über dem Vater aber für den Menschen wichtiger ist als der Vater, der ja erst durch den Sohn

Digitized by Google

Vater ist; er ist der eigentliche Menschengott; daher „Christ oder Atheist" (Gottesleugner), „Christus oder Verzweiflung."

Besonderes Gewicht legte Lavater ferner auf den Glauben an die fortdauernde, über alles sich verbreitende Wirksamkeit Christi und die ununterbrochene lebendige Verbindung zwischen Jenseits und Diesseits. „Ein Christenthum, dessen Mittelpunkt nicht Christus ist, das Christo seine Herrschaft, seinen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten und Schicksale, seine Verbindung mit dem gestorbenen, lebenden und künftigen Menschengeschlechte raubt — ein solches Christenthum, so fein es immer ausgesponnen sei, ist ein Antichristenthum."

Die vollkommenste Offenbarung der Gottheit in der sichtbaren Welt ist der Mensch. Lavater war ein feuriger Liebhaber und Bewunderer der menschlichen Natur. Wohl kannte er gründlich ihre Verderbtheit: aber immer weilt sein Auge mit Vorliebe auf ihrer göttlichen Würde und Hoheit. Näher könne uns in der sichtbaren Welt die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesichte eines großen und edlen Menschen; wer Gott nicht im Menschen sehe, der sehe ihn weder in der Bibel noch am Sternenhimmel. Auch in dem häßlichsten und verkommensten Menschengesichte erkennt er noch Züge des göttlichen Ebenbildes, und aller Güte Gipfel ist es ihm, diesen Strahl der Göttlichkeit aus den Wolken des verdorbensten Gesichts herauszulauern. „Ich bin ein Christ" — heißt ihm: „ich glaube an die königliche Würde, an die bestimmbare Größe der menschlichen Natur." Was aber in alle Menschen zerstreut ist, das ist in Christo auf die vollkommenste Weise vereinigt: sein Verdienst ist, „des Menschen Gotteswürde theils in sich aufgeschlossen, theils — nachdem sie durch die Sünde verunstaltet worden — rehabilitiert (wiederhergestellt) zu haben." „Verherrlichung der menschlichen Natur" ist der „Schlüssel zu allen Geheimnissen des Evangeliums."

Diese Verherrlichung erfolgt, wenn der Mensch durch den Glauben und das Gebet mit Christo, dem allezeit nahen und lebendigen, in Geistesgemeinschaft, in lebendigen Verkehr tritt. Alle Glaubenslehren, kirchlichen Einrichtungen, Gottesdienste sind nur Mittel zum Zweck: nur wenn wir mit der Person des Gottmenschen im lebendigen Zusammenhange stehen, daß er uns so gewiß wird als unser eigenes Dasein, daß sein Geist

Digitized by Google

und Kraft in uns übergeht, daß er gewissermaaßen Theil unser selbst wird — nur dann sind wir Christen im apostolischen Sinne.

Je mehr der Mensch in diesem Lebenszusammenhange mit seinem himmlischen Haupte steht, desto mehr entwickeln sich in ihm göttliche Trefflichkeiten, desto mehr leben alle die Gotteskräfte auf, die in ihm schlummern, und die ganze, volle Menschheit reift in ihm, desto mehr blüht die Liebe auf, des Glaubens nothwendige Frucht, durch welche, wie Lavater schön sagt, „der Mensch gewissermaaßen den ganzen Himmel herunter auf die Erde zieht," desto mehr gelangt er zum vollen Gefühl und Genuß seines Daseins, desto mehr erfüllt unwandelbare Freude sein Herz. Es war ein frisches, thatkräftiges, freudiges Christenthum, welches Lavater lehrte und lebte. Freude war in der That der Grundzug seines Wesens; kein Schmerz, keine Kränkung konnte sie auf längere Zeit ersticken „und im Kreise redlicher und aufrichtiger Menschen entwickelte sich die freudige Grundstimmung zur anmuthigsten Heiterkeit." „Freude nichts als Freude ist die Absicht des Führers der Menschen," schreibt er in seiner Handbibel für Leidende, „Freude, nichts als Freude der einzige Zweck alles über uns verhängten Leidens. Wer JEsus für etwas anders hält als für einen Freudenmacher, das Evangelium für etwas anderes als eine Freudenquelle, der kennt weder Gott noch Christum. Was Engelserscheinungen den Heiligen, das ist dem echten Christen ein echter Christ." Ein solcher ist „mehr werth, als hundert Bände sogenannter Beweise für die Wahrheit der christlichen Religon."

Mit Lavaters religiöser Menschenliebe hängt sein bewundertstes Werk zusammen, das zu merkwürdig für ihn ist, als daß es ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Frühzeitig kam er beim Zeichnen von Portraits zu der Ansicht, daß aus dem Aeußeren, namentlich der Bildung des Gesichtes das Innere, die Gaben und Eigenthümlichkeiten des Menschen mit völliger Gewißheit erschlossen werden könnten. Mit dem ihm eigenen Feuereifer ergriff er diese Entdeckung und verfolgte sie sein Leben lang. Wo er Menschen traf, waren diese seine Fühlhörner thätig. Bilder von Lebenden und Todten wurden in Menge gesammelt; seine Freunde mußten ihm helfen; ein Zeichner begleitete ihn auf seinen Reisen. Die Frucht

Digitized by Google

waren vier stattliche, mit Bildern reich ausgestattete Bände, welche von den größten Geistern mit lautem Beifall aufgenommen wurden. Lavater hoffte in seiner Begeisterung die segensreichsten Früchte für Erziehung, Gerechtigkeitspflege, Politik und allgemeine Menschenliebe von der neuen Wissenschaft. Darin freilich täuschte er sich: denn unmöglich ließ sich in allgemeine Regeln fassen, was bei ihm Sache des Genies war. Seine Gabe der Menschenbeobachtung war wirklich unglaublich. Man versuchte wohl ihn zu täuschen, aber es gelang selten. Der Maler, der ihm Göthe zeichnen sollte, schickte ihm im Scherz das Bild des berüchtigsten Freigeistes Bahrdt; Lavater erklärte bestimmt, so könne Göthe nicht aussehen. „Man erstaunte," erzählt der Letztere, „ihn zu hören, wenn er über diesen oder jenen vertraulich sprach. Ja, es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns einzuschränken beliebt hat." Diese Furcht indeß brauchte niemand in Lavaters Nähe zu haben. War doch „Beförderung der Menschenliebe" der ausgesprochene Zweck seiner Schrift. Lavater zweifelte nicht daran, daß der redliche Leser seines Buches mehr Menschenfreund als Menschenfeind werden müsse. Als einmal der Kaiser Joseph im Scherz zu ihm sagte: Sie sind ein gefährlicher Mensch, Sie sehen ins Herz hinein! da gab Lavater die schöne Antwort: „Es hat sich kein ehrlicher Mann vor mir zu fürchten, wenn ich auch wirklich so tief ins Herz sähe, als man von mir denken mag. Ich mache mirs zur Pflicht und Freude, das Gute an meinen Nebenmenschen mehr als ihre Fehler zu bemerken, und da kann ich Sie versichern, daß mich das Bischen Kenntniß, die ich allenfalls besitzen mag, sehr tolerant gegen die Menschen macht und mir sehr viel gutes an ihnen zeigt, das weder andere, noch sie selber an sich bemerken. Und am Ende bin ich selber ein sündiger Mensch, der sich nicht allemal darf in's Herz sehen lassen, und dem es sehr übel stünde allzu streng zu sein."

Was nun die viel verspottete Wunder- und Offenbarungssucht Lavaters betrifft, an die gar mancher bei seinem Namen zunächst oder allein denkt, so ist ihr Zusammenhang mit seinem Wesen und seiner Anschauungsweise leicht zu erkennen. Die unausforschliche Würde der menschlichen Natur, in der er eine

Digitized by Google

Fülle jetzt noch verborgener Kräfte ahnte, der immer möglich bleibe, was sie einmal vermocht habe; der lebendige Zusammenhang zwischen überirdischer und irdischer Welt und die ununterbrochene Wirksamkeit dessen, der die Menschennatur wiederhergestellt hat; die eigene Erfahrung von der lebenden und beseligenden Macht des gläubigen Gebetes; endlich die Verheißungen des HErrn von der Macht des Glaubens und Gebetes — alles dieß gab ihm die Gewißheit: der Gläubige kann noch jetzt, kann allezeit durch die Kraft des Gebets Thaten thun und im Umgange mit dem HErrn und himmlischen Geistern Offenbarungen empfangen, wie zur Zeit der Apostel. Dieser Glaube erfüllte ihn mit Entzücken, und es war ihm die heiligste Angelegenheit, hierin der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Er setzte im Jahre 1769 Fragen auf über Glauben, Gebet und Wirkungen des heiligen Geistes und sandte sie den nahmhaftesten Theologen aller Richtungen zu mit der Bitte, sie nach der Schrift zu beantworten. Er bat in einem zweiten Rundschreiben um Auskunft, ob seit dem Abscheiden der Apostel, namentlich, ob seit der Reformation zuverlässige Beispiele von Wirkungen des Glaubens und Gebetes vorhanden seien, die den in den Evangelien erzählten wunderbaren Thatsachen gleich oder ähnlich wären. Er prüfte jede Mittheilung mit der peinlichsten Genauigkeit. Endlich richtete er, durch keinen Spott irre gemacht, seine gespannte Aufmerksamkeit auf jede Erscheinung seiner Zeit, die eine Bestätigung seines Glaubens enthalten konnte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß in Lavater das Verlangen nach sichtbaren Wirkungen göttlicher Kräfte, nach unmittelbarer Nähe der Gottheit das Maaß überschritt, und der Dichter Göthe schreibt nicht mit Unrecht von ihm: „Sein Wesen war wie ein trockener Schwamm, nach jenem Erhabenen durstig, und der geringste Tropfen der Ahnung jener Seligkeit gewährte ihm mehr Freude und Wollust als der Genuß alles übrigen Guten.“ Es war hauptsächlich das Verlangen nach himmlischen Offenbarungen, welches ihn im Jahre 1793 zu der Reise nach Kopenhagen trieb. Dort lebte ein Kreis ausgezeichneter, aber schwärmerisch frommer Menschen, dessen Mittelpunkt der treffliche Minister Bernstorff, dessen feurigstes Mitglied der Prinz Karl von Hessen war. Sie verkehrten mit dem Apostel St. Johan-

Digitized by Google

nes und mit dem HErrn selbst, der ihnen meist als lichte Wolke erschien; sie richteten Fragen an ihn und empfiengen Antworten. Das war für Lavater eine anziehende Erscheinung. Seit 1791 stand er mit ihnen in Briefwechsel. Er zweifelte und will Beweise haben; sie versichern völlige Täuschungslosigkeit, preisen die außerordentlichen Gnaden, die ihnen der HErr täglich schenke, und laden ihn aufs dringendste ein zu kommen und ihre Seligkeit zu theilen. So entscheidet er sich zu jener in vieler Hinsicht für ihn und andere so gesegneten, von seinen Gegnern so bitter verspotteten Reise. Hier hatte er es mit redlichen Seelen zu thun. Ein ander Mal aber fiel er in seiner Heimath in das Netz boshaften Betruges. Ein vierzehnjähriger Knabe gab an, daß er in Gesichten des Nachts und in verzücktem Schlafe des Tags Erscheinungen von Engeln und Heiligen habe. Den Offenbarungen, die er für Lavater empfangen zu haben vorgab, schenkte dieser volles Vertrauen. Am glücklichsten machte ihn die wiederholte Offenbarung, er solle den Johannes sehen und sprechen. Auf dem Wege von Schaffhausen nach Zürich sollte er ihn im Wagen begleiten; aber „der Erwartete" erschien nicht — unterwegs aufgehalten, wie der Knabe im Schlafe erfuhr. Lavaters Glauben und Hoffen blieb gespannt, er ermahnte seine Freunde für ihn zu beten; was er empfange, würden Zehntausende durch ihn bekommen. Die Besonneneren erhoben bescheidene Zweifel; manche Untugenden des Knaben machten sie stutzig. Lavater wies jedes Bedenken zurück — bis er sich zu seinem tiefen Schmerze schnöde getäuscht sah. „Schmachtend nach der unsichtbaren Welt, ergriff er," wie Georg Müller, dessen Tagebuche Obiges entnommen ist, sich ausdrückt, „jedes Brett, das dahin zu tragen schien." Er wollte schon auf Erden das Schauen genießen und vergaß, daß es in den Himmel gehört. Aber ehrwürdig und rührend bleibt dieß Sehnen und Ringen immer: darüber spotten kann nur die Leichtfertigkeit.

Mit seinem mächtigen und muthigen Zeugnisse von Christo und seinem Dringen auf ein lebendiges Christenthum stand Lavater zu seiner Zeit in vielfachem Gegensatze, obschon er auf der anderen Seite in vielen Stücken ein Kind seiner Zeit war und mit dem Festhalten an dem Ewigalten wesentliche Züge der neuen, fortschreitenden Zeit in seiner reichen Persönlichkeit

Digitized by Google

vereinigte. So streng er an den Grundwahrheiten des Christenthums hielt oder vielmehr in ihnen lebte, so erschien ihm doch zugleich engherziger Zwang im religiösen Denken und Leben als Entweihung des Heiligen, und der engherzige Pietismus, der in fromme Redensarten und Gebehrden die Religion einzwengt und „kein freies, lichtvolles Wort weder sagen noch ohne Entsetzen hören kann, sich ärgert über jedes frohe Gesicht, jeden Genuß der Natur und Kunst, und sich ärgert an Handlungen des schändlichsten Geizes und der peinlichsten Härte," — diese „peinliche Frömmigkeit" war seiner Natur ebenso zuwider als das Pochen auf ererbte Lehrsätze, die unverstanden und gedankenlos nachgesprochen werden, und er war daher stets bemüht, vernünftige Erkenntniß und lichtvolle Begriffe zu erlangen und zu geben. So hatte er auch von diesen Seiten manche bittere Angriffe zu erleiden. Am heftigsten und feindseligsten aber waren die Angriffe, welche vom Lager der Aufklärung aus gegen ihn gerichtet wurden, die meist auf boshafter Entstellung der Wahrheit wenn nicht auf völliger Erdichtung beruhten. So stand es mit dem Vorwurf der Schwärmerei. Lavater gab einigen Anlaß dazu: aber sein helldenkender, Wahrheit suchender Geist war von Schwärmerei weit entfernt. Noch weniger Schein hatte der Vorwurf der Unduldsamkeit für sich. Den ersten Anlaß dazu gab seine Zuschrift an den jüdischen Weltweisen Moses Mendelssohn in Berlin. Lavater hatte im Jahre 1770 die von dem Engländer Bonnet herausgegebenen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion übersetzt; diese widmete er jenem Manne, den er kennen und als Denker und Charakter hochschätzen gelernt hatte, und forderte ihn in der Zuschrift öffentlich auf, diese Beweise zu widerlegen, oder, wenn er's nicht vermöge, zu thun, was Sokrates im gleichen Falle gethan haben würde. Es war eine Uebereilung des von Christusliebe glühenden jungen Mannes; als auch Freunde solch' einen öffentlichen Schritt mißbilligten, nahm er ihn öffentlich zurück, Mendelssohn aber erkannte in der Antwort die edele und reine Absicht an, und beide Männer ehrten und liebten einander nach wie vor. War es auch immer Lavaters Herzenswunsch, jedermann in der Gemeinschaft dessen zu sehen, in dem er sich selig und stark fühlte, so duldete, ja schätzte er doch in großherzigster Weise jede eigene Ueberzeugung, jede wirkliche Eigenthümlichkeit, wenn

Digitized by Google

sie nur mit Redlichkeit und Aufrichtigkeit gepaart war, und seine Liebe ließ ihn glauben, daß der allmächtige Gott zu dem einen Quell alles Lebens die Seinen auf mehr als einem Wege führe, daß die Wirksamkeit Christi an keine Schranken gebunden sei und auch in vielen geheimnißvoll ihr Werk treibe, die nichts von Christo wissen wollten (das meinte er von Göthe bis an's Ende). Nur den wollte er nicht zulassen, der „in der Qualität eines christlichen Bruders zu ihm käme und leugnete, daß JEsus der Messias und HErr sei; sonst berühre er niemandes Willenfreiheit, Glaubens- und Denkfreiheit." Auf diese Weise war es ihm möglich mit all' den geistig bedeutenden Männern verschiedenster Richtung unbefangen zu verkehren, das Gute in jedem anzuerkennen, von jedem zu lernen, mit vielen in innigster Freundschaft zu leben. Bei dieser Geistesart war auch nichts unsinniger als der weitere Vorwurf, Lavater sei geheimer Katholik oder gar Jesuit. Den äußeren Anlaß dazu bot die Freundschaft, die er mit frommen Katholiken, wie dem trefflichen Bischof Sailer, pflegte, und die er auch gegen den Grafen Stollberg bewahrte, als derselbe zur katholischen Kirche übergetreten war. Der Unterschied der Kirchen und Konfessionen hatte für Lavater überhaupt keine große Wichtigkeit, weil ihm alles ankam auf das Lebensverhältniß zu Christo. „Wer Christum lieb hat," sagt er gegenüber jenen Anschuldigungen, „und ihn von Herzen seinen HErrn nennt und sich durch seine Lehre bestimmen läßt, ist ein Christ und ein Heiliger, er heiße Jesuit oder Akatholikus, Vernunftheld oder Schwärmer." Den übergetretenen Freund fordert er auf: Werde die Ehre der katholischen Kirche! Von sich selbst aber erklärt er offen, er werde niemals Katholik werden, weil er nicht von Formen abhänge sondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo ansehe; weil er keines Sterblichen Sklave, wohl aber ein eigenwillenloser Knecht Christi werden möchte; weil er sich keine Tugend, Vollkommenheit und Seligkeit denken könne, die der redliche Christ nicht außer derselben wenigstens ebenso leicht wo nicht leichter erreichen könnte. Katholik ist ihm gleichbedeutend mit Aufopferer aller Denk- und Gewissensfreiheit d. i. Entsager aller unveräußerlichen Menschenrechte. Eine Kirche, die ihre für irrig erklärten Kinder verbrenne, könne er nicht als unfehlbar verehren; eine unduldsame Kirche könne

Digitized by Google

ihm keine nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die boshaften Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergossen. „Ich glaube aber", sagt er am Schluß, „der Geist geistet, wo er will, und das Wort Gottes ist nicht gebunden. Lasset uns unsere Rechtgläubigkeit durch die vollkommenste Liebe beweisen."

Wegen der Huldigungen, die er überall auf seinen Reisen empfieng, wurde ihm nicht nur Eitelkeit vorgeworfen sondern auch das Streben, sich zum Haupte einer Sekte zu machen. Allerdings waren seine Reisen förmliche Triumphzüge. Das Volk strömte in Schaaren herzu, stieg auf Tische und Stühle, um den verehrten Mann zu sehen und ein Wort von ihm zu hören; sogar viele katholische Bauern kamen, als er in Neuwied predigte, um den berühmten und frommen St. Lavatus zu sehen, und sein Aufenthalt in Bremen war eine ununterbrochene Kette der ausgesuchtesten Auszeichnungen. Er hatte in der That auch alle Gaben, einen großen Anhang an seine Person zu fesseln; aber nichts lag ihm ferner als Sektenstiftung: es ist Gottes Wille, daß es nur einen Lavater gebe, war seine Meinung. Was aber den Vorwurf der Eitelkeit betrifft, der ihm so hartnäckig gemacht wurde, so scheint allerdings mancherlei: die mehr als zweihundert Bilder, die er von sich machen ließ, das starke Hervortretenlassen seiner Person in seinen Schriften, das Andringen im Mittheilen und Belehren — dafür zu sprechen; allein man muß bedenken, daß seine Verehrer und Freunde ihn dazu drängten, und der Trieb zu nützen und zu geben ihn manchmal weiter trieb, als die Vorsicht erlaubte. Von Gefallsucht und Heuchelei war der Mann sicherlich frei, der sich so tief und täglich vor Gott demüthigte. Aber die Feinde begnügten sich nicht mit den angeführten Anklagen. Die schaamlosesten Verläumdungen und Erdichtungen, er habe falliert, sei unter Kuratel gestellt, sei von Sinnen und in die Zwangsjacke gebracht und dergleichen wurden in Umlauf gebracht, um seinen Charakter zu verdächtigen und ihn bei dem Volke in Mißkredit zu bringen. Er, einer der größten Liebhaber der Menschheit, hatte von einem Theil seiner Zeitgenossen so viel Haß und Schmach erdulden müssen wie selten ein Mensch. Er litt viel dabei, nahm es aber geduldig hin und sprach sich höchstens in seinen „Herzenserleichterungen an Freunde" darüber aus;

Digitized by Google

er sah es auch ungern, wenn seine Freunde sich für ihn erhoben. Das Gebet und die Arbeit, die Liebe seiner Gemeinde und seiner Freunde gaben ihm den Trost, den er bedurfte.

Ehe der treue Bekenner und Dulder eingieng in das Land der Herrlichkeit, nach dem sein Auge sehnend schaute, sollte er, wie er es als Jüngling gethan, nun auch als Greis noch handelnd und leidend es bewähren, daß der echte Bürger des Himmelreichs auch ein rechter Bürger seines irdischen Vaterlandes ist. Die Wirren und Leiden, welche die französische Revolution über die Schweiz brachte, riefen den muthigen Zeugen der Wahrheit auf den Plan. Als in seinem Canton das Volk sich gegen die Obrigkeit auflehnte, stand er wie ein Friedensengel zwischen den Parteien, stiftete Versöhnung und verhinderte Blutvergießen. Als die französischen Waffen die schweizerische Verfassung stürzten, das neue helvetische Direktorium unter französischem Schutze das einst freie Volk tyrannisch drückte und aussaugte, und dieß alles unter dem lügnerischen Namen der Freiheit, da trieb ihn Vaterlandsliebe und Gerechtigkeitsgefühl, der Sprecher seines gedrückten Volkes zu werden. In dem „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" hält er den Franken in feuriger Sprache die Verbrechen vor, die sie gegen die Schweiz begangen. Er predigt sonntäglich mit Freimuth, „was die gesunde Lehre zu reden gebietet," er tröstet und unterstützt die Gedrückten, er protestiert gegen die Gewaltthaten des Direktoriums — bis auch endlich ihn die Strafe der Deportation trifft. In einem kleinen Badeorte wird vollführt, was man in Zürich nicht gewagt. Dragoner und Bajonette begleiten seinen Wagen; er bleibt gutes Muth und scherzt, so vornehm sei er noch nie gereist. Man hatte in einem Briefe von ihm die Frage gefunden, aus welcher Nation der Antichrist kommen werde; ein anderer erwähnte ein Geschenk der Kaiserin aus Rußland für wohlthätige Zwecke: darauf stützte sich die Anklage wegen Hochverrath. Lavater vertheidigte sich würde- und wurde ehrenvoll freigelassen. Mit unendlichem Jubel empfiengen die Seinigen den Zurückkehrenden. Die Freude dauerte aber nicht lange. Am 25 September 1799 besiegte Massena bei Zürich die östreichisch-russische Armee; Tags darauf wurde die Stadt von den Siegern geplündert. Da hörte Lavater an einem Nachbarhause, das von zwei Frauen bewohnt wurde, einen Grenadier

Digitized by Google

mit Ungestüm Wein fordern; er geht heraus und reicht ihm das verlangte. „Dank dir, Bruderherz," sagt der Soldat beim Weggehen. Aber wenige Augenblicke darauf wendet sich derselbe im Grimm gegen seinen Wohlthäter, der vor einem trunkenen Soldaten Schutz suchen will, und ein Schuß von seiner Hand versetzt ihm die Todeswunde (wahrscheinlich hatte er inzwischen den Namen Lavaters erfahren, in dem er den Feind der Freiheit und Aufklärung haßte). Aber noch sollte er über ein Jahr in schweren Leiden seinen HErrn verherrlichen. Er ertrug sie mit stiller Ergebung, und die Vorstellung that ihm wohl, durch das Uebermaaß seiner Leiden von dem Gesammtleiden, welches die Menschheit zu erdulden habe, seinen Brüdern einen Theil abzunehmen. Sein Geist blieb frisch, seine Thätigkeit dauerte ununterbrochen fort. Er schrieb Briefe und Gedankenblätter für seine Freunde, Ansprachen an seine Gemeinde und die vortrefflichen „Briefe über das Deportationswesen." Im September 1800, am Buß- und Bettage, konnte er noch ein Mal zu der versammelten Gemeinde sprechen und mit ihr das Abendmahl feiern. Wie der greise Apostel St. Johannes sein „Liebet euch unter einander," so rief er noch ein Mal den Seinen zu, was der Grundgedanke seines Lebens war: „Ruhig ist keine Seele, als die so sich vor dem HErrn demüthigt, als die, welche auf ihn sieht, als die, welche an ihn sich hält." Seinem Mörder, der nach seinem Wunsche nicht aufgesucht wurde, verzieh er von Herzensgrund; er schrieb ihm das Gedenkblatt: „Gott vergebe dir so, wie ich dir von Herzen vergebe! Leide nie, was ich um deinetwillen gelitten. Ich umarme dich, Freund, du thatest unwissend mir gutes." Noch konnte er das neue Jahrhundert begrüßen. „Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen, wirst du mit dem Jahrhundert kommen? O fleht: es komm, wer flehen kann. Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden! Es kommt mit grenzenlosen Freuden, macht ihm durch fromme Demuth Bahn!" So schloß sein letztes Lied, das er drei Wochen vor seinem Tode mit zitternder Hand niederschrieb. Am zweiten Tage des neuen Jahres wurde er von seinem Leiden erlöst. Die Klänge eines Neujahrsliedes stiegen von der Straße herauf an das Lager des mit dem Tode Ringenden. „Betet! betet!" lispelte er den Seinen zu, es waren seine letzten Worte. Den Seinen hatte er oft versprochen, nach dem Tode bald in dieser, bald

Digitized by Google

in jener Gestalt, unerkannt oder halberkannt, ihnen zu erscheinen: seine Liebe ließ ihn hoffen, was nicht geschah. Im Chor der Peterskirche liegt er begraben; auf dem Denkmal, welches die dankbaren Mitbürger ihm dort errichteten, stehen diese Worte: „Was er, der treue Zeuge seines HErrn, in diesem Tempel sprach, und was er schrieb und that und litt, war alles eins: Beförderung des Reichs der Wahrheit und der Liebe!“

Matthias Claudius.

Wer das Angesicht dieses Mannes im Bilde sieht mit den milden Zügen und dem langen, schlichten Haar, der hält ihn sicherlich für einen Pastor. Und ein Prediger ist Matthias Claudius auch gewesen, nur in seiner sonderlichen Art. Auf einer Kanzel hat er nie gestanden, und fragt man, was er eigentlich gewesen sei, so ist die Antwort gar nicht leicht. Man könnte ihn am ersten einen Literaten oder Zeitungsschreiber nennen, doch auch das nicht nach heutigen Begriffen. Er war ein gar besonderer Mann, und nur das eine steht fest, daß er ein Zeuge Christi gewesen ist zu einer Zeit, wo dieß Zeugniß selten und sehr verachtet war.

Er entstammte einer echten Pfarrerfamilie, welche schon seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts und bis heute dem lutherischen Schleswiger und Holsteiner Lande viele Pastoren gegeben hat. Auch sein Vater Matthias Claudius war Pastor zu Reinfeld, einem Flecken unweit Lübeck, und diesem wurde am 15. August 1740 unser Matthias geboren. Der Geist des väterlichen Hauses war sicherlich der einer innigen Gottesfurcht. Dafür spricht neben andern Andeutungen besonders das schöne

Digitized by Google

Denkmal, das er seinem 1773 verstorbenen Vater am Schlusse des zweiten Theiles seiner Werke setzt:

— Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.
Träufte mir von Segen dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Wie viel der Sohn an Keimen geistlichen Lebens aus dem Vaterhause mitgenommen haben mag, ist verborgen geblieben; ja, diese Keime sind sicherlich eine Zeitlang zurückgedrängt worden — sein innerer Lebensgang zeigt mehr das Bild eines Mannes, der mühsam kämpfend sich durcharbeitete zum Licht der Wahrheit — aber wer will behaupten, daß nicht doch der spätere Mannesglaube an jenen verborgenen Keimen eine Anknüpfung gefunden habe?

Matthias wollte ein Prediger werden, wie seine Väter es gewesen waren. Er bezog, nachdem er die lateinische Schule zu Plön im Holsteinschen durchgemacht hatte, 1759 die Universität Jena, um da Theologie zu studieren. Aber ein Brustleiden, das sich zum Blutspeien steigerte, nöthigte ihn davon abzustehen, und er wandte sich dem juristischen Studium zu, jedoch ohne rechte Neigung und sonderlichen Eifer. Was ihn damals innerlich beschäftigte, waren vornehmlich sprachliche Studien und Mathematik. Die akademischen Lehrer vermochten mit ihrer trockenen Methode keinen Einfluß auf ihn zu gewinnen. Meinten sie gleich in ihren dürren Begriffen und Formeln den Stein der Weisen zu haben, so konnte doch diese Art von Wissenschaft den gemüthvollen Jüngling nicht befriedigen. Später zeichnet er in seinen Schriften ein Bild der damaligen akademischen Weisheit in dem Magister, welcher beweist, daß ein Student ein Student und kein Rhinozeros sei, weil ja sonst ein Rhinozeros auch ein Student sein müsse, und diesen Satz die Hauptstütze der ganzen Weltweisheit nennt, welcher weiter lehrt, ohne die Weltweisheit könne man keinen Gedanken von Gott haben, und von Berg und Thal, von Sonne und Mond spricht, als wenn er sie hätte machen helfen. Auch schon in den unreifen Dichterversuchen seiner Universitätszeit verlangt unser Claudius,

Digitized by Google

die Wissenschaft soll dem Menschen einen wirklichen Nutzen bringen und dem Wohle der Menschheit dienen, obgleich er damals nichts von christlicher Erkenntniß und wirklichem Heilsverlangen zeigt. Er fieng zeitig an seinen Weg selbständig zu gehen, wie er je länger je mehr ein einsamer Wanderer wurde. Nur von einer Seite her ist er mit dem damaligen Weltgeist tief verflochten gewesen. Unter den Gebildeten jener Zeit ward Dichtkunst und schöne Literatur nicht nur schlechtweg als die höchste Blüthe des menschlichen Geistes geschätzt sondern der Kultus des Genies war ihm geradezu an die Stelle der Religion getreten. Claudius nun gieng in seiner Jugend in diese Geistesrichtung ein, vielleicht ist er eine Zeitlang ziemlich darin aufgegangen, und erst Hand in Hand mit dem Wachsthum seines inwendigen geistlichen Lebens löste er sich später davon los. Er hat es freilich auch erfahren müssen, daß fast alle die großen Geister, die ihn eine Zeitlang ihrer Beachtung und selbst ihrer Freundschaft würdigten, ihn als einen mystischen Schwärmer aufgaben und sich von ihm abwandten. Sein Zurückgehen von der Theologie war entscheidend für seinen spätern Lebensweg. Claudius schien damit seinen Lebensberuf verfehlt zu haben; er war in der That zum geistlichen Amte wie geschaffen und hat es überhaupt zu keinem andern festen Beruf gebracht. Aber wie die Zeit einmal war, hat er durch sein freies christliches Laienzeugniß nur um so mehr gewirkt, und indem er jener schöngeistigen Richtung sich zuwandte, ward ihm ein Weg gewiesen, den er dann später auch als der Zeuge seines Heilands eingehalten hat. Er ist in seinen Schriften ein Prediger geworden für die Gebildeten, die sich von dem Worte Gottes so vornehm abwandten; er überkam den schweren Beruf in seiner Art ein Prediger in der Wüste zu werden. Dieß alles bahnte sich durch seine Führung auf der Universität schon an, obgleich es damals noch in keiner Weise an ihm hervortrat.

Er bildete vielmehr nach seinem Abgange von der Universität eine sonderbare Gestalt. Ein ordentliches Fachstudium hatte er nicht getrieben, war kaum zu einem Amte geschickt und hatte eine wahre Scheu vor jedem praktischen Amte, wollte nur ungebunden nach seines Herzens Trieb und Bedürfniß arbeiten, seinen Gedanken nachhängen und sich innerlich aus-

Digitized by Google

bilden, wobei lebhafter Freundschaftsverkehr eine große Rolle spielte; vorzüglich gewann der Dichter Klopstock Einfluß auf ihn. So lebte er bis 1768 berufslos im elterlichen Hause, und dazwischen nur ein Jahr lang in Kopenhagen als Sekretär eines Grafen in Holstein; sein Zug nach der Stille ließ ihn nicht länger da aushalten. Seine Eltern mögen ihn voll ernster Sorge um seine Zukunft angesehen haben, und doch lag im Jünglinge ein gesunder Kern, der gerade im stillen Pfarrhause mitten in einer am Glauben der Väter in kirchlicher Sitte festhangenden Gemeinde fruchtbar zu werden begann. Claudius hat in diesen Jahren in Reinfeld wieder angefangen in der Bibel zu lesen und sie lieb zu gewinnen. Als er 1768 endlich aus dem Vaterhause nach Hamburg übersiedelte, um dort an einer Zeitschrift zu arbeiten, die der schönen Literatur diente, hatte er bereits eine positive Stellung zum Evangelium gewonnen; nur war es noch mehr Geheimniß seines Herzens, das sich wohl wenig herausgab. Er kam in Hamburg in den lebendigsten Verkehr mit geistig bedeutenden Männern wie Vorwek, Lessing, welche zum Christenglauben theils in einem losen, theils in gar keinem Verhältniß mehr standen, und Claudius konnte um der Berührung in der schönen Literatur willen diesen Verkehr ertragen, wenn er ihm auch je länger je schwerer wurde. Der Hauptpastor Götze daselbst war einer der hervorragensten Vertreter der kirchlichen Orthodoxie, die aber damals in ihrem gesetzlichen Eifer kein Entgegenkommen hatte für einen noch keimenden, unfertigen Glauben. Claudius schätzte den unerschrockenen Zeugenmuth in dem Manne hoch, aber er fühlte sich nicht zu ihm hingezogen; er schlug auch als Glaubenszeuge seinen einsamen Weg ein, ohne sich an die Orthodoxie anzulehnen. „Es ist patriotisch," sagt er, „in einem hohen Sinne des Worts, die alte Form unverletzt zu erhalten und sich für ein Tüttel des Gesetzes todt schlagen zu lassen. Und wenn das ein orthodoxer Herr Pastor heißt, so könnt ihr für so einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch sonst was orthodox." Seine stille Abneigung gegen die Orthodoxie wurzelte jedenfalls nicht in einer Halbheit seines eigenen Glaubens sondern in dem, was er nebenbei an den Orthodoxen seiner Zeit wahrnahm, und was doch nicht zur Orthodoxie gehörte.

Mit dem Jahre 1771 beginnt nun sein charakteristisches

Digitized by Google

Wirken. Der Buchhändler Bode ließ von diesem Jahre an eine kleine sehr unscheinbare Zeitung, den Wandsbecker Boten, erscheinen, die außer den politischen Nachrichten auch je einen „gelehrten" oder „poetischen" Artikel bringen sollte, und für diesen letzteren hatte Claudius zu sorgen. Er siedelte deshalb noch in demselben Jahre nach Wandsbeck über, einem Marktflecken eine Stunde von Hamburg entfernt, wo er denn seine bleibende Stätte auf Erden gefunden hatte. Dort hat er seinen Hausstand gegründet, sich später auch ein eigenes Haus gekauft und vom Ertrag seiner Feder gelebt, wobei es freilich immer sehr knapp hergieng, so daß er bis in das höhere Alter hinein kaum aus den Sorgen herauskam. Weder der Wandsbecker Bote noch mancherlei Uebersetzungs-Arbeiten, noch seine im Selbstverlage herausgegebenen gesammelten Werke, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, in acht Theilen von 1774 bis 1812 erschienen, wollten genügen, den nöthigsten Lebensunterhalt zu schaffen. Nur ein Jahr von 1776 bis 1777 hat er es anderswo versucht; durch Herders Bemühungen erhielt er die eigenthümliche Stelle eines Oberlandkommissiarius in Darmstadt mit achthundert Gulden Gehalt. Man hatte dort nach einer menschenfreundlichen Idee eine Oberlandkommission eingeführt, welche unbegrenzt nach allen Seiten hin die Hilfsquellen des Landes verbessern und den Volkswohlstand mehren sollte. Die Sache blieb aber in der Luft schweben, und der ehrliche Claudius wollte nicht sein Brot mit Sünden essen. Da er nichts ausrichten konnte und überdem in eine tödtliche Krankheit verfiel, die er dem dortigen Klima zuschrieb, brach er kurz ab und zog wieder nach seinem lieben Wandsbeck zurück. Auf die schwere Frage aber, was nun werden sollte, antwortete er: Uebersetzen, Fortsetzung von Asmus herausgeben und „Befiehl du deine Wege."

Er stand nämlich damals schon nicht mehr allein. 1772 hatte er in Wandsbeck seine Rebecka gefunden, sein Bauermädchen, wie er sie zu nennen liebte, und in ihr einen großen Schatz. Sie war zwar nur eines Zimmermanns Tochter, arm und ohne weitere Bildung als die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt, aber fromm, fröhlich, verständig, liebenswürdig und von ungewöhnlicher Schönheit. Sie hat sich in der Ehe an und nach ihrem Manne so heran gebildet, daß auch die

Digitized by Google

vornehmsten und geistreichsten Freunde des Hauses in ihrem Lobe eins sind. Sie hat ihm geholfen beten und tragen alles, was ihn bewegte, sie war eine Ehefrau nach dem Herzen Gottes. Ihm aber, der kein bestimmtes Amt hatte, wurde seine Ehe und Hausstand die nöthige Schule der Selbstverleugnung. Nun konnte er nicht mehr in sich versinken oder in Selbstsucht verknöchern, vielmehr entfaltete sich im häuslichen Leben seine reiche Liebe, und dasselbe wurde ihm ein Hauptfeld treuer Arbeit und Pflichterfüllung und damit auch sein Freudenquell. Die Geburt jedes Kindes feiert er mit dankendem Herzen, ja er läßt uns an den kleinsten Angelegenheiten seines Hauses bis zum Durchbrechen des ersten Zahnes mit Theil nehmen. Seine Familie ist ihm eine der werthesten Gaben seines Gottes, ein Heiligthum, und er möchte auch in weitern Kreisen seines Volkes diesen echt deutschen Zug wieder erwecken helfen. Vermöge seiner sinnigen Anlage bedurfte er nicht starken Reizes von außen, um sich freuen zu können, sondern sah jede kleine Freude, die ihm Gott an den Weg legte, und hob sie auf, konnte sich auch welche schaffen, wenn keine da war. Der fröhliche, neckende Ton seiner Schriften hat ihm viel Freunde erworben auch unter denen, die seinem Glauben fern standen.

Freilich tritt dieser Ton je länger je mehr namentlich vom vierten Theil seiner Werke an zurück und macht einem größeren Ernste Platz. Mancher kennt deshalb nur die ersten Theile und hat die späteren nie gelesen, weil darin zu ernstlich in die Geheimnisse des Glaubens eingegangen wird. Obgleich die Christen unserer Zeit, Dank den wiedererschlossenen alten Schätzen der Kirche, die damals sehr vergraben lagen, an Erkenntniß des Heils dem Wandsbecker Boten leicht voraus sein können, so ist doch die Art, wie er die göttlichen Geheimnisse behandelt, wahrhaft erbaulich und kann namentlich solchen Seelen, die noch im Suchen der Wahrheit stehen, von großem Segen sein. Denn er giebt seine Erkenntniß nie als ein fertiges, angelerntes Ding, er hält die Wahrheit nicht als ein Gesetz vor, dem man sich beugen müsse, sondern will für sie werben, preist sie als das beste, was wir haben, und zeigt, wie sie überall einem wirklichen Bedürfniß der Seele entgegenkomme. Ohne daß er von sich spräche, läßt er doch immer die Erfahrungen seines Herzens reden; dabei will er nicht klüger sein,

Digitized by Google

als er ist, nicht mehr wissen, als er weiß, bleibt vor manchem Geheimniß des Gottes Wortes, das ihm noch zu tief und hoch ist, demüthig stehen und sieht es nur voll Ehrfurcht an. Diese nüchterne Wahrhaftigkeit ist wohl als der eigentlich charakteristische Grundzug des ganzen Mannes anzusehen, in Scherz und Ernst blickt sie gleichmäßig aus allen seinen Worten hervor. Kann sie ihn öfter zu völliger Nichtachtung der Form bringen, so drückt sie doch all seinen Werken jenes Gepräge des unmittelbarsten Lebens auf, das so kräftig und wirksam ist. Er sagt: „Wir Vögel singen nicht egal, der singet laut, der andre leise, Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall, ein jeder hat so seine Weise," oder dasselbe mit anderen Worten: „Wo so nach Menschenbeifall geangelt wird, da ists nicht recht rein und richtig." Seine Schriften sind denn auch nicht gemacht, der Mehrzahl zu gefallen, sie werden aber allen gefallen, welche die Wahrheit lieb haben.

Nach seiner ganzen Art denkt er nicht daran, die Bedenken der natürlichen Vernunft von vorn herein niederzuschlagen. „Wer Recht hat, wird wohl Recht behalten." Aber er hat seinen weidlichen Spott mit den Leuten, „die den Johanniswurm der allgemeinen Vernunft, statt ihn auf der Erde seiner Heimath fortkriechen und glänzen zu lassen, über die Religion aufsteigen lassen, wie die Knaben ihren Drachen," und meint: „Die Religion nach der Vernunft verbessern, kommt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte", und wiederum: „Ich möchte die Philosophie einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen bildhauen und schnitzen will, der verlangt mehr von dem Hasenfuß, als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen." Nach anderer Seite hin ist er wieder unermüdlich im Kampf gegen die Selbsttäuschung unwahrer Gefühle. „Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts dagegen, und darum kanns einem leid thun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen." So setzt er den Fall: „Die See ist stürmisch, das Schiff will sinken, Du bist auf dem andern Schiff und siehst die armen Nachbarn die Hände ausstrecken und um Hilfe schreien. Bist Du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setze

Digitized by Google

Dich hin und mache eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffes, sammt wie die Leute geschrieen und was Dein Herz für Mitleid gefühlt habe. Ist Dirs aber Ernst mit dem Mitleid, so gehe und bitte den Schiffer, daß er das Boot dran wage und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen." Von der Freundschaft schreibt er: „Wenn Du den Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt der Peter den Paul wieder, und das heißen sie dann Freundschaft." Die weltübliche Gottesfurcht nennt er den leibhaftigen Bedienten hinten auf der Kutsche, der dasteht als Schild, daß honette Leute im Wagen sind, übrigens aber gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp, wohin sie wollen, und der Herr da hinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Besonders gern redet er vom Tode. Ist doch der Tod gegenüber der Eitelkeit des irdischen Sinnes der kräftigste Zeuge von der Wahrheit Gottes. Claudius hat schon in seiner Jugendzeit nicht über den Tod hinkommen können, und am Tode ist ihm die Herrlichkeit des Christenglaubens aufgegangen. „Die Leute fürchten sich vor einem Todten," sagt er im Anfang des ersten Theiles, „weiß nicht warum. Es ist ein rührender, heiliger, schöner Anblick einer Leiche ins Gesicht zu sehen, aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille, blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck und die Spur der Verwesung ihr Halsgeschmeide und der erste Hahnenschrei zur Auferstehung."

Es ist wohl ein Zug innerer Verwandtschaft, durch den er mit Vorliebe zum Johannes geführt wurde. „Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, am liebsten aber lese ich im Sankt Johannes. In ihm ist etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht und durch sie hin der schnelle, zuckende Blitz! Ein sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große, volle Mond leibhaftig! Ich verstehe lange nicht alles, was ich lese, aber auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hineinsehe, habe ich doch eine Vorempfindung von einem großen, herrlichen Sinn, den ich mal verstehen werde." Er klagt dabei, daß die meisten neuen Erklärungen des Johannes nur an dem Abendgewölk kräuseln, und der Mond dahinter gute Ruhe habe. Ja die Kirche seiner Zeit brachte ihm wenig Förderung in seinem geistlichen Leben; daher mag es kommen,

Digitized by Google

daß er eigentlich nie von der Kirchenlehre ausgeht sondern unmittelbar an die heilige Schrift anknüpft, und da wieder an den Mittelpunkt, die Person des HErrn. In den köstlichen Briefen an Andres, die zu dem schönsten zählen, was er geschrieben hat, hebt er zum Beispiel an: „Du möchtest gern mehr von unserm HErrn Christus wissen, Andres! Wer möchte das nicht? Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig. Und was nun in der Bibel von ihm steht, das habe ich gelesen mehr als ein Mal, nnd nehme es, so wie es da steht, ohne zu- noch abzuthun." Nachdem er dann von der Erlösung gesprochen hat, sagt er: „Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an." Ein anderer Brief beginnt: „Du frägst, welche Geschichten mir die herrlichsten dünken? Alle, Andres, alle! Ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand, seine Schuhriemen sind mir heilig. Wenn er sagt: Friede sei mit Euch! so haben wir unser ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Friede in seinem Munde heißt." Und zum Schlusse lautet es: „Daher sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an, um daraus zu lernen: nicht, was ich noch wissen muß, um glauben zu können, sondern was ich noch vergessen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mir haften kann." Es ist nicht möglich hier mehr Proben auszuziehen. Wer kennt nicht sein schönes Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen", und seine Auslegung des heiligen Vaterunsers! Der ganze Asmus verdient eben heute noch gelesen zu werden. Und sollten wir auch manches finden, was unserm heutigen Geschmack nicht mehr recht zusagen will, köstliche Goldkörner von Wahrheit und göttlicher Weisheit sind reichlich darin. Die Hauptsache aber ist an dem Manne, daß er das alles nicht im Winkel geredet und geschrieben hat, sondern hat es mit kindlichem Glauben und starkem Muthe seinen gebildeten Zeitgenossen als geistige Nahrung vorgesetzt und nicht angesehen, ob sie über ihn die Achseln zuckten. Ja, er ist ein Prediger in der Wüste

Digitized by Google

gewesen, und solche sollen in der Christenheit nicht vergessen werden.

Der alte Bote ist erst am 21. Januar 1815, kaum vor der Flucht vor Napoleon nach seinem lieben Wandsbeck zurückgekehrt, selig entschlafen. „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel" war sein letztes Gebet, und sein letztes Wort: „Gute Nacht, gute Nacht!"

Jung Stilling.

Unter den Männern Gottes, die im Laufe der Zeiten für die Sache des HErrn gelebt und gewirkt haben, sind mir wenige so lieb als Jung Stilling. Andere mögen bedeutender oder in der Kirchengeschichte bekannter sein, selten aber hat sich die göttliche Vorsehung so sichtbar und wunderbar verherrlicht, als in Jung Stillings Lebensgeschichte. Man hat sein Leben ein Schauspiel der Führungen Gottes genannt. Aus der Hütte schlichter Eltern führte ihn der HErr hinauf bis zu den Stufen der Throne, aus der Schneiderwerkstatt auf das Katheder und in die Studierstube des Gelehrten, dessen Bücher durch die ganze Welt von allen Freunden des christlichen Glaubens mit Freude und Dank gelesen wurden. Mochten sich auch noch so viele Hindernisse ihm entgegenstellen, die göttliche Vorsehung wußte sie alle zu überwinden und ihn wenn auch oft auf steilen und dunklen Wegen dem Ziele zuzuführen, zu dem ihn Gott von Kindheit an bestimmt hatte. Man kann über seinen Lebenslauf das Wort der Schrift setzen: „Sein Rath ist wunderbar und führet es herrlich hinaus," oder Paul Gerhardts Vers dabei beten: „Was er sich vorgenommen, und was er

Digitized by Google

haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel."

Wir erzählen seine Lebensgeschichte, wie er sie selbst schön und anmuthig in Jung Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft und in den Mittheilungen aus seinem späteren Leben uns erzählt hat und möchten dadurch dem Leser Lust machen dieses köstliche Buch selbst zu lesen und sich daraus zu erbauen.

Stillings Geburtshaus stand in den schönen grünen Thälern und Bergen des Landes Westphalen, mitten in einer wunderbaren, die Herrlichkeit des HErrn Zebaoth predigenden Natur. Hier, im Dörfchen Grund, nicht weit vom Marktflecken Hilchenbach oder Florenburg, wie ihn Stilling nennt, wo auf waldumkränzten Bergen die alte Ginsberger Schloßruine in die weiten Lande schaut, lebte seit langen Jahren die westphälische Bauernfamilie der Stillinge. So weit Stillings Erinnerungen und die Erzählungen im Elternhause zurückreichten, waren seine Vorfahren fromme und wackere Männer gewesen, aber keiner von ihnen so sehr wie Stillings Großvater väterlicherseits, der alte Eberhard Stilling. Er war nur ein schlichter Kohlenbrenner, der jeden Montag Morgen in den Wald seinem Handwerke nachgieng und Sonnabend Abends wieder zu den Seinigen zurückkam. Aber bei aller äußeren Einfachheit war der alte Eberhard doch eine priesterliche, vom Geiste Gottes gesalbte Erscheinung. So ungefähr muß Vater Abraham in seinem Hause zu Mamre gelebt und unter den Seinen gewaltet haben. Er war ein hochgewachsener Greis im Silberhaar mit dem Frieden Gottes in seinem immer heiteren und freundlichen Angesicht, dabei wurde er von allen die ihn kannten so geliebt und geehrt, daß in seiner Gegenwart sich keiner einen unziemlichen Spaß erlaubt hätte. War er Sonntags zu Hause, so wanderte er regelmäßig mit seiner ganzen Familie eine Stunde Weges nach Florenburg zur Kirche, oder er unterhielt sich auf seinem Ehrenplatz vor dem alten eichenen Familientische über allerhand weltliche und geistliche Dinge, und mit seinem schlichten Verstande traf er oft besser die Wahrheit als die Gottesgelehrten seiner Zeit, deren Kopf voll Wissen, aber deren Herz ohne Glauben und Liebe zu Gott war.

Unter seinen sechs erwachsenen Kindern, die ihm seine

Digitized by Google

Hausfrau Margarethe geboren, hatte sein zweiter Sohn Wilhelm am meisten des Vaters Art geerbt; nur körperlich fehlte ihm des Alten Rüstigkeit, er war schwach an den Füßen und ernährte sich deshalb vom Schneiderhandwerk, während er den Winter über Schule hielt und die Kinder des Dorfes im Lesen, Schreiben und im Katechismus unterrichtete. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre heirathete der Schullehrer Heinrich Stilling die Tochter eines alten, frommen, aber seiner Sonderlichkeiten wegen von seinem Amte entsetzten Predigers, und beide Eheleute verlebten im Hause Eberhard Stillings eine glückliche Zeit. Dortchen, so hieß Stillings Frau, war eine zarte und sanfte Natur voll Empfindsamkeit und inniger Liebe. Stundenlang konnte sie Abends im Mondschein in dem Ginsberger Schloß ihren Gefühlen nachhängen oder Sonntags Nachmittags mit ihrem Manne unter erbaulichen Gesprächen in den zerfallenen Mauern spazieren gehen. Der Frühling machte auf sie keinen besonderen Eindruck, während der Herbst mit seinen gelben Blättern und verwelkten Blumen ihre Seele mit einer unaussprechlichen Wehmuth erfüllte. So mochte etwa ein Jahr oder darüber vergangen sein, als am 12. September 1740 zur Freude der ganzen Familie ihnen ein Sohn geboren wurde, der in der Florenburger Kirche bei der heiligen Taufe den Namen Heinrich erhielt.

Vom Vater hatte der Knabe den Ernst und die Gottesfurcht, von seiner Mutter die milden Züge des Gesichts und das sanfte, gefühlvolle Herz geerbt. Leider gieng sie bereits bald nach der Geburt ihres Kindes in die ewige Heimath, nach der sie, ohne es selbst recht zu wissen, schon längst eine tiefe Sehnsucht gehabt hatte, und so war der Knabe der alleinigen Erziehung des Vaters überlassen. Diese Erziehung hatte etwas schönes, war dabei aber doch so einseitig wie möglich. Wilhelm Stilling verlor über der Sehnsucht nach seinem über alles geliebten Dortchen alle Lebensluft und zog sich nun Jahre lang ganz in die Einsamkeit zurück. In der Oberstube des Hauses, die ihm sein Vater eingeräumt, führte er mit seinem Sohne, abgeschieden von aller Welt, ein stilles Einsiedlerleben. Sein Herz theilte sich in die wehmüthige Erinnerung an das selige Dortchen und in die Liebe zu seinem Kinde, in dem er der Mutter Bild wiederfand. War der Knabe früh, gleich nach

Digitized by Google

Sonnenaufgang erwacht, so mußte er knieend vor dem Bette sein Morgengebet verrichten; dann lehrte ihn sein Vater Lesen und den Katechismus, und nun saß er Stunden und Tage lang und vertiefte sich in allerhand geistliche und weltliche Bücher, die sein Vater von den benachbarten Frommen sich ins Haus bringen ließ. Der Kaiser Oktavianus, die Geschichte von den vier Haimonskindern und von der schönen Melusine, Arnolds Leben der Altväter und Reizens Historie der Wiedergeborenen wußte er in- und auswendig, und bald lebte des Knaben Phantasie nur noch in diesen Erzählungen, während er von der Welt, wie sie wirklich war, wenig oder gar nichts wußte. Bis in sein siebentes Jahr hatte er noch keins von den Nachbarskindern gesehen, und auch im Ginsberger Walde durfte er seine Spielplätze nicht weiter ausdehnen, als der Vater von seinem Fenster übersehen konnte. So einsam er hier war, ebenso sehr belebte seine Einbildungskraft die ganze Gegend. Dort war die ägyptische Wüste, wo der heilige Antonius als Einsiedler gelebt hatte, dort die Türkei, wo der Sultan und seine Tochter, die schöne Makrobilla, wohnten, wieder in einer andern Gegend der Brunnen der Melusine; und es gab für den Knaben keine größere Wonne als täglich zu diesen Stätten zu wallfahrten und eine ganze Welt von alten Heiligen und Rittern um sich hervorzuzaubern.

So wuchs Heinrich Stilling als eine Art Wunderkind heran; mit seinem regen Geist faßte er alles, was er las und hörte, schnell auf, so daß die ganze Familie sich nicht genug verwundern konnte, und der alte Eberhard über ihn seine Gedanken hatte und sagte: „Der Junge entfleugt uns, die Federn wachsen ihm größer als je einem aus unserer Freundschaft, wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle.“

Allmählich aber mußte Wilhelm Stilling einsehen, daß er sich für immer doch nicht von der Welt abschließen könne, er fieng deshalb wieder an Schule zu halten, besuchte zum ersten Mal mit seinem Knaben die Florenburger Kirche und das Grab der geliebten Mutter; die größte Lust aber war es für unseren Heinrich, wenn er seinen Großvater in den Wald zu seiner Kohlenbrennerei begleiten durfte, und der alte Eberhard ihm die Geschichte seiner Voreltern erzählte. Daneben wan-

Digitized by Google

derte er täglich, seine geliebten und zerlesenen Bücher unterm Arm, den schönen Weg über Berg und Thal nach Florenburg in die lateinische Schule.

Da sollte in dem bisher so heiteren und glücklichen Leben des Knaben der erste Verlust eintreten. Vater Eberhard Stilling hatte zuletzt sein Handwerk aufgegeben, um die Tage des Alters ruhig mit den Seinigen zu verleben. Voll Dank und Zufriedenheit blickte er auf ein langes und gesegnetes Leben zurück, und über nichts sprach er mit seiner Hausfrau Margarethe, seiner Tochter Mariechen und seinem Enkel Heinrich lieber als von der zukünftigen Herrlichkeit, auf die sich seine ganze Seele freute. Nachdem Gott der HErr noch kurz vorher durch ein wunderbares Gesicht im Walde ihn darauf vorbereitet hatte, kam sein Ende heran. Er fiel beim Decken seines Hauses vom Dach und starb nach wenigen Tagen still und im Frieden Gottes. „Lebt wohl," das waren seine letzten Worte, die er mit leiser aber vernehmlicher Stimme zu den Seinen sprach, „im schönen Himmel sehen wir uns bald wieder." Hoch oben auf dem Florenburger Kirchhof, der Kirchthüre gegenüber, schläft er unter grünem Gras und Blumen bis zur fröhlichen Auferstehung.

Seitdem der alte Eberhard Stilling zu seinen Vätern gegangen war, schien es, als sei auch der alte Geist aus dem Stillingshause gewichen, und das unruhige Jagen und Rennen nach irdischem Gut kehrte darin ein. Statt des alten Eberhard zog einer seiner Schwiegersöhne in das leer gewordene Haus, aber er war kein Stilling, wie seine Voreltern, und trauernd mußte der junge Heinrich und die alte allmählich erblindende Margarethe in ihrer Ofenecke mit ansehen, wie alles jetzt ganz anders wurde. Der eichene Tisch voll Segen und Gastfreiheit wurde mit einem gelben, ahornen, voller verschlossener Schubladen, vertauscht und bekam seine Stelle auf dem Boden hinter dem Schornstein. Heinrich wallfahrtete zuweilen zu ihm hin, legte sich neben ihn und weinte. Nur der Schulmeister Wilhelm wohnte noch immer in der Oberstube, und Heinrich gieng nach wie vor in die lateinische Schule, oder er mußte seinem Vater beim Schneidern helfen. Der Winkel am Fenster, wo er saß und nähte, nahm sich wunderbarlich genug aus, die Fensterscheiben waren mit Sonnenuhren bemalt, ebenso befand sich

Digitized by Google

eine große Sonnenuhr an der Decke der Stube, und ein astronomischer Ring von Fischbein, den er beim Ausgehen auch als Taschenuhr benutzte, hieng an einem Faden vor dem Fenster, alles genau und richtig gezeichnet. So kam seine Konfirmation heran, und kurz darauf beriefen die Bauern in Zellberg den wegen seines Wissens schon weit und breit bekannten Stilling zu ihrem Schulmeister. Ein größeres Glück hätte unserm jungen Gelehrten nicht widerfahren können, denn nun konnte er der Nähnadel und Schneiderwerkstatt den Rücken kehren und hatte die schönste Zeit zum Lesen und Studieren, woran doch einmal seine ganze Seele hieng. An freien Stunden dazu fehlte es ihm in Zellberg auch nicht; auf einem verstäubten Bücherbrett fand er die Gedichte Homers und die wunderlichen Schriften des Meister Jakob Böhme, der in Görlitz in seiner Schusterwerkstatt über den Urgrund und das Wesen der Dinge die tiefsinnigsten Gedanken niedergeschrieben hatte. Stilling schwärmte voll Wonne, und eine neue Welt that sich vor ihm auf. Nur mit dem Schulehalten wollte es ihm nicht nach Wunsch gehen, er konnte es seinem eigensinnigen Pastor Stollbein nicht recht machen, und nach einem glücklich verlebten Sommer mußte er seinen geliebten Schülern Lebewohl sagen und wieder zu seinem Vater zurück. Schlechter noch fast ergieng es ihm in einer andern Stelle, welche er um Weihnachten antrat, und es dauerte nicht lange, so saß er zum zweiten Mal am Nähtisch bei seinem Vater, der inzwischen, vierzehn Jahre nach Dortchens Tode, sich wieder verheirathet hatte. Gott der HErr aber wußte andern Rath. Er wurde zuerst Lehrer in dem Dorfe, in dem seine Eltern damals wohnten und darauf Schulmeister in dem großen, wundervoll gelegenen Kirchdorfe Preisingen. Hier in Preisingen gefiel es ihm zuerst vortrefflich, er konnte nach Herzenslust lesen, lernen und dem Lauf der Sterne nachsehen, und das ganze Dorf war glücklich darüber, wenn der junge Schulmeister an den milden Sommerabenden vor den Thüren ihre Kinder so schöne Lieder singen ließ. Als er aber in seiner Unschuld eine neue Lesemethode einführen wollte, um den Schülern das Lernen leichter zu machen, wurden seine Bauern ihm bitterböse, und das Ende vom Liede war, daß er mit blutendem Herzen sein Bündel schnüren und das Elternhaus wieder aufsuchen mußte.

Digitized by Google

Dieß Mal war sein Empfang nicht der freundlichste. Sein Vater überhäufte ihn mit Vorwürfen, die Mutter wollte gar nichts von ihm wissen, und nun brach das Leiden über den armen Schulmeister herein, der es keinem recht machen konnte, und, wenn er am Ziel seiner Wünsche stand, immer wieder von einem bösen Mißgeschick in die alte drückende Lage zurückgeworfen wurde. So schwer es ihm auch fiel, so mußte er sich doch wieder zur Nähnadel bequemen, und nur ab und zu blieb ihm eine freie Stunde zum Lesen. Hinter ihm lag seine Jugend wie ein goldenes Land schöner und lieber Erinnerungen, aber um so trüber und hoffnungsloser sah er in die Zukunft. So verlebte er den Herbst in tiefer Schwermuth, bis ihn zu Weihnachten das Glück von neuem anlächelte, indem die Klefelder Bauern ihn zu ihrem Schulmeister wählten. Es war das die schönste Kapellenschule im ganzen Salenschen Lande, und Stilling trat sein neues Amt mit den besten Vorsätzen und von den Segenswünschen seines Vaters begleitet an. Alles gieng eine Zeit lang vortrefflich, aber bald meldete sich das alte Mißgeschick. Böse Menschen wußten ihn durch Ränke und Verleumdungen aus seinem Amte zu verdrängen, und um Michaeli 1760 saß er wieder bei seinem Vater hinter dem Schneidertisch und nähte. Darin hätte er sich nun wohl schon gefunden, allein sein Vater stellte ihn auch ans Dreschen. Den ganzen Winter über mußte er früh um zwei Uhr aus dem Bett und auf die kalte Dreschtenne. Der Flegel war ihm erschrecklich. Seine Hände wurden voll Blasen, und die Glieder zitterten ihm vor Schmerz und Müdigkeit. Das schwerste aber war für Stillings weiches und liebebedürftiges Herz, als er fühlte, wie sein Vater das Vertrauen zu ihm verlor und ihm mehr und mehr seine Liebe entzog; er fuhr ihn oft hart an und ließ ihn alle schwere Arbeit verrichten, mochte es ihm sauer werden oder nicht, so daß das Vaterhaus ihm allmählich zum Grauen wurde, und er es auf die Länge darin nicht mehr aushalten konnte. Da, als er eines Morgens seine trostlose Lage überdachte, war es ihm, als spräche eine innere Stimme das Abrahamswort zu ihm: „Gehe aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause und aus deinem Vaterlande in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Nun überkam ihn plötzlich eine tiefe Ruhe, und sein Entschluß stand fest, in die Fremde

Digitized by Google

zu gehen. Der Abschied von seinem Vater war herzlich und im Frieden. Wie der alte Tobias befahl er ihn in den Schutz der heiligen Engel. Stilling saß noch ein Mal auf dem Florenburger Kirchhof an den Gräbern Eberhards und Dortchens, dann packte er sein Hab und Gut, vier Reichsthaler, drei alte Hemden, Scheere und Fingerhut in einen Reisesack, überblickte am Morgen, als die Sonne den Nebel durchbrach, unter Thränen die Stätten, wo er bisher gelebt und gelitten hatte, und pilgerte an seinem dornenen Stabe getrost die breite Heerstraße nach Elberfeld. Das geschah am Ostermontag, als Stilling zweiundzwanzig Jahre alt war.

Wir müssen nun unsern jungen Stilling auf seiner Wanderschaft begleiten. In Elberfeld wollte es ihm nicht gefallen, er wanderte deshalb durch das schöne, gesegnete Wupperthal weiter und hatte auch bald in einem Städtchen bei einem braven und frommen Meister als Schneidergeselle Arbeit gefunden. Das Haus, in dem er seinen Wanderstab niederlegte, war eine Hütte Gottes bei den Menschen, und Stilling verlebte darin ohne die geringsten Sorgen dreizehn glückliche Wochen. Wenn Meister und Geselle unter christlichen Gesprächen bei ihrer Arbeit saßen oder Sonntags Nachmittags die umliegenden Berge durchstreiften und die wunderbaren Lande bis zu dem stolzen, grünen Rheinstrom in der Ferne überschauten, so erinnerte ihn alles an die liebe Heimath und an die Tage seiner Jugend, und er wußte nicht Dankesworte genug zu finden, daß der HErr ihn gerade hierher geführt hatte. Es wurde ihm klar, wie alle seine bisherigen Leiden nur Läuterungsschulen gewesen waren, durch die der himmlische Vater ihn von seinem verkehrten Hochmuth und von der Sucht, etwas großes in der Welt zu werden, hatte heilen wollen, und er schloß einen Bund mit Gott, wenn es sein Wille wäre, sein Leben im niedrigen Stande zu beschließen und gar keine eitlen Wünsche mehr zu hegen.

Allein wer kennt nicht das menschliche Herz, dieses trotzige uud verzagte Ding, das seinen Eigenwillen so leicht nicht fahren läßt! Das sollte auch Stilling zu seinem Schaden erfahren. Eines Sonntags erzählte ihm der Schullehrer des Städtchens von einer Hauslehrerstelle bei einem reichen und vornehmen Herrn, die er, wenn er wolle, erhalten könnte, und

Digitized by Google

nun erwachten mit einem Male seine alten Wünsche mit neuer Stärke, alle seine Vorsätze waren vergessen, und trotz der Einreden seines Gewissens und seiner christlichen Freunde warf er Elle und Fingerhut bei Seite und wurde wieder Lehrer. Aber wenn auch der HErr die Seinen manchmal aus seiner Schule entlaufen läßt, so holt er sie doch immer zu rechter Zeit wieder ein. Das Haus des Herrn Hochberg, so hieß Stillings neuer Prinzipal, war recht dazu angethan, ihm seinen eigenwilligen Entschluß gründlich zu verleiden. Eltern und Kinder betrachteten den neuen Hauslehrer seiner armseligen Kleidung wegen nur als einen verkommenen Abenteurer und sahen mit Mißtrauen und Geringschätzung auf ihn herab, und gerade das konnte er am allerschwersten ertragen. Von früh bis spät saß er in seiner engen Schulstube, keine Menschenseele war da, der er sein Leid hätte mittheilen können, und seine zerrissene Kleidung hinderte ihn sogar ins Gotteshaus zu gehen. Es war wohl die schwerste Zeit seines ganzen Lebens, eine rechte Feuerprobe der göttlichen Zucht und Heimsuchung. Mit jedem Tage mehrte sich seine innere Angst, und zuletzt war ihm sein Leiden aus seinem bleichen Gesicht und seinen tiefen, hohlen Augen zu lesen, daß es einen Stein hätte erbarmen können. So dauerte sein Zustand bis ins andere Jahr, wo Gott der HErr ihm endlich ins Herz gab, seinen Leiden ein Ende zu machen. Ohne jemandem im Hause etwas davon zu sagen, packte er seine paar Habseligkeiten in ein Bündel und wanderte, froh, aus seiner Hölle erlöst zu sein, ohne ein eigentliches Ziel, auf der nächsten Landstraße in die Ferne, der Vorsehung des himmlischen Vaters sich überlassend, der die Vögel nährt und die Lilien kleidet und deshalb auch seine Kinder nicht verlassen kann. Sein altes Lieblingswort: „Der HErr wirds versehen" ließ ihn auch dieß Mal nicht im Stich. Noch an demselben Tage lenkte Gott seine Schritte in das gastfreundliche Haus des lieben, gottseligen Meisters Jakob Becker im Städtchen Rade vorm Wald, der den armen, verlassenen Wanderer an seinen Tisch nahm und ihm Arbeit versprach. Bei ihm fand Stilling seinen Frieden wieder. Meister Becker wurde ihm ein Freund und Bruder; er borgte sich Geld, um ihm statt seiner abgerissenen Kleider einen neuen stattlichen Anzug anzuschaffen. Beide verlebten im Umgange mit den benachbarten

Digitized by Google

Stillen im Lande, die sie häufig besuchten, glückselige Stunden, und bis in sein spätestes Alter gedachte Stilling nie anders als mit Rührung und Dankbarkeit des barmherzigen Samariters, der in seiner schwersten Noth ihm ein Retter und Friedensengel geworden war. Der Wunsch, höher in der Welt zu steigen, war jetzt für immer bei ihm überwunden, und er wollte ein Schneider bleiben, bis es Gott gefallen würde, etwas anderes aus ihm zu machen.

Nun war aber auch für den HErrn die Zeit gekommen, wo er den durch Leiden aller Art Geläuterten dem Ziele zuführen konnte, für welches er ihn von Kindheit an bestimmt hatte. Einer von Meister Beckers christlichen Freunden, ein reicher Kaufmann, Spanier mit Namen, bot Stilling eine Stellung in seinem Hause an; zwar weigerte er sich anfangs darauf einzugehen, endlich aber willigte er doch ein, weil er darin einen Wink Gottes erkannte, und nun verlebte er in Herrn Spaniers Hause nicht weniger als sieben volle Jahre, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung wurden. Neben dem Unterricht der Kinder seines Prinzipals und der Aufsicht über dessen Eisenhämmer hatte er Muße genug, die so lange vergessenen Bücher wieder hervorzusuchen. Er lernte die alten und neuen Sprachen, las die Werke der bekanntesten Philosophen und der berühmten deutschen und englischen Dichter, und lebte sich bald in die Wissenschaften so hinein, daß er endlich daran denken konnte, den Lieblingswunsch seines Lebens zu erfüllen und zum Studieren auf die Universität zu gehen. Herr Spanier rieth ihm zur Arzneikunst, und er selbst hatte dazu auch Lust und Liebe, aber woher sollte er zu einem so schweren und kostspieligen Studium das Geld nehmen? Gott der HErr wußte wieder Rath. Nicht weit von Elberfeld, in Ronsdorf, wohnte ein gläubiger und vortrefflicher Kaufmann, Peter Heydes. Hier lernte Stilling die älteste unter dessen zehn Kindern, seine geliebte Christine kennen, ein kränkliches aber frommes und sanftes Mädchen. Er verlobte sich mit ihr ohne seine Vernunft deshalb lange um Rath zu fragen und nur der inneren Herzensstimme folgend, als er eines Nachts an ihrem Krankenbette wachte; und nun gab ihm sein Schwiegervater hundert Reichsthaler, mit denen er im Vertrauen auf

Digitized by Google

Gottes fernere gnädige Führung nach Straßburg auf die Universität gieng.

Man kann sich denken, daß Stillings Glaube in der Zeit, wo er studierte, auf manche harte Probe gestellt wurde. Bei seiner Ankunft in Straßburg war seine Baarschaft auf dreiunddreißig Thaler zusammengeschmolzen, davon sollte er die theuren Vorlesungen bezahlen und das Leben in der kostspieligen Universitätsstadt bestreiten. Oft wollte er selbst recht kleinmüthig werden, aber dann sagte er sich: „Gott fängt nichts an, was er nicht herrlich hinausführt. Nun ist es aber ewig wahr, daß er deine gegenwärtige Lage ohne dein Zuthun so geordnet hat. Folglich ist es auch ewig wahr, daß er alles mit dir herrlich hinaus führen wird." Und wollten seine Freunde ihn wegen der Zukunft besorgt machen, so antwortete er lächelnd und ruhig: „Der HErr wirds versehen." So geschah es auch. Stilling that das seine, indem er unermüdet arbeitete und studierte, und Gott ließ es dafür an seiner wunderbaren Durchhilfe nicht fehlen. Einmal hatte er gerade nicht mehr als einen Thaler in seiner Kasse und bat deshalb den HErrn recht dringend ihm zu helfen. Da kommt eines Morgens, ohne das geringste davon zu ahnen, ein Freund zu ihm und sagt: „Sie haben, glaube ich, kein Geld mitgebracht, ich will Ihnen sechs Karolinen leihen." Ein anderes Mal sollte er ein Kolleg mit sechs Louisdors bezahlen, und wenn er sie nicht auftreiben konnte, wurde sein Name aus der Zuhörerliste gestrichen. In seiner Noth schloß er seine Thür zu, warf sich in einem Winkel auf die Kniee nieder und rang mit Gott um Hilfe und Erbarmen. Um sechs Uhr mußte er das Geld haben. Da klopft es um fünf Uhr an seine Thür, der Hauswirth tritt ein, erkundigt sich, wie ihm das Zimmer gefällt, und fragt dann, scheinbar ganz zufällig, ob er auch Geld mitgebracht habe oder etwas erwarte. Nun schüttet ihm Stilling unter Thränen sein Herz aus, und der andere zahlt ihm sofort mit Freuden acht blanke Louisdors auf den Tisch. Aehnliche wunderbare Erfahrungen wiederholten sich häufig, und Stillings Glaube wurde dadurch trotz der Zweifelluft, die damals in Straßburg unter den Studenten wehte, nicht wenig gestärkt. Mochten seine Freunde und Tischnachbarn nun auch noch so viele Vernunftgründe gegen die Bibel und den christ-

Digitized by Google

lichen Glauben ihm entgegengehalten, ihm war es innerlich zweifellos gewiß, daß JEsus Christus, der seine Gebete so augenscheinlich erhörte, dennoch der wahrhaftige Gott und das ewige Leben sei.

Nachdem er seine Studien beendigt und mit Ehren die nöthigen Prüfungen bestanden hatte, heirathete er, voll Lob und Dank gegen Gott, seine geliebte Christine, und ließ sich nun im Jahre 1772 als Arzt in Elberfeld nieder.

Aus dem armen Schulmeister und Schneidergesellen war so ein Doktor geworden, aber wenn er nun meinte, es seien damit alle Berge für ihn überstiegen, so war er damit sehr im Irrthum. In der Wohnung, wo das junge Paar seinen Ehestand anfieng, sah es dürftig genug aus, sechs Stühle, ein Tisch, zwei Betten, ein Paar Schüsseln und Teller bildeten den ganzen Hausrath, und fürs erste hatte es auch gar nicht das Aussehn, als würden sich diese Schätze so bald vermehren. Stillings Frau war fast beständig krank, ihm selbst fehlte es an der nöthigen Umsicht und Weltkenntniß, und auch mit der ärztlichen Praxis wollte es gar nicht nach Wunsch gehen. Bei den armen Leuten, die ihm nichts bezahlten, machte er in der Regel die glücklichsten Kuren, aber sollte er einmal bei einem reichen und vornehmen Patienten seine Kunst beweisen, so schien es, als habe Gott ihm seinen Segen entzogen.

In Folge dessen kehrten zu dem Hauskreuz, das ihm Gott durch das Leiden seiner Frau auferlegt hatte, auch noch Nahrungssorgen bei ihm ein, so daß ihm oft Morgens die Frage schwer aufs Herz fiel, wie er den Tag auskommen sollte. Statt seine alten Schulden zu bezahlen, mußte er immer neue dazu machen, die er noch viel weniger bezahlen konnte, und so wurde die Zukunft vor seinen Augen wieder dunkel und trübe, und er wußte nichts anderes zu thun, als sich blindlings in Gottes Vertrauen zu werfen und zu hoffen, wo nichts zu hoffen war.

Gerade in dieser schweren Zeit zeigte Gott der HErr unserm Stilling zum ersten Mal seinen eigentlichen Lebensberuf, zu dem alle seine bisherigen Schicksale nur eine Schule und Vorbereitung hatten sein sollen. Eines Tages ließ ihn ein fremder Patient zu sich in den Gasthof rufen. Stilling fand einen Kranken, den Kopf mit Tüchern umwickelt, der ihm aus dem Bett die Hand entgegenstreckte, daß er ihm den Puls

Digitized by Google

fühle. Er that es, erklärte aber, der Puls gehe ganz regelmäßig und gesund. In demselben Augenblick sprang der Kranke aus dem Bett, und sein Freund Goethe, mit dem er in Straßburg bekannt geworden war, hieng überglücklich an seinem Halse. Beide verlebten ein paar schöne Tage des Wiedersehens, und bei dieser Gelegenheit zeigte Stilling Goethen den ersten Theil seiner von ihm selbst niedergeschriebenen Lebensgeschichte. Dieser nahm sie mit und ließ sie, als er nach Weimar gekommen war, unter dem Titel: „Jung Stillings Jugend" drucken. Das merkwürdige Büchlein fand überall den größten Beifall, ebenso die Fortsetzung, die dann folgte, und das machte Stilling Muth, eine ganze Anzahl von andern christlichen Schriften und Erzählungen herauszugeben, wodurch er, wie wir später sehen werden, in einer Zeit des Abfalls und des Unglaubens dem Reiche Gottes so große Dienste erwiesen hat.

Ungefähr um dieselbe Zeit besuchte ihn eine alte staarblinde Frau aus Wichlinghausen und bat ihn, sie an den Augen zu operieren. Stilling waren zwar schon manche Augenkuren geglückt, vor einer Operation aber hatte er bei seinem weichen Gemüthe immer eine große Furcht gehabt, und er wollte deshalb nichts davon wissen. Endlich aber mußte er sich auf das dringende Flehen der Frau doch dazu entschließen, und gleich der erste Versuch gelang glänzend. Das war der Anfang der Staaroperationen, die Stillings Namen später weit über die Grenzen Deutschlands berühmt gemacht haben, und die er bis in sein hohes Alter fast immer mit glücklichem Erfolge und unter Gottes wunderbarem Segen fortgesetzt hat. Aeußeren Gewinn trugen ihm diese Kuren zwar wenig ein, da er sie fast immer umsonst verrichtete, aber tausende von armen Blinden, denen seine Hand unter Gottes Beistand das Augenlicht wieder gegeben, segneten in der Näh und Ferne, in Hütten und Palästen, mit Dank und Freudenthränen sein Andenken, und das war für ihn der schönste Lohn.

Trotz solcher Sonnenblicke wollten aber doch die Wolken der Sorgen und Anfechtungen, so lange er in Elberfeld als Arzt lebte, nicht weichen, und er begrüßte es deshalb mit Freuden, als der Kurfürst von der Pfalz ihn zum Professor für Landwirthschaft und andere verwandte Fächer an der neuen Akademie zu Kaiserslautern ernannte. Seine Freunde bezahlten

Digitized by Google

ihm in Elberfeld seine Schulden, und so reiste er mit seiner Frau und zwei Kindern in die neue Heimath.

Ueber die nun folgende Zeit in Stillings Leben dürfen wir schneller hinweggehn. Zwar erntete er in seinen Vorlesungen und durch viele gelehrte Bücher, die er schrieb, großen Beifall, doch fehlte es auch ferner nicht an mancherlei Prüfungen, die der himmlische Schmelzer über ihn verhängte, und die wie das Feuer des Goldschmidts und die Seife des Wäschers die letzten Flecken von seinem innern Menschen hinwegräumen sollten. Der schwerste Verlust war der Tod seiner geliebten Christine. Sie erkrankte gegen den Herbst des Jahres 1781, und obwohl eine Ecke in seiner Studierstube glatt vom Knieen und naß von Thränen wurde, gieng die liebe, fromme Dulderin noch in demselben Jahre heim. Nach ihrem Tode hat Stilling noch zwei Mal geheirathet, zuerst die edle und feine Selma von St. Florencourt, die als ein Engel Gottes ihm neun Jahre zur Seite gieng und durch ihre sparsame und umsichtige Haushaltung die bisherigen drückenden Geldsorgen ihm abnahm, und, nachdem auch sie gestorben, ihre gleichgesinnte Freundin Elisabeth Coing, welche der Tod erst auf seinem Sterbelager von ihm trennte. Von Kaiserslautern siedelte er mit der Akademie nach Heidelberg über, und von dort kam er als Professor der Staatswissenschaften nach der Universität zu Marburg.

Es war damals für unser deutsches Vaterland eine schwere und bewegte Zeit. Schon kamen aus Frankreich die Schreckensnachrichten über den Ausbruch der Revolution nach Deutschland herüber, und französische Revolutionsheere drangen über den Rhein, um ihre gottlosen und gefährlichen Grundsätze mit Feuer und Schwert dem armen, verführten Volke aufzuzwingen. Leider wurden sie in der Pfalz und den benachbarten Landen mit offenen Armen aufgenommen. Denn in Deutschland selbst hatten die revolutionären Anschauungen schon tiefe Wurzeln geschlagen, und der alte fromme Glaube der Väter galt bei einer großen Mehrzahl der Gebildeten für veralteten und abgethanen Aberglauben. Man schämte sich des einfachen Evangeliums und machte mit französischer Leichtfertigkeit über die Lehren und Geschichten der heiligen Schrift seine spöttischen Bemerkungen; selbst die Diener der Kirche, welche hätten helfen,

Digitized by Google

steuern und wehren sollen, standen zum Theil unter den Verräthern des Heiligthums in den vordersten Reihen. Da war es neben Mathias Claudius, dem lieben Wandsbecker Boten, vor allem unser Stilling, der in seinen Schriften ebenso milde und besonnen wie muthig und unerschrocken für den christlichen Glauben in die Schranken trat. Schon seine Lebensgeschichte mit ihren lebendigen Zeugnissen von dem Walten einer göttlichen Vorsehung hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, noch weit größeres Aufsehen aber machten die Schriften, die er nun nacheinander herausgab: „Die Sonnen aus dem Geisterreich", „Das Heimweh", „Der graue Mann", „Das Schatzkästlein", „Die Taschenbücher für Freunde des Christenthums" und andere mehr. Die Freunde des Christenthums wurden dadurch im Glauben gestärkt, viele Zweifler für den Glauben gewonnen, und Stilling blieb viele Jahre hindurch einer der beliebtesten und gelesensten Schriftsteller unseres Volkes. Vom „Heimweh" wanderte eine Menge Exemplare nach Amerika, nach Asien und überall, wo Deutsche wohnten; aus fast allen Theilen der Erde, selbst von den angesehensten Fürsten Europas und den berühmtesten Männern der damaligen Zeit bekam er Briefe in großer Zahl, worin sie ihm ihre Anerkennung und ihren Dank deswegen aussprachen.

Eine besondere Freude war es für Stilling, wenn er in den Ferien mit seiner Familie von Marburg aus weitere Reisen unternehmen konnte. Die schöne Gottesnatur, die ihn dann umgab, erinnerte ihn an seine liebe Heimath und an die glücklichen Tage seiner Kindheit; wohin er kam, traf er Freunde und Verehrer in Menge, die sich freuten den Mann persönlich kennen zu lernen, welcher ihnen aus seiner Lebensgeschichte und seinen andern Schriften schon längst lieb geworden war. In den größeren Städten, durch die er reiste, fanden sich gewöhnlich viele Staarblinde zusammen, um sich von dem berühmten Augenarzt operieren zu lassen, und Stilling kehrte jedes Mal, an Geist und Körper erfrischt, in die Heimath nach Marburg zurück.

Bei einer dieser Reisen kam er auch nach Karlsruhe und und machte dem Kurfürsten von Baden einen Besuch. Dieser fromme und edle Fürst hatte Stilling längst aus seinen Büchern lieb gewonnen und versprach ihm nun, ihn mit dem Titel

Digitized by Google

eines Geheimen Hofraths und einem ausreichenden Gehalt nach Heidelberg zu berufen, damit er hier, von allen Amtsgeschäften frei, nur seinem ihm von Gott zugewiesenen Beruf, der Schriftstellerei und den Staaroperationen, seine ganze Zeit widmen könnte. Mit dem innigsten Dank nahm Stilling dieses Anerbieten an, und nun verlebte er vom Jahre 1803 an in Heidelberg und später in Karlsruhe, umgeben von seinen Kindern und Enkeln und von vielen Freunden geliebt und hochgeehrt, noch vierzehn Jahre. Mit Preis und Anbetung blickte er auf die Dornenwege zurück, durch die der HErr ihn geführt, und nun sah er ein, wie alles, selbst das schwerste, nur Gnade und Weisheit und Liebe Gottes gegen ihn gewesen war. Kein Fremder reiste durch Karlsruhe, der nicht dem lieben Hofrath Jung, so hieß Stillings eigentlicher Familienname, seinen Besuch gemacht hätte; aus weiter Ferne kamen ihm Beweise der Dankbarkeit und Verehrung zu und flochten sich wie ein goldener Ehrenkranz um unseres Stillings greises Silberhaar; mit unzähligen bekannten und unbekannten Freunden stand er in Briefwechsel, so daß das Briefporto auf seiner Jahresrechnung bisweilen über tausend Gulden betrug. Daneben schrieb er nach wie vor seine Bücher, besonders eine große Zahl von kleinen erbaulichen Schriften für den gemeinen Mann. Auch seine Augenkuren und Staaroperationen setzte er bis an sein Ende fort, und mancher arme Blinde kehrte von Karlsruhe sehend wieder zu den Seinen zurück, und wußte zu Hause nicht genug von dem lieben Augendoktor zu erzählen, der ihn so freundlich aufgenommen und oft in seinem eigenen Hause ihn geheilt und verpflegt hatte. Bei dem zweitausendsten Blinden, den Stilling glücklich operiert hatte, hörte er auf weiter zu zählen.

Bisweilen wollten wohl wieder die alten Geldsorgen bei ihm einkehren, aber dann half der HErr, auf den er unerschütterlich fest vertraute, zur rechten Stunde jedes Mal wunderbar und überschwänglich. Am Schluß des Jahres 1813 zog ein Theil der russischen Armee durch Karlsruhe, die Kaiser Alexander von Rußland selbst anführte, und bei dieser Gelegenheit besuchte der Kaiser seine Schwiegermutter, die Markgräfin von Baden. Auf Stillings Wunsch bat diese dem Glauben zugethane hohe Frau ihren kaiserlichen Schwiegersohn, er möge

Digitized by Google

ihr doch einen Gefallen erweisen und dem Geheimen Hofrath Jung eine Audienz bewilligen. Der Kaiser aber wollte nichts davon wissen und blieb unerbittlich. Auf ein Mal wird er aufmerksam und fragt: „Wohnt hier nicht Stilling?“ Und als er erfährt, daß das gerade der Hofrath Jung sei, versetzte er, ja, mit dem habe er viel zu sprechen, doch wolle er sich das versparen, bis er wiederkomme. Später fand die Audienz auch wirklich statt. Als Stilling beim Kaiser vorgelassen wurde, sagte er ihm, daß er sich glücklich schätzte, den Befreier Deutschlands zu sehen. Das lehnte der Kaiser aber bescheiden ab, indem er alle Ehre Gott dem HErrn zuwies, und nun mußte Stilling sich setzen, und er trug dem Kaiser die Angelegenheiten der Kirche vor. Alexander hörte aufmerksam zu und versprach alles zu thun, um den christlichen Glauben unter seinem Volke zu fördern. Nun wurde von andern Dingen gesprochen, aber bald kam der Kaiser wieder auf die Religion zurück, legte Stilling die demüthigsten Geständnisse über sein eignes inneres Leben ab und fragte ihn, was er denn für die eigentliche praktische Uebung eines Christen halte. Stilling antwortete, die eigentliche wahre Praxis bestehe in drei Stücken, in der Uebergabe alles eigenen Willens, in der beständigen Einkehr und der Gemeinschaft des HErrn und in dem unablässigen inneren Herzensgebet. Das bewegte den Kaiser so, daß er Stilling beide Hände drückte und mit nassen Augen sagte: „Das ist auch meine innigste Ueberzeugung.“ Hierauf fragte er Stilling, welche unter allen christlichen Kirchen ihm die beste zu sein scheine. Stilling erwiederte: „Der HErr hat in jeder die Seinen.“ Beim Abschiede gelobten beide, dem HErrn treu zu bleiben bis in den Tod, dann schloß ihn der Kaiser in seine Arme, küßte ihn und entfernte sich. Nach der Tafel kam ein Kavalier zu Stilling, der ihm mittheilte, daß die Kaiserin ihm ein Jahrgehalt von dreihundert Gulden bewilligt habe, und noch von Rußland aus erhielt er durch den Fürsten Galizin in Alexanders Auftrage ein Mal zweitausend Gulden und später wieder dreitausend Thaler, die allen seinen Sorgen für immer ein Ende machten.

Stilling war bis in sein hohes Alter, ein Magenübel abgerechnet, körperlich fast immer frisch und rüstig gewesen, und jeder freute sich, wenn er dem hohen, stattlichen Greis mit dem

Digitized by Google

weißen Haar und dem ebenso freundlichen wie ernsten und geistvollen Antlitz begegnete. Mit dem Beginn des Jahres 1817 jedoch, als er siebenundsiebzig Jahre zählte, stellten sich allerlei körperliche Leiden bei ihm ein, und zu derselben Zeit erkrankte auch seine Frau Elise an einem unheilbaren Lungenübel. Es war ein erbaulicher Anblick, die beiden Alten neben einander auf ihrem Krankenbett zu sehen, wie sie sich zusammen auf ihren baldigen Heimgang und die selige Ewigkeit freuten. Der Wunsch seiner Frau gieng zuerst in Erfüllung: sie starb ruhig und mit ihrem Gott und Heiland verbunden am 22. Mai, und von nun an lebte Stilling selbst fast nur noch in der Ewigkeit, und fast alle seine Reden und Gedanken bezogen sich auf seinen nahen Heimgang. In den letzten Tagen vor seinem Tode, wo sein Bewußtsein schon umdunkelt war, schien es, als würde er von mancherlei inneren Anfechtungen beunruhigt, wenigstens beschäftigte er sich in seinen Gedanken viel mit den Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele und an der Wahrheit der christlichen Religion, und einmal sagte er im Halbschlafe zu seinen Kindern: „Sagt mir doch, wer ist der schwarze Mann da, der mich immer quält, seht ihr ihn denn nicht?“ — wie ähnliches auch von dem heiligen Martinus aus seinen letzten Stunden uns erzählt wird. Am vorletzten Tage vor seinem Tode aber waren alle diese Anfechtungen überwunden, seine Unruhe verwandelte sich in einen seligen, feierlichen Frieden Gottes, und er äußerte selbst: „Ich glaube, ich habe den Todeskampf ausgekämpft, denn ich fühle mich so allein wie in einer Einöde und doch innerlich so wohl.“ Sonst lag er still und gottergeben in seinem Arbeitszimmer, das, mit Blumentöpfen, Gemälden, Kupferstichen, und vielen Erinnerungszeichen von Freundeshand geschmückt, den Seinen immer wie ein Heiligthum vorgekommen, und aus dem so viel Segen für die Welt ausgegangen war. Oft wendete er sich mit seinen letzten Ermahnungen an seine Kinder, die mit sorgsamer Liebe sein Krankenbett umgaben. So sagte er einmal: „Lieben Kinder, befleißiget euch der wahren Gottesfurcht! Da meint man, es sei alles gethan, wenn man in die Kirche und zum Nachtmahl geht. Aber die gänzliche Ergebung in den Willen Gottes, beständiger Umgang mit ihm und Gebet, das ist es.“ Darauf betete er den Vers aus dem Hallischen Gesangbuch: „Ich rühme mich

Digitized by Google

einzig der blutigen Wunden, die JEsus an Händen und Füßen empfunden; drein will ich mich wickeln, recht christlich zu leben, bis ich einst himmelan fröhlich kann schweben," und erinnerte die Umstehenden: „Lernt brav Verse und Sprüche auswendig, man kann sie brauchen." Mit dem Herannahen seines Endes mehrte sich seine Ruhe und feierliche Stimmung, und in seiner Gegenwart konnte man nur beten. Alle mußten um sein Bett kommen, und er sprach mit voller Kraft und Geistesklarheit ein hohenpriesterliches Gebet, worin er zu Gott flehte, alle seine Kinder im Glauben an JEsus Christus zu erhalten und sie als Reben an ihm, dem himmlichen Weinstock, zu bewahren.

Am Morgen des 2. April nahte der Tod. Ein Geistlicher konnte nicht mehr geholt werden, und so entschloß er sich, als Hausprieſter, sich und den Seinigen das heilige Abendmahl zu reichen. Knieend empfiengen die Seinen aus seiner sterbenden Hand den Leib und das Blut des HErrn, und dann genoß er es selbst mit tiefer Bewegung. Nun folgten Stunden des Kampfes und der Todesnoth, bis gegen Mittag die erlöste Seele in Frieden heimgieng zur ewigen Herrlichkeit. Es war der Mittwoch in der Charwoche, am 2. April 1817, und die Mittagssonne, die ins Fenster blickte, schien ruhig und friedlich auf die milden Züge des großen Gottesmannes, der bis ans Ende die Treue gehalten und nun überwunden hatte in der Kraft Gottes. Sein Lieblingswort war erfüllt, das er einst einer Freundin ins Stammbuch geschrieben hatte: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen." Fünfzig Jahre nach seinem Tode, 1867, hat sich in seinem Heimathlande ein Verein gebildet, um zum Andenken an ihn, sowohl in der Nähe seines Geburtsortes, tief unten im Thal zu den Füßen des Ginsberger Schlosses, wie auch in Hilchenbach, wo er getauft und konfirmiert worden ist, ein einfaches Denkmal für ihn zu errichten. Schöner aber ist das Denkmal der Liebe, das er sich selbst durch seine unermüdete Arbeit im Dienste seines HErrn in den Herzen unzähliger frommer Christen aufgebaut hat. Möchte der freundliche Leser ein solches Denkmal ihm auch in seinem Herzen errichten!

Digitized by Google

Johannes Friedrich Oberlin.

Nur ein einfacher Pfarrer, aber ein Großer in Israel! Wollte die evangelische Kirche mit einem Kranze von Heiligen sich schmücken, der Pfarrer des Steinthals Johann Friedrich Oberlin wäre eine der schönsten Blüthen darin. „Die Vorsehung des Steinthals," „einen fast göttlichen Menschen" pflegte der Präfect des Niederrheines, Herr Lezai-Marnesia, diesen seltenen Pfarrer zu heißen, und schon die flüchtige Erzählung seines Lebens und Wirkens wird den Beweis liefern, daß diese fast überschwänglichen Ehrentitel ihm nicht mit Unrecht beigelegt worden sind. War Oberlins Wirkungskreis auch nur auf seine Pfarrei beschränkt, die Wirksamkeit, die er darin geübt hat, war so außerordentlich, daß auch Leute, die eine viel höhere Stellung in der Kirche einnehmen, den Hut nicht tief genug vor dem einfachen Pfarrer abnehmen können.

Am 31. August 1740 wurde Oberlin zu Straßburg geboren. Sein Vater, Professor am Gymnasium, war ein Mann voll Gottesfurcht, gleich ausgezeichnet durch männlichen Ernst wie durch kindlich heitere Laune. Seine neun Kinder hatte er zärtlich lieb und wohl erzogen. Eines Tages, als er gerade mit der ganzen Kinderschaar bei Tische saß, besuchte ihn sein Nachbar und sprach sein Bedauern darüber aus, daß er sieben so feurige, muntere Buben habe. „Ich," fügte er hinzu, „habe deren nur zwei und die sind ebensoviel Nägel zu meinem Sarge." „Mein lieber Nachbar," antwortete Vater Oberlin, „das sind mir die meinigen nicht, denn sie haben gehorchen gelernt und thun es gern. Und wenn jetzt der Tod hereinkäme und wollte mir eins von den Neunen nehmen — hier zog er seine Mütze ab und warf sie mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit gegen die Thür — so würde ich zu ihm sagen: Kerl, wer hat dir denn weiß

Digitized by Google

gemacht, daß ich eins zu viel hätte?" Wie der Vater hatte auch die Mutter den HErrn lieb. Sie war ein Engel von Sanftmuth und Herzensgüte und wurde von den Kindern aufs zärtlichste geliebt und erfurchtsvoll verehrt. Beide, Vater und Mutter, ließen es sich angelegen sein, ihre Kinder aufzuziehen in der Zucht und Vermahnung zum HErrn und mit dem eigenen Vorbild eines gottseligen Wandels ihnen voranzugehen. Das war natürlich ein großer Segen für unsern Oberlin. Schon in seiner frühesten Jugend hat er daher tiefe religiöse Eindrücke empfangen und es zu seinem Wahlspruch gemacht: „Wandle vor Gott und sei fromm." „Während meiner Kindheit und Jugend," bekennt er später, „hat es Gott gefallen, mein Herz oft zu rühren und zu sich zu leiten. Er drang bei meiner wiederholten Abtrünnigkeit mit einer Güte und Nachsicht in mich, die schwer zu beschreiben ist."

Die Tugenden, durch welche später der Mann so sehr sich auszeichnete: Unerschrockenheit, Barmherzigkeit, Opferwilligkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, die finden sich im Keime schon bei dem Knaben. Dem Bettelvogt, der einen armen Krüppel mißhandelt, tritt er muthig entgegen und flieht nicht, als er ihm einige Tage später in einem engen Gäßchen allein begegnet. Muthwillige Buben, welche einer Bäuerin ihren Korb mit Eiern umgestoßen, schilt er tapfer aus und ersetzt mit seinen Sparpfennigen der weinenden Frau den gehabten Verlust. Für ein armes Weib, das bei einer Tröblerin ein nothwendiges Kleidungsstück kaufen will und es nicht erhält, weil etliche Groschen an dem verlangten Preise fehlen, bezahlt er das fehlende Geld ohne sie etwas merken zu lassen. Die paar Pfennige, die er wöchentlich vom Vater erhält, spart er aufs sorgsamste, und es ist ihm eine große Freude, mit seinen kleinen Ersparnissen dem Vater aus einer augenblicklichen Verlegenheit helfen oder einer bedrängten Familie zu Hilfe kommen zu können. Morgenstunde hat Gold im Munde — das war schon des Knaben Loosung, Trägheit war ihm ein Gräuel. Er stand in der Regel sehr frühe auf, und um dabei ganz sicher zu gehen, legte er oft Scheiter Holz in sein Bett, damit das harte Lager ihm den langen Schlaf verleide.

In Folge seines rastlosen Fleißes bezog Oberlin schon in seinem funfzehnten Jahre die Universität Straßburg. Ursprünglich war es seine Absicht gewesen, Soldat zu werden, aber wahr-

Digitized by Google

scheinlich durch die geisteskräftigen Predigten des frommen Dr. Lorenz bewogen, entschloß er sich als Geistlicher in das Kriegsheer des himmlischen Königs einzutreten und studierte also Theologie. Die Hauptsache war ihm das gründliche Studium der Bibel und Luthers Mahnung: „Fleißig gebetet ist halb studiert," hat er schon als Student treulich befolgt. Von welchem ernsten christlichen Sinne der Jüngling beseelt war, davon legt ein feierliches Gelübde Zeugniß ab, mit dem er sich in seinem zwanzigsten Jahre dem HErrn seinem Gott zum ewigen Dienste verschrieb. Er hat dieses Gelübde schriftlich aufgesetzt und mit Siegel und Namensunterschrift versehen. Nur einige Stellen daraus! Nachdem Oberlin aufs demüthigste seine Sündhaftigkeit bekannt und aufs reumüthigste um Vergebung gefleht hat, fährt er fort: „Heiliger Gott, heut übergebe ich mich dir aufs feierlichste. Höret ihr Himmel, Erde, nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der HErr mein Gott ist. Vernimm meine Worte, o Gott, und schreibe in dein Buch, daß ich hinführo ganz dein sein will. Im Namen des HErrn der Heerschaaren entsage ich heut allen andern Herren, die früherhin mich beherrscht haben, den Freuden der Welt, den Begierden des Fleisches. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf, du Helfer, o barmherziger Vater, daß ich alles nur zu deinem Ruhme anwende und zum Gehorsam gegen deine Befehle gebrauche ... dein Wille, nicht der meinige geschehen; gebrauche mich, HErr, als ein zu deinem Dienste bestimmtes Werkzeug ... gieb, daß ich noch meinen letzten Athemzug zu deinem Dienst gebrauche ... Ich flehe zu dir in Demuth, da du weißt, welch ein trügerisch Ding es um das menschliche Herz ist, verleihe mir die Gnade, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in diesen Bund einzutreten und die Weihe zu bewahren, womit ich bei meiner Taufe geweiht worden bin. Der Name des HErrn sei mir zum ewigen Zeugniß, daß ich ihm dieses Gelübde unterzeichnet habe, mit dem festen, treuen Willen es zu halten." Zehn Jahre später hat er diesen Bund mit Gott feierlich erneuert und zweiundsechzig Jahre nach seiner Schließung die Worte daneben geschrieben: „HErr, habe Erbarmen mit mir!"

Digitized by Google

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien beschäftigte sich Oberlin eine Zeit lang mit der Ertheilung von Privatunterricht und nahm dann 1762 eine Hauslehrerstelle an bei einem berühmten und frommen Wundarzte Straßburgs. Von der Ueberzeugung, daß auch andere als theologische Kenntnisse einem Geistlichen trefflich zu Statten kämen, benutzte er den Aufenthalt in diesem Hause, um sich nicht unbedeutende medizinische Kenntnisse und chirurgische Fertigkeiten anzueignen, die er segensreich zu verwerthen später reichlich Gelegenheit fand. Nach drei Jahren gab er diese angenehme Stellung wieder auf, um sich mit ungetheilter Kraft auf seinen eigentlichen Beruf vorbereiten zu können. Da die äußerlichen Mittel des Kandidaten aber ziemlich knapp waren, so sah es ärmlich bei ihm aus, und Schmalhans war Küchenmeister. Indeß das focht den munteren Jüngling wenig an, mit gutem Humor setzte er sich darüber leicht hinweg, und auf eigenthümliche Weise wußte er sich zu helfen. In Ermangelung seidener oder leinener Bettvorhänge fabrizierte er sich welche von Papier, und wie seltsam war erst sein Kochapparat! Ueber seinem Tische hatte er ein eisernes Pfännchen aufgehangen, das ihm als Küche diente. Wenn er nämlich vom Mittagstisch im Hause seiner Eltern auf sein Dachstübchen zurückkehrte, nahm er sich ein Stück Brot mit, legte es Abends um acht Uhr in das Pfännchen, goß Wasser mit etwas Salz darüber und stellte die Lampe darunter, bei deren Schein er studierte. Und diese Mahlzeit, versicherte er lachend, bekomme ihm besser denn Leckerbissen.

Für einen solchen seltsamen und seltenen Kandidaten hatte der HErr aber auch eine ganz aparte Stellung ausgesucht, eine Stellung, wie sie sich freilich die meisten Kandidaten nicht wünschen, in der aber Oberlin reichlich Gelegenheit finden sollte, Gaben zu verwehrten, wie sie die meisten Kandidaten eben nicht besitzen. Es war eine rechte Hungerstelle, die man ihm antrug, und obgleich er bereits eine äußerlich viel glänzendere Berufung zu einer Feldpredigerstelle erhalten, freute sich Oberlin doch des Antrags und war bereit, ihm sofort Folge zu geben, wenn — alle Kandidaten, die dem Range nach vor ihm Anspruch auf Anstellung hätten, die Pfarrstelle ausschlügen und man seine Berufung zum Feldprediger rückgängig machte. Die Bedingungen, welche seine Demuth und Gewissenhaftigkeit gestellt, ließen sich leicht erfüllen. Ein

Digitized by Google

Stellvertreter für den ernannten Feldprediger fand sich bald, und die Kandidaten verzichteten gern auf die äußerst geringe Pfarrstelle zu Waldbach im Steinthal. Diese Pfarrei war aber gerade der rechte Platz für unsern Oberlin. Sehen wir uns zunächst das Feld ein wenig an, das er hier zu bebauen hatte!

Im nordwestlichen Abhange der Vogesen, etwa sechs Meilen von der altberühmten Stadt Straßburg, mitten auf den sogenannten Hoch- oder Feuerfelde, findet sich ein rauher Bergkessel, von hohen Felswänden umschlossen, der nach einem alten Ritterschlosse Stein den Namen Steinthal führt und einen Umkreis von ungefähr sechs Stunden hat. Es besteht dieses Thal aus zwei Kirchspielen: Rothan und Waldbach mit seinen vier Filialen. Das letztere, das Kirchspiel Waldbach war der eigentliche Schauplatz der Wirksamkeit Oberlins.

Das Klima des Steinthals ist rauh, der Winter beginnt schon mit dem September und dauert oft bis in den Juni hinein. Die höchst gelegenen Theile des Thals sind so unfruchtbar, daß die Rede sprichwörtlich geworden war: „Was ein Mann im langen Morgen gemäht hat, das kann ein Weib in der Schürze heimtragen." Obst und Getreide fand sich wenig, der Kartoffelbau lieferte einen so geringen Ertrag, daß er kaum die Aussaat wieder gab, und die Wiesen befanden sich im kläglichen Zustande. Von Verkehr mit der Außenwelt war wenig die Rede, da es an Verkehrsmitteln, Wegen und Brücken fast gänzlich mangelte. Und der Unwirthlichkeit des Bodens glichen auch die Bewohner. Die Steinthaler lebten in drückender Armuth, sie verschmähten nicht mit ihren Schweinen vielfach die Nahrung zu theilen und wohnten in elenden Hütten, die wie Schwalbennester an die Felsen angeklebt schienen. Sie redeten ein für den Fremden fast ganz unverständliches Kauderwälsch, giengen schmutzig und zerlumpt einher wie die Halbwilden und entbehrten auch der allerelementarsten Bildung. Die Schulen, die es gab, verdienten diesen Namen nicht, denn sie waren wirklich unter aller Würde schlecht. In ein niedrieges und schmutziges Zimmer war ein Haufe Kinder eingesperrt, die wild durcheinander lärmten. Der sogenannte Schulmeister konnte sie nicht zur Ruhe bringen und noch weniger sie etwas lehren, da er nach seinem eigenen Geständniß selbst nichts wußte. Er

Digitized by Google

war eigentlich der Schweinehirt von Waldbach, als er aber wegen seines vorgerückten Alters zu diesem Dienste unbrauchbar geworden war, hatte ihm die Gemeinde ihre Kinder zum Hüten übergeben. Was war natürlicher, als daß aus solchen Schulen ein rohes, verwildertes Geschlecht hervorgieng! Dazu hatte die Pfarrei das Unglück, mehrere Menschenalter hintereinander Personen zu Pfarrern gehabt zu haben, die als Seelenmörder aber nicht als Seelsorger an der armen Gemeinde gehandelt und wohl im Branntweintrinken und der Jagdlust aber nicht in der Gottseligkeit ihr als Beispiel vorangeleuchtet hatten. Was Wunder also, daß die Steinthaler, obgleich sie dem Namen nach evangelische Christen augsburgischer Konfession waren, nicht nur von den Grundlehren ihrer Kirche sondern selbst von den Hauptwahrheiten des Christenthums blutwenig wußten, daß die Bibel ihnen ein unbekanntes Buch geblieben, und daß sie fast wie die Heiden dahin lebten!

Es war also, ganz abgesehen von dem ärmlichen Gehalte der Stelle, gerade nicht verlockend als Pfarrer ins Steinthal zu gehen, denn es wurde nicht leicht ein Platz im Weinberge des HErrn gefunden rauher und steinichter und unfruchtbarer als die Pfarrei Waldbach. Doch als Oberlin zum Seelsorger berufen wurde, war der harte Boden schon ein wenig aufgelockert und urbar gemacht worden. Es war unmittelbar vor ihm ein Mann Pfarrer von Waldbach gewesen, der im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hatte. Stuber hieß dieser treue Knecht Gottes, den Oberlin nur seinen „vortrefflichen" Vorgänger zu nennen pflegte. Mit der Reformation der Schulen hatte Stuber sein Werk begonnen. Er hatte fähige junge Leute zu Schulmeistern gebildet, oder wie er sie nannte um den verachteten Schulmeisterdienst bei den Steinthalern in Ansehen zu bringen, zu „Herren Schulregenten." Er hatte auch ein Schulhaus gebaut, Schulbücher besorgt und es wenigstens dahin gebracht, daß die Kinder lesen lernten. Als die Kinder aber erst lesen konnten, wollten die Alten es auch lernen, und so hatte Stuber die Freude, auch viele Erwachsene im Lesen unterrichten zu können. Nun gab er ihnen die Bibel in die Hand, und damit die Leser auch verstünden, was sie lasen, so erklärte ihnen der eifrige Pfarrer die heilige Schrift Buch für Buch in der einfältigsten Weise. Stets aber behielt er die Hauptsache

Digitized by Google

im Auge und kam immer wieder darauf zurück: „Wir wollen ein Volk Gottes werden, Gott zeigt deutlich, daß er gutes mit uns vorhabe, wir können in hiesiger Stille und Einfalt so gar glücklich sein, wenn wir vor Gott wandeln — Gottes Arm ist nicht verkürzt, ungeachtet unserer äußerlichen bedrängten Lage kann er uns helfen, schützen, segnen — welche Freude ist es, eine unschuldige, redliche Gemeinde von Erlöseten JEsu Christi zu sein u. s. w.“ Sechs Jahre hatte Stuber im Steinthal gewirkt und manchen Segen geschafft, da folgte er einem vortheilhaften Rufe als Pfarrer in das Städtlein Barr jenseit des Feuerfeldes. Aber er behielt ein beständiges Heimweh nach seiner armen Gemeinde im Steinthal, der man zu seinem Nachfolger abermals einen höchst unwürdigen Menschen gegeben hatte, und als dieser vier Jahre später glücklicher Weise versetzt wurde, gab Stuber seine einträgliche Stadtpfarrei auf und kehrte nach Waldbach zurück, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Jetzt blieb er noch sieben Jahre und säete unter vielen Thränen guten Samen, dann glaubte er einen Ruf als Pfarrer nach Straßburg mit gutem Gewissen annehmen zu können, weil er in seinem dießmaligen Nachfolger Oberlin einen wahrhaft frommen, eifrigen, für das Steinthal ganz besonders geeigneten Mann, einen Hirten nach dem Herzen JEsu, gefunden hatte.

Am 30. März 1767 zog der siebenundzwanzigjährige Pfarrer in Waldbach ein. Oberlin erkannte sofort, daß in dieser Gemeinde ihm eine doppelte Aufgabe gestellt sei: vor allen Dingen das Heil der ihm anvertrauten Seelen, dann aber auch das leibliche Wohl seiner Gemeindeglieder aus allen Kräften zu suchen und zu fördern. Er wußte freilich, so gut wie irgend einer, daß geschrieben stand: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen,“ aber er wußte auch, daß die gar zu große leibliche Armuth und Noth große Gefahren für die Seelen hat, und daß der Mensch auch arbeiten solle im Schweiße seines Angesichts, damit er sein tägliches Brot habe. Es jammerte ihn des Volkes, das er geistlich und leiblich verkommen sah, und er gedachte mit Gottes Hilfe dem doppelten Elende entgegen zu treten. Gott hatte ihm auch für die äußere Noth seiner armen Steinthaler ein aufmerksames und verständiges Herz gegeben und eine geschickte Hand dazu, ihr auf die rechte Weise abzuhelfen. Aber in allem,

Digitized by Google

was Oberlin für den äußerlichen Wohlstand seiner Gemeinde that, war der Bau des Reiches Gottes auf Erden immer das Ziel seiner Absichten, und die Seelsorge blieb stets die Seele seiner Arbeit, auch wenn sie sich auf das Irdische erstreckte. Oberlin war aber durch und durch ein geistlicher Mensch, daher richtete er alles geistlich und handelte nach dem hohen Worte der Schrift: „Alles was ihr thut, selbst wenn ihr esset und trinket, thut es alles im Namen und zur Ehre des HErrn.“ Bei ihm gieng die Seelsorge und Leibessorge für seine Gemeinde ganz Hand in Hand, eine diente der andern. In unserer Erzählung aber wollen wir trennen, was Oberlin im Leben nicht schied und wollen zuerst zusehen, was der originelle Pfarrer für das leibliche Wohlergehen seiner Gemeinde that.

Wie jämmerlich es um den Ackerbau u. s. w. im Steinthal stand, ist vorhin schon flüchtig bemerkt worden. Während nun die Steinthaler den Grund des geringen Ertrages ihrer Aecker und Wiesen nur in der Unfruchtbarkeit des Bodens suchten und gar nicht daran dachten, daß auch an ihnen selbst viel Schuld liegen könnte, war Oberlin vielmehr der Meinung, daß hauptsächlich die schlechte Bewirthschaftung die Ursache des Hungers und Kummers seiner Pfarrkinder sei. Er beeilte sich daher allerlei gute landwirthschaftliche Rathschläge zu ertheilen. Aber er predigte tauben Ohren. Trägheit und Vorurtheil machten die Bauern halsstarrig. Dazu nahmen sie es gewaltig übel, daß der junge Pfarrer alles besser wissen wollte denn sie und sich sogar in ihre häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten mischte. Sie nannten seine guten Rathschläge thörichte Neuerungen und leisteten den hartnäckigsten Widerstand. Bald sollte, so meinten sie, dem jungen Pfarrer der Reformationsgeist ausgetrieben werden. Die Steinthaler wollten nämlich ein sehr drastisches Mittel in Anwendung bringen, sie wollten Oberlin heimlich auflauern und tüchtig durchprügeln. Der Bedrohte erfuhr aber diesen Anschlag und vereitelte ihn auf eine für ihn selbst ebenso edelmüthige wie für die Steinthaler beschämende Weise. Ein Sonntag war zur Ausführung des gemeinen Streichs bestimmt. Oberlin predigte erst über St. Matth. 5, 39, dann begab er sich nach dem Gottesdienste in das Haus, in welchem die Mißvergnügten versammelt waren, trat unerschrocken mitten unter sie und sprach: „Hier bin ich, meine Freunde, euer Vor-

Digitized by Google

haben ist mir bekannt, ihr habt mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig hieltet. Wohlan, hier bin ich, straft mich, ich möchte euch wenigstens die Niederträchtigkeit des heimlichen Auflauerns ersparen." Die Bauern senkten vor Schaam die Köpfe tief und einer nach dem andern bat den Pfarrer um Verzeihung. In ähnlicher Weise machte Oberlin einen andern Anschlag zu nichte. Man beabsichtigte ihn ins Wasser zu werfen, um seinen brennenden Eifer abzukühlen. Aber als der muthige Mann absichtlich nicht zu Pferde sondern zu Fuße an den Wegelagerern ruhig grüßend vorübergieng, wagte niemand Hand an ihn zu legen.

Ein Mann weniger groß und christlich wie Oberlin wäre durch solche Erfahrungen leicht zurückgeschreckt, vielleicht gar in seinem Herzen erbittert worden. Aber Oberlin rechnete seinen Steinthalern ihre Thorheit nicht zu sondern gedachte: Sie wissen nicht, was sie thun, darum will ich ihnen vergeben und es auf eine andre Weise versuchen ihnen gutes zu thun. Landwirthschaftliche Rathschläge gab er nun vor der Hand nicht mehr sondern predigte durch die That, indem er selbst vollführte, wozu er die Steinthaler nicht hatte bewegen können. Mehrere Grundstücke seines Pfarrguts lagen zu beiden Seiten eines sehr begangenen Weges. Hier pflanzte der Pfarrer Kartoffeln, Getreide und Obstbäume, nachdem er den Boden tüchtig bearbeitet und gut gedüngt. Der Versuch gelang. Neugierig blieben die Vorübergehenden stehen und bewunderten diese blühende Oase in der Wüste des Steinthales. Bald war der Bann gebrochen, und jetzt kamen die Bauern zu ihrem Pfarrer und fragten ihn, wie er dieses Wunder vor ihren Augen möglich gemacht habe. Darauf hatte Oberlin gewartet, nun schmiedete er das Eisen, dieweil es warm war. Erst belehrte er natürlich die Bauern darüber, daß alle gute und vollkommene Gabe von oben komme, und dann erst zeigte er, was dem Menschen von unten zu thun obliege. Ein großes Feld war für seine thätige Liebe gewonnen. Ungesäumt gieng er ans Werk. Mit der Verbesserung des Kartoffelbaues machte er den Anfang. Aus der Schweiz, Deutschland und Frankreich ließ er gute Samenkartoffeln kommen, und siehe diese Frucht gedieh bald so vortrefflich, daß die Steinthaler Kartoffeln auf dem Markte die gesuchtesten wurden. Aber damit war Oberlin lange nicht zufrieden. Aus

Digitized by Google

Riga verschrieb er Flachssamen und führte den Flachsbau ein, und auch die Versuche, die er mit Getreide, Gemüse und Klee machte, gelangen über Erwarten. Zu diesen glücklichen Erfolgen trug der Umstand nicht wenig bei, daß Oberlin die Steinthaler Bauern die Benutzung und Vermehrung des von ihnen unbeachtet gelassenen Düngers lehrte und die Stallfütterung einführte. Auch der Obstbau wurde tüchtig in Angriff genommen, die Steinthaler lernten die Bäume aus den Kernen ziehen und sie dann durch Pfropfen veredeln. Um den Wieswachs, der fast für nichts zu rechnen war, zu vermehren, brachte es Oberlin dahin, daß große Sumpfstrecken durch Gräben trocken gelegt, Felsstücke hinweggeräumt und bessere Grasarten und Futterkräuter gesäet wurden. Nun konnte auch an eine Vermehrung und Veredlung der Viehzucht gedacht werden. Aus seinen eigenen Mitteln setzte Oberlin für diejenige Gemeinde, welche den besten Stier gezogen hatte, alljährlich einen bestimmten Preis aus und rief dadurch einen muntern Wetteifer hervor. Um diesen Eifer rege zu halten und immer mehr anzuspornen, bemühte sich der Pfarrer die landwirthschaftlichen Kenntnisse seiner Steinthaler nach Kräften zu erweitern. Er stiftete daher 1778 einen landwirthschaftlichen Verein, dessen Hauptzweck war, Vereinsmitgliedern eine geeignete Gelegenheit zu geben, die gemachten Erfahrungen gegenseitig auszutauschen, aus landwirthschaftlichen Zeitschriften durch Vorlesen derselben sich in den Zusammenkünften belehren zu lassen und über die Mittel zu Verbesserungen brüderliche Berathungen zu pflegen. Jedes Mitglied mußte sich verpflichten durch ein wahrhaft christliches Betragen und durch ein brüderliches Verhalten gegen seinen Nächsten sich auszuzeichnen. Diese Stiftung war bald der Mittelpunkt der meisten Unternehmungen, und sie wirkte unschätzbaren Segen für das Steinthal. Außer den Vereinszusammenkünften richtete Oberlin sogar noch besondere Lehrstunden ein, in welchen er Jahre hindurch den erwachsenen Gliedern seiner Gemeinden an jedem Donnerstage Unterweisungen ertheilte über alles, was zur Land- und Hauswirthschaft gehörte, und in denen er zugleich einen praktischen naturwissenschaftlichen Unterricht gab.

Mehr Schwierigkeiten als die Verbesserung der eigentlichen Landwirthschaft machte dem Pfarrer die Verbesserung der Wege. Den Nutzen dieser Verbesserung den beschränkten Bauern klar

Digitized by Google

zu machen, war eben keine leichte Sache. Mit offenem Munde aber tauben Ohren vernahmen es staunend die Steinthaler, als Oberlin ihnen auseinander setzte, es müßte eine Straße angelegt und eine Brücke über die Breusch gebaut werden. Einmüthig erklärten sie, das gienge nicht, und sie hätten andere Dinge zu thun, als Straßen zu bauen. Oberlin war aber nicht der Mann, deshalb die Sache ruhen zu lassen; ohne viel Worte weiter zu machen, zog er seinen alten Rock an, nahm eine Pickelhaue auf seine Schulter und sprach: „Wer will, der folge meinem Beispiel, ich wills euch zeigen, wie man eine Straße bauen muß.“ Und so bedeutend war bereits der Einfluß des Pfarrers, daß sich fast sämmtliche Bauern in kurzer Zeit mit ihren Werkzeugen zur Arbeit einfanden. Nach wenigen Monaten war eine schöne Straße vollendet. Ganz ähnlich gieng es mit dem Bau der Brücke über die Breusch. Das Exempel des Pfarrers nöthigte die Bauern das Werk zu thun, und alles war voller Freude, als erst die „Liebesbrücke“ fertig war und das Steinthal nun eine regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt hatte. Nun die Hauptstraße fertig war, wurden auch durch die einzelnen Theile des Thals Steinwege angelegt. Das bewirkte Oberlin meist auf die einfachste Weise von der Welt. Den Kirchweg z. B., der bei feuchter Witterung einem See von Schmutz und Schlamm glich, legte er trocken, indem er selbst jedesmal einen oder einige Steine mitbrachte und die sämmtlichen Kirchgänger vermochten ein gleiches zu thun.

Nun faßte der Pfarrer das Innere der Ortschaften, vornehmlich die Wohnungen ins Auge. Reinlichkeit war gerade nicht die Tugend der Steinthaler gewesen, aber nach und nach verschwand der ekelhafte Schmutz in den Häusern und um sie herum. Ja statt der elenden Hütten, in denen bisher die Bauern gehaust, entstanden nette, steinerne, reinliche Häuser, die den Ortschaften gar ein freundliches Aussehen gaben. Bis auf die Backöfen herab erstreckte Oberlins Fürsorge sich: er brachte es nämlich dahin, daß immer mehrere Haushaltungen gemeinsam einen Backofen benutzten und heizten, wodurch nicht wenig Holz erspart wurde.

Sichtlich hatte der Wohlstand der Bewohner des Steinthals sich gehoben, aber immer noch waren Uebelstände vorhanden, die der rastlose Pfarrer zu beseitigen strebte. Beinahe kein ein-

Digitized by Google

ziges Gewerbe wurde in Steinthal getrieben, die alltäglichsten Bedürfnisse mußten daher aus den benachbarten Städten und Marktflecken bezogen werden. Dadurch gieng nicht bloß viel Geld aus dem Thale, es entstanden auch sonst viele Verlegenheiten und Unbequemlichkeiten. Um ihnen abzuhelfen wählte Oberlin die tauglichsten jungen Leute aus seinen Pfarrkindern aus, sandte sie nach Straßburg und ließ sie meist auf seine Kosten das Maurer-, Tischler-, Glaser-, Hufschmidt-, Schlosser-, Schneider-, Schuster- und Wagnerhandwerk lernen, und nach Verlauf von kaum einem Jahrzehnt hatten die Steinthaler alle diejenige Handwerker unter sich selbst, welche für die Befriedigung der gewöhnlichsten Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse sorgen. Da die Zahl der Pfarrkinder Oberlins sich sehr bedeutend vermehrt hatte und weder der Ertrag der Felder noch der Betrieb der eben erwähnten Handwerke sie alle ernährte, so war der erfinderische Geist des Pfarrers darauf bedacht, neue Erwerbsquellen zu verschaffen. Er führte also das Wollespinnen ein, wodurch dem Steinthale damals ein jährlicher Gewinn von mehr als viertausend Thaler erwuchs. Von dem Wirken des seltenen Mannes angezogen siedelte später aus Basel die edle Familie Legrand ins Steinthal über, die eine bedeutende Seidenfabrik errichtete und dadurch den Wohlstand des Thales nicht wenig hob.

Wie Oberlin selbst unausgesetzt für das Wohl seiner Gemeinden thätig war, so verlangte er auch von andern anhaltenden Fleiß. Nichts war ihm widerlicher als Faulheit und Müssiggang. Schon die kleinen Kinder wurden von ihm zur Arbeit angehalten. Dem handwerksmäßigen Betteln wurde bald das Handwerk gelegt. Einheimische Bettler von Profession gabs im Steinthale gar nicht mehr. Kamen aber Bettler von auswärts, Taugenichtse und Müssiggänger, so verleidete ihnen Oberlin das Wiederkommen auf eine sehr nachahmungswürdige Weise. „Warum arbeitet ihr nicht?“ fragte er sie. „Wir finden keine Arbeit,“ war dann gewöhnlich die Antwort. „Gut,“ erwiederte der Pfarrer, „ich will euch welche geben, tragt diese Steine weg, füllt diese Behälter mit Wasser ꝛc. ich will euch dafür bezahlen“. Das Mittel war probat, die Faullenzer ließen sich nicht wieder sehen.

Ein anderer Feind, gegen den er zu Felde zog, war das

Digitized by Google

Schuldenmachen. Oberlin kannte das Heer von Elend sehr genau, welches das Schuldenmachen in seinem Gefolge hat. Damit seine Bauern nicht harten Gläubigern in die Hände fielen, hatte er auf eigne Gefahr eine Reihe Ackergeräthschaften kommen lassen, die er sich erst nach dem Verkauf der Kartoffelernte bezahlen ließ. Später gründete er eine Leih- und eine Spar- und Schuldentilgungskasse. Die Leihkasse hatte den Zweck arbeitsamen und haushälterischen Leuten, die sich ohne eigene Verschuldung in augenblicklicher Geldverlegenheit befanden, auf wirksame Weise eine brüderliche Handreichung zu thun. Es wurden nur kleinere Darlehne, diese aber ohne Zinsen, gewährt. Unerläßliche Bedingung war pünktliche Zurückzahlung. Saumseligkeit hierin sah Oberlin als eine große Sünde an und bestrafte sie durch Verweigerung neuer Vorschüsse. Noch wichtiger als diese Leihkasse war die Spar- und Schuldentilgungskasse. Er vermochte seine Pfarrkinder zu regelmäßigen, wenn auch kleinen Ersparnissen und sammelte ihnen aus diesen Einlagen ein Kapital, womit sie entweder ihre Schulden tilgen konnten, oder das ihnen als Nothpfennig für die Zukunft aufbewahrt wurde. Aus diesen Maaßregeln erwuchs für die Steinthaler unberechenbarer Segen. Ein Mann wie Oberlin trieb nicht etwa einen Teufel durch den andern aus, den Sparenichts und Habenichts durch den Geiz, sondern die Sparsamkeit, welche er die Steinthaler lehrte, wurde eine Mutter der Barmherzigkeit, wie wir gleich sehen werden.

Großartige Erfolge krönten die Thätigkeit des rastloseifrigen Mannes. Im Steinthal war alles neu geworden, ja die Umgestaltung, welche Oberlins Thätigkeit bewirkt hat, grenzt an das wunderbare. Ein lieblicher Garten Gottes ist an die Stelle der ehemaligen Wüste getreten. Und nicht die Felder, Wiesen, Straßen, Wohnungen allein haben sich zu ihrem Vortheil verändert, auch bei den Menschen ist das Alte vergangen und alles neu geworden. Mitten in dem äußerlichen Paradiese, welches fleißige Menschenhände unter Gottes Segen in eine gebirgige Wildniß hineingebaut haben, findet sich auch ein inwendiges Paradies in den Herzen seiner Bewohner. Ueberall begegnet man freundlichen, offenen Gesichtern und einer Höflichkeit und Dienstfertigkeit, die keine angelernte Form sondern Sache und Sprache des Herzens ist. Läßt man sich mit diesen Landleuten

Digitized by Google

in ein Gespräch ein, so entdeckt man bei ihnen einen Reichthum an Kenntnissen, der billig in Erstaunen setzt. Und was viel mehr als das alles, überall treten einem Beweise einer thätigen, brüderlichen Liebe entgegen, wie sie leider selten anzutreffen ist unter dem Himmel. Was die neuere Zeit auf dem Gebiete der sozialen Bestrebungen und der innern Mission Großes geleistet hat, das findet sich fast alles als naturwüchsige Frucht bei den Steinthalern. Doch damit greifen wir unsrer Erzählung vor und kommen schon in das geistliche Gebiet der Wirksamkeit des vortrefflichen Pfarrers hinein. Ueberschauen wir vorläufig nur, was Oberlin für die äußerliche Umgestaltung des Steinthals und seiner Bewohner gethan hat — schon das ist so groß und viel, daß es dem seltenen Manne für alle Zeiten unter den größten Wohlthätern des Menschengeschlechts einen hervorragenden Platz anweist. Die Zeitgenossen haben auch mit dieser Anerkennung nicht zurückgehalten. Im Jahre 1818 erhielt Oberlin die goldene Preismedaille von der Königlichen Zentral-Ackerbaugesellschaft zu Paris. Der Komissar der Regierung, der das Steinthal aus eigner genauer Anschauung kannte, spricht sich bei dieser Gelegenheit über Oberlins Wirksamkeit also aus: „Wenn Sie ein Beispiel sehen wollen von dem, was für eine Gegend zum Fortschritt des Landbaues und für das Wohl der Menschheit bewirkt werden kann, so besteigen Sie einen der steilsten Gipfel der Vogesenberge. Freunde des Ackerbaus und des Menschenglücks, kommt und schauet auf das Steinthal! . . Wir haben in Frankreich noch Brachfeld genug zur Anlegung von fünftausend Dörfern, und wenn wir solche Kolonieen begründen wollten, so stellt das Steinthal ein vollendetes Muster dar, und von den dreißig bis vierzigtausend der bestehenden Dörfer ist sogar unter den allerblühendsten nicht eins, wo die gesellschaftlichen Einrichtungen auf einen höheren Grad der Vollkommenheit gesteigert wären als im Steinthal". 1819 wurde Oberlin zum Ritter des Königlichen Ordens der Ehrenlegion ernannt um „eine so ausgezeichnete pfarramtliche Thätigkeit zu ehren und um ihm für seine dem Könige und dem Staate geleisteten Dienste einen Beweis Königlicher Anerkennung zu geben". Und wie nimmt der „Vater des Steinthals" diese Ehrenbezeugungen auf? „Wodurch," äußerte er sich, „habe ich das verdient? Wer würde in meiner Lage nicht dasselbe gethan

Digitized by Google

haben, ja vielleicht noch mehr als ich?" Diese Demuth ist noch ein ehrenvollerer Orden als der der Ehrenlegion!

Bei aller äußerlichen Geschäftigkeit war aber Oberlin Seelsorger durch und durch, und hat er schon für das zeitliche Wohl seiner Gemeinden großartiges geleistet, was er für ihr ewiges Wohl gethan hat, das ist noch viel großartiger. Das gerade macht diesen Mann so einzigartig groß, daß er für die leibliche und geistliche Wohlfahrt seiner Pfarrkinder zugleich zu sorgen und die eine durch die andre zu fördern verstand. Es nimmt sich daher sehr sonderbar aus, wenn zum Beispiel Pastoren, die auch in Beziehung auf ihre rein geistliche Wirksamkeit einem Seelsorger wie Oberlin nicht entfernt werth sind die Schuhriemen aufzulösen, wenn die die äußerliche Geschäftigkeit des Steinthaler Pfarrers tadeln wollen, und man ist leicht versucht bitter gegen sie zu werden und ihnen den Rath zu geben, doch erst zu thun, was Oberlin gethan hat, ehe sie sich herausnehmen über seine Wirksamkeit ein Urtheil zu fällen. Sie können ja freilich nicht alle für das äußerliche Wohl ihrer Gemeinden thun, was Oberlin gethan hat, aber gerade weil sie es nicht können, sollen sie wenigstens demüthig genug sein, ihre Unfähigkeit und vielleicht Trägheit nicht damit entschuldigen zu wollen, daß sie die bewundrungswürdige Thätigkeit Oberlins als unpassend für einen Pfarrer bezeichnen. Oberlin ist trotz seiner großen auf das äußerliche gerichteten Thätigkeit doch viel geistlicher gewesen als viele, die vor lauter Geistlichkeit den Finger nicht rühren um äußerliche Noth- und Uebelstände zu beseitigen. Wie geistlich er selbst die äußerlichsten Dinge behandelte und sie dem Reiche Gottes dienstbar machte, davon nur eine Probe!

In Angelegenheiten eines Wegebaues schreibt er: „Theure Freunde! Verschiedene Leute aus Zalbach wünschen, daß ein gewisser Weg in eurem Bezirke der nach Zalbach führt, verbessert werden solle. Wollt ihr es aus Liebe zu eurem himmlischen Vater thun, zu dem ihr jeden Tag betet, den ihr euren Vater nennt und der verlangt, daß ihr euren Glauben durch neue Werke beweiset? Wollt ihr es aus Liebe zu dem HErrn JEsu Christo thun, der während seines Wandels auf Erden nur gutes wirkte und uns erlöset hat, um aus uns selbst ein in guten Werken eifriges Volk Gottes zu machen? Wollt ihr

Digitized by Google

es aus Liebe zu den Kindern Gottes in Zalbach thun? Ihr wißt, daß alle Dienste, die ihr den Kindern Gottes thut, von Gott betrachtet werden, als hättet ihr sie Ihm selbst gethan. Wollt ihr es aus Liebe zu den Knechten des Mammons von Zalbach thun, um ihnen ein gutes Beispiel zu geben und mit eurer Gefälligkeit ihre Zuneigung zu gewinnen? Oder wollt ihr es aus Mitleid für die Thiere thun, die euer himmlischer Vater geschaffen und durch seinen Bund mit Noah nach der Sündfluth selbst geehrt hat?"

Gewiß Oberlin ist ein Prediger, ein Priester und ein Pastor nach dem Herzen dessen gewesen, den die Schrift den Erzhirten der Schafe nennt. Das Sprichwort sagt: „An der Kralle erkennt man den Löwen," so braucht man von einem Seelsorger auch nur eins zu wissen und man kennt den ganzen Mann. Und was ist dieses eine? Nichts anderes als die Fürbitte! Jede Stunde, jede Viertelstunde, welche ihm das Gedränge seiner zahlreichen Arbeiten übrig ließ, wendete Oberlin zum Gebete und zur Fürbitte an. Damit der treue Seelsorger aber niemand bei seiner priesterlichen Fürbitte übergehe, so betete er, besonders in seinen letzten Lebensjahren, der Reihe nach für jedes einzelne Glied seiner Gemeinden und nahm zu diesem Zwecke jeden Morgen das Kirchenbuch vor sich, um an jeden einzelnen erinnert zu werden! Wie viele giebt es unter den berufenen und verordneten Dienern des Wortes, die etwas ähnliches thun! Die Namen derer, welchen er seine Fürbitte besonders zu Theil werden lassen wollte, schrieb er mit Kreide auf die schwarze Tafel seiner Stubenthür. Wie der jüdische Hohepriester auf seinem Brustschildlein die Namen der zwölf Stämme Israels so trug Oberlin als ein echter christlicher Priester alle ihm anvertrauten Seelen auf seinem Herzen, noch mehr, er trug sie in seinem Herzen. Wie Paulus „große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in seinem Herzen hatte" um Israel und mit Weinen die Feinde des Kreuzes wandeln sah, so verursachten auch Oberlin die Sünden seiner Pfarrkinder so heftigen Kummer, daß man ihn öfters ganze Nächte lang seufzen und ein Mal über das andre ausrufen hörte: O meine Gemeinde, meine arme Gemeinde. Hier liegt das Geheimniß der wundersamen Erfolge des seltenen Pfarrers. Seine Gebete haben seine Siege erfochten!

Digitized by Google

Oberlin muß auch gut gepredigt haben, denn seine Predigten haben viel gewirkt, und das wird doch wohl die beste Predigt sein, die das meiste wirkt. Man hätte denken sollen, ein so viel beschäftigter und so vor Gott wandelnder Mann wie Oberlin hätte sich nicht genau auf seine Predigten vorbereitet. Aber siehe da, ein neuer Zug seiner Treue, er hat fast jede Predigt schriftlich ausgearbeitet und gelernt. Nur selten hat er aus dem Stegreife geredet und dann nicht etwa aus Bequemlichkeit oder in der Meinung, er sei begabt genug dazu, sondern nur wenn er sich innerlich dazu gedrängt fühlte, und die ausgearbeitete Predigt der augenblicklichen Lage nicht entsprach. Seine Predigtweise war außerordentlich einfach, ganz der Fassungskraft seiner Zuhörer angepaßt, wahrhaft volksthümlich. Daher machte er auch die Kraft des Kreuzes Christi nicht zunichte durch künstliche Redeweise und blendendes Feuerwerk, das die Zuhörer höchstens ergötzt aber nicht in die Gewissen brennt. Gern erzählte er auch Geschichten, besonders Züge aus dem Leben ausgezeichneter Christen, und machte die Gedanken der Schrift durch Bilder und Gleichnisse anschaulich.

Mit den gewöhnlichen Sonntagsgottesdiensten begnügte sich nun aber der eifrige Pastor nicht. Alle Dienstage fand ein Religionsunterricht in der Kirche statt, und Freitag Abends Bibelbelstunde im geräumigen Saale des neuen Pfarrhauses. Hier besonders nahm Oberlin ganz den Ton eines christlichen Hausvaters gegen seine Kinder und Hausgenossen an. War über die Erklärung etwa eine halbe Stunde verflossen, so fragte er öfters: „Nun meine lieben Kinder, ist's auch genug, seid ihr nicht müde?" Gewöhnlich war dann die Antwort: „Nein, lieber Papa, fahren Sie nur fort, wir möchten gern noch ein wenig hören;" manchmal erwiederten aber auch seine Zuhörer mit kindlicher Freimüthigkeit: „Ja lieber Papa, es möchte heute wohl genug sein."

Aber Oberlin predigte nicht bloß von der Kanzel oder vom Katheder, er predigte, wo er gieng und stand, durch seine ganze Erscheinung und sein ganzes Leben. Alles an ihm predigte. Er war wie Johannes der Täufer ganz Stimme eines Predigers. Der Raum gestattet es nicht z. B. von seinem schönen Familienleben zu zeigen, wie es predigte. Selbst das Pfarrhaus machte Oberlin zu seinem Hilfsprediger. Schon der Ein-

Digitized by Google

tritt in dasselbe war erbaulich. Da war kein Ort, wo nicht irgend ein belehrender Denkspruch schön geschrieben ins Auge gefallen wäre. Innen über der Hausthür stand z. B. „Eins ist noth," über der Thüre des Speisezimmers: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden." Am schönsten und sinnigsten war des Pfarrers Studierstube geschmückt, und kein Besucher verließ dieses Heiligthum ohne einen Segen mit nach Hause zu nehmen. Mit dergleichen Denksprüchen bereitete Oberlin oft die Herzen der Steinthaler vor auf Beseitigung von Uebelständen oder auf Reformen, wozu sie sich nicht gern verstehen wollten. Seit achtzig Jahren lagen seine Gemeinden in einem Prozesse wegen der Waldungen. Des Pfarrers Ermahnungen waren lange in den Wind geredet. Da schrieb er über seine Hausthüre: „O Gott, erbarme dich des armen Steinthals und mache dem Prozeß ein Ende." Endlich hatte Oberlin die Freude, eine für beide Parteien annehmbare Uebereinkunft zu Stande zu bringen, und der Präfekt ließ ihm durch eine Deputation die Feder zum Andenken überreichen, mit welcher das Friedenswerk unterzeichnet worden war.

Besonders angelegen ließ sich der treue Hirt auch die Lämmer sein, welche sein HErr ihm zu weiden befohlen hatte. Jeden Sonntag Nachmittag war Katechismus-Unterricht für die Jugend. Dieser war noch viel einfacher und faßlicher als die Predigt. Der Pfarrer sprach wie ein Kind mit Kindern und bediente sich, um sich ihnen verständlich zu machen, vieler Gleichnisse, die zwar oft sehr sonderbar aber immer höchst treffend waren. Den Schulen wendete Oberlin viel Aufmerksamkeit und Fleiß zu. Er brachte nicht nur den Bau neuer Schulhäuser zu Stande sondern bildete tüchtige Schullehrer, unter denen er einen regen Wetteifer weckte und richtete das gesammte Unterrichtswesen auf eine musterhafte Weise ein. Auch eine gute Schulbibliothek legte er an und sorgte für eine Geist und Herz bildende Lektüre für Junge und Alte. Ja nicht bloß die schulpflichtigen Kinder sondern auch die Kleinen unter sechs Jahren waren ein Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt des Pfarrers. Oberlin ist der Vater der Kleinkinderschulen und Bewahranstalten. Auf seine Kosten miethete er geräumige Zimmer um denjenigen kleinen Kindern Aufsicht und Pflege zu gewähren, deren Eltern durch Arbeit abgehalten waren sich um sie zu bekümmern. Frauen

Digitized by Google

und Jungfrauen der Gemeinde wählte und bildete er aus zu diesem wichtigen Geschäft der Kinderpflege. Seine Frau und seine treue Magd Louise Scheppler waren hierbei seine unermüdeten Gehilfen. Die beiden wären es wohl werth, daß etwas ausführlicher von ihnen gehandelt würde, allein die uns zur Pflicht gemachte Beschränkung zwingt uns auch hier uns mit dieser Andeutung zu begnügen. Leider starb unserm Oberlin seine treue Gattin und Gehilfin Magdalene, mit der er so recht ein Herz und eine Seele gewesen, schon im Jahre 1813, nachdem sie ihm in einer fünfzehnjährigen Ehe neun Kinder geboren hatte und ihrem Manne eine unschätzbare Stütze in seinem großartigen Wirken gewesen war. Oberlin überlebte sie zweiundvierzig Jahre und in dieser langen Zeit hat sich die treue Magd, die nach dem Zeugnisse ihres Herrn über alles Lob erhaben ist, redlich bemüht ihm die Hausfrau zu ersetzen und auch als Kinderlehrerin ausgezeichnetes geleistet.

Mit vorzüglicher Thatkraft und Treue übte Oberlin die Seelsorge. Eins seiner eigenen Pfarrkinder giebt ihm in dieser Hinsicht folgendes Zeugniß: „Da er alle Leute sammt ihrem Dichten und Trachten persönlich kennen lernen wollte, so machte er sehr oft Besuche in ihren Häusern und überzeugte sich von allem. Es gab da immer etwas zu heilen, Schmerzen zu erleichtern, Hoffährtige zu demüthigen, Unwissende zu belehren, Fahrlässige aufzumuntern, die Erziehung der Jugend zu berichtigen und zu vervollkommnen, Frieden in den Familien und zwischen den Nachbarn aufrecht zu erhalten, nachtheilige Prozesse und deren unnütze Kosten zu beseitigen oder zu beendigen, überhaupt die Ausdauer und den Fleiß aufzumuntern." Die Ausübung der speziellen Seelsorge im Steinthal war schon aus äußerlichen Gründen keine leichte Sache. Die Besuche waren nicht nur beschwerlich sondern wegen der schlechten Wege oft außerordentlich gefährlich, besonders in der Winterszeit. Manchmal konnte Oberlin nicht wieder zurück und war mehrere Tage lang der Gefangene von Schnee und Stürmen! Einmal als er über die von zwei Balken gebildete Brücke gehen mußte, die über die Breusch führte, wurde er nur „durch eine unsichtbare Hand im Gleichgewicht gehalten." Aber alle Beschwerlichkeiten und Gefahren konnten ihn von seinen seelsorgerischen Gängen nicht abhalten. Besonders diejenigen, welche er in der Kirche und

Digitized by Google

bei sonstigen Zusammenkünften vermißte, suchte er auf und ruhete nicht eher, als bis er die Verirrten zurecht gebracht hatte. Oft genügte ihm das mündliche Wort nicht, weil er damit nicht soweit reichte, als er gern wollte; er stattete daher seinen Pfarrkindern von Zeit zu Zeit schriftliche Besuche ab, indem er ihnen allerlei Rathschläge, Ermahnungen und Fragen in ihre Häuser schickte, um ihnen auch in seiner Abwesenheit als Seelsorger, Freund und väterlicher Berather zur Seite zu stehen. Diese Schriftstücke sind wahre Hirtenbriefe, und wenn ihre Form für bischöfliche Hirtenbriefe auch etwas zu einfältig gefunden werden sollte, jedenfalls ist es ein wahrhaft bischöfliches Herz gewesen, das sie geschrieben hat, und was ihre Erfolge betrifft, so sind sie viel bedeutender als die vieler fein gesetzten Hirtenbriefe. Summa: die Form thuts nicht, und wenn ein treuer Hirt wie Oberlin an seine Gemeindeglieder schreibt, so sind seine Briefe eben Hirtenbriefe. Höret eine kleine Probe!

„Theure Freunde, Väter und Mütter! Ich habe eine Bitte an euch zu richten. Ihr haltet Schafhirten für eure Schafe ... und ihr thut wohl daran. Aber habt ihr keine Furcht für eure Kinder? Schleicht nicht Satan umher, um sie zum Bösen zu verleiten? Darum haltet ihnen gleichfalls Hirten. Der HErr sprach zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Möchten diese Worte unaufhörlich in aller Eltern Ohren wiederhallen! Vater, wo ist dein Sohn? In welchem Dorfe, in welchem Hause, in welcher Gesellschaft? Wie beschäftigt er sich? Es geziemt euch, bei Tag und bei Nacht, Sonntags und Werktags, wo ihr auch seid, und was ihr auch thut, auf diese Frage antworten zu können. Ihr seid die Hüter eurer Kinder... Eure Pflicht ist es, sie bei ihren Vergnügungen und während ihrer Thätigkeit zu überwachen und anzuleiten u. s. w." Ein andres Rundschreiben dieser Art ist fast in lauter Fragen verfaßt, nur einige dieser Fragen: „Besucht ihr nebst eurer ganzen Familie regelmäßig den Gottesdienst? — Lasset ihr keinen Sonntag ohne irgend ein Liebeswerk vorübergehen? — Habt ihr Sorge getragen, euch die zum Besuche des Sonntags-Gottesdienstes nöthigen Kleider zu verschaffen? Diejenigen, welche sie besitzen, wenden sie einen bestimmten Theil ihres Einkommens dazu an, denen, die noch Mangel daran haben, solche zu verschaffen oder andern dringenden Bedürfnissen ihres

Digitized by Google

Nächsten abzuhelfen? Haben eure bürgerlichen und kirchlichen Vorgesetzten Ursache mit euch zufrieden zu sein? Liebet und verehret ihr unsern HErrn und Heiland in solchem Grade, daß ihr euch getrieben fühlt, so viel an euch liegt, Eintracht unter euren Nachbarn zu stiften und zu handhaben? Verursacht euer Vieh andern Einwohnern keinen Schaden noch Unbequemlichkeit? Haben eure Gläubiger Anlaß mit eurer Rechenschaft und Pünktlichkeit zufrieden zu sein, und kann man nicht von euch sagen, daß es euch angelegener sei, euch überflüssig schöne Kleider anzuschaffen als eure Schulden zu bezahlen? Tragt ihr gewissenhaft zur Unterhaltung der Wege bei? Habt ihr zum allgemeinen Besten wenigstens zwei Mal soviel Bäume gepflanzt als Köpfe in eurer Familie sind? Fehlet ihr nie, wenn der Märe die Gemeinde versammelt? Besuchen eure Kinder regelmäßig die Schule und beaufsichtigt ihr dieselben, wie es Gott von euch fordert?" und so weiter.

Ihn selbst, den gewissenhaften Seelsorger, machte die Liebe, die in dem Glauben wurzelte, immer erfinderischer. Auch die Hirtenbriefe genügten ihm noch nicht. Er druckte auf viereckige kleine Papierblättchen schöne Sprüche des Alten und des Neuen Testamentes und vertheilte sie zu tausenden. Fast jeder, der ihn besuchte, erhielt einen solchen Spruch. Oft schrieb Oberlin noch einige Erinnerungsworte auf die Rückseite des Papiers, und solche Zettel hatten einen großen Werth in den Augen der Empfänger. Da der praktische Mann die Bedeutung des Kalenders für das Volk erkannte, so schrieb er auch alljährlich einen populären Kalender, um durch ihn Erbauung und Belehrung zu wirken. Daß er für gute Bücher sorgte und zum großen Theil aus eignen Mitteln eine Volksbibliothek anlegte, ist schon fast selbstverständlich. Vor allen Dingen wars ihm um Verbreitung der Bibel zu thun, ein Unternehmen, das damals nicht so leicht war wie heutzutage. Schon vor der Gründung der britischen Bibelgesellschaft hatte Oberlin die Bibelsache eifrig gefördert, und sein Eifer hatte seinen Namen so bekannt gemacht, daß ihn jene Gesellschaft gleich nach ihrem Entstehen zu ihrem ersten auswärtigen Mitgliede ernannte. Bald wurde das Steinthal der Hauptmittelpunkt für die Bibelverbreitung in Frankreich, und ehe noch die Bibelgesellschaft zu Paris ins Leben trat, waren mehr als zehntausend Bibeln und Neue

Digitized by Google

Testamente von Waldbach aus verbreitet worden. Ein Schreiben Oberlins an den Ausschuß der Londoner Gesellschaft brachte diesen auf den Gedanken, Frauen-Bibel-Vereine zu stiften. Der Sekretär der Gesellschaft bekennt ausdrücklich: „Wir verdanken diese Einrichtung jenem außerordentlichen Manne, der mit Patriarchen-Einfalt und apostolischem Eifer so vieles für das zeitliche und ewige Wohl seiner Heerde geleistet hat."

Aber viel weiter noch reichte der Blick und die Hand des Steinthaler Pfarrers. Als der evangelischen Kirche die Heidenmission noch eine ziemlich fremde Sache war, trug sie Oberlin schon auf dem Herzen. In diesem weiten Herzen fand sich ein Verständniß für den erhabenen Befehl des HErrn: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Wie Spener Kirchlein in der Kirche sammelte, so hatte Oberlin eine sogenannte „christliche Gesellschaft" in seiner Parochie gegründet, aber mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß nach und nach alle seine Pfarrkinder Mitglieder dieser Gesellschaft würden. In den Statuten der christlichen Gesellschaft, die Oberlin selbst später wieder auflöste, heißt es unter anderm: „Jedes Mitglied soll am ersten Montage jedes Monats sein Gebet verrichten, damit die zur Bekehrung wilder und götzendienerischer Völker ausgesandten Missionare gegen die Umtriebe des Bösen geschützt und gefestigt werden." Aber noch ehe in England die Einrichtung monatlicher Missions-Betstunden getroffen und die erste Missionsgesellschaft ins Leben gerufen wurde, beugten bereits in einem unbekannten Winkel des Elsaß gläubige Beter ihre Kniee für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Ja Oberlin war mehr als ein Beter für die Sache der Mission. Er war bereit, selbst zu den Heiden hinauszugehen und in Pennsylvanien in Nordamerika Prediger für die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Salzburger und Missionar unter den Indianern zu werden. Nur der zwischen England und Amerika ausbrechende Krieg hinderte die Ausführung dieses ganz festen Entschlusses. Daß ein solcher Missionsfreund auch ein Geber und Sammler für die Missionssache gewesen, versteht sich von selbst. Aber die Größe der Gaben muß in Erstaunen setzen. So erhielt zum Beispiel die Pariser Missionsgesellschaft in einem Jahre durch Oberlin fünfundvierzig Thaler. Das ist eine große Summe, wenn man bedenkt, daß die Stein-

Digitized by Google

thaler arme Leute waren, und daß diese armen Leute schon für viele andere Zwecke viel gaben. So erhielt beispielsweise die Pariser Bibelgesellschaft auf ein Mal fünfundsiebenzig Thaler, und die Londoner gar hundertfünfundzwanzig Thaler, ganz ungerechnet die vielen und großen Gaben für andre Vereine und Anstalten und für die vielen gemeinnützigen Einrichtungen im Steinthale selbst. Wenn unsre reichen Gemeinden nur den vierten Theil dieser Beiträge aufbringen wollten, was für ein Gabenreichthum würde unsern Missionskassen zufließen! Aber Oberlin selbst war der reichste und der fröhlichste Geber. Da er indeß nicht von seinem Ueberflusse geben konnte — es war immer Ebbe in seiner schwachen Kasse — so verkaufte er einmal sogar sein sämmtliches Silberzeug bis auf einen einzigen Eßlöffel und schickte überschwänglich in Freuden den Erlös an die Missionskasse. Seine Pfarrstelle hatte ein sehr geringes Einkommen. Etwa drei- bis vierhundert Thaler, das war das höchste, was sie in besonders guten Jahren einbrachte. Oberlin hielt daher beständig Kostgänger und Zöglinge in seinem Hause. Dennoch scheint es räthselhaft, wie es möglich gewesen, daß er für die Mission, die Bibelsache, Schulen, Armenpflege und sonstige wohlthätige Unternehmungen der mannigfachsten Art so ungeheure Summen hat hergeben können. Keiner Noth versagte er seine Hilfe und keiner christlichen und menschenfreundlichen Unternehmung seine Unterstützung, und er hatte doch selbst so blutwenig! Aber da bewährte sich recht des Apostels Wort: „Als die Armen, die doch viele reich machen.“

Was die gesegneten Erfolge der Wirksamkeit Oberlins so bewunderungswürdig macht, ist nicht nur die tiefe Versunkenheit, in der er das Steinthal und seine Bewohner fand, sondern vornämlich die Ungunst der Zeit, in welcher er lebte und wirkte. Des letzten Umstandes muß doch noch mit ein paar Worten gedacht werden. Es ist die Zeit vor, in und nach der französischen Revolution, in welche Oberlins Thätigkeit fällt. Diese Zeit war aber wahrlich für die Bauleute am Reiche Gottes keine günstige Zeit. Da schien Satan alle seine höllischen Heere losgelassen zu haben, und besonders in Frankreich konnte man etwas spüren von der „Macht aus dem Abgrunde“. Es ist natürlich hier nicht der Ort, etwa eine Geschichte der französischen Revolution einzuflechten und ihre

Digitized by Google

Ursachen und Folgen aufzuzählen, uns kommt es nur darauf an zu sehen, wie Oberlin es verstand, durch die schäumenden Wogen hindurchzuschiffen, ohne Schiffbruch zu leiden und mitten in Sturm und Wetter ruhig die Sache seines Gottes zu treiben, als ob tiefer Friede im Lande geherrscht. Sein Betragen ist ebenso klug wie muthig und gleich weit entfernt von der Schwärmerei, die das Märtyrerthum aufsucht, wie von der Feigheit, die ihm aus dem Wege geht. Und wenn einer Lust hat die Schlangenklugheit zu tadeln, welche der durch seine Taubeneinfalt ausgezeichnete Pfarrer in jenen schweren Tagen bewies, der zeige uns erst, daß er es besser versteht als Oberlin, eine ganze Gemeinde vor dem Religionsschwindel zu sichern und das Reich Gottes in Frieden zu bauen, während ringsum die Hölle los ist. Gleich vielen edlen Geistern unseres Volkes begrüßte auch der Steinthaler Pfarrer anfangs mit Begeisterung die Sonne der Freiheit, die in Frankreich aufzugehen schien. Je länger je mehr ward er aber vor dieser Begeisterung kuriert und seine ideale Schwärmerei in Abscheu verkehrt. Soviel als möglich hielt er sich und seine Gemeinde von politischen Bewegungen fern, gewährte aber den verfolgten Flüchtlingen gern ein Asyl und wurde der Lebensretter mancher. Jeder von der Obrigkeit angeordneten politischen Feier wußte er ein religiöses Gepräge, eine christliche Weihe zu geben. Am schwierigsten wurde seine Stellung, als die „große Nation" in ihrem großen Wahnsinne auch den König des Himmels für abgesetzt erklärte, nachdem sie den König von Frankreich auf dem Schaffot gemordet hatte. Die christliche Religion sollte abgeschafft werden und aller Gottesdienst aufhören. Nur die Göttin „Vernunft" sollte man fernerhin anbeten dürfen. Und die Schreckensmänner an der Spitze der Regierung verstanden keinen Spaß, sie waren geschwind bei der Hand, diejenigen am Leben zu strafen, welche vor ihrem Vernunftsgötzenbilde die Kniee nicht beugten. Auch in das durch seinen Pfarrer vor vielen Stürmen und Gräueln der Revolution bewahrte Steinthal drang der Befehl, den alten Gott und Gottesdienst abzuschaffen. Die Gemeinde sollte nur Volksversammlungen halten und für dieselben einen Bruder Präsidenten wählen, der seinerseits einen Bruder Redner zu ernennen habe. Etliche räudige Schafe gab es auch im Steinthale, und die hatten nicht übel Lust mit der neumodischen

Digitized by Google

Religion Ernst zu machen. Es ist zu charakteristisch, wie sich Oberlin in dieser schwierigen Lage benahm und sich aus ihr herauswickelte, ohne daß das Reich Gottes Schaden litt und die Revolutionsmänner ihm an den Kopf konnten. Wir dürfen daher diese bei allem Ernste fast humoristische Erzählung nicht übergehen.

Nachdem er die Gemeinde sich hatte versammeln lassen, theilte er ihr das betreffende Schreiben mit und fügte hinzu, da es von der Obrigkeit komme, so müsse man gehorchen. Zuerst sei ein Bruder Präsident zu wählen. Als der bisherige Pfarrer dürfe er heut seine Stimme wohl noch ein Mal zuerst abgeben, und so schlage er den bisherigen Schulmeister zum Präsidenten vor. Die Gemeinde stimmte zu, und nach einigem Sträuben nahm der treffliche Schulmeister die Wahl an. Jetzt war der Bruder Redner zu ernennen. Mit großem Beifall gab die Gemeinde ihre Einwilligung, als der neue Präsident erklärte, zum Redner eigne sich niemand besser als ihr bisheriger Pfarrer Oberlin. Jetzt nahm der Bruder Redner wieder das Wort und fragte: „Wo und wann wollen wir nun unsre Volksversammlungen halten? Im Hause des Bruder Präsidenten ist kein Raum, im Pfarrhause auch nicht, der schicklichste Ort bleibt also die bisherige Kirche. Und was den Tag der Versammlungen angeht — der bequemste Tag ist doch wohl der bisherige Sonntag!“ Alle Bauern gaben dazu ihre Einwilligung. Als sie nun den folgenden Sonntag wie gewöhnlich in die Kirche kamen und der Bruder Redner mit ihrer Bewilligung die Kanzel zum Rednerstuhl gewählt hatte, las er abermals den Befehl der Regierung vor und sagte: „Nach diesem Befehle soll gegen die Tyrannen geredet und über ihre Abschaffung berathen werden. Tyrannen sind nun in allen Zeiten solche und solche gewesen, und die haben dieß und dieß gethan. Hier in unserm stillen Steinthal haben wir nun freilich keinen dergleichen Tyrannen, es wäre daher vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht bloß im Steinthal und in euren Häusern sondern sogar in euren Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen, Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und alles gottlose Wesen will ich also reden, so wie ich euch dann auch das beste Mittel nennen und beschreiben will,

Digitized by Google

diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein andres ist, ewig kein andres ist, als das Heil in Christo JEsu." Als der Pfarrer eine Zeit lang so fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen auch eins zu singen? Und zwar, da wir keine andern Lieder können, aus unserm bisherigen Gesangbuche den und den euch allen wohlbekannten Psalm." So blieb denn mitten in dem großen Abfall von dem lebendigen Gott im Steinthal alles beim alten, und es sammelten sich um Oberlin viele Seelen, die von den Steinen, mit welchen die neue Religion ihre Anbeter speiste, nicht satt wurden, und das Steinthal mit seinen lieblichen Gottesdiensten leuchtete weit hinaus in die große Finsterniß. Zwei Mal ist Oberlin in der Revolutionszeit auch gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt worden, aber beide Male zum Jubel seiner Gemeinde bald wieder freigelassen und zurückgekehrt in sein stilles Steinthal.

Mit der Revolution hatte er nichts zu schaffen, aber ein Patriot ist Oberlin gewesen, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat. Dafür nur zwei Beweise: ein Wort und eine That! Im Jahre 1794 erließ er an das junge aufgährende Volk seiner Gemeinde ein Sendschreiben, in dem es unter anderm heißt: „Ich wünsche von Herzen, daß alle Mitglieder der französischen Republik von wahrhaft republikanischer Gesinnung sein möchten. Ja, möchten sie vorerst erkennen, wie das Wohl des Einzelnen nur begründet werden könne auf das Wohl aller und des Ganzen, und daß deshalb jeder einzelne zunächst nur das allgemeine Wohl bedenken und beachten müsse. Wir sind rechte Republikaner, wenn wir lediglich leben, wirken, ringen und streben für das Wohl, das aller ist . . vor allem, wenn wir in Kraft und That das Gebet üben: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! Endlich sind wir Republikaner, wenn wir unsre Kinder aus allen Kräften vor jenem selbstsüchtigem Geist zu bewahren suchen, der in unsern Tagen mehr als jemals eine Nation beherrscht, welche unaufhörlich das Wort „Bruderliebe" in ihrem geschwätzigen Munde führt, während jeder einzelne immer nur für sich selber sorgt, an das allgemeine Wohl aber nur dann denkt, wenn er muß. Fern sei von uns dieser Geist des Abgrundes, welcher zugleich anti-republikanisch und anti-christlich ist." Und eine That,

Digitized by Google

zwar nur eine geringe — aber eine jener bedeutungsvollen Kleinigkeiten, welche mit einem Striche den ganzen Mann zeichnen, ein Zug jener bewunderungswürdigen Treue, die bis ins kleinste geht, und die in den Augen Gottes eine so große Verheißung hat. Die Häupter der Revolution hatten Staatsschuldscheine, Assignaten genannt, in Umlauf gesetzt, welche in Folge der entsetzlichen Unredlichkeit jener Mißregierung bald fast ihren ganzen Werth verloren, wodurch viele Familien an den Bettelstab gebracht wurden. Wie gering der Werth dieses Papiergeldes war, geht daraus deutlich hervor, daß zum Beispiel ein Paar Stiefeln mit Assignaten im Nennwerthe von 6500 Thaler bezahlt werden mußten. Der gewissenhafte Oberlin, der selbst keinen Buchstaben ohne Sorgfalt und Ueberlegung schrieb, als er sah, wie die Regierung mit ihren Schuldverschreibungen so viele arme Unterthanen belog und betrog, fürchtete, dieß möchte einen Fluch über Frankreich bringen. So viel in seinen Kräften stand, hielt er es für seine Pflicht diesen Fluch von seinem Vaterlande abzuwenden. Er machte daher in einem öffentlichen Schreiben an die französische Nation den eben so edlen als praktischen Vorschlag: „Jeder solle, so oft er in diesem Papiergeld bezahle, also eine Assignate absetze, jede Fünflivres-Assignate um zwei Sous wohlfeiler hergeben, als er sie erhalten habe, und dieses jedes Mal auf der Rückseite der Assignate bemerken. Sei dann eine solche Assignate funfzig Mal abgesetzt, so sei damit ihr Werth erloschen und sie könne verbrannt werden.“ Allein der Eigennutz der das Wort Bruderliebe immer im Munde führenden Republikaner vereitelte den vortrefflichen Rath des Steinthaler Pfarrers, und so that denn er und mit ihm ein großer Theil seiner Gemeinde allein, was die gesammte Nation nicht thun wollte. Ja Oberlin löste Jahre lang eine große Anzahl solcher werthlosen Assignaten gegen ihren vollen Nennwerth ein, einmal um den Armen ihren Verlust zu ersetzen, dann aber um sein Vaterland auf eine honette Weise wenigstens eines Theils seiner Schuld zu entledigen. Solchen Patriotismus dürfte man mit der Laterne im Lande suchen!

Nur zwei Mal war Oberlin in seinem sechsundachtzigjährigen Leben ernstlich krank gewesen. Sein Gott hatte diesem rastlosen Arbeiter eine eiserne Gesundheit verliehen. Beinahe

Digitized by Google

sechszig Jahre lang hatte er ihn im Steinthal wirken lassen, und seine Wirksamkeit sollte nur mit seinem Tode endigen. In den achtziger Jahren aber zeigte sich allmählich die lähmende Macht des Alters. Zwar die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Greises wurde nicht gebeugt, aber doch nahmen die Kräfte ab, und das Licht der Augen begann zu erlöschen, nur seine Anmuth, Heiterkeit und kindliche Ergebung in den Willen Gottes blieb dieselbe, und die Sehnsucht, daheim zu sein bei dem HErrn, wurde immer größer. Am 20. Mai 1826 überfiel Oberlin ein starkes Fieber, das ihn sogar des Bewußtseins beraubte. Die beiden folgenden Tage brachten neue Ohnmachten, doch kehrte dann und wann das Bewußtsein zurück. In solchen hellen Augenblicken betete der Kranke: „HErr JEsu, mach bald Feierabend, mach ein Ende der Mühseligkeit meiner Tage. Doch Dein Wille geschehe.“ Oft ergriff er die Hand eines seiner Kinder und führte sie an sein Herz. Am Mittwoch verlor er die Sprache, aber ob der Mund auch nicht mehr reden konnte, sein Herz führte noch immer Zwiegespräche mit Gott, und sein Angesicht leuchtete wie eines Engels Angesicht. Donnerstags früh elf Uhr rief der HErr endlich den treuen Arbeiter, der des Tages Last und Hitze redlich getragen, zu sich, daß er ihm den Lohn gebe, und Morgenglanz der Ewigkeit spiegelte sich ab auf den auch noch im Tode lieblichen Zügen. Unbeschreiblich war der Schmerz der Steinthaler, als die Todtenglocke das Hinscheiden ihres geliebten Vaters ihnen meldete.

Montag den 5. Juni fand das Begräbniß statt. Unübersehbare Volksschaaren von fern und nah aus allen Ständen waren herbeigeströmt. Auch katholische Christen hatten sich in großer Menge eingefunden. An den Thränen der Versammelten konnte mans merken, daß sie alle wirklich Leidtragende waren und den Verstorbenen lieb gehabt hatten. Dunkle Wolken beschatteten den Himmel, und in Strömen ergoß sich der Regen, als wollte selbst die Natur mit den weinenden Menschen weinen. Aber am Mittag brach plötzlich die helle Sonne hindurch und beschien die Wälder, die Oberlin gepflanzt, die Felsen, die er mit Grün bedeckt, die Felder, die er fruchtbar gemacht, die Dörfer, die er in Wohlstand erhoben, die Bäche, denen er Betten gegraben, die Straßen, die er in Felsen gehauen, die Brücken, die er über Ströme gebaut, und die

Digitized by Google

Thränen in den Augen tausender tiefbekümmerter Menschen bezeugten, daß der Heimgegangene noch ein ganz andres unvergängliches Werk in den Seelen unsterblicher Menschen zu Stande gebracht.

Damit alle den theuren Vater noch einmal sehen könnten war eine Glasscheibe angebracht im Deckel des Sarges. Endlich setzte sich der lange Zug in Bewegung. In der Kirche zu Waldbach wurde Halt gemacht. Der eigentliche Trauergottesdienst aber fand erst in der Kirche zu Faudai statt, auf deren Kirchhofe sich das Grab des treuen Hirten befand. Zum Leichentext hatte sich der Heimgegangene selbst Psalm 103, 1—3 und Offb. St. Joh. 7, 14 gewählt. Ein einfacher Grabstein deckt sein Grab. Er trägt das Brustbild Oberlins und eingefaßt in das Schriftwort: „die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich", die Inschrift: „Hier ruhen die sterblichen Gebeine des Johann Friedrich Oberlin, Pastors der Pfarrei Waldbach. Geboren den 31. August 1740. Gestorben den 1. Juni 1826. Er war neunundfunfzig Jahre lang der Vater des Steinthals."

Johann Michael Sailer.

Johann Michael Sailer, gestorben als Bischof von Regensburg im Jahre 1832, ist der Vertreter derjenigen Richtung in der katholischen Kirche der Neuzeit, die der evangelischen Kirche sich in vieler Hinsicht nähert. Sailer bekämpfte in der katholischen Kirche ganz besonders die Werkheiligkeit, er wies darauf hin, daß die Religion vor allem eine Sache des Gemüths und Gefühls sei, und daß alle äußeren Werke der Menschen nicht fromm machen können, wenn sie nicht ein Ausfluß des frommen,

Digitized by Google

gläubigen Herzens seien. Er pflegte eine innige gemüthliche Gottverbundenheit, neigte sich zu dem Grundsatze der evangelischen Kirche, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, und wies auf die heilige Schrift als die Quelle aller wahren Frömmigkeit hin. Deshalb gerieth er bei dem katholischen Kirchenregimente in starken Mißkredit und war mannigfachen Verfolgungen ausgesetzt. Dennoch gelang es ihm innerhalb der katholischen Kirche einen Kreis von Anhängern zu gewinnen, von denen einige hernach zur evangelischen Kirche übertraten.

Johann Michael Sailer wurde am 17. November 1751 im Dorfe Aresing im Bisthum Augsburg geboren, wo sein Vater ein armer, aber gottesfürchtiger und biederer Schuhmacher war. Auch die Frömmigkeit der Mutter übte auf den Knaben von frühe an einen heilsamen Einfluß. „Geliebteste Mutter," sagte er in seiner Schrift „über Erziehung für Erzieher", „so oft mir dein Blick, deine Geberde, dein Wandel, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, deine Arbeit, deine sorgende Hand, dein stilles Gebet ins Auge trat, wurde das ewige Leben, das Gefühl der Religion mir gleichsam neu eingeboren, und dieß Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde tödten."

Da der Knabe sehr fleißig war und große Geistesanlagen zeigte, so beschloß der Vater ihn im zehnten Jahre auf die Schule nach München zu schicken. Als er ihn dorthin brachte, kaufte er unterwegs zwei Schnepfen, die er dem Schulmeister sammt seinem Sohne mit den Worten übergab: „Hier, Herr Schulmeister, bringe ich meinen Hans Michel! Ihr müßt sein zweiter Vater sein und ihn zum Famulus bei dem Sohne reicher Eltern machen. Dafür verehre ich Euch diese zwei Schnepfen, und mein gut Eheweib wird für die Frau Schulmeisterin noch einen Kloben Flachs nachschicken."

Diese zwei Schnepfen hatten die gewünschte Wirkung. Der Schulmeister nahm sich des Knaben treulich an und brachte ihn als Famulus in dem Hause des Münzwardein Oeker unter, wo er mit dessen Sohn zugleich Privatstunden erhielt und sechs ein halb Jahr blieb. Sailer pflegte nachher oft zu sagen: „Gott hat mich durch zwei Schnepfen zu dem gemacht, was ich bin. Ein Freund ließ ihm ein Siegel stechen, worauf zwei Schnepfen

Digitized by Google

waren mit der Umschrift: „Unter Gottes Leitung.“ Als der König Ludwig ihm ein Denkmal errichten ließ, mußte der Künstler am Fußstück ebenfalls zwei Schnepfen anbringen, eine auf der rechten, die andere auf der linken Seite.

Nachdem Sailer die Schule zu München durchgemacht hatte, trat er 1770 zu Landsberg als Novize in den Jesuitenorden. Als aber dieser Orden im Jahre 1773 aufgehoben wurde, begab Sailer sich nach Ingolstadt, um Theologie und Weltweisheit zu studieren, und erhielt 1777 die Priesterweihe, worauf er in Ingolstadt angestellt wurde. Der heilige Geist hatte unterdessen mit seinen verborgenen Gnadenzügen an seiner Seele gearbeitet. Sailer hatte in seinen Jünglingsjahren viel mit inneren Anfechtungen zu kämpfen. Ueber die kleinste Sünde gerieth er in große Angst und fand keine Ruhe bei den angestellten Andachtsübungen und der heiligen Kommunion der katholischen Kirche, bis ihn ein Freund aus dem Evangelium tröstete. Dazu kamen seit dem achtzehnten Jahre Glaubenszweifel. Er zweifelte vornehmlich an der Wahrheit der evangelischen Berichte über Christum, da die Apostel sich selbst getäuscht haben könnten, bis ihn ein indischer Missionar eines besseren belehrte.

In Ingolstadt, wo er im Jahre 1780 zum Professor der Glaubenslehre ernannt wurde, schloß er einen Freundschaftsbund mit Feneberg, der nachher Lehrer am Gymnasium zu Dillingen und zuletzt Pfarrer zu Seeg im Algau an der Grenze von Tyrol war, dessen Leben Sailer später beschrieben hat. Auch Feneberg war eine tiefer angelegte Natur, die von dem äußeren Schaugepränge der römischen Kirche sich nicht befriedigt fühlte sondern vor allem auf innerliches religiöses Leben drang. Die innere Vereinigung mit Christo war ihm das höchste, er verlangte, daß man sich innerlich Christo hingebe und von ihm sich führen lasse, auf die Verbindung mit der Kirche legte er wenig Gewicht. So viel wahres diese Richtung auch in sich hatte, so konnte sie doch leicht zur Schwärmerei Veranlassung geben, da sie die Kirche mehr als billig in den Hintergrund stellte, und so ist denn auch diese Richtung vielfach ausgeartet, wenngleich sie für viele Katholiken eine heilsame Anregung zur Verinnerlichung des religiösen Lebens gab.

Derselben Richtung gehörte Martin Boos an, der Geist-

Digitized by Google

licher im Bisthum Augsburg war. Er predigte die Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus Gnaden durch Christi Verdienst, alle Werke könnten dem Menschen nichts helfen, man könne dabei nie zur Ruhe und zum Frieden kommen, denn bei dem Streben, durch die Werke vor Gott gerecht zu werden, erhalte man nie die Antwort: Es ist nun genug! Die Frage laute vielmehr immer aufs neue: Was muß ich noch thun? Den Frieden der Seele könne man nur bei Christo finden, der für uns genug gethan habe. Nachdem Boos wegen seiner Lehre zweimal gefänglich eingezogen war, mußte er im Jahre 1799 die Diöcese Augsburg verlassen, wurde aber von dem Bischof Gall zu Linz in Oesterreich aufgenommen, und erhielt 1806 die Pfarrei Gallnenkirchen, wo er längere Zeit wirkte, aber unter dem folgenden Bischofe aufs neue als Irrlehrer angeklagt und gefangen gesetzt wurde. Im Jahre 1817 fand er Aufnahme in Preußen als Religionslehrer am Gymnasium zu Düsseldorf und starb 1825 als evangelischer Pfarrer bei Coblenz, nachdem 1821 ein großer Theil der Gemeinde Gallnenkirchen gleichfalls zur evangelischen Kirche übergetreten war.

Mit Boos traf Sailer, der nach seinem Aufenthalt in Ingolstadt von 1784—1794 als Professor der Pastoraltheologie an der Universität Dillingen gewirkt hatte, aber 1794 plötzlich sowohl wegen seiner Abweichung von der katholischen Lehre als auch wegen geheimer politischer Verbindungen, deren man ihn beschuldigte, entlassen war, im Jahre 1796 bei Feneberg in Seeg zusammen. In der Begleitung von Boos befand sich eine christlich erweckte Magd, voll Geist und Leben, die einen prophetischen Geist hatte. Nach dem Gespräch mit Sailer sagte sie zu Boos: „Dieser Mann hat zwar ein gutes Herz und viel kindliches, er ist aber doch noch ein Pharisäer und Schriftgelehrter und muß noch mehr vom Geist geboren werden.“ Bei der nächsten Zusammenkunft mit Sailer aber sagte sie zu ihm selbst, er habe Christum und seinen heiligen Geist noch nicht, er habe wohl die Wassertaufe des Johannes aber nicht den Geist und die Feuertaufe JEsu, er habe zwar aus dem Gnadenbächlein viel getrunken, aber in das Meer der Gnaden sei er noch nicht gekommen. Wenn er dazu kommen wolle, müsse er klein und demüthig werden wie ein Kind. Dasselbe sagte Boos.

Sailer nahm diese Aeußerungen hin, ohne sich dadurch ge-

Digitized by Google

kränkt zu fühlen, in seinem Gemüthe war er aber unruhig geworden. Als er am andern Morgen abreiste, schrieb er durch einen zurückkehrenden Begleiter folgende Zeilen nach Seeg zurück: Liebste Brüder! Gott gab mir eine unaussprechliche Ruhe des Gemüthes. Ich zweifle nicht, daß Gott der HErr im sanften Säuseln gekommen ist. Ich glaube, daß Johannes mit Wasser, Christus aber mit dem heiligen Geist taufet. Betet, Brüder, daß wir nicht in Versuchung fallen, das übrige wollen wir Gott überlassen, lebet wohl! Dennoch wurde er immer wieder von inneren Anfechtungen heimgesucht. Er fühlte sich von Gott verstoßen wegen seiner Sünde, er zweifelte an der Vergebung. Einmal um Mitternacht erblickte er sich von Furien ergriffen, deren furchtbar häßliche Gestalt ihn hätte versteinern können. In seiner Angst und Seelennoth kniete er im Bette nieder und schrie gewaltig zu Gott, darauf sank er eiskalt, wie todt, vor Furcht zitternd in das Bett zurück. Allmählich kehrte die natürliche Wärme des Leibes wieder, aber kein Frieden in die Seele. Da hörte er eine Stimme sprechen: „Nur Gott in Christo die Welt mit sich versöhnend kann dich retten! Ergieb dich Ihm und lauf Ihm nicht aus der Schule. Lerne der Sünde vollends absterben und Christo allein leben. Bete unabläßig und verleugne dich selbst.“ Die inneren Kämpfe aber waren damit noch nicht zu Ende. Er rang mit Gott, um sein Herz Ihm ganz zu übergeben, und rief oft zwölfmal am Tage: „Herr! ich lasse Dich nicht, bis Du mich gesegnet haben wirst.“ Er entdeckte an sich täglich mehr feine Sünden: Eigendünkel, Eigenwille, Unlauterkeit, Neid, geheimes Wohlgefallen an seinem eigenen Selbst, Anhänglichkeit an irdische Dinge. Er rief immer wieder um Vergebung und um den Beistand des heiligen Geistes, bis endlich ein seliges Friedensgefühl und ein kindlicher Sinn in sein Herz einzog.

Als ihm später neue Zweifel darüber aufstiegen, ob sein Name in das Buch des Lebens eingeschrieben sei, so tröstete er sich damit: „Frage nie, ob du Gott gefallest, sondern ob dir Gott mehr als alles andere gefalle, ob Gottes Name in das Buch deines innersten Lebens eingeschrieben ist, ob dir Gott lieber ist als alles andere, und du darfst in heiliger Furcht vor deiner Gebrechlichkeit und in gleich heiliger Zuversicht auf Gottes grenzenlose Erbarmung erwarten, daß du im Guten beharren

Digitized by Google

wirst bis ans Ende." Freilich ist auch dieser Trost noch nicht der ächte evangelische, der allein auf Christum seine Seligkeit baut.

Im Jahre 1799 wurde Sailer wieder an der Universität Ingolstadt angestellt, und als 1800 die Universität nach Landshut verlegt wurde, wirkte er dort bis 1821 zugleich als Universitätsprediger und Schriftsteller. Er hielt öffentliche Vorlesungen über Religion für sämmtliche Akademiker, auch Privatvorlesungen über den Sinn und Geist der heiligen Schrift. Dadurch übte er einen tiefen weithinreichenden Einfluß aus. Viele Würtemberger, Rheinländer und Schweizer kamen nach Landshut ihn zu hören. In diese Zeit fällt auch die durch Sailer bewirkte Bekehrung des jungen Melchior Diepenbrock, des nachherigen Fürstbischofs von Breslau. Im Jahre 1817 nämlich reiste Sailer mit Clemens Brentano zum Besuch nach Bocholt im Fürstenthum Salm-Salm, wo der Hofkammergerichtsrath Anton Diepenbrock wohnte. Sein Sohn Melchior war ein wilder unbändiger Mensch, er war als Lieutenant gegen die Franzosen zu Felde gezogen, wegen eines Ungehorsamsfehlers mußte er indessen den Abschied nehmen, wobei er vor Wuth eine Uniform zerriß und den Degen zerbrach. Nach Hause zurückgekehrt, widmete er sich der Landwirthschaft und Jagd, trieb auch etwas Wissenschaft und Poesie. Als Sailer das Haus des Vaters betrat, hielt er sich ferne von ihm, bei Tische setzte er sich so weit ab, daß er mit ihm kein Gespräch anknüpfen konnte. Da stand plötzlich gegen Ende der Mahlzeit Sailer auf, und indem er ihn freundlich unter den Arm faßte, sprach er zu ihm: Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig spazieren gehen? Darauf hatten Beide eine lange Unterredung in dem Garten, die den Erfolg hatte, daß Diepenbrock von Stunde an ein anderer Mensch wurde. Nicht nur, daß er am folgenden Tage zur Beichte und Kommunion gieng, was er seit langer Zeit nicht gethan hatte, sondern er zog auch Sailer nach Landshut nach, und nachdem er dort zwei Jahre das Verwaltungsfach studiert hatte, entschied er sich zur Wahl des geistlichen Berufes und hat sich später als Bischof um die Diözesen Regensburg und Breslau sehr verdient gemacht. Er starb 1853. Sailer wurde indessen 1819 durch König Max den Ersten zum Bischof von Augsburg berufen, wozu indessen der Papst wegen Sailers Umgang mit Protestanten und seiner Hinneigung zur evange-

Digitized by Google

lischen Kirche, trotzdem daß Letzterer sich durch eine öffentliche Erklärung als gehorsamen Sohn der katholischen Kirche bekannte, seine Bestätigung versagte. Zehn Jahre später 1829 wurde er Bischof von Regensburg, nachdem er seit 1822 Koadjutor des achtzigjährigen Bischofs Nepomuk von Wolf gewesen war. Sein bischöfliches Amt hat er treu und gewissenhaft verwaltet, er bereiste fleißig seinen Sprengel, überall selbst sehend und hörend. Er hielt regelmäßige Versammlungen der Geistlichen ab und veröffentlichte 1823 seine Pastoralerinnerungen an den gesammten Klerus der Diözese Regensburg; auch ließ er sich die Sorge für die Schulen sehr angelegen sein. Im Jahre 1832 starb er und liegt begraben in dem dortigen Dom.

Er war zugleich ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, seine Schriften umfaßten vierzig Bände. Außer seinen Predigten und Reden sind besonders zu nennen: „Briefe aus allen Jahrhunderten", „Ueber Erziehung für Erzieher", „Grundlehren der Religion der Weisheit auf der Gasse" Bekannt ist auch der Briefwechsel zwischen Sailer, Diepenbrock und Passavant, dem Frankfurter Arzte. Seine Schriften haben den Charakter des Geistreichen, Sinnigen, ohne daß ein tieferer Forschergeist daraus zu erkennen wäre: es fehlt ihm an Scharfsinn und Tiefsinn. Die Richtung milderer Orthodoxie und eine von schwärmerischen Uebertreibungen freien Mystik, die Sailer innerhalb der katholischen Kirche vertrat, finden wir fortgesetzt bei Aloysius Henhöfer, seinem Schüler, der seit 1818 Pfarrer zu Mühlhausen bei Pforzheim in Baden im Gebiete des Freiherrn von Gemmingen war und mit einem großen Theile seiner Gemeinde nebst der Gutsherrschaft 1823 zur evangelischen Kirche übertrat. Ebenso trat Ignaz Linde, früher Pfarrer in Gundremmingen an der Donau, danach mit zweitausend Gemeindegliedern nach Sarepta in Rußland an der Wolga auswandernd, wo er protestantischen Kultus einrichtete, 1824 nach Deutschland zurückgekehrt, in Barmen förmlich zur evangelischen Kirche über und wurde dort Vorsteher einer Missionsschule. Im Jahre 1832 trat auch die Gemeinde Karlshuld auf dem Donaumoose über, in der der Pfarrvikar Latz die evangelischen Lehren verbreitet hatte.

Digitized by Google

John Williams.

In einem kleinen Orte nahe bei London wurde im Jahre 1796 John Williams von frommen Eltern geboren. Seine Mutter pflegte jeden Morgen und Abend ihre Kinder zu sich ins Kämmerlein zu nehmen, um mit ihnen auf den Knieen Gott anzurufen, und so wurde denn der kleine John, ein munterer, fröhlicher und aufrichtiger Knabe, früh von der Liebe zum Heilande ergriffen. Schon als Kind schrieb er sich Gebete und Lieder auf, in denen er Gott dankte und um die Erkenntniß Seines Willens und Wohlgefallens bat. Vierzehn Jahre alt wurde er einem Eisenhändler zur Lehre übergeben, weil der Vater wünschte, daß er ein Kaufmann werden sollte. Hier zeigte er eine große Vorliebe für die Schlosser- und Schmiedearbeiten, welche mit der Handlung seines Lehrherrn verbunden waren. In den Freistunden stand er vor Esse und Werkbank und erwarb sich große Geschicklichkeit in dergleichen Arbeiten.

In dieser Zeit erlosch allmählich das Licht des Glaubens, welches die Mutter in seinem Herzen angezündet hatte: er führte ein weltliches Leben ohne Gott. Gottes Wort wurde verachtet, der Sonntag nicht geheiligt, und an die Stelle der Gemeinschaft mit den Frommen trat die Gesellschaft weltlich gesinnter Genossen, mit denen er fast über heilige Dinge seinen Spott trieb. Die Bitten seiner frommen Herrschaft und die Thränen seiner Mutter waren umsonst.

So gieng es fast vier Jahre hindurch. Da begabs sichs an einem Sonntag Abend, daß er längere Zeit vor seinem Hause auf seine Genossen wartete, mit denen er ein weltliches Vergnügen im Wirthshaus verabredet hatte. Die Frau seines Lehrherrn, die eben in einen Abendgottesdienst wollte, gieng an

Digitized by Google

ihm vorbei und fragte ihn, was er vorhabe. Ehrlich, wie er es immer gewesen war, sagte er es ihr. „Wollen Sie nicht lieber mit mir ins Haus Gottes gehen anstatt in das Haus der Welt?“ so bat ihn nun die Frau. Und siehe, er gieng mit ihr, obwohl er nicht den geringsten Hunger nach dem Worte Gottes hatte. Vom Kirchstuhl sehnte er sich hinweg nach dem Spiel- und Trinktisch. Da trat der Prediger auf die Kanzel und hielt eine Predigt über das Wort Christi: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (St. Matth. 16, 26). Das gieng dem Jüngling durchs Herz: die Erinnerungen an seine Kinderjahre kamen wieder, er erkannte, wie verderblich sein letztes Leben gewesen war, und suchte mit Ernst das Heil seiner Seele. Mit seinen weltlichen Freunden brach er ganz und suchte forthin alle seine Freude im Dienste Gottes und in der Gemeinschaft derer, die Seine Gnade erkannt hatten und liebten. Er schloß sich einem frommen Jünglingsvereine an, half mit am Unterricht in der Sonntagsschule und war stets bereit, wo es etwas zu thun gab für die Ehre Christi und die Wohlfahrt seiner Glieder.

Etwa ein Jahr danach besuchte er eine Versammlung, in welcher von den Heiden auf den Südseeinseln und ihrer Bekehrung erzählt wurde. Da regte sich in ihm die Liebe zu jenen armen Völkern, die noch in der Finsterniß waren, und mächtig zog es ihn zu ihnen hin. Er kämpfte dagegen und bat Gott, die Gedanken hinwegzunehmen, wenn sie nicht nach Seinem Willen wären. Doch Gott machte sein Herz gewiß und fest, und im Jahre 1816 bot er der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste an. Nun war gerade damals für die Mission nach langem vergeblichen Bemühen unter den Bewohnern mehrerer Südseeinseln eine hoffnungsreiche Zeit angebrochen: Tahiti, Eimeo, und wie die Gesellschaftsinseln alle heißen, verlangten nach Lehrern des göttlichen Wortes, und ein Schiff hatte eben die gestürzten Götzenbilder von dort nach England gebracht. Da entschloß man sich, auch Williams anzunehmen und hinzusenden, obwohl er erst zwanzig Jahre alt war. Er nahm den Ruf an und benutzte die ihm noch gebliebene Zeit, um sich in mancherlei Fabriken und Werkstätten umzuthun, denn er wollte den Heiden mit dem Evangelium auch die

Digitized by Google

Künste des Gewerbes bringen. Er trat in den Stand der Ehe und ward zum Dienste feierlich abgeordnet, wobei ihm ein ehrwürdiger Geistlicher zurief: „Gehe hin, mein lieber junger Bruder, und wenn deine Zunge sich regt, so geschehe es, um armen Sündern von der Liebe JEsu zu erzählen!“ Nach einem thränen- und doch freudenreichen Abschied von seiner geliebten Mutter bestieg er das Schiff und landete im September 1817 auf Eimeo, fröhlich in Hoffnung und sehnsüchtig nach Arbeit zum Preise des HErrn.

Nachdem er in zehn Monaten die überaus schwere Sprache der Eingeborenen erlernt hatte, hielt er vor ihnen seine erste Predigt und schrieb darüber an seine Mutter: „Dein Gebet ist erhört, geliebte Mutter! Ich predige jetzt Christum den verlornen Heiden. O daß mir die Gnade würde, Ihn allein zu predigen und Ihm getreu zu sein bis in den Tod!“ Er hatte sich mit den übrigen Missionaren dahin geeinigt, daß er mit einem Gehilfen sich die Insel Rajatea erwählte, deren Einwohner — ungefähr dreizehnhundert Seelen — schon dem Götzendienst entsagt aber noch keinen eigenen Lehrer verlangt hatten. Hier begann nun bald ein reges Leben und Treiben. Williams überredete sie, ihre zerstreuten Wohnungen zu verlassen und an einen einzigen Ort zusammenzuziehen. Er erbaute zuerst für sich selbst ein schönes, freundliches Haus, wobei er Zimmermann, Maurer, Schlosser, Drechsler und Tischler, alles in einer Person war, und leitete die Heiden so zum Fleiß, zu nützlicher Arbeit, wie zum Sinn für Ordnung, Reinigkeit und Nettigkeit an. Mitten im Dorfe erhob sich die Kapelle und Schule: Fast in allen Familien ward Hausandacht gehalten, in den ersten Morgenstunden war Schule für Groß und Klein, und das Suchen nach der Erkenntniß war groß. Der Sonntag wurde mit großem Ernste gefeiert. Schon früh um sechs Uhr war eine Gebetsversammlung. Um neun Uhr unter dem Geläut der Glocken zogen ihrer wohl siebenhundert anständig gekleidet zur Kapelle. Um ein Uhr war Katechismuslehre und um vier Uhr Nachmittagsgottesdienst. Den Abend brachten sie meist mit Singen, Beten und Lesen zu. Auch ins bürgerliche Leben brachte Williams Gesetz und Ordnung. Die Eingebornen — der Häuptling an der Spitze — waren bereit, ihr Leben dem Worte Gottes gemäß einzurichten.

Digitized by Google

Ueber Obrigkeit, Ehe, Eigenthum wurden christliche Gesetze gemacht und ein geordnetes Gerichtswesen eingeführt.

Wie ein Stein, der ins Wasser fällt, immer weitere Wellenkreise zieht, so verbreitete sich das Leben aus Gott von Rajatea auch bald auf die umliegenden Inseln. Die Christen auf Rajatea hielten bald selbst Missionsfeiern, in denen sie für die Heiden Gebet und Gaben opferten. Einige fuhren nach einer benachbarten Insel hinüber und brachten als Siegeszeichen die Götzen von dort zurück. „Wir genießen," schreibt Williams, „einen Vorschmack der heiligen Freude, welche die Engel Gottes haben werden, wenn sie singen: Es sind die Reiche der Welt unseres HErrn und Seines Christus geworden!" Er selbst machte Reisen nach fernerhin liegenden Inseln, und je mehr er sie und ihre Bewohner, die zum Theil noch ihren Götzen Menschenopfer brachten und sich einander auffraßen, kennen lernte, desto größer ward sein Verlangen, auch ihnen das Licht des Lebens zu bringen. „Ich kann mich nicht zufrieden geben in den engen Grenzen einer einzelnen Insel," schrieb er nach London, und als ihm ein neuer Lehrer von dort zur Hilfe geschickt wurde, empfieng er ihn mit den Worten: „Lieber Bruder, ich achte es für ein verlorenes Leben, unter dieser Handvoll Leute zu wohnen und mit seiner Kraft in diese engen Grenzen eingeklammert zu sein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen: Zehntausende schmachten im Elend auf gar nicht fernen Inseln, und ich soll hier sitzen unter einigen Hundert! Das ist mir ein Stich ins Herz. Es muß etwas geschehen! Hätte ich ein Schiff zu meiner Verfügung, es sollte keine Insel der Südsee unbesucht bleiben, überall hin sollten Boten gehen, um die Füße der Heiden auf den Weg des Friedens zu richten."

Das nächste Ziel seiner Sehnsucht war die Insel Rarotonga, die größte unter den Hervei-Inseln. Im Jahre 1827 landete er dort und wurde mit Jubel empfangen. Die Bewohner, die das Evangelium durch bekehrte Rajateaner bereits hatten kennen gelernt, legten ihre schrecklichen, ungeheuren Götzenbilder — vierzehn an der Zahl — zu seinen Füßen nieder. Rasch lernte Williams ihre Mundart, schrieb ihnen Uebersetzungen einzelner Bücher der Bibel, wie er auch auf Rajatea gethan hatte, baute mit ihnen ein neues großes Gotteshaus und predigte vor Versammlungen von zwei bis fünftausenden.

Digitized by Google

Seit Jahren hatte er in Briefen nach London um ein Missionsschiff gebeten, ohne es erlangen zu können. Da machte er sich auf Rarotonga selbst an das Werk, und hier kam ihm zu Statten, was er in seiner Jugend als „Schlossergeselle" wie er sich selbst damals nannte, gelernt hatte. Er machte sich von Ziegenfellen, und da diese von Ratten zernagt wurden, von Holz einen Blasebalg und schmiedete das Eisenwerk auf einem Stein, der zum Amboß diente. Der Bast der Bäume lieferte die Taue, und die Schlafmatten der Eingebornen wurden zu Segeln verwandt. So kam das Schiff von siebenzig bis achtzig Tonnen Last zu Stande, ward „der Friedensbote" genannt und unter dem Jubel der Eingebornen vom Stapel gelassen.

Auf diesem Schiffe besuchte er die benachbarten Inseln und fuhr nach Rajatea zurück, aber nur um seinen längst gehegten Plan auszuführen, nämlich die noch ganz heidnischen Schifferinseln aufzusuchen. Hier wurde er mit Freuden aufgenommen und hatte nur Klagen zu hören, daß er so wenige Lehrer mitbrachte und nicht selber unter ihnen wohnen könnte. Verwundert sah er die große Thür, welche ihm hier aufgethan war und wandte auf sich das Wort der Schrift St. Marc. 16, 20 an: „Sie aber giengen aus und predigten an allen Orten; und der HErr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen." Er mußte versprechen, bald wiederzukommen und kehrte, nachdem er auf der Rückfahrt Rarotonga, Eimeo und andere Inseln besucht hatte, nach Rajatea zurück. Hier fand er zu seinem Schmerz Zwistigkeiten und Erkaltung der ersten Liebe und hatte große Mühe, Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Im Jahre 1832 machte er sich zum zweiten Mal auf den Weg zu den Schifferinseln hin. Dieß Mal ankerte er vor der Insel Tutuila, auf welcher vor vierundvierzig Jahren ein französischer Kapitän und elf seiner Leute mit zweihundert Keulenschlägen ermordet worden waren. Ein Eingeborener kam an Bord und stellte sich als „einen Sohn des Wortes" dar: es seien, so sagte er, hier funfzig Leute in der Nähe, die das Evangelium angenommen hätten. Nun bestieg Williams das Boot und ruderte der Küste zu. Da bemerkte er, daß die Volksmenge am Ufer bewaffnet war und befahl der Mannschaft, mit

Digitized by Google

Rudern inne zu halten. Dann warf er sich mit ihnen auf die Kniee und betete um des HErrn Geleit. Als der Häuptling gewahr wurde, daß das Boot zu landen zögerte, hieß er seine Leute sich lagern, watete ins Wasser auf das Boot zu und sprach zu Williams: „Willst du nicht ans Land kommen? Traust du dich nicht zu uns heran?“ — „Ich bin nicht sicher, ob ich euch trauen kann; ich habe gehört, daß ihr sehr wilde Menschen seid und hier einen grausamen Mord verübt habt!“ Da antwortete der Häuptling: „O, jetzt sind wir nicht mehr wild; wir sind Christen!“ „Ihr Christen?“ rief Williams „Wo hörtet ihr denn vom Christenthum?“ „Ein großer Häuptling vom Lande der weißen Männer, genannt Williams, kam vor zwanzig Monden zu unseren Inseln und brachte ihnen Lehrer. Etliche unserer Leute haben sie predigen hören und das Wort auch zu uns gebracht.“ „Nun,“ rief jetzt Williams aus, „ich bin der Mann, von dem du sprachst: ich heiße Williams und brachte vor zwanzig Monden Lehrer zu euren Inseln.“ Im Nu gab der Häuptling seinen Leuten ein Zeichen, und sie sprangen auf, stürzten sich ins Meer, ergriffen das Boot und trugen es sammt der Mannschaft ans Land. Hier wurden sie aufs herzlichste bewillkommt und um Lehrer gebeten. Aehnlich ergieng es ihm auf den übrigen Inseln. Frohlockend und dankend kehrte er nach einigen Monaten nach Rarotonga zurück, und der Hauptton des Briefes, den er über diese Reise an einen seiner Freunde schrieb, war das Wort: „Ich habe nichts gethan; ich habe nur zugesehen, was Gott gethan hat.“

Williams hatte es sich von Anfang angelegen sein lassen, Eingeborene zu Lehrern auszubilden; viele hatte er bereits ausgesandt, und manche Insel war allein durch solche bekehrt worden. Aber schmerzlich vermißte er den Mangel an tüchtigen englischen Lehrern, und so entschloß er sich, selber nach England zu reisen, um dort seine Stimme zu erheben und sein Volk zum heiligen Kriege in der Südsee aufzurufen. Er war überzeugt, den geliebten Inseln, die ihm eine zweite Heimath geworden waren, nicht besser dienen zu können. Nun aber gab es einen schweren, thränenreichen Abschied: die Gemeinden, die ihn als einen Vater in Christo achteten, wollten ihn nicht ziehen lassen; sie hielten ihm Bibelstellen aus den Briefen Pauli vor, aus denen sie bewiesen, daß er sie nicht verlassen dürfe. Das schnitt ihm ins

Digitized by Google

Herz, aber er konnte ihnen nicht willfahren. Den letzten Sonntag hielt er auf Rajatea das heilige Abendmahl. Da er sehr erschöpft war, rief er einen der Gemeindepfleger auf, vor den Einsetzungsworten zu beten. Der betete also: „O, HErr, Du hochgelobter Gott, wir preisen alle Deine Barmherzigkeit, die Du an uns gethan hast; und nun, da wir an Deinen Tisch treten wollen, so sei Du mitten unter uns! Laß nimmer den Fluch des Wortes Deines Apostels uns treffen, nimmer laß uns essen und trinken uns selber das Gericht. Binde uns die Hände, daß wir nicht Nägel nehmen und den HErrn JEsus von neuem ans Kreuz schlagen! Er hat ein Mal für uns Marter gelitten: das, HErr Gott, laß genug sein! Laß nimmer den Speer der Sünde uns nehmen und abermals Seine Seite durchbohren! Laß nicht zu, daß wir in neue Schmach ihn kleiden! Durch Dein heiliges Sacrament entzünde unsere Liebe zu Dir und stärke uns den Glauben." In den dann folgenden Fürbitten gedachte er auch des Missionars und der Seinigen und betete: „O, HErr, gebiete den Winden, daß ihre Wuth sie nicht antaste; befiehl dem Meer, daß es sie nicht verschlinge; geleite sie sicher in ihr Land, schenke ihnen ein glückliches Wiedersehen mit ihren Freunden und Verwandten, und dann, dann führe sie in Gnaden zu uns zurück. Doch sollten wir hienieden nicht wieder versammelt werden an Deinem Tisch — o, HErr, so laß uns doch alle zusammentreffen am Thron Deiner Herrlichkeit, die droben ist! Amen."

Unter solchen Gebeten und Segenswünschen trat er seine Reise an und landete im Juni 1834 nach fast achtzehnjähriger Abwesenheit in seinem theuren Heimathlande. Hier war in der letzten Zeit der Eifer für die Südseemission sehr erlahmt: man hatte von Rückfällen der Bekehrten gehört, besonders von den Verwüstungen, welche der Branntwein auf den Gesellschaftsinseln angerichtet hätte. So kam denn Williams den Vorstehern der Mission gerade recht: sie sandten ihn aus, damit er durch Reisepredigten das Feuer wieder anfachte. Und so zog er denn von Ort zu Ort, durch England und Schottland, mehrere Jahre lang und erzählte von den Werken Gottes im stillen Ocean. Seine Worte zündeten mächtig und reichliche Gaben wurden dargebracht. In einer Stadt warf ein Mann eine Banknote von siebentausend Thalern in das Missionsbecken, und als

Digitized by Google

Williams einst von einer Missionsversammlung nach Hause fuhr und dem Droschkenmann das Fuhrgeld hinreichte, da zog dieser seine Hand zurück und sagte: „Von Williams nimmt kein christlicher Droschkenkutscher etwas; das gehört alles den Heiden.“ Damit gab er seinen Pferden die Peitsche und jagte davon.

Um diese Zeit schrieb er ein Buch, in welchem er die Missionsunternehmungen in der Südsee ausführlich beschrieb, und verschaffte dadurch dem Werke auch unter vornehmen und gelehrten Männern neue Freunde und Gönner.

Drei Pläne waren es, die er besonders hegte und für die er seine Landsleute zu gewinnen suchte: Stiftung eines Seminars auf Rarotonga zur Ausbildung eingeborner Lehrer, Gründung einer höheren Schule auf Tahiti, und endlich Beschaffung eines großen Missionsschiffes, welches die nöthige Verbindung der einzelnen Stationen unterhalten und den heidnischen Inseln Missionare zuführen sollte. Für die beiden ersten hatte er bald die nöthigen Mittel in Händen: man gab ihm schnell und reichlich. Auch die Kosten für das Schiff wurden aufgebracht, indem durch freiwillige Gaben über achtundzwanzigtausend Thaler zusammenkamen. So wurde ein Schiff angekauft und segelfertig gemacht. Fünftausend neue Testamente in Rarotongalischer Sprache, von Williams übersetzt und in London gedruckt, wurden auf dasselbe geladen nebst mancherlei anderer Waare, und im April 1838 fuhren er und mehrere andere Missionare wieder hin nach der Südsee zu.

Als er dorthin kam, landete er zuerst auf den Schifferinseln. Mit Freuden empfieng man ihn und brachte ihm gute Botschaft entgegen. Ueberall waren Schulen und Kapellen erbaut, und von den siebzigtausend Einwohnern, welche die ganze Inselgruppe etwa zählte, genossen gegen funfzigtausend christlichen Unterricht. Das bewog ihn denn auch zu dem Entschluß, auf einer dieser Inseln fortan seinen eigentlichen Wohnsitz zu nehmen, von welchem aus die weiteren Unternehmungen gemacht werden sollten. Doch besuchte er zuvor auch noch die Hervei- und Gesellschaftsinseln. Auf Rarotonga begrüßte er seinen Mithelfer in der Arbeit mit den Worten: „Nun wird bald keine Insel in der Südsee mehr sein, die ich nicht besucht hätte. Der Aufgang aus der Höh! Nun haben wir ein Missionsschiff!“ Dann wurden die Testamente unter dem Jubel des Volkes ausgepackt,

Digitized by Google

und jeder gab willig den Preis, um den es zu kaufen war. Dann wurde das Missionsseminar eröffnet, aus welchem mancher Bote des Friedens ausgegangen ist. Nachdem er darnach noch Tahiti, Eimeo, Rajatea und manche andere Insel besucht hatte, kehrte er nach den Schifferinseln zurück.

Hier war er fast noch ein Jahr in voller Arbeit: er lehrte außer dem Worte Gottes auch die Handwerke und Gewerbe. Täglich mit aufgehender Sonne gieng er zur Schule und unterrichtete zuerst die Erwachsenen, dann die Kinder. Sodann war er mit Handarbeit beschäftigt, und am Abend kamen zahlreiche Gäste, um sich mit ihm zu befragen. Dabei hielt er an jedem Montag eine Katechismusstunde, am Dienstag versammelte er die eingeborenen Lehrer um sich, am Mittwoch hielt er Wochenpredigt; am Donnerstag besprach er sich mit den eingeborenen Lehrern über die am nächsten Sonntag zu haltenden Predigten; Freitags war eine Gebetsversammlung; Sonnabends machte er Hausbesuche, und am Sonntag hatte er fast den ganzen Tag Gottesdienst und andere geistliche Uebungen. Dabei hatte seine Frau fast täglich Frauen und Mädchen um sich, die sie im Nähen und dergleichen unterrichtete.

Ende Oktober kam das Missionsschiff von Tahiti zurück, und nun rüstete sich Williams zu einer „großen Reise." Er wollte auch den westlichen Inseln, die noch ganz in der Finsterniß waren, das Evangelium bringen. Zwölf eingeborene Lehrer von den Schifferinseln wollten dabei helfen, und mit ihnen, wie von zwei englischen Missionaren begleitet, fuhr er im November den Fidschiinseln zu, landete auf einer der Inseln und segelte dann westlich weiter zu den Neuen Hebriden. Auf dieser Fahrt schrieb er an einen Freund einen Brief, in welchem die Worte vorkommen: „Alle meine Kräfte gehören dem schönsten Beruf auf Erden: O, was für eine Lust ist es, gutes zu thun! Welche tiefe Weisheit ist in der Schrift, die da spricht: Geben ist seliger denn Nehmen!"

Am 17. November erreichte das Schiff die Inselgruppe: auf zweien wurde gelandet, und der Empfang war sehr günstig, daß Williams auf der einen drei Lehrer zurücklassen konnte. Am 19. näherte er sich der Insel Eromanga, vor deren Bewohnern er wegen ihrer Wildheit öfter gewarnt worden war. Durch Schändlichkeiten, welche einige Schiffsmannschaften bei

Digitized by Google

ihnen verübt, waren sie gegen alle Weißen sehr erbittert. Auf einem Boot fuhr Williams vorsichtig dem Ufer zu und bestieg mit drei Männern das Land, nachdem er den dort stehenden Eingebornen einige Schnüre Glasperlen zugeworfen hatte, um zu zeigen, daß er es gut mit ihnen meine. Die Wilden zogen sich scheu vor ihnen zurück, jemehr die vier sich ihnen zu nähern suchten. Williams konnte sich nur an einige spielende Kinder machen, von denen er einige auf den Schooß nahm und ihnen die Zahlwörter beizubringen suchte. Da ertönte plötzlich die Kriegsmuschel, mit großen Keulen bewaffnet liefen die schwarzen Wilden auf die Weißen zu. Zweien von ihnen gelang es, das Boot durch schleunige Flucht zu erreichen, die beiden andern, unter ihnen Williams, fielen den Wüthenden in die Hände. Er war auf der Flucht im Wasser gestrauchelt und rücklings hinein gefallen. Zwei Wilde fielen über ihn her und schlugen mit ihren furchtbaren Keulen nach seinem Kopf, so oft er aus dem Wasser auftauchte. Sie zerschmetterten ihm bald das Haupt, und ein dritter bohrte eine ganze Hand voll Pfeile in seine Brust. Dann zogen sie den Leichnam näher ans Ufer, wo noch andere wie wüthende Tiger auf ihn losschlugen: selbst die Knaben, die noch eben auf seinem Schooße gespielt hatten, schlugen mit Steinen auf ihn, daß die Wellen roth wurden vom Blute des Gemordeten. Vom Schiff aus war keine Hilfe möglich: nicht einmal die Leichname konnten den Wilden entrissen werden. Erst nach drei Monaten gelang es einer Kriegsschaluppe, an der Küste zu landen und nach den sterblichen Ueberresten zu fragen. Die gräßlichen Menschen gestanden, daß sie die Leiber der Erschlagenen aufgefressen hätten. Nur einige Knochen und Schädel brachten sie nach vielem Bitten herbei.

So schrecklich endete dieser von der Liebe zum Heiland glühende Mann, in dem kräftigen Lebensalter von dreiundvierzig Jahren. Siebenmal war er auf seinen Reisen in der Südsee der Gefahr des Ertrinkens nahe gewesen und auf wunderbare Weise vom Tode errettet, und nun mußte er unter den Händen der Kanibalen sein edles Leben aushauchen. Ein tiefes Wehgeschrei gieng durch die östlichen Inseln über den geliebten „Vater", wie er genannt wurde. Wunderbar und dunkel sind Gottes Wege, doch so viel erkennt auch hier der Menschen kurzer Blick, daß auch dieses Märtyrers Blut zur Saat der

Digitized by Google

Kirche geworden ist. Das Werk der Mission im stillen Ocean ist seitdem fortgegangen und wird auch ferner fortgehen. Immer mehr weicht die grausige Finsterniß vor dem Lichte, das von Zion kommt, und auch dort bekennt und ruft die Kirche Gottes unabläßig von ihrem ewigen Könige:

»Es kann nicht Ruhe werden, bis deine Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden zu deinen Füßen liegt!«

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Martin Luther	1
Ulrich Zwingli	64
Philipp Melanchthon	80
Johannes Calvin	93
John Knox	118
Lazarus Spengler	135
Paul Speratus	143
Johannes Brenz	153
Johannes Arndt	171
Valerius Herberger	182
Vincentius von Paula	195
Ernst der Fromme	214
Paul Gerhardt	221
Christian Skriver	251
Johann Reinhard Hedinger	265
Philipp Jakob Spener	273
August Hermann Francke	301
Karl Hildebrand Freiherr von Canstein	315
Bartholomäus Ziegenbalg	324
Johann Albrecht Bengel	337
Hans Egede	356
Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf	369
Karl Heinrich von Bogatzky	390
Gerhardt Tersteegen	401
John Wesley	427
Johann Kaspar Lavater	442
Matthias Claudius	466
Jung Stilling	475
Johannes Friedrich Oberlin	494
Michael Sailer	522
John Williams	529

Druck von Hermann Müller in Berlin, Adlerstr. 7.

Digitized by Google

Verzeichniß

der durch den

Evangelischen Bücher-Verein zu Berlin

verlegten Bücher.

(Niederlage Oranienstraße Nr. 106.)

Luther's gr. und kl. **Katechismus**, ungeb. 2½ Sgr., in Pappbd. 4 Sgr., in Halbfranzbd. 7½ Sgr.

— **Hauspostille**, ungeb. 20 Sgr., in Pappbd. 25 Sgr., in Halbfranzbd. 27½ Sgr., in Lederbd. 1 Thlr. 2½ Sgr., in gepr. Lederbd. 1 Thlr. 5 Sgr.

Dr. Philipp Jakob Spener's Erklärung der christl. Lehre nach der Ordnung des kleinen Katechismus Lutheri, ungeb. 6 Sgr., in Pappbd. 8 Sgr., in Halbfranzbd. 12 Sgr.

Dr. Heinrich Müller's geistliche Erquickstunden, ungeb. 8 Sgr., in Pappbd. 10 Sgr., in Halbfranzbd. 14 Sgr.

Joh. Arnd's wahres Christenthum, ungeb. 13 Sgr., in Pappbd. 16 Sgr. in Halbfranzbd. 20 Sgr., in gepr. Lbrbd. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2½ Sgr.

Concordia oder die **Bekenntnißschriften** der evangel.-luth. Kirche, ungeb. 12½ Sgr., in Pappbd. 15 Sgr., in Halbfranzb. 20 Sgr.,

Gebetbuch, entb. sämmtl. Gebete Luthers wie auch Gebete v. Melanchthon, Bugenhagen, Matthesius, Habermann, Arnd u. a. Gott-erleuchtet. Männern, auf Druckp. ungeb. 12½ Sgr., in Papbd. 15 Sgr., in Hbfrzb. 20 Sgr., auf Velin-Schreibp. ungeb. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Unverfälschter **Liedersegen, Gesangbuch für Kirchen, Schulen und Häuser**, auf Druckp. ungeb. 8 Sgr., in Papbd. 10½ Sgr., in Hlbfrzbd. 12½ Sgr., in Lederbd. 15 Sgr., auf Velin-Schreibp. ungebd. 17½ Sgr., in gepr. Lederbd. 25 Sgr., in gepr. Lederbd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

John Bunyan, Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit (mit Vignetten), ungeb. 5 Sgr., in Pappbd. 7 Sgr., in Halbfranzbd. 10 Sgr.

Heinrich Jung's, genannt Stilling, Lebensbeschreibung. ungeb. 5 Sgr., in Pappbd. 7 Sgr., in Halbfranzbd. 11 Sgr.

Dr. Joh. Philipp Fresenius, Beicht- u. Communionbuch. ungeb. 7 Sgr., in Pappbd. 9 Sgr., in Halbfranzbd. 13 Sgr., in gepr. Lbrb. mit Goldschnitt 22½ Sgr.

Evangelienbuch, d. i. die Episteln und Evangelien mit den Summarien und Collecten auf alle Sonn- und Fest-Tage, mit angehängter Passionsgeschichte, Geschichte der Zerstörung Jerusalems, und Luthers K. Katechismus, 84 Bilder; auf Druckpapier ungeb. 10 Sgr., in Pappbd. 12½ Sgr., in Halbfranzbd. 17½ Sgr., auf Velin-Kupferdruckp. ungeb. 1 Thlr., in gepr. Lebbd. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

M. Christian Scriver's Seelenschatz. I. Bd., ungeb. 17½ Sgr., in Pappbd. 21 Sgr., in Halbfranzbd. 25 Sgr; eleg. und dauerhaft geb. 1 Thlr.

II. Bd. ungebd. 22½ Sgr., in Pappbd. 26½ Sgr., in Halbfranzbd. 1 Thlr; eleg. und dauerhaft geb. 1 Thlr. 5 Sgr.

III. Bd. ungebd. 20 Sgr., in Pappbd. 24 Sgr., in Halbfranzbd. 28 Sgr; eleg. und dauerhaft geb. 1 Thlr. 3 Sgr.

Detaillirtes Sachregister zu allen 3 Bänden 1 Sgr.

M. Christian Scriver's Zufällige Andachten Gotthold's, ungebd. 8 Sgr., in Pappbd. 10 Sgr., in Halbfranzbd. 14 Sgr.

Matthesius, Leben Luthers, ungeb. 7 Sgr., in Pappbd. 9 Sgr., in Halbfranzbd. 13 Sgr.

Bibel, altes und neues Testament, mit 327 Bildern, auf Druckpapier ungeb. 1 Thlr. 20 Sgr., in Halbfranzbd. 2 Thlr., in Lederbd. 2 Thlr. 5 Sgr.,

Digitized by Google

in gepr. Lebdb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Sgr., auf Velin-Kupferdruckp. ungebd. 3 Thlr., in gepr. Lebdb. mit Goldschnitt 4 Thlr; in feinstem Chagrinleder mit vielen Goldverzierungen und Futteral 5 Thlr. 10 Sgr.

Dr. Johann Jakob Rambach, Betrachtungen über das ganze Leiden Christi und die sieben letzten Worte des gekreuzigten Jesu, ungeb. 17½ Sgr., in Pappbd. 21 Sgr., in Halbfranzbd. 25 Sgr.

Evangelien-Postille zum Vorlesen in Kirchen und zum häuslichen Gebrauch. Ausgewählte Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres und für die Fastenzeit aus Luther, Müller, Scriver, Brastberger, Rieger, Schubert; ungeb. 1 Thlr., in Pbdb. 1 Thlr. 7½ Sgr., in Hlbfrzbd. 1 Thlr. 10 Sgr., in Ldrbd. 1 Thlr. 15 Sgr., in gepr. Ldrbd. 1 Thlr. 17½ Sgr.

Thomas a Kempis, Nachfolge Christi, mit 5 Holzschnitten; auf Druckpapier ungeb. 4 Sgr., in Pappband 6 Sgr., in Halbfrzbd. 10 Sgr., auf Velin-Kupferdruckp. ungeb. 10 Sgr., in eleg. Calico 15 Sgr., in eleg. Hlbfrzbd. 17½ Sgr; in gepr. Ldrb. mit Goldschnitt 22½ Sgr..

Die Holzschnitte zu Thomas a Kempis' Nachfolge Christi mit passenden Bibel-Texten und Liederversen werden auch besonders verkauft; sämmtliche 5 Stück 1 Sgr.

Luthers Evangelien-Auslegung, aus seinen homiletischen und exegetischen Werken für Schriftforscher, Prediger und erbauungsuchende Leser, herausgegeben von Chr. G. Eberle. (Nur auf feste Bestellung); ungebd. 1 Thlr. 20 Sgr; in eleg. Einband 2 Thlr.

Luthers Episteln-Auslegung, ein Kommentar zur Apostelgeschichte, den apostolischen Briefen und der Offenbarung. Aus seinen homiletischen und exegetischen Werken herausgegeben von Chr. G. Eberle. (Nur auf feste Bestellung); ungebd. 1 Thlr. 20 Sgr., in elegantem Einband 2 Thlr.

Johann Friedrich Stark, tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen, enthaltend Aufmunterungen, Gebete und Gesänge nebst Fest-Andachten u. s. w.; in Hlbfranzbd. mit Futteral 12½ Sgr.

Benjamin Schmolke's güldenes Kleinod für die Gott Vater, Sohn und heil. Geist lobenden alten und betagten Leute nebst einem geistlichen Gesangbüchlein; ungeb. 2½ Sgr., in Pappband 4½ Sgr., in Hlbfrzbd. 6 Sgr.

(Dies Gebetbuch ist mit besonders großem Druck ausgestattet.)

Missionsgeschichte, in Heften, 1. Heft: Grönland, 8° 3½ Bogen, mit Abbildungen und Karte 1 Sgr. 2. Heft: Ceylon, 2¾ Bogen, 1 Sgr. 3. Heft: Der rothe Mann, 10¾ Bogen 3 Sgr. 4. Heft: Der große Ocean und die Mission, 7 Bogen mit Abbildungen und Karte, 2 Sgr.

Die Hefte sind auch auf feinem Papier zu erhöhten Preisen zu haben.

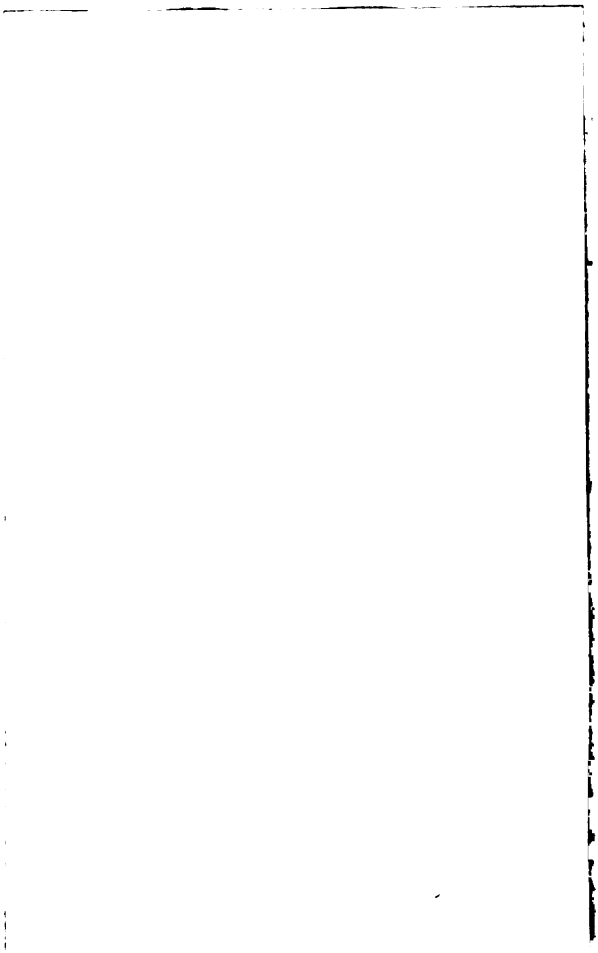
Hausbuch. Tägliche Andachten für die Hausgemeinde, mit Liederversen, Schriftabschnitten, Andachten und Gebeten für alle Tage im Jahre; ungebd. 15 Sgr.; in Pappbd. 17½ Sgr., in Hlbfrbd. 22½ Sgr., in eleg. Hlbfrbd. 25 Sgr., in gepr. Ldrb. 27½ Sgr., in gepr. Ldrb. mit Goldsch. 1 Thlr. 2½ Sgr.

Lebensbilder aus der **Kirchengeschichte:** 1. Band, ungebd. 14 Sgr.; in Pappband 17 Sgr., in Hlbfrzbd. 21 Sgr.; in eleg. Hlbfrzbd. 24 Sgr., auf Velinpapier ungeb. 24 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 5 Sgr. Der 2. Band dieses Werkes wird vor Weihnachten 1869 noch fertig werden.

M. Ludwig Hofacker, Predigten für alle Sonn-, Fest- und Feiertage; (vollständige Steinkopf'sche Ausgabe; nur auf feste Bestellung) ungeb. 22½ Sgr.; eleg. Hlbfrzbd. 1 Thlr. 2½ Sgr.

Genannte Schriften sind auch aus dem Commissions-Verlage von **Wiegandt & Grieben** in Berlin, Linksstr. 7, zu beziehen.

Digitized by Google



Digitized by Google

LEBENSBILDER aus der christlichen Kirchengeschichte. 911

L442

Digitized by Google